

# Erlebte und erinnerte Geschichte

Deutsch-polnische  
Biographien

Teil II



herausgegeben von  
Tomasz G. Pszczólkowski  
und Karol Czejarek  
unter Mitwirkung von  
Axel Schmidt-Gödelitz

ISBN 978-83-7549-276-7



9 788375 492767

Erlebte und erinnerte  
Geschichte

Deutsch-polnische Biographien

*Das Leben ist hier und jetzt.*

*Man muss den Augenblick erleben, der gerade kommt.*

*Er ist dafür da, um die Zukunft zu schaffen.*

*Wer in der Vergangenheit lebt, verliert sowohl die Gegenwart,  
weil er sie nicht durchlebt, als auch seine Chance auf die Zukunft,  
weil er keine Zeit hatte, sie zu formen.*

Aus dem Beitrag von Natalia Ołowska-Czajka

Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“  
ost-west-forum Gut Gödelitz e.V.

# Erlebte und erinnerte Geschichte

Deutsch-polnische Biographien

Teil II

herausgegeben von  
Tomasz G. Pszczółkowski  
und Karol Czejarek

unter Mitwirkung von  
Axel Schmidt-Gödelitz

Pułtusk 2017

Mit finanzieller Unterstützung von:  
Akademischer Forschungs- und Bildungsgesellschaft „Atena“  
Marion Dönhoff Stiftung  
Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“  
ost-west-forum Gut Gödelitz e.V., Dirk Rossmann GmbH

Das Buch dokumentiert die Tätigkeit des Interfakultären Zentrums  
für Deutschlandstudien der Humanistischen Akademie in Zusammenarbeit  
mit der Abteilung für Länderstudien des deutschen Sprachraums des Instituts  
für Germanistik der Universität Warschau.

Redaktionsbeirat:

Vorsitzende: Adam Koseski und Axel Schmidt-Gödelitz  
Herausgeber und Redakteur der deutschen Fassung:  
Tomasz G. Pszczółkowski

Sekretär des Redaktionsbeirats und Herausgeber der polnischen Fassung:  
Karol Czejarek

Redakteurin der polnischen Texte: Magdalena Czejarek

Mitglieder: Dominique Kirste, Piotr Roguski, Christian Pfeiffer, Jan Rodzim,  
Krzysztof Gawrychowski

Korrekturen: Tomasz G. Pszczółkowski, Karol  
und Magdalena Czejarek, Magdalena Rodzim

Umschlagentwurf: Barbara Kuropiejska-Przybyszewska

Auf dem Umschlagfoto: Gemälde „Nachtschrei“ von Maria Wollenberg-Kluza”.  
Ihre Ausstellungen wurden unter anderem in Deutschland, Spanien, Schweden, Holland und den  
USA bewundert. Motto des Schaffens dieser herausragenden Kunstmalerin ist: „Aus der Last der  
Leere befreie ich Räume – der Menschlichkeit willen“.

Copyright by Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“, Pułtusk 2017

Satz: Barbara Gawrychowska

Verlag:

Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“  
ul. Daszyńskiego 17, 06-100 Pułtusk, Tel. 23 692 98 15,  
E-Mail: rektorat@ah.edu.pl

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche  
Genehmigung der Autoren und des Verlegers reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme verbreitet werden.

ISBN 978-83-7549-276-7

# Inhaltsverzeichnis

## I. Zur Einführung

Tomasz G. PSZCZÓŁKOWSKI: So war es oder Vergangenes diesseits und jenseits der Vergangenheitspolitik. . . . .	9
Karol CZEJAREK: Berlin – Warschau, Warschau – Berlin. . . . .	15
Katarzyna GAWOR: Die andere Seite der Medaille. . . . .	21
Axel SCHMIDT-GÖDELITZ: Frieden in Europa: Lernen wir aus der Geschichte?. . . . .	25

## II. Biographien

Antonina ABRAMIUK: Ein Stück meiner Geschichte. . . . .	29
Helmuth Julius BAUER: Polnisch-deutsch-polnische Biographien . .	45
Erhard BRÖDNER: Rysiek. . . . .	69
Maria BRYSCH: Wie der Zufall es will. . . . .	81
Andreas H. BUCHWALD: Ungewöhnliche Faszination . . . . .	89
Krzysztof CZAJKA: Hände hoch oder ein Pole in Deutschland . . .	95
Karol CZEJAREK: Eine biographische Erinnerung. . . . .	115
Katarzyna GAWOR: „Deutsch“ in meinem Leben . . . . .	129
Teresa GRAUER: Dreimal Polen und zurück . . . . .	137
Harald GRÖHLER: Der Autor als bipolarer Zeitgenosse . . . . .	145
Olaf HERRMANN: Besatzungschild aus Gotenhafen . . . . .	155
Barbara HICKETHIER: Zurückgekommen!. . . . .	163
Klaus HOHMANN: Meine Bilder von Polen und vom Polen . . . . .	173
Michał JAMIOŁKOWSKI: Eben vergangen, nie vergessen . . . . .	189
Beata JANKOWSKA: Ich war Stipendiatin des Erasmus-Programms . .	195
Rolf KARBAUM: Ein Leben an der deutsch-polnischen Grenze. . .	201
Michał Władysław KULIK: Eine kurze „Chronik“ meines Lebens . .	213
Ryszard LIPCZUK: Berufliche Impressionen eines polnischen Germanisten . . . . .	217
Ewa ŁASTOWIECKA: Soweit ich mich erinnern kann . . . . .	223
Halina OKOŃ: An Tränen meiner Oma kann ich mich erinnern ....	235
Natalia OŁOWSKA-CZAJKA: Berlin-Warszawa-Express... . . . .	241
Agnieszka OZDARSKA: Erste Erfahrungen mit den Deutschen. . .	261
Christian PFEIFFER: Aus einem Leben, das an der deutsch-polnischen Grenze begann. . . . .	269
Piotr ROGUSKI: Was verblieb von jenen Jahren ...? . . . . .	289
Iwona ROSZKOWSKI: Nur die Augenblicke sind schön, aber es lohnt sich, für sie zu leben . . . . .	297

Julia SCHUCH: Auf den Spuren des Vaters . . . . .	309
Halina STANO: Auf der Suche nach Wahrheit über Deutschland .	317
Magdalena ULLRICH: Meine Sprachen . . . . .	321
Helmut WAGNER: Mein Blick zurück. . . . .	327
Eckart WEIßER: Das Auf und Ab eines Lebens zwischen Deutschland und Polen . . . . .	341

### III. Einschätzungen

Peter BRANDT: Deutschland und Polen – Erlebnisse und Reflexionen. . . . .	351
Jan CHRIST: Kurze Überlegungen eines Schriftstellers ...	359
Jerzy JASKIERNIA: Einige Gedanken über Deutschland und die Deutschen . . . . .	361
Dominique KIRSTE: Ein Spaziergang durch Pułtusk . . . . .	377
Adam KOSESKI: Polen – Deutschland: Gedächtnis oder Geschichtspolitik. . . . .	383
Marta MILEWSKA: Bikulturalität in der Geschichtsdidaktik. . . .	389
Jörg PETERSEN: Ein biographischer Rückblick . . . . .	397
Roman SCHAFFNER: Polen: (R)eine Ansichtssache . . . . .	401
Janusz SZCZEPAŃSKI: An allem ist der Krieg schuld. . . . .	411
Dariusz WOJTASZYN: Fußball, DDR und Wiedergewonnene Gebiete . . . . .	433

### IV. Weitere Projekte

Tomasz G. PSZCZÓŁKOWSKI: Erinnerungskultur in Deutschland und in Polen. . . . .	443
Anna WARAKOMSKA: Das Phänomen der binationalen Ehen. . . .	447

### V. Varia

Bericht über die zwei letzten Biographiegesprächsrunden . . . . .	455
Liste der bisherigen Teilnehmer der deutsch-polnischen Biographiegespräche . . . . .	460
Vereinbarung über Zusammenarbeit zwischen dem ost-west-forum Gut Gödelitz e.V. und der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ Pułtusk . . . . .	461
Karol Czejarek empfiehlt einen Bildband über Leben und Werk der Paulina Lemke. . . . .	462
Koeditionen der AH und des OWF: „Erlebte und erinnerte Geschichte“ und „Polen zwischen Deutschland und Russland“ . . .	464
Buchempfehlung: „Deutschland – Polen: Eine kulturkomparatistische Untersuchung“ . . . . .	469

VI. Über die Autoren . . . . .	471
--------------------------------	-----

# I. Zur Einführung



TOMASZ G. PSZCZÓŁKOWSKI

## So war es oder Vergangenes diesseits und jenseits der Vergangenheitspolitik

Worte, die im Titel des vorliegenden Vorwortes stehen, hört man im Alltag öfters: als Feststellung von Wahrheiten vor allem älterer Menschen, die sich an Vergangenes erinnern und darüber berichten, wobei sie von dem Geschehenen, seinen damaligen Folgen und heutigen Auswirkungen sich nicht lossagen können. Auch jüngere Menschen, die altersbedingt zwar nicht über die Lebenserfahrung der älteren Generationen verfügen, aber dennoch von dem, was sie von ihnen gehört haben, sich betroffen fühlen, besonders wenn das Andenken an die Vergangenheit bei ihren Nächsten lebendig ist, sagen: So war es. Der Altersunterschied spielt beim Umgang mit der eigenen und der kollektiven Vergangenheit (etwa einer Gemeinschaft wie Familie, Freundeskreis, Nachbarn, Volk) eine große Rolle: Ältere Menschen erzählen jüngeren ihre Lebensgeschichten. Vielleicht kommt aber dem Faktor „Alter“ oder „Lebenserfahrung“ eine geringere Bedeutung zu, sind doch auch junge Menschen durch Elternhaus, Schule, gesellschaftliche Organisationen u.a. geprägt und geben deren Werte und Traditionen weiter. Die Einstellungen der jüngeren Generationen zur Vergangenheit von sozialen Gruppen, denen sie angehören, sind häufig eine Spiegelung der Einstellungen der Älteren. Wenn im Elternhaus immer wieder der tragischen Vergangenheit, der misshandelten, gefallenen und ermordeten Opfer aus der näheren und weiteren Verwandtschaft oder des eigenen Volkes gedacht wird, wenn bei offiziellen Anlässen an böse oder unrühmliche Ereignisse gemahnt wird, wenn diese Ereignisse künstlerisch verarbeitet werden und die Öffentlichkeit in Denkmälern, literarischen und musikalischen Werken und Filmen daran erinnert wird, und wenn die Vergangenheits- oder Geschichtspolitik ein bestimmtes kritisches Bild vom Vergangenen kreiert, das sich mit dem der mit ihm konfrontieren Menschen deckt, dann ist von diesen Menschen und auch von der Jugend kaum zu erwarten, dass sie diesen familiären und gesellschaftlichen Umgang mit der Vergangenheit ablehnen oder zumindest hinterfragen.

Die jüngsten Feierlichkeiten anlässlich des Jahrestages des Warschauer Aufstandes von 1944 und die Gedenkfeier zum Ausbruch des Zweiten Welt-

kriegen in Polen auf der Westerplatte – im letzteren Fall wurden dabei außer den Namen der gefallenen polnischen Soldaten auch die Namen der in der Flugzeugkatastrophe von Smolensk 2010 verunglückten Mitglieder der polnischen Führungsschicht aufgerufen, wobei auch von „Gefallenen“ gesprochen wurde –, sind ein Exempel dieser neuen Vergangenheitspolitik, gegen die sich viele Menschen in Polen nur sträuben können. Das Beispiel mit dem Appell zu Ehren der „Gefallenen“ von Smolensk, wobei ähnliche Appelle überall dort stattfinden sollen, wo die Feierlichkeiten mit militärischen Ehren durchgeführt werden sollen, veranschaulicht nur, wie Vergangenheit von den Regierenden nicht nur instrumentalisiert, sondern auch manipuliert wird. In beiden Fällen handelte es sich um Ereignisse, die in der düstersten Erinnerung vieler Polen weiterleben, wohlgermerkt: über 70 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg! Die deutsch-polnischen Beziehungen, die von diesen Ereignissen jahrzehntelang negativ überschattet waren, schienen sich nach 1989 zum Besseren zu wandeln. Heute scheinen sie wieder in die alten Schemata aus der Zeit der Volksrepublik zurückzufallen. Dafür gibt es jedenfalls Anzeichen in der offiziellen Politik der jetzigen Regierenden in Polen.

Auf deutscher Seite und in der deutschen Vergangenheitspolitik der letzten 20 Jahre hat sich allem Anschein nach in der Einstellung gegenüber Polen kaum etwas verändert. Die Vergangenheit scheint in Deutschland ein abgeschlossenes Kapitel zu sein: Der deutsche Pragmatismus, das Denken in den Kategorien der Nützlichkeit, des ökonomischen Interesses und gutnachbarschaftlicher Beziehungen mit Polen sollten die Erinnerung an das durch polnische Bürger erlittene Unrecht während des Zweiten Weltkrieges, in der deutschen Besatzungszeit und auch – im Falle von nach Deutschland zur Zwangsarbeit Verschleppten – durch Wiedergutmachungsaktionen gewissermaßen ausgleichen. Auch die dankbar angenommene Unterstützung aus Deutschland für die unter dem Kriegsrecht Anfang der 80er-Jahre und danach notleidenden Polen durch Pakete und Spenden ist dem westlichen Nachbarn gutgeschrieben worden.

In beiden Ländern gibt es Menschen, die die offizielle Politik ihrer Regierungen teilen und sogar unterstützen. Sie tun es, weil sie von der Richtigkeit dieser Politik überzeugt sind, oder weil sie ihren Regierungen vertrauen, oder aus anderen Gründen. Es gibt aber auch Menschen, die anderer Meinung oder kritisch sind, oder sich in die offiziellen Rahmen staatlicher Vergangenheitspolitik nicht zwingen lassen, oder auch ganz andere Erfahrungen mit dem Nachbarvolk gemacht haben, und deren Einstellungen ihm gegenüber dadurch unterschiedlich sein können.

Im Falle des vorliegenden Buches haben wir es mit wenigen Ausnahmen mit Berichten über vergangene Ereignisse, über noch lebende und bereits verstorbene Menschen, über wechselseitige Beziehungen zwischen Deutschen und Polen in Kriegs- und Friedenszeiten zu tun, an die sich die Autoren mit Nostalgie und Freude oder auch mit Widerwillen und Schmerz,

auf jeden Fall mit Emotionen erinnern. Die Emotionalität dieser Berichterstatte ist jedoch verständlich, handelt es sich doch um Menschen, die zu den von ihnen geschilderten Vorgängen, Geschehnissen und Personen ihr individuelles Verhältnis haben und daraus keinen Hehl machen und ihre Erzählungen in dem ihnen eigenen Stil niederschreiben. Ursprünglich waren es, wie schon im ersten Buch mit den deutsch-polnischen Biographien, das von Karol Czejarek und Krzysztof Garczewski unter dem Titel *Historia pamięci pisana* und von Anna Warakomska unter Mitwirkung des Verfassers dieses Vorworts unter dem Titel *Erlebte und erinnerte Geschichte* 2014 in Pułtusk herausgegeben worden war, Aufzeichnungen von Teilnehmern der deutsch-polnischen Biographiegespräche, die in Gödelitz und Pułtusk stattfanden. Die Beiträger entschlossen sich, ihre Überlegungen über Deutsche und Polen, die durch persönliche Erfahrungen mit dem jeweils anderen Volk oder durch Überlieferung durch andere Menschen entstanden, aufzuzeichnen und sie mit den daran interessierten Lesern zu teilen. Jede biographische Geschichte ist anders, aber eines haben sie gemeinsam: Sie sind in der Erinnerung der Betroffenen fest verankert, und die Autoren können und wollen die Vergangenheit auch nicht vergessen.

Wenn heute in Polen Symbole des Warschauer Aufstands kommerzialisiert werden, indem etwa der Anker mit dem großen P in der Mitte als Autoaufkleber oder auf T-Shirts verkauft wird und immer mehr Leute am 1. August die Nationalflaggen an ihren Fenstern und Autoantennen anbringen, dann kann das einerseits als Zeichen des Erinnerns und des Patriotismus, andererseits aber auch als Missachtung der Lehren aus der tragischen Geschichte des misslungenen Aufstandes gewertet werden. Und wenn Mitglieder des National-Radikalen Lagers (*Obóz Radykalno-Narodowy*), einer faschistoiden Organisation überwiegend junger Polen, die Unterstützung der jetzigen Regierung und sogar eines Teils der polnischen katholischen Geistlichkeit genießt, die Feierlichkeiten zu nationalen Jahrestagen und die einst patriotischen Symbole missbrauchen, fühlt man sich an die unrühmlichen Verhältnisse im Polen der Zwischenkriegszeit, besonders nach dem Maiumsturz des Jahres 1926 erinnert, an die damalige Missachtung des Parlamentarismus, der Demokratie, der Freiheiten und Menschenrechte, vom Antisemitismus ganz zu schweigen. In dem hier vorgestellten Buch finden sich solche Parallelen, wie sie der Verfasser dieser Zeilen deutlich gemacht hat, nicht. Der Verweis auf die polnischen Zustände nach den Wahlen vom Oktober 2015 sollte aber den deutschen Leser für eines von mehreren Problemen sensibilisieren, die im heutigen Polen schwerwiegende Konflikte verursachen und zur Spaltung in der Nation führen: Es handelt sich um die Aufdrängung einer einzigen offiziellen Sicht der Vergangenheit.

Historische Ereignisse wie der Warschauer Aufstand werden im Volk sehr unterschiedlich bewertet. Nach der von einem Teil der Historiker und vom

Staat lancierten Einschätzung war die Entscheidung der Anführer des Warschauer Aufstands über dessen Durchführung richtig. Er wäre erfolgreich gewesen, wenn die deutschen Truppen die Aufständischen nicht mit ausgesprochener Brutalität behandelt hätten und die am anderen Weichselufer stationierenden Sowjets hilfreich eingegriffen hätten. Ähnliches gilt für die Einschätzung des sog. Kommunismus, wie die Zeit der Volksrepublik heute durchgängig bezeichnet wird in einem Land, das selbst von seinen einstigen Machthabern nicht als kommunistisch angesehen wurde (man denke an das damals kursierende Schlagwort „Polen als lustigste Baracke im sozialistischen Lager“). Die pauschale Verdammung der Zeit der Volksrepublik, die nach 1989 mit dem Begriff des Totalitarismus umschrieben wurde, trägt jetzt ihre Früchte, indem die Linke in Polen keine Vertretung im Parlament hat und auch liberal gesinnte Menschen in der Minderheit sind. Stattdessen blüht der Konservatismus in allen seinen Variationen und Schattierungen, darunter der national-demokratischen, national-katholischen, rechtsradikal-klerikalen usw. Man hat in Polen, wie es scheint anders als in Deutschland, aus der Vergangenheit keine Lehren gezogen, nicht nur aus seiner eigenen, sondern auch aus der der anderen Länder. Die Vergangenheit bestimmt das Denken und Handeln der Politiker, die ihrerseits ihre Ängste, Phobien, Komplexe auf ihre politische Klientel projizieren. Eine Korrektur der Geschichte wird nur in Richtung Verklärung der Vergangenheit betrieben. Das alles ist der Jetztzustand im offiziellen Polen, es ist der Alltag der Menschen in diesem Land, in dem sich einerseits Fälle der inneren und äußeren Emigration häufen, andererseits gehen tausende Menschen auf die Straßen und protestieren gegen die Verletzung der geltenden Gesetze und Regeln des demokratischen Gemeinwesens.

Von Geschichts- oder Vergangenheitspolitik ist in den im vorliegenden Buch gesammelten Aufzeichnungen nicht die Rede. Die Beiträge konzentrieren sich auf ihre positiven und negativen Erfahrungen mit dem jeweils anderen Land und Volk. Es ist immer wieder der Krieg mit seinen Gräueln (Erschießungen, Morde, Hunger, Elend, Flucht, Vertreibung, Zwangsarbeit u.a.), von dem Deutsche und Polen betroffen waren, es sind Zeiten des Gegeneinanders, die allmählich, nach dem Zweiten Weltkrieg, in ein Nebeneinander umschlugen und nach der Wende des Jahres 1989 sich in ein Miteinander verwandelten. Mehrere Autorinnen und Autoren des Bandes haben diesen Entwicklungsgang der deutsch-polnischen Nachbarschaft eindringlich aufgrund ihrer Erfahrungen geschildert. Sicherlich entschied die Offenheit tausender Deutscher und Polen, nicht zuletzt der Teilnehmerinnen und Teilnehmern der deutsch-polnischen Biographiegespräche gegenüber dem jeweiligen Nachbarland und seinen Menschen darüber, dass die Bilanz dieses Wandels vom besagten Gegeneinander zum Miteinander letzten Endes positiv ausgefallen ist. Sie wäre anders, wenn nicht Wohlwollen, Entgegenkommen und häufig auch Freundlichkeit und Freundschaft,

sondern Widerwille, Hass und Feindseligkeit die Beziehungen bestimmen würden, gibt es doch in beiden Ländern Menschen, die sich von diesen negativen Emotionen beim Umgang mit dem anderen Land und Volk nach wie vor leiten lassen. Wollen wir es aber hoffen, dass die positiven Emotionen, die doch fester Bestandteil jeden rationellen Handelns sind, in dem beiderseitigen Verhältnis die Oberhand gewinnen.



## KAROL CZEJAREK

### Berlin – Warschau, Warschau – Berlin

**E**s ist dies das zweite Buch über die „deutsch-polnischen Biographien“, im Grunde aber das dritte, rechnet man noch die Publikation „Polen zwischen Deutschland und Russland“ (erschienen 2011) zu dieser Sammlung dazu. Das erste Buch trug den Titel „Erlebte und erinnerte Geschichte“, das vorliegende heißt ist sein zweiter Teil. Alle drei Bücher, die im Auftrag der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ herausgegeben worden sind, entstanden deshalb, weil Axel Schmidt-Gödelitz, Vorsitzender des ost-west-forums Gut Gödelitz e.V., mich und einige andere polnische Freunde, Fürsprecher der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen, eines Tages im Jahr 2005 zu einem Seminar nach Gödelitz einlud, dem dann weitere folgten. Nach dem ersten Seminar entstand im Rahmen des ost-west-forums eine „polnische“ Sektion als sein wichtiger Bestandteil, der dem Aufbau von freundschaftlichen Beziehungen zwischen Polen und Deutschen dienen soll. Ich wurde mittlerweile zum offiziellen Vertreter des ost-west-forums in Polen und schuf in der Zwischenzeit an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ ein Interfaktultäres Zentrum für Deutschlandstudien, das unter der Losung „Von der Feindschaft zur Normalität“ wirkt. Ich bin von seiner Magnifizienz, dem Rektor der Humanistischen Akademie, und von Kollegen des Vorstands zum Generalsekretär gewählt worden. Bei der Gründung des Zentrums und zum Zeitpunkt der Aufnahme meiner Zusammenarbeit mit dem ost-west-forum Gut Gödelitz e.V. war ich mir folgender Fakten bewusst (sie bleiben nach wie vor in meiner Erinnerung):

- Die Deutschen haben 1939 Polen überfallen, und dieser Überfall hat de facto den Zweiten Weltkrieg eingeleitet. Daran knüpft das Gedenken an die brutale Ausrottung des polnischen (nicht nur des jüdischen) Volkes 1939–1945,
- die Besatzung Polens, das kraft Befehls Hitlers in ein Generalgouvernement verwandelt wurde und dem „Erdboden gleich gemacht“ werden sollte,
- die faktische Durchführung der vierten Teilung Polens (aufgrund eines Geheimabkommens zwischen Hitler und Stalin, das unter dem Namen „Ribbentrop-Molotow-Pakt“ bekannt ist) und die schrecklichen Gewalttaten an der Zivilbevölkerung in den Jahren 1939–1945,

- die Errichtung deutscher Vernichtungslager in Auschwitz und an anderen Orten auf dem Territorium Polens,
- die totale Zerstörung Warschaus, die Vertreibung seiner Einwohner, die Verschleppung in Konzentrationslager und Zwangsarbeitslager (nach der Niederlage des Warschauer Aufstands).

Die obige Aufzählung ist nicht vollständig, aber es geht nicht um ihre Vollständigkeit. Wir wollen uns gegenseitig (durch die Herausgabe der besagten Bücher) bewusst machen, dass die heutige „Normalität“ als ein erreichtes Ziel der beiderseitigen Beziehungen möglich gewesen ist. (Genauso, wie eine ständige Vertiefung und Vervollkommnung dieser Beziehungen notwendig ist!)

Deutschland ist heute nicht nur unser größter Handelspartner, sondern auch ein Staat, der die Bemühungen Polens um seine Mitgliedschaft in der EU aktiv unterstützte und dazu beitrug, dass diesem Land Haushaltsmittel für die Jahre 2006–13 und 2014–2020 zugesprochen wurden, so dass Polen seine zivilisatorische Rückständigkeit überwinden konnte und heute zu denjenigen Staaten gehört, denen es gelungen ist:

- die Vorurteile zwischen Deutschen und Polen zu überwinden,
- die Dynamik der partnerschaftlichen Kontakte, insbesondere in der Wirtschaft, aber nicht nur in diesem Bereich, zu entwickeln,
- bei den gegenseitigen Beziehungen die „Normalität“ zu erreichen, vor allem in der jungen Generation, die von der „Vergangenheit“ nicht mehr belastet ist; da aber der Idealzustand noch weit entfernt ist, muss dieser positive Prozess fortgesetzt werden! Dies war auch eine Idee, die den Biographiesgesprächen zugrunde lag. Ohne sie hätte es weder das vorliegende noch die vorangegangenen Bücher gegeben.

Sie werden in dem Buch Geständnisse sehr verschiedener Menschen finden: Wissenschaftler diverser Fachgebiete, Vertreter verschiedener Berufe und aller Generationen. Es genügt, die „biographischen Noten“ über die einzelnen Autoren zu lesen, um sich davon zu überzeugen.

Ich empfehle Ihnen, sich nicht nur mit den einzelnen Biographien, sondern auch mit Stellungnahmen von anerkannten Kennern der Problematik bekannt zu machen, die darüber Auskunft geben, weshalb die Fortsetzung sowohl der Seminare als auch der Herausgabe von diesbezüglichen Publikationen sinnvoll ist. Hierzu die Begründung:

- die Versöhnung zwischen Deutschen und Polen ist für den Frieden in Europa und in der Welt wichtig!
- Der im Jahre 1991 unterzeichnete deutsch-polnische Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit ist nur eine Grundlage für den Aufbau von möglichst guten Beziehungen zwischen beiden Staaten und Völkern, dennoch wirken nach wie vor Stereotype

und Spaltungen, die besonders verhängnisvoll sind, da sie jeglicher Beweise entbehren. Um so wichtiger ist dieses Buch, denn seine Authentizität und Ehrlichkeit verbürgen Menschen mit ihren Vor- und Nachnamen (und dafür sei ihnen gedankt!).

Verfasser der einzelnen Texte sind nicht nur Teilnehmer der Biographierunden, sondern auch andere Menschen, die aus verschiedenen Gründen an unseren Begegnungen nicht teilnehmen konnten, die aber ihre Bereitschaft zur Teilnahme an weiteren Treffen äußerten oder sich bereit erklärten, an anderen Initiativen des ost-west-forums und des Interfaktulären Zentrums für Deutschlandstudien zu folgenden Schwerpunkten mitzuwirken:

- „Erinnerungskulturen in Polen und in Deutschland“ und
- „Binationale Ehen“.

Damit das Buch sowohl auf dem polnischen als auch auf dem deutschen Buchmarkt erhältlich ist, haben wir beschlossen, es in zwei Sprachen herauszugeben. Es ist nämlich eine Wissensquelle über die Geschicke von Menschen, die den Krieg nicht angezettelt, aber unter seinen schmerzhaften Folgen gelitten haben. Es ist auch ein Dokument der Nachkriegszeit und der Wandlungen, die sich in Polen und in Deutschland vollzogen haben.

Ich danke Herrn Professor Dr. rer. pol. habil. Tomasz G. Pszczółkowski, einem Germanisten und Politikwissenschaftler, einem Kenner der deutsch-polnischen Problematik dafür, dass er die Aufgabe übernommen hat, die in dem Buch gesammelten deutschsprachigen Texte zu redigieren und die polnischen Texte ins Deutsche zu übersetzen.

Sehr dankbar bin ich meiner Frau, Magdalena Czejarek, die die Aufgabe übernommen hat, alle polnischen Texte zu redigieren und druckfertig zu machen und auch die Noten über die Autoren und Varia zu verfassen. Die Übersetzungen der Texte aus dem Deutschen ins Polnische besorgten der Unterzeichnete und Dr. Katarzyna Gawor, die zugleich gebeten worden ist, ein Postskriptum zu meiner Einleitung vom Standpunkt der jungen Generation zu schreiben.

Mein Dank gebührt Herrn Axel Schmidt-Gödelitz dafür, dass er die Schirmherrschaft über das Buch übernommen hat und für seine überaus wertvollen und wichtigen Bemerkungen, wodurch er den Stellenwert des Buches als einer Quelle des Wissens über Fakten, die in anderen Publikationen schwer zu finden wären, gesteigert hat. Gleichzeitig bemühten wir uns als Herausgeber (ich denke an Tomasz G. Pszczółkowski und an mich), dem Buch den Wert eines schönggeistigen Werkes zu verleihen, obwohl es vielerorts den Wert eines historischen Dokuments hat und manche Texte (in der Rubrik „Einschätzungen“) wissenschaftlichen Charakter tragen.

Es gibt noch mehrere Personen, denen ich zu Dank verpflichtet bin, ihre Liste ist lang. Gedankt sei aber besonders Seiner Magnifizenz dem

Rektor der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“, Prof. Dr. habil. Adam Koseski, dem Vorstand der Marion Dönhoff Stiftung, dem Vorsitzenden der Akademischen Forschungs- und Bildungsgesellschaft „Atena“, dem Direktor des Verlags ASPRA-JR, Herrn Jan Rodzim und seinen Redakteuren, allen voran Frau Barbara Gawrychowska und Herrn Krzysztof Gawrychowski. Besonders danken möchte ich dem Vorsitzenden des Interfaktulären Zentrums für Deutschlandstudien, Prof. Dr. habil. Piotr Roguski, für seine Unterstützung und Inspiration bei der Leitung des Zentrums wie auch für seine wertvollen Hinweise bei der Erstellung des Buches.

Bevor ich Frau Doktor Katarzyna Gawor zu Wort kommen lasse, möchte ich noch einmal mit Nachdruck betonen, dass ich bei der Benutzung des Eigenschaftswortes „nazistisch“ es immer in der Bedeutung **deutsch** meine. 1933 haben nämlich die Deutschen (obgleich nicht alle) Hitler grundsätzlich in freien demokratischen Wahlen unterstützt! (indem sie der Idee des Dritten Reiches anstelle der Weimarer Republik huldigten). Damit haben sie die Verantwortung für die Unterstützung der Ideologie des Nationalsozialismus in Deutschland, die Hitler und seine NSDAP verkörperten, auf sich geladen. Ihre Verbrechen erwiesen sich als unvorstellbar tragisch in ihren Folgen.

Genauso empörend ist für mich, wenn von Juden, die vor 1939 Staatsbürger Polens waren, als von „Juden“ und nicht von Polen (jüdischer Abstammung) gesprochen wird, obgleich ...

- die Tatsache anerkannt werden muss, dass DAS LETZTE VIERTELJAHRHUNDERT WOHL DIE BESTE PERIODE IN DER TAUSENDJÄHRIGEN BEZIEHUNGSGESCHICHTE DER POLEN UND DEUTSCHEN IST!
- Heute kann man sogar sagen, in Abwandlung einer alten polnischen Redensart: POLEN UND DEUTSCHE SIND WIE ZWEI BRÜDER ...

Nach meiner Auffassung sollte man stets darauf drängen, dass die Werte, die die EU zweifelsohne erhebt, von der Gemeinschaft (sie wurde mit dem Brexit erschüttert) nicht zunichtegemacht werden.

- Es sollten möglichst viele Deutsche Polnisch und möglichst viele Polen Deutsch (und Russisch – wegen der Wichtigkeit des Nachbarn) lernen.
- Ein anderes (aktuelles) Beispiel: Das Fußballspiel Polen – Deutschland während der Fußball-Europameisterschaften 2016 sahen etwa 20 Mio. Polen; zur gleichen Zeit wurde im polnischen Fernsehsender TVP 2 der Film „Kreuzritter“ ausgestrahlt, den sich nur etwa 570.000 Zuschauer ansahen!
- „Haushaltschemie aus Deutschland“ ist ein weiteres überragendes Phänomen. Dahinter steckt eine Überzeugung, die fast indiskutabel ist. Und der Marktwert der deutschen Haushaltschemie in Polen beläuft sich auf jährlich 3,5–4 Mrd. Złoty!

- Das zeugt davon, dass die polnisch-deutsche Versöhnung heute nicht nur Politiker, sondern vor allem die EINFACHEN LEUTE betrifft, und dass sie zur gegenseitigen Annäherung führt (wovon auch die von uns organisierten BIOGRAPHIEGESPRÄCHE zeugen), selbst wenn – scherzhaft ausgedrückt – „das Wetter zwischen Polen und Deutschland schlecht werden würde“!!!
- Der 25. Jahrestag des deutsch-polnischen Vertrags über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit wird gerade 2016 gefeiert!
- Von daher sei abschließend hinzugefügt: Die Entwicklung unserer derzeitigen Beziehungen ist eine wahre Erfolgsgeschichte, und möge dieses Buch eine Bestätigung dessen werden.

Allen Lesern sei für etwaige Bemerkungen unter der E-Mail [karolczejarek@uw.edu.pl](mailto:karolczejarek@uw.edu.pl) gedankt.



KATARZYNA GAWOR

## Die andere Seite der Medaille. Einander zu verstehen versuchen

Als 2013 meine Doktormutter und literarische Redakteurin der deutschsprachigen Fassung des ersten Teiles der „Deutsch-polnischen Biographien“, Professor Anna Warakomska, mich gefragt hat, ob ich einen Artikel über meine Verbindungen mit den Deutschen hätte schreiben können, da, wie sie erwähnt hat, ein Buch zu diesem Thema herausgegeben werden sollte, habe ich, das gebe ich zu, erst nicht den entsprechenden Wert auf diese Aufgabe gelegt. Den Artikel habe ich natürlich geschrieben, aber ich habe damals nicht geahnt, dass die Geschichte eine so vielfältige und von rührenden Erlebnissen erfüllte Fortsetzung haben wird. Bisher hatte ich ein enormes Vergnügen, an drei biographischen Treffen teilzunehmen. Zwei von ihnen fanden an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk statt, dank der Initiative des Generalsekretärs des ost-west-forums in Polen, Professor Karol Czejareks, der sie auch geführt hat und bei dem ich mich bei dieser Angelegenheit bedanken möchte, dass er es mir ermöglichte, mich an der Vorbereitung des zweiten Teils des Buches zu beteiligen und mich im Rahmen des Vorwortes zu den deutsch-polnischen Beziehungen aus der Sicht der jüngeren Generation zu äußern. Das dritte Treffen fand im Gut Gödelitz unter der Schirmherrschaft des Vorsitzenden des ost-west-forums Axel Schmidt-Gödelitz statt.

Diese Ereignisse haben eigentlich eine völlige Veränderung meiner Sicht der deutsch-polnischen Beziehungen, aber auch vor allem der Deutschen verursacht. Dank der Treffen mit diesen gewöhnlichen und zugleich außergewöhnlichen Menschen habe ich gelernt, sie zu mögen, zu schätzen und vor allem zu verstehen. Wenn man deren so persönliche Erzählungen hört, die damit verbundenen Emotionen, ausgelöst von deren eigenartiger Katharsis, miterlebt, wenn wildfremde Personen vor anderen ihre Seelen öffnen, wenn sie über Ereignisse sprechen, die für sie oft schmerzhaft, manchmal auch peinlich sind, ist es unmöglich, gleichgültig zu bleiben.

Ich stamme noch von einer Generation, der man in der Kindheit, um bestimmte Edukationsziele zu erreichen, Serien über den Zweiten Weltkrieg serviert hat, natürlich entsprechend ideologisch geprägt, was mit

der in Polen herrschenden damaligen Staatsform verbunden war, und die Kriegsspiele waren unter den Kindern etwas Gewöhnliches. Die Filme zeigten natürlich ein einseitiges Bild, das meine Weltanschauung bezüglich dieser Frage für lange Zeit prägte. Erst die biographischen Treffen haben mir die andere Seite dieser Medaille enthüllt. In meiner Generation trifft man immer noch Personen, deren Familienmitglieder während des Krieges ums Leben kamen oder in Konzentrationslagern gefangen gehalten wurden, was ihre Sicht der Deutschen und Deutschlands bis heute bestimmt.

Was die jüngeren Generationen betrifft, spielen die Ereignisse, die vor siebzig Jahren stattfanden, eigentlich keine größere Rolle in ihrem Leben mehr, und ich bezweifle, dass sie die Jugend zum Nachdenken anregen. Ich habe die Gelegenheit, die Beziehungen zwischen den jungen Menschen aus Polen und aus Deutschland zu beobachten, die ohne irgendwelche Vorurteile oder Vorbehalte verlaufen. Unter diesen Umständen kann man sich kaum eine bessere Grundlage vorstellen: nicht mehr für den Bau, da der Prozess seit Jahren erfolgreich verläuft, sondern für die Festigung der deutsch-polnischen Versöhnung.

Die Jugend in Polen lernt umso lieber Deutsch, da sie weiß, dass die Kenntnis dieser Sprache ihr in der Zukunft nicht nur die Arbeitssuche erleichtern, sondern überhaupt ermöglichen kann. Die jungen Polen nehmen auch oft an Austauschprogrammen teil, und ihre Eindrücke von den Aufenthalten in Deutschland sind oft mehr als positiv. Die Unterschiede zwischen der deutschen und der polnischen Jugend verwischen sich oder haben sich bereits verwischt. Junge Menschen verbinden dieselben Interessen, Probleme, oft die Weltanschauung.

In der heutigen ökonomischen und politischen Situation ist die Versöhnung zwischen Polen und Deutschland nicht mehr nur ein erwünschtes und gern gesehenes Element, sondern sogar eine Notwendigkeit. Die Deutschen garantieren den Polen tausende Arbeitsplätze, was zur Entwicklung der polnischen Wirtschaft beiträgt, aber auch die deutsche Wirtschaft unterstützt und verursacht, dass die beiden Länder einander brauchen. Auf der anderen Seite lassen die mehr als unsichere politische Situation und das Gefühl einer ständigen Bedrohung durch potenzielle terroristische Attentate keinen Platz für eine Diskussion darüber, ob eine enge Zusammenarbeit in diesem Bereich angeknüpft werden soll, abgesehen davon, ob man es sich aus persönlichen Gründen wünscht oder auch nicht.

Alle Beziehungen zwischen Regierungen, natürlich auch zwischen der polnischen und der deutschen, sind durch ihre Labilität gekennzeichnet, die mit der sich ändernden politischen Situation verbunden ist, und was folglich einen Einfluss auf die Beziehungen zwischen unseren beiden Nationen haben kann. Man sagt, die Schwierigkeiten sind dazu da, um sie zu überwinden. Die Regierungen kommen und gehen. Aber neben ihnen stehen die gewöhnlichen-außergewöhnlichen Menschen wie die, deren Bi-

ographien dieses Buch enthält, die verstehen, wie außerordentlich wichtig der Versöhnungsprozess und eine gründliche Aufarbeitung und Klärung all derjenigen Fragen ist, die uns trennen. Es sind Menschen, die durch ihr Wirken sich immer bemühen, eine gute Zusammenarbeit und friedliche Koexistenz für heutige und zukünftige Generationen zu garantieren.



## AXEL SCHMIDT-GÖDELITZ

### Frieden in Europa: Lernen wir aus der Geschichte?

Vor einiger Zeit geisterte ein kleiner Film durch das Internet. Titel: „Geschichte im Zeitraffer – 1000 Jahre Grenzveränderungen in Europa in drei Minuten“. Was sich da vor unseren Augen abspielte, war eine rasende Abfolge von Grenzveränderungen, denen das ungeschulte Auge kaum folgen konnte. Richtete man den Blick auf zwei Nachbarländer, zeigte dies: Polen ist groß, Polen ist kleiner, Polen ist völlig von der Landkarte verschwunden, Polen ist wieder da. Und dann: Deutschland ist klein und zerrissen, Deutschland ist groß, Deutschland ist kleiner, Deutschland ist geteilt, Deutschland ist wiedervereinigt.

Mit fast jeder Grenzveränderung waren mit ziemlicher Sicherheit Tod und Verderben, war unendliches Leid unschuldiger Menschen verbunden. Dies im Bewusstsein der heute Lebenden muss zu der Erkenntnis führen: Keine Kriege, keine weiteren Grenzveränderungen! Und: Die Europäische Union ist das wichtigste Friedensprojekt, das dieser blutgetränkte, geschundene Kontinent seit Menschengedenken zustande gebracht hat.

An dieser Erkenntnis müsste sich jede europäische Politik im Heute und Jetzt orientieren. Dies gilt auch für die Beziehungen zwischen Polen und Deutschland, die eine ungemein leidvolle Vergangenheit verbindet. Die besondere Schuld Deutschlands und das Bedürfnis, dies auch zu bekennen, kommt in dem Kniefall Willy Brandts vor dem Ehrenmal des Warschauer Ghetto am 7. Dezember 1970 in einer besonders berührenden Weise zum Ausdruck. Der Kniefall galt den jüdischen und den polnischen Opfern der nationalsozialistischen Besatzer.

Sind sich die heute handelnden Politiker beider Länder dieser Verantwortung bewusst? Schützen sie das Haus Europa vor zunehmenden Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit? Ist die Vertiefung der Zusammenarbeit innerhalb der Europäischen Union zu einem bloßen Lippenbekenntnis verkommen?

Ist Deutschland innerhalb der EU zu dominant? Finden Deutschland und Polen in ihrer Politik gegenüber Russland oder ihrer Flüchtlingspolitik eine gemeinsame Linie? Tun beide Regierungen genug, um die Menschen zueinander zu bringen – so, wie das Frankreich und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg beschlossen und auf eine vorbildliche Weise verwirklicht haben?

Mit Blick auf die zwischenstaatliche Ebene wird von den Regierungen Deutschlands und Polens bedauerlicherweise viel zu wenig getan. Aber es gibt ja auch noch die zahlreichen zivilgesellschaftlichen Organisationen in beiden Ländern. Teilweise arbeiten sie mit, vielfach aber auch ohne staatliche Unterstützung. Getragen werden sie von Menschen, die sich bewusst sind, dass alle gesellschaftlichen Katastrophen eine lange Vorlaufzeit haben, die wir beachten müssen, wollen wir nicht am Ende eine neue Katastrophe erleiden. Es sind zahlreiche Ehrenamtliche mit geschichtlichem Bewusstsein. Deren Kärnerarbeit zu würdigen und zu unterstützen, sollte im zwischenstaatlichen Interesse liegen. Sie bilden ein ungemein wichtiges Potential, um die auf Frieden und Zusammenarbeit abzielenden Beziehungen zwischen beiden Ländern zu stärken und zu vertiefen.

Wir vom ost-west-forum zählen uns zu dieser Gruppe. Mit unseren polnischen Freunden und Partnern von der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk und der Universität Warschau versuchen wir seit langen Jahren, die deutsch-polnischen Beziehungen durch unsere Arbeit zu festigen und zu vertiefen. Mit den deutsch-polnischen Biografiegesprächen, bei denen sich Menschen aus beiden Ländern ihre Lebensgeschichten erzählen, wollen wir vor allem die teilweise immer noch tiefverwurzelten Vorurteile abbauen. Es gibt kaum eine Methode, die dies in kurzer Zeit besser und erfolgreicher bewältigen kann. Seit 20 Jahren organisieren wir Biographiegespräche zwischen Deutschen aus Ost und West, in 22 Städten treffen sich Deutsche und Türkeistämmige, um sich ihre Lebensgeschichten zu erzählen, und selbst in Korea finden die Gespräche nach dem Gödelitzer Modell zwischen Südkoreanern und Flüchtlingen aus Nordkorea statt.

Vorausgesetzt, wir erfahren weitere Unterstützung, werden wir das deutsch-polnische Biographie-Projekt und weitere Vorhaben der Erinnerungskultur ausweiten. Dass diese beeindruckenden deutsch-polnischen Lebensgeschichten nun mit dem zweiten Band erneut in Buchform vorliegen, haben wir vor allem dem Leiter unseres Warschauer Büros, Professor Karol Czejarek, dem Warschauer Germanistik-Professor Tomasz G. Pszczółkowski, dem Rektor der Humanistischen Akademie, Professor Adam Koseski, und Frau Doktor Katarzyna Gawor, die einen Teil der Texte übersetzte, zu verdanken.

Mit Seminaren und Konferenzen versuchen wir, breitere Kenntnisse über Politik, Wirtschaft und Gesellschaft der beiden Nachbarn zu vermitteln. Wichtig ist uns, dass nicht der Rückfall in nationalstaatlichen Egoismus, sondern das Vereinte Europa unser Ziel sein muss – um auch 70 Jahre nach dem schrecklichen Zweiten Weltkrieg das friedliche Zusammenleben unserer Völker zu sichern.

## II. Biographien



ANTONINA ABRAMIUK

## Ein Stück meiner Geschichte

Ich bin am 3. Dezember 1928 in Frankreich geboren, wohne aber schon seit 1933 in Polen in einer damals polnisch-jüdischen Kleinstadt, Busko Zdrój, einem Kurort.

Der Krieg erwischte mich, als ich zehn war. Es ist das Jahr 1939.

Die ersten Tage. Vereinzelt Flugzeuge fliegen vorbei, es kracht, irgendwo in der Nähe fällt eine Bombe. In der Nacht herrscht Unruhe, ein Feuer brennt in der Umgegend. Am Morgen heißt es, die Deutschen haben das Nachbardorf Bronina verbrannt. Menschen sollen in einer Scheune eingesperrt und dann angezündet worden sein, auf Flüchtende wurde geschossen. Einige hatten unter den Einwohnern des Städtchens Verwandte. Sie erzählen, die Ursache der Ereignisse war, dass auf der Straße ins Dorf oder in seiner Umgebung ein deutscher Soldat tot aufgefunden worden sei, er soll bei einem Gefecht mit polnischen Militärs gefallen sein. Die Deutschen haben sich auf diese Weise an den Zivilisten gerächt.

Das neue Schuljahr und mein Unterricht in der fünften Klasse begannen mit Verzögerung. Ein neues Unterrichtsfach, Deutsch, wurde eingeführt. Die Deutschlehrerin schreibt an die Tafel eine ganze Reihe deutscher Vokabeln, die wir einpauken müssen. Ich mache das ziemlich gern. Viel weniger gefällt mir die Verordnung der Deutschen über die Rückgabe aller Lehrbücher für Geschichte und Polnisch. Es herrscht Aufregung unter den Schülern, sie diskutieren darüber. Nicht alle geben die Lehrbücher ab, ich habe mein polnisches Lesebuch auch versteckt.

Meine Schulbildung endet Anfang 1940. Ich habe gelernt, dass jeder Satz mit einem Großbuchstaben anfängt und mit einem Punkt endet, dass er ein Subjekt und ein Prädikat besitzt, dass es so etwas gibt wie Substantive, Verben und Adjektive, und was sie bedeuten, und dass es Bruchzahlen gibt – und dieses Wissen musste mir bis zum Jahr 1946 reichen. (Aber mein Leben nach meiner Rückkehr nach Polen wird von mir in diesem Beitrag ausgelassen.) Ich beschränke mich lediglich auf meine Erinnerungen aus der Kriegszeit.

Im Winter 1939/40 wird mein Vater bei einer Razzia verhaftet und nach Deutschland verschleppt. Wir sind mit meiner Mutter und meiner zweijährigen Schwester Krysia allein geblieben. Nach einer Zeit bekommen wir von ihm eine Nachricht, dass er in Deutschland arbeitet. Also lebt er. Er arbeitet in einer privaten Baufirma in Watenstedt, unweit von Braunschweig.

Einige Wochen später wird auch meine Mutter zum Arbeitseinsatz in Deutschland verpflichtet, und sie muss dafür wohl einige Tage Zeit gehabt haben, denn ich erinnere mich an das Einpacken von Sachen.

Sie packte Bettwäsche und einige Kleidungsstücke in zwei Säcke, damit sie es bequemer hatte. Ich versuchte, mein polnisches Lesebuch unter ihre Sachen zu schieben, aber Mama nahm es immer wieder heraus, aber letztendlich gelang es mir, es doch mitzunehmen. Vielleicht war das Buch auch nicht allzu schwer, aber für meine arme Mutti war jedes halbe Kilo beim Transport eine zusätzliche Belastung, mit der sie fertigwerden musste – hinzu kamen auch ihre zwei kleinen Kinder. Kein Wunder also, dass sie sich vor dieser Belastung wehrte. Sie gab sich Mühe, die brauchbarsten Sachen mitzunehmen, denn sie wusste nicht, wohin die Reise ging, wie die Bedingungen dort sein würden, und wie lange wir dort bleiben sollten.

Wir werden mit Pferdewagen nach Kielce gefahren. Es ist ein ganzer Zug von Wagen, ich sitze im letzten. Als wir die sog. Beamtenkolonie (*Kolonia Urzędnicza*) am Rande unserer Kleinstadt passieren, sehe ich, wie meine Klassenkameradin Jadzia Chruślińska mit einem Ball auf den Fahrdamm läuft. Sie hat nur den Ball vor Augen und achtet nicht auf die Pferdewagen und sieht mich nicht. Dieses Bild habe ich immer als einen Abschied von meiner Schule und von Polen vor Augen.

Der Weg von Busko nach Kielce ist ziemlich lang. Auf der Fahrt durch manche Dörfer verladen die Deutschen weitere Leute auf die Wagen. Ich entsinne mich, wie in einem Dorf aus einer Hütte an der Straße ein kleines Mädchen hinauslief, „Mama! Mama!“ rief, und auf den Pferdewagen hochkrabbelte. Es war, wie sich später herausstellte, die neunjährige Marysia, der ihre Mutter weggenommen wurde. Und so fuhr sie mit uns. Auf dieser Fahrt hatten wir oft Hunger.

Die Menschenmenge wurde in Kielce in der Bahnstation ausgeladen und auf dem Bahnhof und in seiner Nähe untergebracht. Die Nacht verbrachten wir auf dem Boden. Am zweiten Tag wurden wir, alle müde und dreckig, in einen Zug verladen. Es gab dort ein Gewühl und Gedränge.

Nach einigen Stunden werden wir in Radom ausgeladen. Wir werden irgendwohin getrieben, dann in irgendeinem Gebäude untergebracht, ich weiß nicht, wie lange wir dort bleiben werden. Anscheinend haben die Deutschen die aus verschiedenen Richtungen ankommenden Transporte zu einem Sammeltransport komplettieren wollen. Ich kann mich nur an die große Müdigkeit und an dreistöckige, mit Stroh ausgelegte Holzpritschen erinnern. Ich sehe drei Stockwerke (bin mir dessen aber nicht sicher) und

mich in der Mitte, wo uns Mama untergebracht hat. Mama bringt eine große Ferse Brot mit einem Klecks Marmelade darauf – es ist die uns zugeeilte Verpflegung.

Und dann ging es auf weitere Zugreise, auf der mir nur einzelne Stationen in Erinnerung geblieben sind. An der ersten war eine große Aufschrift Warschau – West. Dann kamen weitere: Breslau, Bremen und noch einige andere. Als ich schon nach dem Krieg Mama fragte, ob dies möglich war, erklärte sie mir, dass wir durch Deutschland hin und her fuhren, zwei Wochen lang, und an verschiedenen Orten wurde ein „moderner Sklavenhandel“ mit uns getrieben.

Zu den Bahnhöfen kamen Bauern, Eigentümer großer Wirtschaften, die das feilgebotene Menschenmaterial beäugten und sich diejenigen aussuchten, die ihnen geeignet schienen. Ausgewählt wurden vor allem die Kräftigsten. Der Transport wurde mittlerweile immer kleiner. Unterwegs starben die Menschen in den überfüllten Waggons. So schied z.B. Frau Kowalowa (eine Schulkameradin meiner Mama) dahin, sie war die Mutter von der genannten Marysia. Meine Mama mit ihren zwei Kindern war weniger gefragt, deshalb wurden wir durch ganz Deutschland kutschiert.

Ich kann mich an die große Müdigkeit in jener Zeit erinnern, an die langen Aufenthaltszeiten der Züge auf Abstellgleisen, an die mitunter langen Märsche zu irgendwelchen Lagern, an Baracken mit „mehrstöckigen Betten“.

In meiner Erinnerung blieb auch ein langer Marsch über vereistes Kopfsteinpflaster zu irgendeinem Lager. Ich war sehr müde und dazu noch mit meiner jüngeren Schwester belastet. Ich erinnere mich an die an meiner Seite laufende Marysia und fühlte, wie sie vor Kälte zitterte, denn sie war sehr leicht bekleidet. Meine Mama zog irgendein Tuch aus dem Sack und umhüllte sie damit.

In Erinnerung blieb mir auch eine große Räumlichkeit, in der einige Stunden lang die Frauen, auch ich, Kartoffeln schälten, und irgendeine Stimme immer wieder „schneller, schneller!“ schrie. Ich konnte es wirklich nicht, und außerdem hatte ich vor Kälte erstarrte Hände, ich konnte die Kartoffeln nicht festhalten.

Eine andere Erinnerung: Sie scheuchen uns nackt in einen großen Saal hinein. Ein ganzer Saal voller Frauen und Kinder. Zehnjährige Jungs zusammen mit Frauen. Ich schäme mich wegen meiner Nacktheit. Es muss ein Bad gewesen sein, aber in meinem Gedächtnis ist kein Baden, kein Wasser verzeichnet. Was aber bis heute in meinem Gedächtnis haften geblieben ist, ist eine an einer Wand stehende Reihe von Tischen, auf denen nackte Frauen sitzen und gynäkologisch untersucht werden von Männern in weißen Kitteln, und an der Eingangstür steht eine Menge glucksender Soldaten. Alles geschieht sehr schnell. Ich weiß nicht recht, was sich hier abspielt, ich weiß nur, dass etwas sehr Böses geschieht, und ich versuche wegzuschauen. Heute denke ich darü-

ber nach, wie sich diese armen Frauen in damaliger Lage fühlen mussten. Ich glaube nicht, dass sie jemals imstande wären, dieses schreckliche Erlebnis aus ihrem Unterbewusstsein zu tilgen, da es doch in meinem, damals eines Kindes, haften geblieben ist. Wahrscheinlich leben sie alle nicht mehr.

Letztendlich sind wir in Nortenhof, in den Reichswerken Hermann Göring gelandet, die sich in dem vier Kilometer entfernten Watenstedt, in der Nähe von Braunschweig befanden.

Das Gut Nortenhof war Teil der Reichswerke Hermann Göring, die aus Hütten und Munitionsfabriken bestanden. Sie wurden damals auch wohl ausgebaut – gerade wurde ein von den Werken über Nortenhof führender Kanal fertiggestellt, über den später ständig vollbeladene Schiffe fuhren. Deshalb wurden wir dorthin beordert.

Binnen einiger nächster Wochen wurden auch andere Polen dorthin gebracht, sowohl Alleinstehende als auch mit Familien. Später wurde auch mein Vater, Jan Abramiuk, herbeigebracht, der anschließend beim Bau einer Straße in Watenstedt gearbeitet hatte.

Die Familien bekamen Verpflegung, meistens Kartoffeln und Kohlrüben, und kochten für sich selbst. Kleinere Kinder bekamen ab und zu sogar fettarme Milch, es war wohl ein Viertelliter. Ältere Kinder, die bereits arbeitsfähig waren, wurden mehr oder weniger zu verschiedenen Arbeiten herangezogen. Andere mussten sich um die Jüngeren kümmern. Man hungerte, aber man wusste sich zu helfen, indem man Kartoffeln oder Rüben stahl, bei denen gearbeitet wurde, und so den Hunger stillen konnte.

Außer Polen arbeiteten dort auch Russen und – wenn ich mich recht erinnere – auch Ukrainer. Es gab auch sehr viele französische Kriegsgefangene. Die zuletzt Genannten waren in einem separaten einstöckigen Bau mit vier Eingängen einquartiert, sie schliefen auf mehrstöckigen Pritschen und hatten einen „eigenen“ Wachmann, der sie für die Nacht einschloss. Es gab auch etliche Kroatinnen. Mit ihnen konnte man sich gut verständigen, da sie eine dem Polnischen ähnliche Sprache benutzten.

Wir bekamen jeweils einige quadratförmige Leinenmarken mit einem großen violetten **P** auf gelbem Hintergrund. Jeder Pole musste ein solches Abzeichen auf seine Kleidung an einer sichtbaren Stelle annähen. Ein Pole, der ohne dieses **P** angetroffen wurde, selbst wenn es bei der Feldarbeit war, wurde bestraft. Auch eigenwilliges Verlassen des Arbeitsgeländes war verboten, und derjenige, der erwischt wurde, konnte mit Gefängnis oder Konzentrationslager bestraft werden.

Unser Alltag sah wie folgt aus:

Abends, nachdem überprüft worden war, ob alle schon anwesend sind, wurde das Gebäude abgeschlossen. Es wurde um fünf Uhr morgens wieder geöffnet. Diese Aufgabe oblag einem Wachmann, der auch für die französischen Gefangenen verantwortlich war, deren einstöckiges Gebäude sich neben dem unsrigen befand.

Jeden Morgen ertönte ein Klingelton, den der Wachmann in Gang setzte und auf diese Weise die Menschen zur Zuteilung von konkreten, für den jeweiligen Tag fälligen Aufgaben herbeirief. Er verteilte die „Arbeit“, und von ihm war es abhängig, ob man am jeweiligen Tag eine leichtere oder schwerere Arbeit bekam, und ob sie in der Nähe der Unterkunft oder irgendwo weiter vom Lager entfernt zu verrichten war. Der letztere Umstand war besonders für Frauen mit Kindern wichtig, denn sie mussten es schaffen, während der Mittagspause in die Unterkunft zu kommen und das Mittagessen für sich und ihre Kinder zu kochen. Dabei waren sie doch durch die schwere Arbeit und Unterernährung geschwächt. Es wurde bis zum Abend gearbeitet, häufig auch sonntags. Und wenn es zwei Feiertage hintereinander gab, musste man an dem zweiten Feiertag auch arbeiten, es war die Regel. Es wurde immer etwas gefunden, was gemacht werden musste – die Polen durften doch nicht verwöhnt werden! (Einen solchen Spruch hörte ich mehrmals.)

Vor Hunger retteten einen die Kartoffeln oder auch Kohlrüben, von denen es mehr gab. Aber Fett dazu gab es nicht. Mama half sich so, dass sie aus geriebenen Kartoffeln auf dem Ofenblech Plätzchen briet, wohlgeremkt ohne Fett. Sie waren hart und schwarz, aber man konnte sie „zur Arbeit“ mitnehmen, statt Brot.

Als Leckerbissen galt, jedenfalls für uns Kinder, aus Rüben gemachte Melasse, die wir, wenn ich mich recht erinnere, vier oder fünf Mal während des ganzen Krieges bekommen haben. Die dunkelbraune, zähe Masse sollte als Marmeladeersatz dienen. Sie war wenigstens süß und war vom Geschmack her den Bonbons von früher ähnlich.

Die Deutschen hatten übrigens in jener Zeit auch nicht alles in ausreichenden Mengen. Sowohl Lebensmittel als auch Bekleidung gab es nur gegen „Bezugsscheine“.

Dass wir den Krieg dort einigermaßen ohne große Herausforderungen überstanden haben, können wir einem Herrn Geiz verdanken (einem Baubetreuer). Er war ein eher anständiger Mensch, jedenfalls für damalige Verhältnisse. Wenn er etwas nicht sehen wollte, schaute er weg, wenn es sein musste, schrie er den Betroffenen an – dabei hatte er eine sehr starke Stimme –, damit ihn alle, besonders die Deutschen, hören konnten (dass er gegenüber den Polen streng sei), aber damit war die Sache meistens erledigt.

Um eine „abwechslungsreichere“ Gestaltung unseres Lebens kümmerte sich auch der örtliche Polizist – Appel war wohl sein Name. Er wohnte in dem unweit von unserem Dorf gelegenen Üfingen. Er war boshaft und mochte die Polen anscheinend nicht. Er erschien zur x-beliebigen Uhrzeit, das heißt ohne Rücksicht darauf, ob wir in unserer Unterkunft oder auf Arbeit waren, und durchsuchte alle Ecken. Er zog unser armseliges Hab und Gut aus den Schachteln, die an der Dachschräge gelagert waren, und warf während der Durchsuchung alles durcheinander. Ich weiß nicht, was

er dort zu finden gedachte, denn schon nach einigen Durchsuchungen kannte er alle unsere Sachen in- und auswendig. Vielleicht hatte er Langeweile. Außerdem verstand er es, böswillig Zucker mit Salz oder mit Mehl zu vermischen, wenn er gerade solche Produkte gefunden hatte. Selbstverständlich sparte er nicht mit Schimpfworten, unter denen der Spruch „polnisches Schwein“ fester Bestandteil seines Wortschatzes war. Er kam immer mit dem Rad angefahren, und man sah ihn vom Weiten. Ich hatte solche Angst vor ihm, dass ich bei seinem Anblick manchmal nervöse Krämpfe bekam, so dass mich Mama beruhigen musste.

Gegen Ende des Krieges ist Appel plötzlich verschwunden und wir konnten aufatmen. Es hat sich herausgestellt, dass er eingezogen wurde. 1944, als ich in einer Gärtnerei arbeitete, beobachtete ich, wie die Frau von Appel zum Gärtner kam, um etwas einzukaufen. Sie weinte und beklagte sich, dass ihr Mann an der Ostfront gefallen sei. Ich brauche es wohl nicht hinzuzufügen, mit welcher Freude ich davon hörte und es weitererzählte. War dies ein unschönes Gefühl? Mit Sicherheit ja. Aber ich weiß nicht, ob ich mich damals deswegen schämen sollte. Das kann nur jemand verstehen, dem Ähnliches zugestoßen ist. Diejenigen, die den Krieg nur vom Hörensagen kennen, werden es nicht verstehen, man kann die damaligen Gefühle nicht mit heutigen Maßstäben messen.

Im Jahre 1943 wurde mir eine andere Arbeit zugeteilt. Der Herr Oberingenieur einer Abteilung in der Hütte brauchte eine Polin als Hausgehilfin. Er wohnte in dem Nachbarort Steterburg. In Remscheid hatte er ein eigenes Haus, da er aber in der Hütte benötigt wurde, bekam er hier eine große Wohnung in einem soliden Gebäude, das zu meiner Freude mit einer Wasserleitung ausgestattet war. Ich wurde ihm zugewiesen.

Die Familie war groß. Der älteste Sohn war bei der Truppe, irgendwo in Lettland. Der Hausherr, Wilhelm Werz, sowie seine zwei Töchter (21 i 18) und sein 15jähriger Sohn arbeiteten in der besagten Hütte, einige Kilometer von der Wohnung entfernt. Sie fuhren morgens zur Arbeit und kehrten um 18.30 Uhr heim. Es gab noch ein 6jähriges Mädchen und eine Oma, die Mutter der Ehefrau, sowie ein aus Westdeutschland zur „Bewahrung“ vor Fliegerangriffen aufgenommenes neunjähriges Mädchen ihrer Bekannten, Rosemarie. Die Familie gehörte nicht zu den Anhängern Hitlers, musste es aber natürlich verheimlichen. Sie war streng katholisch, da sie aus dem Rheinland stammte, während hier überwiegend Protestanten wohnten.

Sonntags ging die ganze Familie pflichteifrig in die Kirche, und abends beteten alle Familienmitglieder laut vor einem Muttergottesbild, vor dem ein Olivenlämpchen brannte. Bis heute kann ich das Vaterunser auswendig. Die Familie war eher anständig. Es gab aber hin und wieder kleine Boshaftigkeiten und Sticheleien. Am schlimmsten war in dieser Hinsicht die rothaarige gehässige Rosemarie.

Die Dame des Hauses war für das Kochen und die Einkäufe von Lebensmitteln zuständig, das heißt, sie löste die Lebensmittelkarten ein, wobei die Einkäufe ich nach Hause brachte, insgesamt für neun Personen (denn für mich bekamen sie die Karten auch). Es gab also viel zu schleppen. Brot und Milch holen ging ich allein. Ich erinnere mich daran, wie ich in einer Einkaufstasche eine 7-Liter-Blechkanne mit fettarmer Milch und eine Zweiliterkanne mit Vollmilch für die Kinder oder auch einige große Brote nach Hause trug (alle zwei Tage, sie aßen nämlich altbackenes Brot). Das war sehr schwer für mich. Ich war nie kräftig, und außerdem war ich bereits drei Jahre in Deutschland und war unterernährt.

Außerdem, da ich keine Handschuhe hatte und der Winter sehr streng war, habe ich mir die Hände erfroren, so dass darauf offene Wunden entstanden. Die Füße habe ich mir im Straflager erfroren.

Zu meinen Aufgaben gehörte es auch, die Kartoffeln zu schälen, den Tisch zu decken (zweimal am Tag), das Geschirr aufzusammeln und zu spülen, die Küche und das Bad zu reinigen, jeden Tag das Wohnzimmer sauber zu machen und einmal in der Woche eines der fünf Zimmer gründlich zu reinigen – einen Staubsauger gab es nicht – und darüber hinaus musste ich täglich alle Betten machen, die Schuhe putzen, Kohle aus dem Keller holen und viele andere kleinere Tätigkeiten erledigen. Um 17.45 Uhr musste die Wohnung gelüftet werden, und nachdem der ausziehbare Tisch aufgestellt worden war, setzte sich die Familie um 18.10 Uhr zum Essen. Anschließend musste ich noch das Geschirr spülen – bei dem Essen waren es neun Personen – und die Küche aufräumen.

Ich stand sehr früh auf und war den ganzen Tag über wie in einer Tretmühle. Für eine 14-Jährige war das zu viel. Ich war körperlich und geistig so geschafft, dass ich eines Tages beschloss, mir eine Lungenentzündung zu holen. Ich nannte diese Erkrankung so, obwohl ich heute weiß, dass ich an eine starke Erkältung dachte. In meinem ermatteten kindlichen Hirn dachte ich: Wenn ich erkrankte, werde ich doch nicht aufstehen und zur Arbeit gehen müssen, jedenfalls in diesen Tagen nicht. Ich hielt es einfach nicht mehr aus. Es war Winter. In dem Dachkämmerchen, in dem ich schlief, fror das Wasser in der Leitung ein. In dem dünnen Nachthemd, das früher einem der Mädchen als Ballkleid diente, legte ich mich auf den Betonboden hin und beschloss, fast zu erfrieren. Und so geschah es. Aber dann ging es mit dem Kopf unter die Decke, wo ich durch Hauchen und Pusten erwärmt wurde, ich kam mir vor wie in einem Schweißbad. Ich war sehr gut zugedeckt, denn die Hausherrin wollte ihre Decken nicht in ihren Truhen halten. Es stellte sich heraus, dass ich mich nicht erkältet hatte, und so musste ich am nächsten Tag wieder zur Arbeit aufstehen. Der Herrgott hat gewacht und es wieder gut gemacht, was ein dummes Kind verderben wollte, war doch eine Lungenentzündung unter den damaligen Umständen äußerst gefährlich. Ich arbeitete also weiter, von 6 Uhr in der Frühe bis

zum Abend, denn nach dem Saubermachen in der Küche gab es immer noch etwas zu tun. Ich hatte nur sonntags nachmittags frei, nachdem ich in der Küche nach dem Mittagessen aufgeräumt hatte. Dann durfte ich zu meinen Familienangehörigen laufen, die fünf Kilometer weiter entfernt lebten, und konnte erst am nächsten Morgen zurückkommen. Ich musste damals als Kind das Zeichen P nicht tragen, konnte also ungestraft überall frei umherlaufen.

In jener Zeit wurde mein Vater verhaftet. In einem Gespräch mit Russen, deren Sprache er hervorragend beherrschte, sagte er etwas Unrühmliches über die Deutschen. Ein Russe erzählte das dem Schäfer Hoppe, und dieser sagte das als guter Deutscher weiter. Der Vater wurde ins Gefängnis in Wolfenbüttel eingesperrt.

In der Mittagszeit des 30. Januar 1944 führten die Engländer die berüchtigte Flächenbombardierung Deutschlands durch. Zwar wohnten wir auf dem Lande, aber gleich hinter den letzten Gebäuden von Nortenhof befand sich eine Brücke über einem Kanal, der in die 4 km weiter entfernte Hütte und Munitionsfabrik führte. Auf der gegenüberliegenden Seite, der Verlängerung des Kanals, war der Eisenbahnknoten Gleidingen, und etwa 9 km von uns entfernt lag die Großstadt Braunschweig. Außerdem fand sich in einem Dorf unweit von Nortenhof eine Flakstellung. Diesmal fielen auch bei uns im Dorfe einige Bomben. Zum Glück kam niemand ums Leben, aber einige Gebäude brannten nieder, darunter ein Stall, und auf den Feldern entstanden riesige Bombenrichter. Auf den Hof des Gebäudes in Steterburg, in dem ich mich damals aufhielt, fielen einige Brandbomben, ohne dass sie irgendwelche Schäden im Beton verursachten. Ich machte mir große Sorgen um meine Angehörigen, konnte aber erst spät am Nachmittag zu ihnen gehen – es war gerade ein Sonntag. Und außerdem war es interessant anzuschauen, wie alle Deutschen von dem Fliegenangriff betroffen waren.

Nach der Bombardierung musste mein damaliger Gebieter – Herr Werz – sonntags arbeiten, hatte aber dafür die Donnerstag frei. So konnte er sonntags mit seiner Familie nicht mehr in die Kirche gehen. Und da er ein sehr religiöser Mensch war, besorgte er es donnerstags. So stand er an einem Donnerstag in der Frühe, als seine Frau noch schlief, kurz vor dem Kirchengang wütend vor mir, die ich gerade das Wohnzimmer aufräumte, und schrie mich an. Zwar konnte ich damals schon recht gut Deutsch (abends las ich bis zur Dämmerung im Obergeschoss die dort befindlichen deutschen Jugendbücher), aber sein Geschrei konnte ich nicht verstehen und weiß bis heute nicht, was er von mir damals wollte. Wahrscheinlich machte ich irgend etwas nicht so, wie er es gewollt hatte. Vielleicht waren seine Schuhe nicht richtig geputzt. Der hochreligiöse Herr Werz schlug mich damals so heftig, dass ich blutüberströmt stürzte und er – noch „Steh auf!“ rufend – sein Gebetbuch nahm und in die Kirche eilte. Vielleicht ging er

beichten? Seine Religiosität hinderte ihn nicht daran, seine Wut wegen unliebsamer Umstände an einem polnischen Kind abzureagieren, er wusste nämlich, dass er dies gänzlich ungestraft tun konnte.

Und dann kam ein Feldgendarm und führte mich ab in ein Umerziehungslager – das Lager 21 Hallendorf. Wie es in einem Straflager ist, ist bekannt. Es war ein sehr kalter April. In dünner Drellkleidung und in übergroßen steifen Holzschuhen, wohlgermerkt ohne Socken, war es mir sehr kalt, gleichermaßen bei den überlangen Appellen wie auch bei der Arbeit. Wir wurden nämlich mit Treckern zur Arbeit in den Bauernhöfen in der Umgebung gefahren. Außerdem gab es Schreie, Schläge und große Hunde – vor letzteren habe ich bis heute Angst. Ein Mädchen wurde einmal von einer Wachhabenden nur aus dem Grund brutal zusammengeschlagen, weil sie ein Stückchen roher Kartoffel aufgehoben hat, um es zu essen. Ich versuchte so zu laviere, dass ich den Wachleuten aus dem Weg ging, dennoch haben sie sich an mir einige Male vergriffen. Schläge mit einem Schlagstock hinterlassen keine Spuren. Aber einmal schleuderte ich nach einem heftigen Schlag ins Gesicht, einige Meter durch den Raum schwebend – nur weil ich einen Eimer Kartoffeln, den ich getragen hatte, aus der Hand ließ – das verursachte eine Verletzung von zwei damals noch nicht vollentwickelten Halswirbeln. Das wurde aber erst in den Sechzigerjahren diagnostiziert. Die dadurch ausgelösten Beschwerden manifestierten sich schon seit dem Winter des Jahres 1945/46, ich war mir aber damals ihrer Ursachen nicht bewusst.

Nach einigen Wochen, im Mai 1944, wurde ich in mein Stammarbeitslager in Nortenhof „zurückbefördert“ und wurde zur Arbeit in einer Gärtnerei bestimmt. Meiner Mama habe ich von meinem Erlebnis nichts erzählt. Ich wollte sie nicht zusätzlich beunruhigen. Sie erfuhr davon erst nach der Befreiung und nach unserer Ausreise aus Nortenhof. Sie nahm es mir übel, besonders nach Einmarsch der amerikanischen Truppen.

Die Gärtnerei führte Frau Ostermann mit Hilfe ihres Vaters, eines ehemaligen Pferdekehns, und ihres Schwiegervaters, eines Gärtners, beide waren schon Rentner. Ihr Mann war bis zum Kriegsende beim Militär, in Frankreich. Sie hatte zwei Kinder, beide glücklicherweise wohl erzogen. Außer mir arbeitete dort ständig ein französischer Kriegsgefangener – Fernand, der jedoch die Nächte in einer Kaserne eingeschlossen verbrachte. Notfalls wurden auch zusätzliche Kriegsgefangene zur Arbeit herangezogen. Frau Ostermann war keine böse Frau. Schlimmer war ihr Schwiegervater. Ich hatte viel Arbeit – von 5 Uhr in der Frühe bis zum Abend. Hier gab es eine Wasserleitung nicht, das Wasser musste ich aus einem Brunnen schöpfen (es gab eine Pumpe), er befand sich im dritten Hof. Und Wasser brauchte man in der Wirtschaft sehr viel. Ganz früh begann ich die Schweine zu füttern, dann gab es allerlei zu tun. Nach dem Aufräumen der Wohnung ging ich zur Arbeit im Garten, und da gab es, wie im Garten so üblich, im-

mer etwas auszugraben, zu roden und zu jäten usw. Einen ganzen Tag lang, wie in einer Tretmühle.

Ich habe gelernt, mich psychisch umzustellen, wenn es mir sehr schlecht ging. Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe. Ich bildete mir einfach ein, meine Arbeit sei angenehm, sie mache mir Spaß, ich verrichte sie gern. Eine solche Einstellung half mir manchmal. Selbst eine schwere Arbeit tut man gern, besonders wenn man sie aus eigenem Willen macht.

Es gab dort auch eine Ziege. Ich musste lernen, wie man sie melkt. Ich hatte damit große Schwierigkeiten, denn ich konnte mit meiner Hand die Zitzen nicht pressen. Ich musste mit einem gekrümmten Daumen nachhelfen, was letztendlich sowohl Frau Ostermann wie auch ihre Ziege hinnehmen mussten.

Seit dem großen Flächenbombardement im Januar wurden die Flugangriffe auf Deutschland häufiger. Tagsüber hatte uns das nicht gestört, weil wir sahen, dass die über uns vorbeifliegenden Flieger uns nicht bedrohten, sondern weiterflogen, meistens in Richtung Berlin. Die Fliegeralarme waren eine angenehme Arbeitsunterbrechung. Schlimmer sah es nachts aus, denn man musste in den Luftschutzraum. Der LSR für Ausländer war ziemlich sicher, weil es ein mit drei Eingängen verbundener, auf einer niedrigen Böschung ausgehölter Graben war, der mit Baumstämmen und Ballen aus gepresstem Stroh zugedeckt war. Um uns zu erwischen, müsste die Bombe genau auf diesen Graben fallen. Von daher wollte ich immer im Eingang stehen, was zu Reibereien mit meiner Mama führte, die ihre Kinder bei sich haben wollte. Und ich sah mich geschützt und war ruhiger. Saß ich drinnen, hatte ich mehr Angst und regte mich über jeden Knall auf. Man muss sagen, dass manche Luftangriffe dermaßen stark waren, dass z. B. bei der Bombardierung von Hannover, das etwa 60 km entfernt lag, der Erdboden bei uns bebte. Und Flugzeuge gab es besonders im letzten Kriegsjahr immer sehr viele. Ich kann mich an einen Tag besonders erinnern. Es war ein schöner wolkenloser Sonntag. Der volle Alarm wurde ausgerufen. Wir stehen vor unserem LSR mit dem Blick nach Westen. Und an dem klaren, blauen Himmel sehen wir eine sich auf uns hinbewegende unermessliche, dichte und schwarze Wolke von Flugzeugen. Es war ein schier überwältigender Anblick, für uns eine interessante Erscheinung.

Ein Fliegerangriff auf das neun km entfernte Braunschweig verursachte, dass 40.000 Menschen obdachlos geworden sind. Ich wollte also immer sehen, was sich abspielte, und regte mich weniger auf.

Schlimmer war, dass man sich nach der ganztägigen schweren Arbeit nachts nicht ausruhen konnte, sondern in den LSR musste, mitunter sogar zweimal in der Nacht. So etwas kann man einige Tage lang aushalten, nicht aber über Wochen und Monate. Mich traf es besonders hart. Für mich war der Schlafmangel schlimmer als Hunger. Ich schlief im LSR im Stehen ein. Manchmal bat ich meine Mama inständig, mich nachts nicht zu wecken

und in der Unterkunft bleiben zu dürfen. Ich hörte dann immer einige scharfe Worte, die mich wieder brav werden ließen. Denke ich heute daran, bewundere ich meine Mama, wie sie es mit mir damals ausgehalten hat. Sie musste nämlich auch meine kleinere Schwester anziehen, die verschlafen halb umfiel. Ich griff dann nach einem Kissen und einer Decke für die Kleine, und wir liefen aus dem Haus, weil die Flugzeuge bereits zu hören waren. Besonders zu schaffen machten uns kleinere Staffeln oder vereinzelte Flugzeuge, vor denen man sich besonders fürchten musste, weil man nie wusste, welches Ziel sie angreifen.

Während des Alarms am Tage konnte ich nur vom Weiten nachsehen, ob meine Schwester Krysia in den LSR gelaufen ist. Ich war beruhigt, wenn ich die drei Kleinkinder – die zwei fünfjährigen Krysias mit dem zweijährigen Dzidek an der Hand – in Richtung LSR auf ihren kleinen Füßchen rennen sah. Die Kinder mussten sich notgedrungen selber helfen, denn die Erwachsenen waren doch auf Arbeit.

Tagsüber flogen die Flugzeuge manchmal sehr tief. Wir freuten uns immer, wenn wir sie da oben sahen und beneideten sie. Bei Feldarbeiten versteckten wir uns vor den Tieffliegern nicht, damit die Piloten wussten, dass wir keine Deutschen sind, und sie beschossen uns nicht. Einmal hat es sich so gefügt, dass auf dem Nachbarfeld, das einem Bauern im Nachbardorf gehörte, ein Franzose den Acker mit einem Pferd pflügte. Der Flieger kam im Tiefflug herangeflogen und drehte einige Runden über dem Feld. Der Franzose (in Uniform) blieb jedes Mal kurz stehen, ohne sich zu verstecken, denn wo sollte er auch hin. Bei einem der Anflüge verlor er aber die Nerven und lief ziemlich weit weg von dem Pferd. Und da schoss der Pilot eine Serie durch das Feld und tötete das Tier. Es sah so aus, dass er versuchte, den Franzosen vom Pferd zu trennen. Natürlich war es schade um das Tier, aber nicht um deutsches Eigentum. Wir alle empfanden die Geste des Fliegers als Ausdruck seiner Verbundenheit mit uns, den hiesigen Sklaven, und es war uns irgendwie leichter am Herzen.

Im Frühjahr 1945 waren die Fliegeralarme so häufig, dass man eigentlich immer das Sirenengeheule hörte, so dass man nicht recht wusste, ob es Zeichen für den Alarm oder für dessen Entwarnung waren.

Im März wusste man schon, dass die alliierten Truppen heranziehen und dass der Krieg zu Ende geht. Wir haben lange darauf gewartet, so dass es uns schwerfiel, es zu glauben. Die Deutschen waren beunruhigt und spielten sich nicht mehr auf. Sie hörten auch auf, uns nachts einzuschließen.

Einmal waren wir Augenzeugen einer Begegnung von zwei deutschen Fuhrwerken vor unserem Haus. Auf dem einen saßen Leute, die vor den Engländern flohen, auf dem anderen solche, denen die Russen Beine machten. Sie blieben stehen, tauschten sich aus, und beide Fuhrwerke fuhren dann nach Westen.

Es wurde bekanntgegeben – selbstverständlich den Deutschen, dass als Warnung vor den heranziehenden Panzern das Signal des vollen Alarms gegeben wird (es unterschied sich von den Signalen der Vor- und Entwarnung), das fünf Minuten dauern sollte. Normalerweise dauerte das Signal kurz, es war also nicht zu verwechseln. Wir sind aufgeregt, denn das zeugt anscheinend davon, dass das Ende unserer Gefangenschaft immer näher rückt.

Eines nachts sind vom Westen kommende Donner zu hören und Blitze zu sehen. Kein Mensch schläft, auch die Deutschen nicht. Wir haben Angst, weil wir nicht wissen, wie die Front verlaufen wird, dennoch können wir es kaum erwarten. Wir sind uns noch nicht sicher, dass dies möglich sein wird. Am Morgen geht niemand mehr zur Arbeit. Der Anblick von beunruhigten Deutschen ist angenehm anzusehen. In der Nacht herrscht Ruhe.

Am nächsten Tag vormittags ertönt die Sirene. Es ist voller Alarm. Wir stehen im Hof der Gärtnerei – außer Frau Ostermann und ihrem Schwiegervater ich und der Franzose Fernand. Plötzlich wird mir bewusst, dass der Alarm wohl schon allzu lange dauert, aber wir können es mit Fernand noch nicht glauben. Vielleicht wird er gleich enden. Aber er dauert an. O Gott, das ist doch der Panzeralarm!!! Es ist wahr!!! Das ist doch das Ende!!!

Und plötzlich streckt dieser erwachsene Franzose dem Deutschen seine Zunge heraus und beginnt vor seiner Nase mit den Händen zu winken und Hampelmann zu machen. Dieses Bild sollte man verewigen.

Die Nacht verbrachten wir vorsichtshalber im Luftschutzraum.

**Und am Morgen waren die Amerikaner schon da. Es war am 10. April 1945.**

Ohne einen einzigen Schuss. Zuerst kam über die Straße, die ins Dorf führte und die vom LSR zu sehen war, ein Jeep, einige Minuten später folgten ihm LKWs mit Soldaten. Ein Teil von ihnen blieb an unserem LSR stehen, einer holte eine Gitarre hervor. Sie hatten Schokolade und andere gute Sachen, die wir seit Jahren nicht gesehen haben. Eine lockere Truppe waren sie, führten sich auf wie in einem Zeltlager. Andere zogen in unser Gebäude und in die Scheunen ein. Die Deutschen haben sich irgendwo versteckt. Es stellte sich heraus, dass einige Soldaten polnische Wurzeln hatten und etwas Polnisch konnten. Sie machten hier für einige Tage halt, denn die Brücke über dem Kanal, die zur Straße in Richtung Osten führte, wurde von den Deutschen am vorigen Tag gesprengt. Diese amerikanischen Frontsoldaten befragten uns, welcher Deutsche uns hier ein Leid zugefügt hat, um ihn zu erschießen.

Wir haben niemanden angezeigt. Die Polen sind kein rachesüchtiges Volk. Ich habe mich nicht einmal über Werz beschwert, der mich so schwer geschlagen und ins Straflager übergeben hat.

Ich sah es nicht als notwendig, die Familie wegen eines unüberlegten Handelns des Vaters ihres Oberhauptes zu berauben. Ich musste zwei

Sachen auswägen: den Tod von Werz und meine „Unbequemlichkeiten“; beide hatten ungleiches Gewicht, obwohl ich die Zeit im Lager nur schwer überstanden habe. Ich wusste damals auch nicht, dass ich die körperlichen Folgen jener Misshandlung mein ganzes Leben lang spüren werde. Aber diese Einsicht hätte sowieso nichts verändert.

Ich rächte mich auch an dem Schäfer Hoppe nicht, der meinen Vater bei der Gestapo angezeigt hatte. War nun diese seine Schuld groß? Er war kein böser Mensch, sondern ein einfacher Dörfner. Ihm wurde eingebläut, dass unfreundliche Aussagen über sein Vaterland seinem Volk schaden würden, also hat er das als guter Deutscher gemeldet. Vielleicht war er sich der Folgen seiner Anzeige nicht im Bilde. Ich dachte später mehrmals darüber nach. Ich stellte mir die Frage, ob ich an seiner Stelle, in der damaligen Welt, ohne mein heutiges Wissen und meine Kenntnis der Dinge nicht ähnlich handeln würde. Das sind keineswegs so eindeutige Sachen.

Nur einen Deutschen ließen die Polen nicht in Ruhe. Sie rechneten aber mit ihm ohne Hilfe der Amerikaner ab. Gleich in den ersten Tagen nach der Befreiung nahmen die in den Nachbarortschaften lebenden Polen, die nun viel Freizeit hatten, zueinander Kontakt auf (die Ortschaften waren zwischen einem und drei Kilometern voneinander entfernt). Da die Polen aus unserem Dorf die Sache nicht erledigen wollten, kamen drei junge Männer aus dem Nachbardorf zu Jabs und verdroschen ihn, ohne ihm aber großes Leid zugefügt zu haben. Eine solche einprägsame Lektion hat er durchaus verdient. Jabs beaufsichtigte den sog. Hof mit allen landwirtschaftlichen Gebäuden wie Pferde- und Schweineställe, Kuhstall und Schäferei u.ä. Es war ein ausgesprochen hinterlistiger Mensch.

Gleich in den ersten Tagen, nachdem die Front nach Osten verschoben worden war, begannen alle Leute vom Westen die Gutspferde einzuspannen und in ihre Herkunftsländer abzufahren. Die Polen mussten dableiben. Zwar hatten sie jetzt genug zu essen, besonders Fleisch, das früher rar war, aber sie konnten noch nicht heimfahren.

Erst am 1. Mai ist Abreise. Ich freue mich, dass wir nach Polen fahren, aber es sollte nicht wahr sein. Nach einer Stunde Fahrt landen wir in irgendeinem menschenleeren Lager, wo wir zwei Nächte verbringen. Mit anderen Gleichaltrigen laufen wir durchs Lager auf der Suche nach etwas Gutem. Leider finden wir im Keller nur Konserven mit Erbsen und Bohnen, die wir zu nichts verwenden können, weil wir keine Kochgelegenheit haben. Ich erwische aber ein wertvolles Stück. In einer Baracke finde ich im Fenster eine ganz gute, graue Decke, die zur Verdunkelung diente. Aus dieser Decke nähte mir einige Wochen später eine Deutsche für ein Päckchen Kaffee einen Rock und eine Jacke – allerdings ohne Kragen, denn dafür fehlte der Stoff. Es war dies meine einzige warme Bekleidung, in der ich im November 1945, nach fünf Jahren schwerer Arbeit und Misshandlungen nach Polen zurückkehrte.

Noch sind wir aber in Deutschland.

Am 3. Mai werden wir weiterbefördert. Ich sitze ganz oben auf den Gepäckstücken in einem offenen LKW. Wir verlassen irgendein Dorf, fahren eine Straße abwärts. Vor mir sehe ich bewaldete Hügel und entlang der Straße, zu beiden Seiten, Vogelbeerbäume voller weißer Blüten. Dieser Anblick von lange nicht gesehenem Grün in so großer Anhäufung hat mich so beeindruckt, dass ich einfach zu weinen anfang.

Es war die Abfahrtstraße zu einem Durchgangslager – dem „Lager 4 Gebhardshagen“ – am Fuße des Harzes, in dem uns am 5. Mai 1945 die Engländer unterbrachten.

Die Freiheit brachten uns die Amerikaner, aber die Besatzung des Gebiets übernahmen die Engländer. Ich kann mich nicht mit Sympathie an sie erinnern, aber das ist eine ganz andere Geschichte.

### **... Und nach dem Krieg**

Seit dem 5. Mai 1945 befinden wir uns im Durchgangslager 4 in Gebhardshagen.

Im Herbst bietet sich eine Gelegenheit, nach Polen zurückzukehren. Wir nutzen sie. Im November geht der erste Transport mit Familien ab. Wir fahren etappenweise, jedes Mal mit einige Tagen dauernden Unterbrechungen. Zuerst sind es Baracken in Watenstedt, anschließend eine große Kaserne in Lüneburg, wo ich einen Schotten gesehen habe – in Kilt und seinen Strümpfen mit Pompons machte er mich staunen.

Aus Lüneburg werden wir in verdeckten LKWs zwei Tage lang gefahren, die Nacht verbringen wir in einer Kleinstadt auf dem Fußboden, der mit Resten von dreckigem Stroh bedeckt ist. Es ist ein langer Zug von LKWs, was man in den Kurven sehen kann. Unterwegs fahren wir an einer fast gänzlich zerstörten Kleinstadt vorbei. Und entlang der Straße stehen alle ein paar Meter deutsche Kinder, die ihre Händchen ausstrecken und „Kekse!“, „Kekse!“ rufen. Die Leute reagieren unterschiedlich und ändern immer wieder ihre Einstellung: Sie schwankt zwischen Zufriedenheit, Mitgefühl und Wut. Dieselben Leute schimpfen über die Kleinen, um ihnen gleich danach einen Keks herabzuwerfen. Es ist dies eine wohl alle umfassende Form, seine eigenen Demütigungen abzureagieren.

An der Elbe – es geht hinab auf eine Pontonbrücke.

Und dann die Grenze. Ein weiß-roter Schlagbaum, eine kleine Baracke mit polnischer Fahne (auch mit einigen anderen, kleineren roten Fähnchen), und an ihr ein polnischer Soldat mit der viereckigen polnischen Militärmütze, der sehr unsrige Soldat. Und plötzlich erschallt von allen LKWs ein großes, lautes, fast chormäßiges Weinen. Besonders deutlich sind Männerstimmen zu hören. Es hat sich herausgestellt, dass in dem Transport viele Männer waren, die aus Lagern heimkehrten. Diese harten Männer weinten wie die Kinder. Und was ist über uns zu sagen? Es war

ein so starkes Erlebnis, dass ich heute noch darüber nicht ruhig sprechen und schreiben kann.

Die nächste Station ist Stettin. Im PUR (dem Staatlichen Repatriierungsamt) bekommen wir eine Bescheinigung über die Registrierung unserer Rückkehr nach Polen. Meine Bescheinigung hat die Nummer 12845 und trägt das Datum 24.11.1945 – damals war das mein einziges Dokument, das meinen Aufenthalt und meine Arbeit in Deutschland bescheinigte. Während unseres Aufenthalts in Deutschland hatten wir keine Papiere, weil wir in einem geschlossenen Arbeitslager untergebracht waren. Von meinen polnischen Dokumenten sind nur zwei Zeugnisse übriggeblieben – von der dritten und vierten Klasse, die später eine Grundlage für die Ausstellung meines Personalausweises waren. Auch eine Geburtsurkunde hatte ich nicht. Ihre Kopie ist in Busko in der dortigen Schule geblieben, in der später die Deutschen stationierten. Und ich wurde in Frankreich geboren.

Ich habe volle fünf Jahre bei einer für mich als Kind allzu schweren Arbeit verbracht, unter einem Volk, das uns einmal mehr und ein andermal weniger seine Abneigung spüren ließ, gekennzeichnet mit dem Buchstaben P als ein Mensch von schlechterer Sorte und ziemlich häufig bezeichnet als „polnisches Schwein“.

Insgesamt sind mir die im Leben eines Kindes wichtigsten sechs Jahre genommen worden, auch meine Gesundheit. Auch das gesamte Hab und Gut meiner Eltern. Jetzt gab es nichts mehr, woran man anknüpfen könnte. Wir kehrten in eine Leere zurück. Es war der 27. November 1945.

Eigene Verpflegung. Aber woher sollten wir sie holen, wo wir doch kein Geld hatten? Unser ganzes Vermögen waren einige ungeöffnete Büchsen, die aus UNRRA-Paketen stammten, welche wir im Durchgangslager Gebhardshagen erhielten und nun verkauften und von dem Ertrag in den ersten Tagen leben konnten. In einer besseren Lage befanden sich Menschen, die aus den einstigen Ostgebieten Polens jenseits des Bugs kamen und über irgendeine Habe verfügten.

Wir stellen uns an in eine Schlange vor einem Tisch, an dem 100 Złoty Taschengeld ausgezahlt werden. Ich höre, wie die Beamte, die das Geld auszahlt, zu jemand sagt: „Wozu seid ihr hierhergekommen?“. Ein sehr angenehmer Empfang in Polen nach fünf Jahren Misshandlung in der Fremde. Heute weiß ich, dass es den Menschen in Polen während des Krieges schlecht gegangen ist, aber damals war uns das nicht bewusst. Deshalb taten die gehörten Worte so sehr weh. Wir sehnten uns nach einem Polen, das wir kannten.

Zwei Familien fahren zu landwirtschaftlichen Gütern, die sie im Westen gefunden haben. Mama fährt mit ihnen zur Erkundung der Lage mit. Sie fand ein zur Hälfte zerstörtes Haus in der Nähe von Stargard in Pommern und verweist dorthin mit der kleinen Krysia. Ich bestehe darauf hierzubleiben. Ich will nicht aufs Land fahren, weil ich lernen möchte.

**Die erste eigene Wohnung bekomme ich nach dem Krieg in Stettin. Es ist das Jahr 1951.** Ich beginne – endlich – mein ersehntes Studium in der Ingenieurschule an der Fakultät für Tief- und Wasserbau ... Vielleicht kann ich auch darüber einmal erzählen, was sich später ereignete. Ich weiß, dass die Professoren Czejarek und Pszczółkowski ein weiteres Buch im Rahmen des Projekts „Erinnerungskultur in Polen und in Deutschland“ planen. Sollte dieses Vorhaben gelingen, bin ich (wenn Gott mich vorher nicht zu sich ruft) zur Verfügung.

PS

Seit Januar 1981 bin ich als Schwerbehinderte 1. Gruppe im Alter von 53 Jahren in Frührente gegangen (Ursache: sekundäre Anämie und starke Neurose).

Wegen meines Gesundheitszustands habe ich keine hohe Rente erarbeitet, sie muss mir aber zum Leben und für die Medikamente reichen.

Um es zusammenzufassen: Hätte es die Aggression der Deutschen 1939 nicht gegeben, hätte ich ein normales Haus und normale Bedingungen meiner Entwicklung und meines Lebens. Aber es kam anders. Mir wurden die sechs wichtigsten Jahre im Leben eines Kindes geraubt. Ich habe Qualen und Misshandlungen erlitten und meine Gesundheit verloren! Und trotzdem habe ich die Einladung zur Teilnahme an der vorliegenden Buchveröffentlichung angenommen. Polen und Deutsche müssen nämlich in Eintracht leben! Und ich bin zuversichtlich, dass die Deutschen Polen niemals überfallen und seine Menschen (oder irgendwen anders) als Arbeitsklaven nie mehr missbrauchen werden.

(Übers. von Tomasz G. Pszczółkowski)

HELMUTH JULIUS BAUER

# Polnisch-deutsch-polnische Biographien

## 1. Kinderschuhe in Ostpolen

Ein Vorspiel zu meiner Lebensarbeit

Aus einem Sommernachmittag im Jahr 1978 trage ich ein Bild in mir, das sich, weit im Südosten Polens, innerhalb weniger Stunden aus zwei scheinbar vollkommen unterschiedlichen Situationen und Eindrücken unlösbar eingeschmolzen hat. Die Geschichte vom „Kinderschuh“ habe ich im Frühjahr 2010 beim Schreiben des Nachworts zu meinem Buch „Innere Bilder wird man nicht los“ meinen Töchtern Lena Hedwig und Jule Lisa erzählt. Am Ende sagten sie: *„Wenn du mit dem Buch fertig bist, musst du Krzysztof suchen und schauen, wie es ihm geht.“*

Nach Promotion in Literaturwissenschaft 1972 und dem Abschluss meiner Maschinenschlosserlehre fuhr ich im Sommer 1978 alleine in unserem VW-Bus durch Polen; zum ersten Mal war ich in diesem Land. Ich verbrachte mehr Zeit in Stutthof als in Gdańsk, mehr in Białystok als in den Masuren, mehr in Majdanek als in Lublin, mehr in Auschwitz als in Kraków. In Warszawa war ich damals noch nicht.

Auf dem weiten Gelände um das Steine-See von Treblinka kein Mensch. Ich hatte mich verfahren, und in der Abenddämmerung fand ich nicht mehr den Weg hinaus. Panik erfasste mich vor dem Gedanken, an diesem Ort im Bus die Nacht verbringen zu müssen. Als am Horizont vereinzelte Lichter aufschienen, fuhr ich auf einem unbefestigten Feldweg darauf zu und trat voll aufs Gaspedal, als ich in einer Senke vor mir die Spur plötzlich überflutet sah. „Augen zu und durch“ – schlingernd und schlitternd erreichten die Räder wieder tragfähigen Grund.

Am nächsten Morgen, im Dom von Lublin, sehe ich bei der Sonntagsmesse die alten Frauen auf dem Steinboden knien. Dann gehe ich durch

die Baracken von Majdanek. Ich bleibe vor einem Nebenraum erschrocken stehen. Kinderschuhe, haufenweise. Klein wie die Schuhe meiner kleinen Lena, die ich ihr morgens anziehe, bevor wir in Berlin zum Kinderladen gehen. Ich stehe fassungslos davor. Weine wie seit den Kindertagen nicht mehr.

Erst wollte ich nicht mehr weiterfahren, saß rauchend unter dem Riesenstein, der überm Parkplatz der KZ-Gedenkstätte von Majdanek schwebt. Dann fuhr ich doch los. Weg hier, weiter nach Südost. Als ich durch Zamość fahre, ist mir nicht bekannt, dass Rosa Luxemburg hier geboren wurde. Ich weiß auch noch nicht, dass die Stadt im Jahr meiner Geburt dazu ausersehen war, von Polen entvölkert, mit Deutschen besiedelt zu werden und den Namen „Heinrich-Himmler-Stadt“ zu tragen. Dass aus dem Gebiet um Zamość 1942 alle Polen deportiert worden waren. Hier wollten die deutschen „Vordenker der Vernichtung“ die polnische Bevölkerung „siedlungsmäßig einkesseln und biologisch erdrücken“, zur „Platzschaffung für die Ansetzung von Volksdeutschen“<sup>1</sup>.

Ein roter *Polski Fiat* hält an jeder Ampelkreuzung vor mir. Er hat denselben Weg. Hinter Zamość kann ich ihn überholen, und jetzt fährt er hinter mir her. Kalinowice. Jatutów. Dörfer, die sich links und rechts der Straße ins flache Land verlieren. Ich fahre hinter einem der schweren blauen Überlandbusse her. Dann passiert es.

Zwischen dem massigen Ikarus und meinem Kleinbus rennt ein kleiner Junge von rechts auf die Straße. Ein Blondschoopf dicht vor meiner Scheibe – dann kracht es, und das Kind fliegt in hohem Bogen durch die Luft. Als mein Bus steht und ich zurückgehe, hält ein polnischer Bauer den Jungen im Arm. Das Köpfchen von Krzysztof hängt an Vaters Brust. Das blonde Schwesterchen schaut ängstlich zu ihnen auf. Der rote Fiat hat gewendet und hält bei der Gruppe. Mir wird mit heftigen Gesten bedeutet, dass ich diesen Ort nicht zu verlassen hätte. Dann werden Vater und Sohn in Richtung Zamość gefahren. Das blonde Mädchen rennt auf dem Sandweg einer verzweifelten Mutter entgegen. In der Mitte der Straßenkreuzung liegt ein Kinderschuh.

Es ist Sonntagnachmittag im Distrikt Lublin. Ich sitze bei Łabunie auf der Böschung der Straße, die von Majdanek nach Belzec führt. Nur wenige Autos kommen vorbei. Nach und nach erscheinen die Bewohner der umliegenden Gehöfte. Sie setzen sich um mich herum, bilden einen Kreis, als ob sie mich bewachen wollten. Oder beschützen. Niemand spricht. Sie bieten mir ihre Zigaretten an. Schwesterchen muss ihrer Mutter erzählt haben, dass Brüderchen von der anderen Straßenseite aus zu ihr und dem Vater rennen wollte. Und dabei von dem deutschen Auto erfasst und weg-

<sup>1</sup> Götz Aly/Susanne Heim: *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*. Frankfurt a.M., S. 432 – 437.

geschleudert wurde. Sind Vater und Sohn schon im Hospital von Zamość angekommen? Lebt Krzysztof noch?

Nach eineinhalb Stunden kommt der blaugraue *Nysa*-Bus der *Milicja*. Sie haben einen Staatsanwalt mitgebracht, der ein wenig englisch spricht. Ich muss ins Alkoholtest-Röhrchen blasen, Pass, Visum und Fahrzeugpapiere abgeben. Dann werde ich aufgefordert, ihnen mit meinem Bus zu folgen. In der Miliz-Station von Zamość schließen sie ihn in einer Garage ein.

Ich will ins Hospital, werde aber den ganzen Abend von wechselnden Beamten in Zivil in gebrochenem Deutsch und Englisch wieder und wieder verhört. Meine immer aufs Neue vorgebrachte Frage, was mit dem Kind sei, bleibt ohne Antwort. Das wisse man nicht, das Kind sei in Tomaszów.

Nach Stunden wird mir erlaubt, Juliusz Brniak in Kraków anzurufen. Er arbeitet als Anwalt im Rahmen von „Wiedergutmachungs-Angelegenheiten“ von Nazi-Verbrechen. Ich kannte Juliusz noch nicht, hatte mich aber telefonisch für den übernächsten Tag mit ihm verabredet. Brniak spricht gut deutsch. Als ich ihm sage, dass man mich hier belügen würde, ich wisse genau, dass das Kind in Zamość sei und nicht in Tomaszów, geht einer der Verhörer mit bedrohlicher Geste auf mich los. Ich sage, man wolle mich schlagen, und halte den Telefonhörer wie einen Schutzschild dem Angreifer entgegen. Der Anwalt am anderen Ende der Leitung hat eine Autorität, die mich schützt.

Kurz vor Mitternacht wird mir erklärt, dass Papiere und Fahrzeug einbehalten würden, ich zu einem bestimmten Hotel in der Nähe zu gehen und am nächsten Morgen um 8 Uhr wieder zu erscheinen hätte. In der Nacht von Zamość suche ich das Kind. Einer der wenigen Passanten, die noch unterwegs sind, hatte auf meine Frage nach dem Hospital in eine andere Richtung als die zum Hotel gewiesen. Im Hospital finde ich die Unfallstation und in einem winzigen Raum mit Pritsche und Waschbecken den wachhabenden Arzt.

Dr. Zbigniew Kowalczuk hat gerade seine Socken gewaschen, als ich eintrat. Er spricht ein wenig englisch, er hat ein Jahr in Edinburgh studiert. Er führt mich auf die Wachstation. Im Gitterbettchen liegt Krzysztof reglos auf der Seite. Er atmet fast unmerklich, hat außer Schmerz bisher keine Reaktionen gezeigt. Dr. Kowalczuk kann nicht sagen, ob sein kleiner Patient die schwere Gehirnprellung überleben wird. Um 2 Uhr bin ich im Hotel. Der Nachtportier gibt mir zwei Wassergläser voll Wodka mit aufs Zimmer.

Am nächsten Morgen erwarten mich ein Milizoffizier, eine vereidigte Dolmetscherin und ein Kraftfahrzeug-Sachverständiger, den man aus seinem Urlaub geholt hat. Kontrollfahrt im Volkswagen-Bus. Bremsversuche. Verhöre. Nachmittags um halb vier bekomme ich Pass, Visum und Bus zurück und die schriftliche Erklärung, dass nichts gegen mich vorliege, ich sei unschuldig, frei. *Aber Kinder sind doch nie schuldig*, denke ich. Im Hospital finde ich Vater, Mutter, Schwesterchen und eine Tante am Bett des

Kindes, das so klein und so blond ist wie meine Lena in Berlin. Auch auf die Worte und Berührungen seiner Mutter zeigt Krzysztof keine Reaktion. Aber die Familie will sich vor der Wachstation mit mir fotografieren lassen. Sie stellen sich neben mich, und die kleine blonde Tereska greift zaghaft nach meiner Hand.

Der Nachtdienstarzt ist noch nicht da. Als ich zum Ausgang gehen will, in der Absicht, nach Kraków zu Brniak zu fahren, kommt er mir entgegen. Was ich nicht gefühlt habe, sieht er. So kann man nicht wegfahren. Schon gar nicht mit dem Auto, mit dem man gestern ein Kind angefahren hat. Nachdem wir noch einmal nach Krzysztof gesehen haben, nimmt Zbyszek mich mit zu sich nach Hause. Bei seiner Frau Jadwiga, den beiden Töchtern Małgosia und Basia und den Großeltern erlebe ich eine Gastfreundschaft, die meine Seele wärmt. Erst am Tag vor Ablauf meines Visums fahre ich los. Krzysztof hat noch immer keine Reaktionen gezeigt. Zwei Tage erst später hat er das getan. Ich erfahre es bei der Ankunft in Berlin. Auf dem Heimweg hatte ich einen halben Tag in Auschwitz verbracht. Im Lager-Museum sah ich erschrocken die Ausstellung der DDR: Das Hohelied auf die deutschen Kommunisten – angeführt von Walter Ulbricht.

Obwohl Birgit mit unserer Tochter Jule Lisa im 7. Monat schwanger ist, fahren wir ein Jahr später zusammen über die holprigen Straßen Südpolens nach Łabunie an der Straße von Zamość nach Süd-Ost. Die Arztfamilie kommt auch mit. Schon von Ferne sehen wir den Blondschoopf, wie er auf einem Schuppendach herumklettert und Ausschau hält nach dem grünen VW-Bus aus Deutschland. Einmal im Monat muss der Vater mit seinem Jungen in die Klinik nach Lublin zur Kontrolle, als Spätfolge könnte es zu Epilepsie kommen. Mutter und Kinder haben Töpfe, Schüsseln, Teller, Gläser und Besteck in der Nachbarschaft zusammengeliehen. Auf dem Tisch Brauner Wodka, Räucherwürste, Hühner, Pilze, Tomaten, Gurken, Speck und alles, was es noch gibt in Ostpolen. Wir essen und trinken und freuen uns zwei Tage lang. Das Bild vom Kinderschuh aber wurde ich nicht mehr los. Es ist dauerhaft in meinem Unterbewusstsein präsent, ein Kristallisationspunkt, der unmerklich Fühlen, Denken und Handeln mitbestimmt, und der eine Passion zu befördern in der Lage ist.

In den bewegten Jahren nach 1968 hatte der französische Dramatiker Armand Gatti ein „Artist in Residence Jahr“ in Berlin gelebt und gearbeitet. Wir haben gemeinsam gegen den VietNam-Krieg der Amerikaner und die Gewalt der Westberliner Polizei gegen Studenten demonstriert. Gattis in dieser Zeit entstandenes Stück „Rosa Collective“, bei dessen Uraufführung am Staatstheater Kassel 1971 auch meine damalige Ehefrau Therese, Mutter von Lena, auf der Bühne stand, spiegelt seine Suche nach dem, was in Ost und West von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, von ihren Ideen und ihrem Kampf geblieben war. An der Stelle im Tiergarten, wo die Leiche der ermordeten Rosa im Januar 1919 in den Landwehrkanal geworfen wor-

den war, fand Gatti zwar das Hilton-Hotel, jedoch keine Gedenktafel und keinen Namen. Nur Strahlen des blausilbern rotierenden Mercedes-Sterns huschten vom hohen Dach des Europa-Centers herab über die nächtliche Szenerie.

Armand Gatti, der im Jahr meiner Geburt aus dem Macquis der Wälder von Berbeyrolle verhaftet und noch 1943 mit sechzehn Jahren zum Tode verurteilt wurde, begnadigt dann und in ein Arbeits-Lager bei Hamburg deportiert, hat in seinem Stück *Les sept possibilités du train d'Auschwitz* einen Eisenbahnzug durch Europa irren lassen, dessen Insassen, allesamt Auschwitz-Überlebende, in keinem Land willkommen sind. Gleichzeitig mit den Proben zur Uraufführung in Wien hatte ich meine Schluss-Arbeiten für „Das Daimler-Benz-Buch“ abgeschlossen und nutzte im März 1987, zwei Wochen vor Erscheinen des Buchs, einige freie Tage zu einem Proben-Besuch. Zu meiner Verwunderung hatte Dante, wie ihn seine Freunde bei seinem Taufnamen nennen, eine Figur „Helmut Bauer“ entworfen, die zwar nicht auf der Bühne erscheint, von der es jedoch heißt, sie hole Namen, Stimmen und Bilder der ins KZ-Ravensbrück deportierten Frauen aus dem Dunkel ans Licht. Das war fünf Jahre, bevor ich die 30 Deportations-Gouachen der jüdischen Ungarin Edith Kiss in London fand. Und sechs, bevor ich mich im Januar 1993 zum ersten Mal auf den Weg nach Ravensbrück machte, um der Leiterin der KZ-Gedenkstätte Sigrid Jacobeit den Bilder-Zyklus vorzustellen, den Edith Kiss über ihre KZ-Haft und Zwangsarbeit für Daimler-Benz-Genshagen nach ihrer Befreiung schon im Sommer 1945 innerhalb von zwei Monaten gemalt hatte.

Als der Dichter Gatti jedoch mit mir ein Theaterstück entwickeln wollte, über den Schlosser *qui se suicide avec sa propre machine*, habe ich mich verweigert. Leben und Sterben meines Vaters hatte ich mit mir alleine auszutragen.

## 2. Kind der Ostfront<sup>2</sup>

Als erster Sohn des Schlossers Julius Christian Bauer und seiner Ehefrau Hedwig, geborene Winkler, wurde ich, Helmuth Julius Bauer, am 18. Juni 1943 in Ulm an der Donau geboren.

Ich bin mit zwei Geschwistern groß geworden, mit der sechs Jahre älteren Schwester Christa, und mit meinem Bruder Frieder, der dreieinhalb Jahre jünger war, er ist im November 1946 geboren, ein Jahr nachdem mein Vater aus dem Krieg zurückgekommen war.

Von 1939 bis 1945 war der Vater in der deutschen Wehrmacht gewesen, zuerst in Frankreich, später Feldwebel drei Jahre in Russland an der Ostfront.

---

<sup>2</sup> Aufgeschrieben nach einem Interview, das mein Freund, der ungarische Literaturwissenschaftler György Fehéri, im Jahr 2007 mit mir geführt hat. <http://www.gesichter-der-kz-zwangsarbeit.de/wie-der-autor-zu-seinem-thema-kam>

Meine Mutter, Hedwig Maria geborene Winkler (1909 – 1992), war Kontoristin in der jüdischen Textilfirma „Cohn&Ullmann“ in Ulm und hat aufgehört dort zu arbeiten, als die Tochter Christa 1937 auf die Welt gekommen war. Meine Mutter hat erzählt, dass zu dieser Zeit die Familien ihrer jüdischen Chefs nach Amsterdam „ausgereist“ seien. Wie ich erst nach dem Tod der Mutter aus einem Buch über die Deportation der Ulmer Juden erfuhr, wurden sie im Krieg alle aus Holland deportiert und im Jahr meiner Geburt in Theresienstadt und Auschwitz ermordet.

Bei meiner Geburt am 18. Juni 1943 in Ulm gab es Bombenalarm und die Kinder wurden in den Keller der Bethesda-Klinik gebracht, die Neugeborenen auch. Das, wie meine Mutter sagte, weil sie „des Führers höchstes Gut“ waren, die Kinder. Die Mütter blieben auf Station und die Kinder im Keller. Mein Freund Gyuri Fehéri hat das wie folgt kommentiert: „Demnach warst Du als ‚Führers Gut‘ willkommen ...“.

Meine Mutter hat mir später gesagt, auch ihre beiden anderen Kinder seien willkommen gewesen, aber ich wäre das einzige, das bewusst „als Stammhalter“ gewünscht und gezeugt war, bei einem Fronturlaub meines Vaters. Ich habe meine Mutter gefragt: „Wie kann man im Herbst 1942 unbedingt ein Kind wollen?“ – „Man dachte, der Krieg wird gewonnen, und alles wird besser“, hat sie gesagt. Daran hielt man sich auch noch nach Stalingrad fest. Mein Freund, der Dichter Armand Gatti, hat mich einmal „Kind der Ostfront“ genannt. Er hatte verfolgt, wie ich meine Recherche- und Dokumentationsarbeit immer gezielter auf die Zeit der ersten 2 Jahre meines Lebens konzentrierte.

Im Sommer 1944 wurden wir wegen der zunehmenden Bombengefahr aus der Stadt Ulm evakuiert in das Dorf Neenstetten auf der Schwäbischen Alb. Und das ist etwas von dem ganz Wenigen, was ich von meiner Mutter über meinen Vater aus der Kriegszeit weiß, dass er in diesem kleinen Dorf beim Fronturlaub zum Dorfnazi gesagt hat: „Ich gehe nicht eher zurück an die Front, als bis meine Familie hier eine Wohnung hat.“ Und dann haben wir eine Wohnung bekommen im 1. Stock über der Dorfschmiede.

Als ich zwei Jahre alt war, ist der Vater mir wohl als fremder Mann erschienen, wie er aus dem Krieg zurückkam. Ich sehe ihn in der Küche auf dem Hocker sitzen, der ganze Nacken war voll angeschwollener Furunkel, und immer noch erinnere ich das Bild, wie meine Mutter ihm schmerzhaft die Eiterpfropfen herausdrückt.

Im Frühjahr 1949 kam ich in die Grundschule in Ulm-Söflingen, Volksschule hieß das damals, und „Helmuth hat einen guten Anfang gemacht“. Wie ich in der dritten Klasse war, hat ein Lehrer zu meinen Eltern gesagt, „der Junge sollte auf die Oberschule gehen, der ist begabt“. Und dann schickten sie mich auf das Schubart-Gymnasium in Ulm, die Ausnahme damals unter Arbeiterkindern.

Ich erinnere fast gar keine Gespräche über den Krieg. Ich wusste, dass der Vater bei den Sanitätern war hinter der Front, also nicht bei der kämpfenden Truppe, und einmal hab ich ihn gefragt, ob er auch geschossen hat. Da sagte er, sie hätten manchmal mit ihren Pistolen in den Wald rein geschossen, als da „dunkle Gestalten“ herumliefen, bei irgendeinem Sanitätslager. Vielleicht waren das Partisanen. Also nicht gezielt auf einen Menschen, „sondern in den Wald rein geschossen“, um die zu vertreiben. Ich denke nicht, dass er Probleme hatte mit dem, was er getan hat. Aber doch mit dem, was er gesehen hat. Heute weiß man ja, was Sanitätskompanien auch machten und zu tun hatten. Er hat als Fahrer auch Ärzte gefahren. Man weiß heute, wohin sich deutsche Ärzte in Russland auch haben fahren lassen. Ich nehme an, der Vater hatte Dinge gesehen, die ihn traumatisierten, die er nicht verarbeiten konnte, und schon gar nicht darüber reden. „Lag zuhause Unerledigtes in der Luft?“, hat Gyuri gefragt.

Auch in der Schule erfuhren wir so gut wie nichts über die jüngste deutsche Geschichte. Nicht einmal über die der Heimatstadt. Und da war etwas besonders Beschwiegenes: In Ulm gab es von November 1933 bis Juli 1935 ein frühes Konzentrationslager „Oberer Kuhberg“, das hatten die Nazis in einer Festungsanlage aus dem 19. Jahrhundert eingerichtet. Darauf bin ich überhaupt erst über meinen Bruder Frieder gestoßen, als ich schon in Berlin studierte. Er hat mich mit einem alten Kommunisten in Ulm, Otto Hornischer, bekannt gemacht, der auch da eingesperrt war und nach dem Krieg Jahrzehnte dafür kämpfte, dass eine Gedenkstätte in dieses Gemäuer reinkommen sollte. Dass daran überhaupt erinnert wird. In Schulen durfte Otto nicht erzählen. Hornischer war ja Kommunist.

Ottos Frau Babette erzählte meiner Mutter und mir, wie sie während des Krieges Haushaltswaren auf dem Markt vor dem Ulmer Münster verkaufte, um die Familie mit Töchterchen Inge ohne Einkünfte des inhaftierten Vaters durchzubringen, und dort von den Ulmer Bürgern zu hören bekam, sie gehöre aus der Stadt gejagt mitsamt ihrem Kommunisten-Balg.

Meine ganze Kindheit hindurch haben wir in der Königstrasse 33 am Unteren Kuhberg gewohnt. Man müsse sich von dem düsteren Gemäuer fernhalten, „dunkle Gestalten“ hausen darin, hieß es, wenn wir im Sommer oft sonntagnachmittags daran vorbei gingen über den Kuhberg zum Garten der Methodisten-Gemeinde. Wie ich auch viel später erst erfuhr, waren in den Kasematten dieser Festungsanlagen nach Kriegsende ehemalige Zwangsarbeiter untergebracht, *displaced persons*, und Bier wurde dort auch zeitweise ausgeschenkt. Erst nach 1989 ist dort eine Gedenkstätte, das „Dokumentations-Zentrum Oberer Kuhberg“ entstanden.

Jüngste und gegenwärtige deutsche Geschichte erreichte mich übers Theater. Ein Schlüsselerlebnis war „Der kaukasische Kreidekreis“ von Bertolt Brecht, den der Brecht-Schüler Peter Palitzsch im August 1961 in Ulm

inszenierte. Während der Probenzeit wurde in Berlin die Mauer gebaut. Es hieß dann in der Ulmer Presse und Bürgerschaft, Palitzsch mit seinem Brecht sollten verschwinden aus der Stadt und abhauen in ihren Osten. Ich glaube, aus Trotz habe ich „Das epische Theater von Bertolt Brecht“ als Thema meiner Abitur-Abschlussarbeit in Deutsch gewählt, die dann mit einem Buchpreis ausgezeichnet wurde. Gewählt habe ich dafür den Suhrkamp-Band „Spiele in einem Akt“, den Walter Höllerer 1961 herausgegeben hatte. Denkwürdiges Vorzeichen: Ein Jahrzehnt später habe ich dann 1972 bei Höllerer an der Technischen Universität in Westberlin promoviert.

Der Titel der Dissertation lautet „Arbeiten und Essen“ – und der Untertitel: „Lage und Kämpfe der Bauern, Handwerker und Arbeiter und ihre Darstellung in der deutschen Literatur von 1770 bis 1850. Mit Texten von Wieland, Bürger, Herder, Jean Paul, Klinger, Forster, Moritz, Wolff, Weerth, Engels, Marx und von Bauern, Handwerkern und Arbeitern“. Das war die Zeit der Studentenbewegung, wo das möglich war, mit einer Arbeit, die ausgehend von Wirtschafts-, Gesellschafts- und Sozialgeschichte Literatur analysierte, im Fach Literaturwissenschaft zu promovieren. Mein Doktorvater Walter Höllerer besaß die nötige Autorität, die meinen Arbeiteltern („Für meinen Pap und für meine Mim“) gewidmete Dissertation gegen konservative Stimmen im Fakultätsrat der TU durchzusetzen. Dafür bin ich sehr dankbar.

Jetzt hatte ich den Dokortitel. Ich selbst wollte damals jedoch gar nichts mit einer Promotion anfangen. Auch nicht, als Höllerer vorschlug, die Dissertation für eine Buch-Veröffentlichung zu überarbeiten. Die Entscheidung, nach der Promotion ungelernert in die Fabrik arbeiten zu gehen, stand ja schon lange vorher fest – „dem Volke dienen“ war die Parole in meinem politischen Umfeld – dass diese in meinem Inneren auch von Schuldgefühlen getragen war, wurde mir allerdings erst viel später in Therapien und Klinikaufenthalten bewusst.

Nach dem Abitur zu Ostern 1962 begann ich in Freiburg zu studieren und ging, während der Zuspitzung des Kalten Krieges in der Kuba-Krise in die „Frontstadt Westberlin“, in der ein aggressiv-antikommunistisches Klima herrschte. Gerne bin ich immer wieder im „Interzonenzug“ durch die DDR nach Hause gefahren; ich habe mich da wohl gefühlt, saß auf dem Hocker in der Küche, wenn die Mutter kochte und merkte mir ihre Rezepte. Und doch kam der Sohn mehr und mehr aus einer anderen Welt.

Ich weiß noch, wie ich einmal meinem Vater erzählte, dass ich eine Proseminararbeit über Goethes „Die Leiden des jungen Werther“ schreibe. Er wusste nicht, was das soll, wozu ich so etwas mache. Weil ich doch immer sagte: „Lehrer werde ich nicht.“ Lehrer hätte für die Eltern natürlich gepasst, oder kaufmännischer Angestellter, Ingenieur ... Und es begab sich, etwa um die Zeit, seitdem ich nicht mehr zuhause wohnte, dass der Vater

immer mehr in Depressionen geriet und immer längere Perioden nicht mehr arbeiten konnte. Ich sehe noch, wie eine Schublade im Küchen-Buffer voll mit Medikamenten-Schachteln war, die Antidepressiva der damaligen Zeit. Und er hat sich schließlich das Leben genommen. Am 10. Januar 1967. Mit dem Kran an seinem Fabrik-Arbeitsplatz.

Meine Schwester Christa hat es mir in Bad-Godesberg über das Bühnen-Telefon mitgeteilt. Ich war gerade mit der „Schauspieltruppe Zürich“ auf einer halbjährigen Theater-Tournee. Ich war nicht in der Lage, über den Tod des Vaters zu trauern, mich von ihm in Würde zu verabschieden. Noch als ich 15 Jahre später in den Fabriken von Daimler-Benz als Maschinenschlosser arbeitete, habe ich seinen Glasschneider in meinem Werkzeugwagen mitgeführt, obwohl dort für mich kein Glas zu schneiden war. Wieder und wieder habe ich versucht, seine Arbeitsstiefel zu tragen, obwohl ich darin nicht schmerzfrei gehen und schon gar nicht arbeiten konnte. Wenn ich heute darüber schreibe, trage ich sein Klappmesserchen mit zwei schmalen Klingen und Korkenzieher in der Hose bei mir.

Erst beim Schreiben der Biographie von Edith Kiss habe ich erkannt, dass nicht Arbeitsbedingungen allein es sind, die zum Suizid führen, bei Edith Kiss nicht einmal schlimmste Bedingungen von KZ-Haft und Zwangsarbeit, was ich lange Zeit fest geglaubt hatte. Ein „akkumulatives Trauma“ erst (Anna Freud), dessen Stufen oft tief aus der Kindheit heraus sich aufgebaut haben, verschlingt eines Tages alle Freude und Lebensenergie.

Der Vater besaß viel mehr Fähigkeiten, als er nach der Traumatisierung durch seine Ostfront-Erlebnisse leben konnte als Fahrer in diesem kleinen Betrieb „Oberschwäbische-Glashandels-Gesellschaft ULM“, wohin er morgens halbsieben mit Ledertasche und Fahrrad aufbrach und oft spätabends erst zurückkam. Er hatte doch Schlosser gelernt und ich habe Fotos, wo er Motoren repariert, sie auseinandernimmt und wieder zusammensetzt. Ich erinnere mich genau an die Garage, in der er seine Werkbank und seinen Lastwagen hatte. Wie es da roch. Als kleiner Bub hat er mich auch in seinem Laster mitgenommen in die Glasfabriken bis in die Oberpfalz nach Weiden, nach Mannheim-Waldhof und Köln, wo das Glas glühend aus den Öfen floss, dann plattgewalzt und zurecht geschnitten in Kisten verpackt von ihm mit dem Kran auf die Pritsche seines Lasters gehievt wurde. An seiner Hand habe ich die Fabrik von innen kennengelernt ...

Die Kriegs-Vergangenheit, „Vor-dem-Zusammenbruch“ genannt, war ein Tabu, was auch an der Stimmung der 50er-Jahre in Westdeutschland lag, vielleicht besonders in Schwaben, es ging nur darum, wieder aufzubauen, am Wirtschaftswunder teilzuhaben, nicht zurückschauen. Man versuchte, es zu einem Häusle zu bringen und zu einem Auto, unsere Eltern haben beides nicht geschafft, nur ein Gärtle haben sie in Pacht gehabt, mit ein wenig Kartoffeln, Tomaten, Bohnen, Schnittlauch, Petersilie, Beeren und Salat. Und doch war es immer ein Bestreben, „es zu etwas zu bringen“. Und

wenn man das selber nicht schaffte als Eltern, sollten das die Kinder tun. Sie sollten „es einmal besser haben“. Noch immer höre ich meine Mutter sagen: „Das Leben ist ein täglicher Kampf“ – der Vater hat den seinen verloren, Hunger leiden musste die Familie nie.

Auch an der Universität haben wir nicht über die eigene Geschichte gesprochen. Nicht bis 1966, jedenfalls nicht in Älterer und nicht in Neuerer Deutscher Literaturgeschichte. Mein zweiter Toter 1967 war am 2. Juni Benno Ohnesorg. Der Kommilitone wurde bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schah von Persien vor der Deutschen Oper Westberlin von einem Polizisten erschossen. Ohnesorgs Tod erst war der Tod, der meine weitere Lebensgeschichte durch die massenhafte Mobilisierung der Westberliner Studenten prägte.

Ich habe eigentlich die Arbeit an meiner Dissertation nur durchhalten können und sie schließlich auch ganz schnell durchgeschrieben, weil ich wusste, ich will in die Fabrik. „Proletarische Linke“, das war eine der studentischen Initiativen damals, „vom Proletariat lernen“ wies den Weg.

Ich habe am 17. Juli 1972 Rigorosum an der Technischen Universität Berlin gehabt und am 1. September 1972 ein paar Straßen weiter bei Osram angefangen als ungelernter Maschinen-Einrichter. Promotion und Studium verschwiegen. Im Grund verleugnet, ja zu verdrängen versucht. Die Fabriken waren ja damals froh, wenn überhaupt ein Deutscher arbeiten kam, es herrschte Hochkonjunktur, die haben gar nicht viel gefragt, woher der kommt und nicht viel Papiere sehen wollen.

Für mich war im Grunde nicht die politische Dimension der damaligen Parolenentscheidend, wie mir allerdings erst sehr viel später in Psychotherapien bewusst wurde, als ich selber mit Depressionen zu kämpfen hatte. Es kam mir eigentlich gerade recht, dass ich jetzt unter einem politischen Anspruch auch in die Fabrik gehe mit dem Schicksal meines Vaters, und wer es ernst meinte mit dem Kampf gegen den Kapitalismus, dem ich damals Mitschuld am Tod des Arbeiter-Vaters zuschrieb, sollte das gefälligst ebenso tun. Und das führte ja dann auch dazu, dass, nachdem Osram mich und einige Genossen nach 3 Jahren aus offensichtlich politischen Gründen fristlos entlassen, und ich den Prozess auf Wiedereinstellung gewonnen hatte, ich nicht zurückging, sondern meinen Anspruch habe auszahlen lassen, um mit dem Geld noch Schlosser lernen zu können. Vaters Beruf.

Als die studentische „Betriebsgruppen-Bewegung“ mangels Mobilisierung der Arbeiter in den Fabriken von Westberlin zu Ende ging, die ganzen linken Intellektuellen fast alle wieder aus den Fabriken verschwunden waren, ich aber inzwischen Facharbeiter war, wollte ich auch selbst als Arbeiter politisch wirken, eine Arbeiterfamilie leben und außerdem in meine schwäbische Heimat zurück.

Und da gab es in Stuttgart bei Daimler-Benz die „plakat-Gruppe“, die in diesen Jahren bundesweit Schlagzeilen machte. Deren kämpferisches Auf-

treten hat mich aus der Ferne beeindruckt: dass da eine Arbeitergruppe ist, die Opposition gegen angepasste Betriebsräte macht, die sich darum kümmert, was passiert mit den Arbeitsbedingungen in der Fabrik, wie soll das in Zukunft werden? Das passte mir auch vom Thema meiner Dissertation her. Wie verändern sich Arbeits- und Lebensbedingungen für die Menschen bei der Einführung neuer Arbeitsabläufe und Technologien?

1981 habe ich angefangen, als Maschinenschlosser bei Daimler-Benz zu arbeiten. 1983 eskalierte der „Kalte Krieg“ erneut mit neuen Raketenstationen in Ost- und Westdeutschland. Gegen den sogenannten „NATO-Doppelbeschluss“ formierte sich im Westen breiter Widerstand. Dabei entstand auch die „Friedensinitiative Daimler-Benz“ im Stammwerk Untertürkheim, wo ich gearbeitet habe. 1983 habe ich vor tausenden Kollegen auf der Betriebs-Versammlung zum alten-neuen Thema „Daimler-Benz und Rüstung“ eine Rede gehalten, die in der „plakat“-Betriebszeitung veröffentlicht wurde. Eine Rede, die in die Richtung ging, dass Daimler während des 2. Weltkriegs Hauptproduzent von Flugmotoren, Panzermotoren und Schiffsmotoren war – also Motoren für Land-, Wasser- und Luftfahrzeuge, was der Dreizackstern seit einem Jahrhundert symbolisiert –, und dass Daimler und der andere süddeutsche Schwerlastwagenbauer MAN Teile der mobilen Abschussrampen bauen würden für die Pershings und Cruise Missiles, die jetzt in Schwaben stationiert werden sollten.

Bisher war dort nur von den legendären Autos mit Lorbeerkranz und Dreizackstern die Rede gewesen, die auch über die beiden Weltkriege hinweg Rennsiege am laufenden Band eingefahren hatten, „Mythos Mercedes“, in dem Arbeiter keine Rolle spielten. Zwangsarbeiter schon gar nicht. Kriegsproduktion als technologische Highlights ...

Das hat mich herausgefordert, mich mit der Schattengeschichte des Konzerns, wie unter einem Zwang, zu beschäftigen. Das ging nur außerhalb der Fabrik. Ich musste da raus, und hatte Silvester 1985 meinen letzten „Daimler-tag“, wie ich damals glaubte. Acht Jahre später hieß mein erster Daimlerfilm „Der Stern und sein Schatten“ (1993), den ich nach einer Werbeanzeige von Daimler-Benz, veröffentlicht zur 1. Kriegsweihnacht 1939, so benannt hatte: Aus dem Weltall herunter wirft der silbern-strahlende Mercedesstern einen gigantischen Schatten auf den Planeten Erde, das Zentrum auf Europa. Dieses Motiv verschmolz mit den Kinderschuhen in Ostpolen zum Lebensarbeits-thema für inzwischen mehr als 3 Jahrzehnte. Schon als wir 1992 das erste Mal für den Film „Der Stern und sein Schatten“ in Warschau drehten, hatte Daimler-Benz im Stadtzentrum eine noble Repräsentanz mit Fahrzeugen des Unternehmens eingerichtet. Als wir 1999 den Film „Für Lohn und Würde“ drehten, haben wir auch den blausilbern rotierenden Mercedes-Stern gefilmt, der vom Hochhaus gegenüber des *Pałac Kultury i Nauki* (des Warschauer Palasts der Kultur und Wissenschaft – Anm. d. Hrsg.) die nächtliche Szenerie am ehemaligen Dzierżyńskiego Platz überstrahlte.

### 3. Innere Bilder

Als Motto für mein Buch „Innere Bilder wird man nicht los. Die Frauen im KZ-Außenlager Daimler-Benz Genshagen“ (Metropol-Verlag Berlin 2011) habe ich einen Satz von Ernst Bloch gewählt: „Nur jenes Erinnern ist fruchtbar, das zugleich erinnert, was noch zu tun ist“. Denn als man in Deutschland 40 Jahre nach Kriegsende zaghaft begann, sich an die Millionen Zwangsarbeiter zu erinnern, wurde offenbar, dass ungeheuer viel noch zu tun war, obgleich es doch für noch viel mehr inzwischen längst zu spät war. Ich habe dieses Buch meinem Vater gewidmet.

#### Daimler-Benz Genshagen im Visier

In den ersten Monaten nach dem Fall der Mauer in Berlin und der Öffnung der Grenze zur DDR, führte mich im Februar 1990 ein Forschungsauftrag des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim nach Ludwigsfelde, um auf dem jetzt zugänglich gewordenen Gelände in der Genshagener Heide zur Geschichte des ehemaligen Kriegswerks Genshagen der Daimler-Benz AG zu recherchieren. In einem Interview für „Das Daimler-Benz Buch“ hatte der Russe Simon Guljakin uns schon 1986 über seine drei Jahre unter den nahezu 10 000 Zwangsarbeitern in diesem Werk berichtet. Jedoch die Geschichte der 1100 Frauen aus dem KZ-Ravensbrück, die ab Herbst 1944 in Genshagen Motoren für Messerschmitt-Jäger und Heinkel-Bomber montieren mussten, kam erst 1992 bei umfangreichen Recherchen zum Film „Der Stern und sein Schatten“ nach und nach aus dem Vergessen ans Licht. Und hat einige ums Image ihres Unternehmens besorgte Manager nachhaltig aufgeschreckt.

Durch einen von der Daimler-Benz AG im 50. Jahr nach der Befreiung der KZs finanzierten Jahresvertrag als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück wurde mir ermöglicht, ein erstes und richtungweisendes Modell zu entwickeln: die Einbindung eines Konzerns in die Aufarbeitung seiner eigenen Geschichte im Rahmen der Aufgabenstellung einer KZ-Gedenkstätte.

Akzentuierte Schützenhilfe für meine Nachforschungen war zuvor von Dietrich Eichholtz gekommen, dessen in der DDR erarbeitetes Standardwerk „Deutsche Kriegswirtschaft 1939–1945“ als grundlegend gilt. In einem für Ravensbrück und Daimler-Benz eingeholten Gutachten erklärte Eichholtz: „Da mir bekannt ist, dass die Erforschung der Geschichte über die einstigen Außenlager des Frauen-KZ-Ravensbrück auch in den DDR-Jahrzehnten keine Rolle gespielt hat, halte ich die geplante Materialsammlung für außerordentlich wertvoll und geeignet, dieses Versäumnis exemplarisch aufzuarbeiten, und am Beispiel des Nebenlagers Genshagener Heide die Geschichte und den Alltag eines solchen Lagers öffentlich zu machen.“

Noch 1969 hatte Daimler-Benz gegenüber dem „Comité International des Camps“ gezeugnet, jemals KZ-Häftlinge in seinen Werken beschäftigt zu haben, als der Sekretär des Comité, der Auschwitz-Überlebende und Autor Hermann Langbein, Anerkennung und Abgeltung für polnische Frauen aus Genshagen angemahnt hatte. So wurde eine viel zeitigere historische Aufarbeitung auf sauberere Art und Weise hintertrieben, den früheren Zwangsarbeiterinnen moralische und materielle Anerkennung zukommen zu lassen, als durch die von Sammelklagen, Boykottaufrufen und Imageproblemen von Daimler-Benz in den USA via Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ drei Jahrzehnte danach erzwungenen Zahlungen. In der heißen Phase der jahrelangen Auseinandersetzungen um „Entschädigung für Zwangsarbeit“ habe ich meine Rede auf der Aktionärs-Hauptversammlung im Jahr 2000 mit der Aufforderung beschlossen, „sich zu Ehren der gestorbenen und ermordeten Zwangsarbeiter von Daimler-Benz für eine Schweigeminute zu erheben“.

Schon 1934 von Daimler-Benz als „kriegswichtigstes Motorenwerk“ Goebbels und der Nazi-Luftaufrüstung angetragen, wurde die riesenhafte Endmontagehalle von Genshagen in der Planung 1940 „Das neue gigantische Projekt“, in Betrieb dann ab 1942 „Die Deutschlandhalle“ genannt. Dort mussten ab Herbst 1944 im inzwischen zum „Nationalsozialistischen Kriegsmusterbetrieb“ aufgestiegenen Werk Genshagen unter der Gewalt der SS-Aufseherinnen 1100 Frauen, mit 725 die große Mehrzahl Polinnen, die legendären Flugmotoren der Baureihe DB 601–610 montieren. Bestimmt für den Einbau in Zellen der Jäger Me 109 und Me 110 und der Bomber He 110, He 111 und He 177 sollten diese Motoren Tod und Vernichtung über die Heimatländer der Frauen tragen, die Daimler-Männer aus dem KZ-Ravensbrück als letztes Aufgebot für den „Totalen Krieg“ zur Zwangsarbeit an der Heimatfront in Genshagen geholt hatten.

Ein Lehrstück deutscher und kapitalistischer Kontinuität bleibt, dass Daimler-Benz sein 1945 nach der Besetzung durch die Sowjetische Armee gesprengtes und enteignetes Werksgelände, auf dem die DDR auf den Trümmern von Daimler-Benz Genshagen ihr „Industriekombinat Fahrzeugbau“ (IFA) aufgebaut hatte, beim Untergang der DDR das mit dem Staat zusammen untergehende Kombinat in lukrativen Teilen von der „Treuhand“ übernahm, und sich 1990 in ganzseitigen Werbe-Anzeigen als „Motor im Aufschwung Ost“ präsentieren konnte.

„Das wahre Dokument der Zeit“

Schon seit Anbeginn dieser Arbeit war es mir nicht nur um Recherche und Dokumentation im herkömmlichen Sinne gegangen, vielmehr war mein besonderes Anliegen, jede Gelegenheit zu nutzen, mit Unterstützung des involvierten Unternehmens „Begegnungen“ und „Wiederbegegnungen“

zu ermöglichen: der ehemaligen Häftlinge aus den verschiedenen Ländern untereinander, mit den Orten ihrer KZ-Haft und Zwangsarbeit, mit der dortigen deutschen Bevölkerung, insbesondere mit Jugendlichen, wie auch mit Beauftragten des Konzerns.

Das waren keine leichten Begegnungen für beide Seiten. Das ungelöste Problem der „Entschädigungen“ lag lastend zwischen Gastgebern und Gästen, die immer eindringlicher eine persönliche Nachzahlung des ihnen vorenthaltenen Arbeits-Lohnes forderten. Und doch hat Daimler-Benz bis ins Jahr 2000 hinein immer wieder die von mir angeregten und organisierten Begegnungen mit den „Genshagerinnen“ finanziell getragen.

Nachdem durch Alter, Krankheit und Tod ein immer kleiner werdender Teil sich noch als Zeitzeuginnen zur Verfügung stellen konnte, begann ich schon bei den ersten Begegnungen 1992 damit, in Rede, Bild und Film deren Geschichten aufzuzeichnen, auch um für eine zukünftige historisch-pädagogische Arbeit an Schulen und Gedenkstätten gerüstet zu sein. Und beim „Abschied von den Zeitzeugen“ noch einmal auf unsere letzten Jahre mit ihnen zurückblicken zu können.

Im ersten großen Interview mit einem ehemaligen russischen Zwangsarbeiter von Daimler-Benz hatte Simon Guljakin schon im August 1986 dem Historiker Michael Schmid und mir detailliert seine Arbeits- und Lebenswelt bei Daimler-Benz Genshagen geschildert. Mit seinem „Wir waren ja Niemand“ formulierte Simon beiläufig, was sich in der Folge wie eine schwere Hypothek lange durch meine Arbeit zog. Komplementär erklärte 1995 die Warschauer Genshagerin Henryka Kluka am 50. Jahrestag ihrer Befreiung beim Gang durch die Bäume im Wald von Below, an deren vernarbter Rinde noch immer die von ausgehungerten Häftlingen gerissenen Wunden zu erahnen sind, Zeugnis dafür, wie sie versuchten, mit Baumrinde ihrem verzweiferten Hunger zu begegnen: „Wir waren das wahre Dokument der Zeit.“

Im langwierigen Prozess des schrittweisen Herauslösens innerer Bilder aus Schmerz, Verdrängung, Abwehr und Widerstand brachen mit den Wunden der Frauen von Genshagen jahrzehntelang tabuisierte Fragen auf. Das erforderte eine sorgsame therapeutische Annäherung, und ich habe dafür noch eine berufsbegleitende Ausbildung gemacht. Dokumentarisch war das Ziel, am Beispiel der „Daimler-Benz-Motoren-GmbH Genshagen“ einen Prozess nachvollziehbar zu machen, der von den NS-Musterbetrieben mit allen realen und propagandistischen Anstrengungen für „Schönheit der Arbeit“ und „Kraft durch Freude“ im Krieg seit 1942 schrittweise zu einer „Normalisierung der Barbarei“ (Neil Gregor) geführt hat. Über 500 bei Daimler-Benz in Genshagen zu Tode gekommene Zwangsarbeiter liegen auf dem Friedhof von Ludwigsfelde, noch nicht gezählt dabei sind die 130 Opfer des schweren Luftangriffs vom 6. August 1944 und die 19 ermordeten Frauen im Massengrab, die erst zur Wiederkehr der Frauen von Genshagen

zum 50. Jahrestag ihrer Befreiung einen Gedenkstein erhalten haben. Bis dahin, also die gesamte Epoche der DDR hindurch, war dort kein Hinweis auf das Verbrechen und kein Erinnern der Opfer zu finden.

Mit dem Buch „Innere Bilder wird man nicht los“ erinnern wir uns an die Männer und Frauen, deren Würde, wie jetzt auf dem Stein am Ludwigsfelder Massengrab zu lesen steht, in Genshagen „mit Füßen getreten“ wurde. Wir können froh und dankbar sein, dass Simon Guljakin und die vielen Frauen aus Genshagen uns in ihre inneren Bilder haben schauen lassen, dass die ungarische Jüdin Edith Kiss uns in den 30 Gouachen aus dem „Album Deportation“ ihre inneren Bilder hinterlassen hat, im Versuch, sich von diesen zu befreien. Wir wollen diese Bilder bewahren, sie aufnehmen in die Bildungsarbeit mit Jugendlichen, an Schulen, in Kirchen und Gedenkstätten, wenn die Frauen nicht mehr unter uns sind, und das Echo ihrer Stimmen nicht verstummen lassen, das durch die Daimlertrümmer in den Wäldern der Genshagener Heide zu vernehmen ist.

#### 4. *Jeśli echo ich głosów umilknie – zginiemy*

### Wenn das Echo ihrer Stimmen verklingt, sind wir verloren

Am 10. April 2005 hat der Pfarrer der Evangelischen Lutherkirche Berlin-Spandau, Peter Kranz, mit dessen Konfirmandinnen ich vier Jahre lang das Jugend-Medien-Projekt „Zwangarbeit. Sehen und Verstehen“ geleitet hatte, in der Predigtreihe „60 Jahre danach“ mir die Predigt übertragen, deren Wortlaut ich hier in Auszügen wiedergeben möchte.

„Wie anmutig sind auf den Bergen die Füße des Freudenboten, der da Frieden verkündet, Gutes predigt und Befreiung hören lässt. Der zu Zion spricht: Dein Gott trat die Herrschaft an“. (Jesaja 52, Vers 7)

Vor 60 Jahren, in den letzten Wochen vor dem Ende des 2. Weltkriegs, wurden die großen Konzentrationslager auf deutschem Boden befreit: Buchenwald am 11. April von der amerikanischen Armee, Sachsenhausen am 22. April durch sowjetische und polnische Verbände, und schließlich am 30. April das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück von der Sowjetarmee.

Wir wissen, dass Millionen Menschen in den Konzentrationslagern des Deutschen Reiches ermordet wurden. Aber auch die Befreiung kam für viele Häftlinge zu spät, die in der Zeit danach noch an den unmittelbaren Folgen gestorben sind.

Wir haben in der Schriftlesung gehört, wie ein Bote über die Berge kommt, dem Volk Israel in der babylonischen Gefangenschaft Frieden zu verkünden, und Befreiung aus Verschleppung und Knechtschaft verheißt. Der zum Volk Zion spricht: Dein Gott trat die Herrschaft an.

Ich bin kein Theologe und wage es nicht zu fragen, wo Gott vor Antritt seiner Herrschaft in Jerusalem war. Auch nicht, wo Gott vor der Befreiung der KZs war. Vielleicht sollten wir auch viel eher danach fragen, wo die Kirchen waren, wo die Christen waren, wo die Menschen waren.

Viele Häftlinge befanden sich noch bis in den Mai 1945 hinein auf den Todesmärschen, mit denen die Nazis vermeiden wollten, dass vor den Augen der anrückenden Befreier das ganze Ausmaß ihrer Verbrechen offenbar werde. Dem fielen nochmals tausende Menschen zum Opfer, die durch Lagerterror und Zwangsarbeit gar nicht mehr in der Lage waren, zu gehen.

Eugenia Chalupuszyńska-Hamula geb. Goldberg, eine der Frauen aus Genshagen, die am 18. April bei uns im Jugend-Projekt zu Gast sein werden, hat das wie folgt beschrieben:

„Wir waren erschöpft, ausgehungert, verdreckt und verlaust, mit einem Wort: Wir sahen wie Gespenster aus, wie Schatten unserer selbst.

Die deutsche Bevölkerung bewarf uns mit Steinen. Man hatte ihnen gesagt, wir seien polnische Banditen. Wasser fanden wir nur in Viehtränken. Wer hinter der Kolonne zurückblieb, wurde erschossen und blieb dort für alle Ewigkeit. Die Wege, die wir entlanggingen, waren mit Leichen gesäumt.

Nach all dem todbringenden Umherirren hatte ich in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 einen prophetischen Traum: Mir erschien die Heilige Mutter am Himmelsgewölbe. Am nächsten Morgen kam in der Scheune, in der wir untergebracht waren, in irgendeinem deutschen Dorf, die Freiheit. Die amerikanische Armee hat uns befreit.“

Als Freudensbotin für das polnische Mädchen Eugenia erscheint die Heilige Maria in der Nacht vor ihrer Befreiung. Eugenia weiß zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass ihre in Ravensbrück zurückgebliebene Mutter zwei Tage später sterben wird. Auch bei der Rückkehr nach Warschau war wenig Freude. Aus Eugenias siebenköpfiger Familie sind nur sie und ihre Schwester zurückgekehrt. Wehrmacht und SS hatten im Herbst 1944 die polnische Hauptstadt nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands fast vollständig zerstört, mit dem die Polen gehofft hatten, sich von der deutschen Besetzung selbst befreien zu können, vor der Eroberung durch die Sowjetarmee.

Halina Dańko Wojtczak, die auch am 18. April zu uns kommen wird, berichtet, wie sie aus ihrer Heimatstadt Warschau vertrieben und deportiert wurde.

„Es ist der 31. August 1944. Der Warschauer Aufstand dauert schon 31 Tage. Die Altstadt wehrt sich, doch es wird immer schwieriger, die Stellung zu halten. Die deutsche Artillerie zerstört die Häuser, die Bombenangriffe wiederholen sich alle paar Minuten. Die Aufständischen bekommen den Befehl, ihre Posten zu verlassen und durch die Kanalisation in Richtung

Stadtmitte zu ziehen, um dort weiterzukämpfen. Die Zivilbevölkerung der Altstadt wird brutal aus den Luftschutzkellern getrieben. Auch meine Eltern und ich. Wir sehen, wie alte Menschen, Kranke und auch Frauen mit Kindern erschossen werden. Mein 62-jähriger Vater Boleslaw Danko kam so in der Ogrodowa-Straße 59 ums Leben.”

Zu diesem Zeitpunkt hatten Wehrmacht und SS in Warschau schon mehr als 30 000 Zivilisten erschossen. 600 000 Bewohner wurden aus ihrer Stadt vertrieben, 200 000 in KZs deportiert. Täglich kamen riesige Transporte mit Warschauerinnen nach Ravensbrück. (...)

Als wir vor vielen Jahren mit einer der Frauen aus Warschau, Alicja Protasiewicz Kubecka, in Ravensbrück am Ufer des Schwedtsees standen, und überm See den Kirchturm der Stadt Fürstenberg im Blick hatten, erzählte sie, was sie als junges Mädchen im KZ an dieser Stelle gedacht und gefühlt hat.

„Als ich damals hier am See stand und auf die Kirche am anderen Ufer schaute, dachte ich: Mein Gott, so nah ist die Kirche, so nah ist die Stadt, wo die Menschen normal leben. Dort drüben beten sie doch auch zu Gott, und hier werden die Leute auf so bestialische Weise ermordet. Wie konnten sie das zulassen?

Dort beten die Menschen in der Messe, und hier bringt man die Menschen um ihr Leben. Und das ist so nah. Direkt gegenüber am See. Das konnte ich nicht verstehen, wo wir doch genauso Menschen sind. Warum wussten sie dort nicht, wie die Leute hier gelitten haben, wie sie hier gestorben sind? Und lebten dort ein völlig normales Leben.”

Wussten sie wirklich nicht, die Christen, die Pfarrer, die Kirchen?

Vor einigen Wochen stand ich mit den Konfirmandinnen aus unserem Projekt am anderen Ufer des Sees, nahe der Kirche. Wir blickten nach Ravensbrück hinüber. Der Himmel war verhangen, in der Luft lag Schnee. Auch bei dieser eingetrübten Sicht war deutlich die Lagermauer zu erkennen und das Krematorium mit seinem Schornstein. Der hätte damals immer geraucht, berichten die überlebenden Frauen. Feuer sei aus ihm geschlagen. Überhaupt habe die ganze Gegend nach verbranntem Fleisch gerochen. Die Asche aus dem Krematorium wurde in den See geschüttet.

Vielleicht wussten viele wirklich nicht, was in den KZs geschah.

Aber dass Warschau dem Erdboden gleichgemacht werden sollte, weil seine Bewohner es gewagt hatten, sich gegen die deutschen Besatzer zu erheben, das stand in allen Zeitungen. Was wurde vor 60 Jahren in unseren Kirchen gepredigt? Nur wenige Geistliche haben es gewagt, gegen den Terror des Nazi-Regimes das Wort zu erheben. (...)

Hören wir wieder Eugenia:

„In Ravensbrück waren wir nur noch Nummern. Ich hatte die Nummer 68648, meine Mutter 68649 und meine Schwester 68650.

Bald kamen Fabrikanten mit der Absicht, sich Arbeitskräfte auszusuchen. Wir wurden peinlich genau angeguckt und ausgesucht. Wir standen eine hinter der anderen, nackt. Mütter, Schwestern, Tanten und Großmütter, was wir nicht einmal von zuhause kannten. Und dies in Anwesenheit der SS-Aufseherinnen, eines deutschen Offiziers und der uniformierten Fabrikleute von Daimler-Benz. Sie schauten uns genau an, vom Kopf bis zu den Füßen. Sie haben uns sogar in den Mund geschaut, wie bei einem Vieh.“

Im Herbst 1944 holten die Abgesandten von Daimler-Benz 1100 Frauen und Mädchen, darunter über 700 Polinnen, aus dem KZ Ravensbrück als Zwangsarbeiterinnen in ihre Kriegs-Produktion.

Hören wir wieder Alicja:

„Ich gab mir Mühe, mich an die Bedingungen, die ich vorfand, anzupassen, obwohl das unerhört schwierig war, da die Arbeit über unsere Kräfte ging und die Essensportionen schlecht und viel zu gering waren.

Einige Monate nach unserer Ankunft in Genshagen starb meine beste Freundin Stefania Barenholc, die nicht nur physisch am Ende war, sondern auch psychisch. Ich musste an ihrem Platz weiterarbeiten.

Der deutsche Meister begrüßte mich mit den Worten: „Wenn du weinst, dann wirst du auch sterben“. (...)“

In solch quälenden Situationen fanden viele der polnischen Mädchen und Frauen Halt in ihrem Glauben.

Maria Kozłowska, die nicht mehr zu uns kommen kann – sie ist schon vor sieben Jahren an einem Morgen nicht mehr aufgewacht – hat mir das beim 50. Jahrestag der Befreiung in Ravensbrück so erzählt:

„Ein schönes, junges Mädchen, das bei mir an der Maschine arbeitete, hat die ganze Zeit gebetet. Es war, als hätte sie eine innere Bestimmung, eine Mission. Wie eine Heilige.

Sie hat Rosenkränze für die Kameradinnen gemacht. Sie formte Kügelchen aus Brot, und machte daraus Rosenkränze. Wir wollten ihr das Brot, das sie für diese Rosenkränze verwendet hatte, zurückgeben, weil sie ja mindestens eine Scheibe Brot für jeden brauchte. Aber sie wollte das Brot von uns nicht nehmen. Sie wollte es nicht nehmen.

Sie machte das einfach, damit wir Rosenkränze haben konnten, damit wir beten konnten.

Für uns ist das ein teures Andenken. Ich hüte es mehr, als ich ein teures Schmuckstück hüten würde, wenn ich eines hätte ..., eine riesige Perle, die würde ich nicht so hüten wie diesen Rosenkranz. Und wenn ich sterbe, gebe ich ihn an meine Tochter und an meine Enkel weiter, weil sie wissen sollen,

dass es dort solche wunderbaren Menschen gab, in solchen schweren Zeiten. Auch das hat uns geholfen, zu überleben.”

Und Halina erzählt:

„Maria Białkowska und ihre Tochter Barbara hatten ein Gebetbüchlein gemacht, aus dem wir Gebete abgeschrieben haben. Dabei erinnere ich mich an eine für mich besondere Begebenheit. Wir saßen am Tisch und sortierten die Motorenteile. Auf meinen Knien lagen die Gebete. Ich hatte meinen Kopf heruntergebeugt und betete. Auf einmal steht der SS-Mann mit seinem großen braunen Hund vor mir. Ich blicke auf. Da sagt er zu mir: ‘Was machst du da?’

Ich stand auf, gab ihm die Gebete und sagte: ‘Ich bete.’ Er hat sie schnell durchgeblättert und dann vor mich hingeworfen. Dann ist er weggegangen, ohne meine Nummer aufzuschreiben.

Ich denke, dass gerade dieses Gebet geholfen hat. Jesus hat nicht zugelassen, dass ich leide, weil ich gebetet hatte. War das nicht ein Zeichen? Es war ein sehr bewegender Moment. Erst sagt er mit drohender Stimme: ‘Was machst du da?’ – und dann passiert mir nichts. Deo Gratia.

Bei der Zeile „*Dein Gott tritt die Herrschaft an*“ aus den Versen des Propheten Jesaja muss ich an die Worte von Eugenia, Alicja, Maria und Halina denken. Ohne Freudenboten, ohne dass Frieden und Befreiung verkündet wären, haben sich diese polnischen Mädchen unter dem Terror von SS und KZ-Zwangsarbeit in einem fremden Land ihren Glauben bewahrt, ja ihn sogar erkämpft gegen äußerste Demütigungen durch deutsches Herrenmenschentum.

Zofia Ziembicka hat als 14-Jährige die Kriegsweihnacht 1944 bei Daimler-Benz erlebt:

„Am Heiligabend stellte man mitten in der Fabrikhalle einen Tannenbaum auf, mit Hakenkreuzen geschmückt, und man befahl uns, ‘Stille Nacht, Heilige Nacht’ zu singen. Das hatten sie uns vorher beigebracht.

Da wir aber ‘Stille Nacht’ auf deutsch nicht singen wollten, und dafür *Bóg się rodzi* (Gott wird geboren) auf polnisch sangen, haben sie uns geschlagen und uns in den Keller geworfen. Das war unser Heiligabend.”

Der 16-jährigen Janina Rucińska ist es gelungen, als sie sich in Ravensbrück nackt ausziehen musste und ihr alle persönlichen Gegenstände weggenommen wurden, ein Foto ihrer Mutter zu behalten. In einem Verband, der eine Verletzung aus dem Warschauer Aufstand notdürftig schützte, wickelte sie das Foto mit ein. Aus Aluminium-Abfällen der Produktion von Kriegsflugzeugmotoren hat sie kleine Kreuze ausgesägt und sorgfältig befeilt.

An Janina hat die Konfirmandin Maxi aus der Luthergemeinde in einem Brief geschrieben:

„Liebe Janina, ich heiße Maxi und bin seit einem halben Jahr im Projekt bei Helmuth Bauer. Ich fand es beeindruckend, wie Sie überlebt haben. Ich fand es besonders mutig, das Foto von Ihrer Mutter zu verstecken. Am meisten beeindruckend fand ich, dass Sie die Kreuze gesägt haben. Und auch teilweise richtig gut und sauber gefeilt.  
Liebe Grüße Maxi“

Maxi ist traurig, dass Janina jetzt nicht zu uns kommen kann, weil sie ein Bein gebrochen hat, aber Janinas in Genshagen aus Aluminium-Abfällen gesägte und befeilte Kreuze werden in unserer Ausstellung zu Ehren der Frauen zu sehen sein. Wie auch die Rosenkränze und Gebetsbüchlein ihrer Kameradinnen.

Emilia Rykiel hat als 16jähriges Mädchen in Genshagen einen Text verfasst, den sie, ähnlich einem Klagelied, dort zur melancholischen russischen Volksweise *Wolga Wolga* (Stenka Rasin) sang.

Sie hat ihr Lied „Sehnsucht eines gefangenen Kindes“ genannt:

„Ach, ich Arme, ganz allein,  
muss ich in der Fremde sein.  
Von den Eltern weit entfernt  
muss ich mein Sehnen verbergen.

Ach! Geliebte Mutter,  
dass die Deutschen der Schlag treffe!  
Ach Mama, meine teure,  
die Deutschen haben uns getrennt.

Du bist dort und sorgst dich verzweifelt,  
wohin ich nur verschwand, wohin.  
Und ich sitze hier im Lager  
Und Sorge mich auch um dich.

Ach! Papa, mein lieber,  
Überall seh ich dein Bild!  
Deine Lippen sagen mir,  
dass ich zu dir zurückkehren werde.

Ach! Ihr Winde, die ihr von allen Seiten weht,  
bringt uns eine Neuigkeit.  
Was gibt es Neues in unserem Polen,  
geht es dort gut, geht es dort schlecht?

Oh du Mond und ihr Sterne,  
erleuchtet unser Land  
und fleht den Vater im Himmel an,  
dass er gnädig uns befreie.

Vater unser, der du bist im Himmel,  
auch wir sind doch deine Kinder.  
Flehentlich bitten wir dich um Erbarmen,  
erbarme dich! ach erbarme dich!"

Für viele KZ-Überlebende ist die Erinnerung an die Befreiung verbunden mit bestimmten Personen, ihren „ganz persönlichen Freudenboten“.

Alicja beschreibt den Augenblick ihrer Befreiung:

„Als ich im Lager war, da habe ich gedacht, wenn ich diese Hölle überleben sollte, werde ich nicht mehr in der Lage sein, ein normales Leben zu führen. Ich dachte, ich werde mein Leben Menschen widmen, die Hilfe und Pflege brauchen.

Als wir dann von den Amerikanern befreit wurden, führte mich ein Soldat in ein verlassenes Haus und stellte mich vor einen großen Schrank mit vielen Kleidern. Er bedeutete mir mit Gesten, mir etwas auszusuchen, denn ich hatte ja immer noch den Häftlingsanzug an. Ich suchte mir eine weiße Bluse aus.

Sie war aus feinem Stoff und ganz leicht, und sie hatte so schöne weite Ärmel. Es war Mai, und als ich dann im Garten stand und der warme Maiwind mir in die Ärmel bließ, da vergaß ich, dass ich mein Leben anderen Menschen widmen wollte und begann, ein ganz normales Leben zu leben.“

Konnte das gelingen, ein ganz normales Leben nach dem KZ?

Im Februar haben unsere Jugendlichen Briefe an die Frauen in Warschau geschrieben, mit den Fragen, die ihnen bei der Beschäftigung mit deren Geschichte gekommen waren.

Unser Konfirmand Tobias hat Alicja gefragt: „Hast Du nach dem Krieg wirklich ein ganz normales Leben geführt?“ Alicja hat Tobias geantwortet:

„Wenn der Mensch in einer solchen Situation ist, wie wir es im Lager waren, stellt er sich kein normales Leben vor. Damals dachte ich, dass ich Menschen helfen möchte, dass ich mich um Kranke und Behinderte kümmern möchte. Das habe ich wirklich gedacht. Aber als ich dann frei war, habe ich plötzlich alles anders gesehen. Ich habe eine riesige Lebensfreude empfunden, selbst der Sonnenschein hat mir unbeschreibliche Freude bereitet.

Den Maiwind habe ich als etwas Zauberhaftes empfunden, und er hat mir damals deutlich gemacht, was für eine schlimme Strafe es ist, gefangen zu sein. Freiheit ist das Wichtigste für den Menschen. Der Mensch kann hungern, aber er muss frei sein, wie die Wolken, die am Himmel wandern.

Ja, mit diesen Gefühlen sind meine Gedanken, die ich im Lager hatte, verfliegen, aber trotzdem ist in meinem ganzen Leben immer Platz für Menschen gewesen, die Hilfe brauchten.“

Viele haben nach der Befreiung das nicht geschafft, was Alicja gelungen ist, und deren Leben war beherrscht von körperlichen und seelischen Leiden.

Alicja konnte die Botschaft des Freudenboten, des Maiwinds, der Wolken am Himmel in sich entfalten lassen, an ihre Kinder und jetzt auch an unsere Jugendlichen weitergeben. Sie lebt noch heute mit dieser heilenden Kraft. Sie bemüht sich gerade, noch möglichst viel Deutsch zu lernen, damit sie sich bei unseren Begegnungen zu ihrem 60. Jahrestag der Befreiung in der kommenden Woche besser mit unseren Konfirmanden verständigen kann.

Diese Kraft habe auch ich gespürt, als Alicja, unsere Übersetzerin Antje und ich vor einigen Wochen Emilia besuchten. Emilia, die im KZ ihr wunderbares *de profundis clamavi* gesungen hat.

Emilia leidet seit Jahren unter der Alzheimer Krankheit. Ihre Kinder haben sie entmündigen lassen, das sogenannte „Entschädigungsgeld“ aus Deutschland an sich genommen, und die Mutter in ein einfaches Pflegeheim weit außerhalb von Warschau abgeschoben. Dort fanden wir Emilia in einem engen trostlosen Raum sitzen, in dem nicht ein einziger persönlicher Gegenstand von ihr zu erkennen war. Mit den Armen an einen Lehnstuhl gefesselt, so abgemagert und so eingefallen, wie ich mir Häftlinge auf den Todesmärschen vorgestellt hatte.

Die Pflegerinnen sagen, „wir können doch der nicht immer hinterherlaufen und aufpassen, dass sie in ihrer Verwirrtheit keinen Unfug macht.“

Emilia ist jetzt wieder in einer Lage, wo etwas Vergleichbares droht wie im Lager. Eine ihrer Warschauer Kameradinnen, Krystyna Usarek, hat das so formuliert: „Das Schlimmste im Lager war für mich nicht, dass man starb, sondern wie mit dem Tod umgegangen wurde.“

Während meiner langen Jahre der Begleitung dieser Frauen in ihre schmerzlichen Erinnerungen sind sie mir so manches mal wie „Freudenboten“ erschienen, die Frieden verkünden, Gutes predigen und Befreiung verheißen. Befreiung noch aus der schlimmsten Form von Barbarei, für ein Leben in Würde und Achtung vor dem Menschen“.

Nachtrag zum 1. Absatz in Teil 1. „Kinderschuhe in Ostpolen“

Über 10 Jahre nach meiner Predigt erreicht mich im Advent 2015 eine Freuden-Botschaft aus Ostpolen: Krzysztof, dessen Kinderschuh vor 37 Jahren auf der Straße bei Łabunie lag, von dem ich nur den Vornamen und keine Adresse kannte, wurde mithilfe eines Fotos von 1979 in meinem

Buch gefunden. Er lebt mit Frau und zwei Töchtern weiterhin in der Region Zamość. So hoffe ich, im Jahr 2016 die Familie besuchen zu können.

Im Internet sind unter [www.gesichter-der-zwangarbeit.de](http://www.gesichter-der-zwangarbeit.de) auch Teile aus meinem Buch „Innere Bilder wird man nicht los“, Ausschnitte aus meinen bisherigen Filmen mit den Frauen, dem Stern und seinem Schatten sowie eine Biographie mit den Bildern von Edith Kiss zu finden. Fortlaufend wird dort über meine weiteren Arbeiten und Vorhaben informiert. Gerne antworte ich auf Fragen oder Hinweise zu meiner Arbeit: [helmuth.bauer@web.de](mailto:helmuth.bauer@web.de).



ERHARD BRÖDNER

# Rysiek

**N**ein, den Rysiek, wie der polnische Kosenamen für Richard lautet, habe ich nicht vergessen. Zu Hause, in meinem Arbeitszimmer, befindet sich an der Wand rechts von meinem Schreibtisch ein großer Rahmen mit Fotos, die meine Kindheit betreffen: eins mit Vater und Bruder, ein weiteres mit Mutter, Großmutter und Urgroßmutter (ich war damals noch keine zwei Jahre alt), spätere Fotos der Mutter, der Großeltern (väterlicher- wie mütterlicherseits), von mir als Zehn- und Sechzehnjähriger, ferner der Erstkommunion, ein Klassenfoto (neuntes Schuljahr), ein Luftbild des Städtchens, in dem ich großgeworden bin, und des dreizehn- oder vierzehnjährigen Rysieks. Ich habe mich an ihn stets so erinnert, wie man sich im Alter halt an die Jugend erinnert: vergangen, vorbei, leider.

Das letzte Mal sahen wir uns 1958, vor über einem halben Jahrhundert. Dann, im Sommer jenes Jahres siedelte ich mit der ganzen Familie nach Deutschland um, nach Westberlin, wo außer den Großeltern mütterlicherseits, die ein Jahr zuvor die Ausreisegenehmigung erhalten hatten, auch Mutters Bruder mit seiner Familie lebte, die letzten Verwandten, die mir nach dem Krieg verblieben waren. Unsere Ausreisegenehmigung kam sehr plötzlich. Zuerst die Absage, die mir, ehrlich gesagt, nicht besonders weh tat, denn trotz des tiefen Verlangens, das Land, aus dem ich stamme, zu sehen, fühlte ich mich doch auch in Polen zu Hause: Zwischen Polen war ich aufgewachsen, zur Schule gegangen, hatte ich Freunde, ein Mädchen. Aber weil ich Mutti versprochen hatte, etwas zu tun, wandte ich mich schriftlich gegen diese Absage – nicht an die derartige Angelegenheiten entscheidende Wojewodschafts-Kommission, nicht an die polnische amtlich höchste Instanz, den Vorsitzenden des Staatsrats (damals Aleksander Zawadzki), sondern an den Ersten Sekretär der PZPR (der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei), an Władysław Gomułka persönlich. Dass der Letztere *de jure* unzuständig war, war klar, natürlich wusste ich das nicht nur als Student im ersten Studienjahr an der Juristischen Fakultät der Universität Breslau, aber Gomułka war schließlich, wenn auch aus sowjetischer

Gnade und unter strikter sowjetischer Aufsicht, der wahre Herrscher, der Statthalter in Polen. Und so dachte ich mir, dass er sich geschmeichelt fühlen könnte, wenn sich die Menschen gerade an ihn wenden, und selbst wenn er den Brief kommentarlos an die zuständige Behörde weiterleiten sollte, so würde doch diese den Brief nicht unmittelbar von unten vom Antragsteller, sondern mittelbar über die höchste Stelle erhalten, was im kommunistischen absolutistischen Herrschaftsgefüge einen bedeutsamen Unterschied machen konnte. Und so war es wohl auch, ich hatte mich nicht geirrt, ich fühlte mich fast als Zagłoba (ein pffiffiger Held aus der jedem Polen bekannten Romantrilogie von Henryk Sienkiewicz), denn in kurzer Zeit erhielten wir die Nachricht vom Büro des „Ersten Sekretärs“, dass der Antrag an die zuständige Stelle weitergeleitet worden sei, und von dort kam dann alsbald die kurz terminierte Ausreisegenehmigung. Ich hatte leider keine Möglichkeit, von Breslau aus, wo wir damals wohnten, in das etwa 100 km entfernte Städtchen zu fahren, um mich von Rysiek zu verabschieden, ich hatte ihm auch nicht geschrieben, so dass er von meiner plötzlichen Ausreise nichts wusste. Und als ich schon in Westberlin war, wo es sich mir im Kopf drehte von all den neuen Eindrücken, vor allem der Freiheit – und die Freiheit des Wortes dokumentierten hier an jeder Straßenecke die Zeitungskioske mit den Blättern, die das ganze Spektrum der politischen Ideologien bis zur extremen Linken und Rechten widerspiegeln (nur die Verbreitung nazistischer Gedankengüter war verboten), oder einfach das Verhalten der im Universitätsbereich oder auf den Straßen sich unterhaltender oder diskutierender Menschen, wo niemand sich ängstlich umschaute, ob vielleicht jemand zuhört; und wo es im Gegensatz zu den „sozialistischen“ Ländern an der allgegenwärtigen erzwungenen marxistischen Phraseologie fehlte, der unverschämten verlogenen Regierungspropaganda. Und auch von allem anderen, darin eingeschlossen eine spezielle Prüfung, die mir zwecks Fortsetzung des Studiums zur Anerkennung meines polnischen Abiturs bevorstand. Ich schrieb nicht, schob das vor mir her, gab Rysiek kein Lebenszeichen. Und später schämte ich mich dafür einerseits und dachte andererseits, dass es am besten wäre, die ganze polnische Vergangenheit zu vergessen, zumal der „Eiserne Vorhang“ ja sowieso jegliche normalen Kontakte unmöglich machte. Ich konzentrierte mich also auf die deutsche Alltäglichkeit, an die ich mich – aufgewachsen in Polen in der völlig anderen, herzlicheren, „wärmeren“ katholischen zwischenmenschlichen Atmosphäre – im protestantisch-kühlen Berlin ohnehin nur schwer gewöhnen konnte. In dieser Hinsicht fühlte ich mich im katholischen Köln, wohin ich nach drei Jahren („der Frau meines Lebens wegen“) gezogen bin, um vieles besser. Nach Abschluss des Studiums heiratete ich also eine Deutsche, arbeitete, wurde Vater eines Sohnes, von dem ich sogar mit Stolz sagen kann, dass „er mir gelungen ist“, habe Enkel. Mithin fühlte ich mich allmählich in Deutschland, im Rheinland, wirklich zu Hause.

Aber irgendwie ist mir Polen, mein „Land der Kindheitsjahre, das immer bleibt, heilig und rein wie die erste Liebe ...“ (Adam Mickiewicz), nie aus dem Kopf und dem Herzen entschwunden, was sich auf meine alten Jahre noch verstärkte. Und so begann ich Polen zu besuchen, was nun dank der polnischen Selbstbefreiung aus dem sich auflösenden Sowjet-Imperium ohne Schwierigkeiten und Begrenzungen möglich war – Polen war jetzt ein freies Land. Ich fuhr zunächst mit meinem Sohn, um ihm nicht nur die Orte zu zeigen, wo ich groß geworden bin (und auch Rysiek, von dem ich meinem Sohn erzählte); wo ich zur Schule ging und wo ich die Universität besucht hatte; sondern auch um ihm Krakau als Muster der Schönheit und Kultur des Landes zu zeigen, das ich trotz der so langen Abwesenheit auch als meins empfand. Später habe ich meiner Frau und auch anderen Familienmitgliedern in folgenden weiteren Reisen Niederschlesien gezeigt. Aber schon während der ersten Polenreise mit meinem Sohn hatte ich in Telefonbüchern vergeblich nach alten Schulfreunden gesucht. Erst viel später, aus momentaner Langeweile im Internet surfend, gab ich den Namen Rysieks ein. Unter den wenigen über ganz Polen verstreuten Personen dieses Namens verschiedener Berufe, die ihre vor allem handwerklichen Dienste anboten, befand sich auch ein Pfarrer dieses Namens als Probst der benachbarten Ortschaft, in der ich aufgewachsen war. Ha, ein komischer Zufall, dachte ich zunächst, weil ich mir „meinen“ Rysiek nicht mit dem geistlichen Stand in Verbindung bringen konnte, und das schon alleine seines Aussehens wegen: Rysiek, eher mittelgroß, dunkelhaarig, mit klassischen Gesichtszügen („griechisches Profil“), war ein so gutaussehender Junge, dass die Mädchen – wie die Polen sagen – wie „am Schnürchen hinter ihm herflogen“, was ihm natürlich sehr behagte. Er war intelligent und fröhlich, belesen und witzig, und hatte auch nie irgendwelche Neigungen in Richtung des geistlichen Standes gezeigt. Das Abitur hatte er seinerzeit nicht gemacht, statt ins Gymnasium ging er in die Berufsschule, war seiner Ausbildung nach Schlosser, als wir uns zum letzten Mal gesehen hatten, jedoch war an ihm nichts von einem Arbeiter. Und je länger ich darüber nachdachte, um so mehr wuchs in mir die Überzeugung, dass dieser Pfarrer vielleicht doch Rysiek war? Ich würde mich freuen, wenn dem so wäre, ich wäre sogar stolz, wenn „mein“ Rysiek das erreicht hätte. Vielleicht war irgend etwas eingetreten, was ihn dazu gebracht hat. Warum auch nicht? Er war schließlich ein rechtschaffener Katholik ... Und so nahm ich mir vor, während des bevorstehenden nächsten Urlaubs in Polen mir im Hotel seine Telefonnummer heraussuchen zu lassen und anzurufen. Das schien mir die einfachste Methode zu sein, um herauszufinden, ob er es war oder nicht. Aber gleichzeitig befürchtete ich: Was wird, wenn dieser Pfarrer wirklich „mein“ Rysiek ist? Würde nach so vielen Jahren ein Treffen und die Auffrischung der alten Freundschaft Sinn haben? Vielleicht würde nach so vielen Jahren Rysiek nichts mehr mit mir zu tun haben wollen? Vielleicht

würde er tiefen Groll gegen mich hegen, weil ich plötzlich verschwunden war und nichts mehr von mir hatte hören lassen, *mea culpa, mea maxima culpa*. Aber andererseits tröstete ich mich damit, dass der Pfarrer als Pfarrer zumindest das Gleichnis vom verlorenen Sohn kennen musste und vielleicht mir verzeiht ... Und so wünschte ich mir immer mehr, dass er es wäre und dass sich unsere alte Freundschaft erneuern würde. Ich stellte mir sogar vor, wie Rysiek jetzt aussehen könnte, natürlich ergraut, aber nicht kahl, mit nach wie vor schwarzen Augenbrauen, vielleicht mit Bart, vielleicht mit Brille, und mit Sicherheit weiterhin schlank (von Kindheit an empfand ich eine unbegründete, aber auf persönliche Erfahrung zurückgehende gewisse Abneigung gegenüber Dicken, Männern wie Frauen). Und im Geiste sah ich mich schon mit dem Pfarrer im Park spazieren gehen, über alte Zeiten sprechend und erzählend, was jeder von uns in der langen Zeit der Trennung getan und erlebt hat. Fieberhaft wünschte ich mir Gewissheit, aber andererseits hatte ich einfach Angst.

Gleich nach der Ankunft suchte man mir im Hotel die Telefonnummer des Pfarrers raus, und am nächsten Morgen rief ich an. Auf das mit angenehmer sonorer Stimme ruhige „Ich höre?“ stellte ich mich kurz vor und sagte, dass ich einen Freund aus der Schulzeit in einem kleinen Kurort, aus lange vergangener Zeit, aus den 50er Jahren suche, einen Freund, der denselben Namen und Vornamen trägt wie der Pfarrer.

Ich sagte nichts über Rysieks Aussehen. Ich erzählte nichts darüber, wie wir zu Freunden wurden, was schon eher ungewöhnlich war, denn als kleine Jungs in der zweiten Grundschulklasse hatten wir uns fast täglich nach Schulschluss geprügelt. Abgesehen davon hatte ich damals ohnehin große Schwierigkeiten in der Schule, sprachliche Schwierigkeiten. Lesen und Schreiben konnte ich schon, aber deutsch, das erste Schuljahr hatte ich in der deutschen Grundschule beendet. Das ganze Jahr 1945 und den größten Teil von 1946 saß ich zu Hause, wo mein Großvater mütterlicherseits abends mein Lehrer war. Und als es sich herausstellte, dass von einer Aussiedlung nach Deutschland nicht mehr die Rede sein konnte, weil die polnischen Behörden meinen Großvater als von ihnen benötigten Ingenieur nicht ziehen lassen wollten, nahm Mutti mit meinem Bruder und mir bei einer Nachbarin oberschlesischer Herkunft Stunden in polnischer Sprache. Nützliches lernte ich bei ihr wenig, denn was die Nachbarin Polnisch nannte, war der sprachlich gemischte oberschlesische Dialekt, zu Recht (wenigstens in ihrem Falle) „Wasserpölnisch“ genannt, da es wie mit Polnisch verdünntes Deutsch klang. Als Mutti mich im Winter 1946/1947 zur zweiten Klasse der Grundschule anmeldete – der polnischen, eine deutsche gab es nicht, schließlich war auch nur eine Handvoll Deutscher im Ort übriggeblieben, fast alles ältere technische Fachleute mit ihren Familien, fast keine kleinen Kinder – verstand ich anfänglich fast gar nichts. Aber zum Glück handelte es sich bei der Lehrerin, einer reaktivierten Pensionärin, um eine

perfekt Deutsch sprechende ältere Dame aus Posen, Frau Baumbergerowa, die sich meiner erbarmte und nach den Schulstunden mir kurz auf deutsch erläuterte, was ich tun muss. Ich denke, sie hielt auch sonst ihre Hand über mich, denn als der einzige Deutsche in der Klasse, knapp anderthalb Jahre nach Kriegsende, hatte ich sicher gute Chancen, vielleicht im ganz kleinen Maßstab das, was meine Landsleute in den Jahren der schrecklichen, verbrecherischen Besatzung in Polen angerichtet hatten, abzubüßen, aber nichts da, man ließ mich in Ruhe, und selbst das hasserfüllte und mir daher schreckliche Schimpfwort *Szwab* bekam ich kaum zu hören. In der Klasse war ich unerwartet schnell anerkannt, wohl sogar beliebt, denn nach einem Jahr, in der dritten Klasse, wurde ich sogar zum Klassensprecher gewählt. Aber zu Anfang, in den ersten Wochen, da wir fast den selben Heimweg hatten, ging Rysiek stets hinter mir her, mich unentwegt beschimpfend. Tag für Tag. Meistens endete das damit, dass wir uns prügeln. Ein Mal dann so schwer, dass die Eltern zur Schule gerufen wurden. Von seiten Rysieks kam sein Vater, von meiner Seite Mutti. Zu dem Gespräch wurden nach einigen Minuten Rysiek und ich hinzu gerufen. Frau Baumbergerowa, die erreichte, dass sich die Eltern mit dem Versprechen die Hand gaben, auf ihre Söhne entsprechenden Einfluss zu nehmen, wandte sich mit einer echt christlichen kurzen Predigt an uns beide und erreichte, dass auch wir uns für die Zukunft Frieden versprechend die Hand gaben. Eine Prozedur, die wohl im Grunde tägliches Brot für jeden Pädagogen ist, kaum je mit dauerhaften Folgen. Aber in diesem Falle erreichte sie, dass wir in kurzer Zeit zu unzertrennlichen Freunden wurden. Und wenn wir jetzt aus der Schule kamen, Tag für Tag, Jahr für Jahr, unterhielten wir uns, und entsprechend gemeinsamer Lektüre (nicht nur der schulischen) stellten wir uns häufig gemeinsame Abenteuer vor. Nach der Lektüre der Trilogie von Henryk Sienkiewicz hatte über längere Zeit jeder seine ständige Rolle: Rysiek war der Kmicic (eine Rolle, die zu ihm charakterlich passte), ich war der verschmitzte alte Zagłoba, und der uns am häufigsten begleitende Jędrek, wegen seines Nachnamens in der Schule allgemein Kaninchen (poln. *królik*) gerufen, war Wołodyjowski, der Pan Michał ...

Aber von all dem erzählte ich dem Pfarrer nichts, nichts von den tatsächlichen und erträumten Abenteuern der Schulzeit, wie wir tagtäglich miteinander spielten, was wir alles angestellt hatten. Ich erinnere mich, als wir einst zum feierlichen Abschluss des Schuljahrs im Kurtheater zu spät gekommen waren, keinen Sitzplatz mehr fanden und die Theater-Aufseherin baten, uns die gräfliche Loge, die jetzt ausschließlich dem örtlichen Parteisekretär zur Verfügung stand, aufzuschließen, wobei wir uns der kommunistischen Phraseologie bedienend argumentierten, dass der Parteisekretär als „Vertreter und Repräsentant der Arbeiterklasse“ Kindern sicher die einmalige Benutzung seiner Loge nicht verbieten wird, und schon nach fünf Minuten saßen wir dort, zum allgemeinen Erstaunen der ganzen Schule (einschließlich des Lehrerkollegiums).

Auch darüber sagte ich nichts, dass meiner Mutter zum Trotz Rysiek mir damals viel näher und wichtiger war als mein Bruder, und für Rysieks Mutter war ich, wie sie häufig sagte, beinahe der zweite Sohn; ich wollte mich darüber nicht am Telefon auslassen. Aber hätte ich es vielleicht doch tun sollen? Vielleicht waren meine kurzen Ausführungen, dass ich in den fünfziger Jahren ein Schulkamerad und der beste Freund eines Rysieks war, der auch denselben Nachnamen wie der Pfarrer trug und in dem kleinen Kurort in der Nähe der Kirchengemeinde des Pfarrers wohnte, in ihrer Kürze einfach zu trocken für eine Rückmeldung nach über fünfzig Jahren?

Der Pfarrer unterbrach diese kurzen Ausführungen mit der Bitte um Wiederholung des Namens und sagte nachdrücklich: *ich erinnere mich nicht*.

Man konnte, und vielleicht war es auch angebracht, hier das Gespräch beenden. Im ersten Moment empfand ich dieses „ich erinnere mich nicht“ wie einen Schlag ins Gesicht, wie eine Ohrfeige. Aber ich unterdrückte den Reflex, den Telefonhörer hinzulegen. Denn ich wollte mich in dieser, im Grunde ja schon hoffnungslosen, Situation noch nicht geschlagen geben, und als ob ich mir und dem Pfarrer eine letzte Chance geben wollte, erwähnte ich, dass ich mit „meinem“ Rysiek 1956 eine Zeitlang in Zielona Góra (dt. Grünberg) war ...

Und das ganze Abenteuer, das zu dem Aufenthalt in Grünberg geführt hatte, stand mir plötzlich vor Augen; war etwas, das – wie ich dachte – man nicht verdrängen und vergessen konnte. Damals, gleich nach dem in Breslau bestandenen Abitur, fuhr ich zu meinen Großeltern, die noch in „unserem“ Städtchen im Hirschberger Tal wohnten, und hier traf ich mich täglich mit Rysiek. Wir unterhielten uns darüber, wie wir unser zukünftiges Leben gestalten sollten. Und so, aus einem anfänglich grundlosen Fabulieren, Daherreden, dass es am besten wäre, ins Ausland abzuhausen, entwickelte sich langsam der Plan, genau das zu tun. An diesen Gesprächen nahm dann auch der mit Rysiek seit einiger Zeit befreundete, etwa dreißigjährige Henryk teil, der eine „bunte“ Vergangenheit hatte: als Leutnant der WOP (poln. Grenzschutztruppe, E.B.) war er ins Ausland geflohen, diente in der französischen Fremdenlegion, desertierte nach einiger Zeit und kehrte nach Polen zurück, wo er seine Fahnenflucht vom WOP mit einer mehrjährigen Gefängnisstrafe abzubüßen hatte. Henryk gab uns Ratschläge zur Vorbereitung, was man unbedingt auf den Weg mitnehmen müsste und erklärte schließlich: „Ich gehe mit euch“. Ohne das hätten wir vielleicht die Durchführung des Planes aufgegeben, aber jetzt, mit einem „Fachmann“ zur Seite ...! Wir sagten niemandem etwas, hatten vor, uns erst aus Westberlin zu melden. Den Großeltern sagte ich, dass ich mit Rysiek für einige Tage in die Berge gehen würde, und Rysiek vertraute sich nur seiner Stiefmutter an, die zu Schweigen versprach und ihn für den Weg mit einer Tasche voller Proviant versah.

Weil Henryk erklärte, dass sich an der Grenze zur DDR ein ca. 30 km breites, vom WOP kontrolliertes Gebiet entlang zieht, wir dort niemanden kannten und nicht wussten, ob es für das Betreten dieses Gebiets besonderer Passierscheine bedarf, fuhren wir mit dem Zug bis Krosno Odrzańskie (dt. Crossen), um von dort dann zu Fuß an die Neiße zu gelangen, nach deren Überschreitung wir in zwei bis drei nächtlichen Fußmärschen das damals noch von keiner Mauer umgebene Westberlin zu erreichen hofften. Wir übernachteten auf den harten Wartesaal-Bänken des Bahnhofs, und am frühen Morgen des nächsten Tages machten wir uns auf den Weg. Vorsichtig durch Felder und vor allem Wälder gehend, erreichten wir am Abend die Grenze. Vom Waldrand aus konnten wir mit dem Fernglas in einer Entfernung von wenigen hundert Metern eine lange gewundene Reihe Weiden beobachten und davor einen Weg, auf dem von Zeit zu Zeit ein Militärjeep langsam vorbeifuhr. Am Himmel war kein Wölkchen zu sehen, und der Mond beleuchtete alles so hell, dass von einem Grenzübertritt nicht die Rede sein konnte. Also: Warten auf die nächste Nacht. Wir entfernten uns von der Grenze und verschliefen den Rest der Nacht in einer am Rande eines nicht weit entfernten Dörfchens stehenden Scheune. Aber schon am frühen Morgen mussten wir uns wieder im Wald verstecken, denn vom Dörfchen her näherte sich ein Bauer. Wir fanden die Stelle wieder, von der aus wir am Vortag die Grenze beobachtet hatten, versteckten uns in Sträuchern und erwarteten die Dunkelheit der nächsten Nacht. Doch wieder dasselbe: kein Wölkchen am Himmel, kein Nebel am Fluss, Vollmond. Was tun? Auf einen Wetterumschlag warten? Aber wir hatten schon fast keinen Proviant mehr. Wir mussten also sofort die Entscheidung treffen: entweder das Glück zu versuchen, oder umzukehren. Und wir fühlten, dass wir keinen zweiten Versuch unternehmen würden, wenn wir jetzt umkehren. Wir schauten uns an und entschieden einstimmig – wir versuchen es. Wir warteten die nächste Kontrollfahrt des Jeeps ab und damit rechnend, dass wir jetzt etwa eine Viertelstunde Zeit haben würden, durchliefen wir gebeugt die Wiese, die den Wald von dem Grenzweg trennte. Hinter dem Weg sprangen wir in das Dickicht von Sträuchern und Weiden. Zwei, drei Minuten blieben wir bewegungslos stehen, den Atem anhaltend, und als nichts zu hören war, bewegten wir uns leise weiter, bis wir nach ein paar Metern auf einen Stacheldrahtzaun trafen. Jetzt mussten wir durch den Zaun durch, was nur möglich war, wenn zwei mit ganzer Kraft die Drähte auseinanderzogen und der Dritte sich vorsichtig durchzwängte. Henryk warnte uns flüsternd, dass nahe am Zaun, ganz niedrig im Gras, nahezu unsichtbar, Stolperdrähte angebracht sein konnten, die Alarm auslösten. In dem Moment hörten wir in der Nähe leise Stimmen und sahen zwei kleine rote Pünktchen – die Glut von Zigaretten. Wir warfen uns zu Boden und einer von uns musste dabei unglücklicherweise gerade solch einen Stolperdraht berührt haben. Rechts und links von uns, und wenig später auch am anderen Ufer der

Neiße schossen grellweiße Raketen in die Höhe. Mithin sofort zurück durch den Zaun. Die zwei Soldaten, die wir gehört hatten, riefen jetzt: „Hände hoch und herauskommen“. Fast völlig geräuschlos durch die Sträucher schleichend sah ich plötzlich auf dem Weg, höchstens zwei Meter vor mir, im vollen Mondschein, einen Soldaten mit auf mich gerichtetem Karabiner. Aber im tiefen Schatten stehend, war ich für den Soldaten unsichtbar. Plötzlich hörte ich links von mir ein Gerangel und den Ruf „ich habe ihn“, worauf der vor mir stehende Soldat in diese Richtung lief. Niemanden auf dem Weg sehend, übersprang ich ihn in zwei Sätzen und rannte gebeugt zu einem flachen Graben, der quer die Wiese durchschnitt, sprang hinein und entfernte mich gebeugt so schnell wie möglich. Der Graben führte auch zu dem Wald, aber ziemlich entfernt von der Stelle, von der aus wir vor wenigen Minuten herausgekommen waren. Am Rande des Waldes, schon zwischen den Bäumen, blieb ich stehen und drehte mich um: Auf dem Grenzweg standen jetzt etwa ein halbes Dutzend Militärfahrzeuge, man hörte entfernte Kommandorufe. Ich rannte weiter, und als ich keine Kraft mehr hatte, ging ich schnellen Schrittes. Nach einiger Zeit kam ich auf einen breiteren Waldweg, der direkt in ein noch schlafendes Dörfchen führte. Durchgehen oder Umgehen? Nach kurzer Überlegung entschied ich mich für das Durchgehen. Als ich schon einige Häuser passiert hatte, hörte ich plötzlich hinter mir Schritte und eine Stimme: „Auch zum Zug?“. Ich bestätigte, drehte mich um und mit den Worten „Verflixt, ich hab’s vergessen ...“ rannte ich zurück. Der Unbekannte rief noch, ich sollte mich beeilen, und ich lief hinter der Straßenkurve auf einen kleinen Weg zwischen zwei Häusern und befand mich schnell wieder im Wald. Im großen Bogen umging ich das Dorf und traf auf Eisenbahnschienen. Ich bewegte mich jetzt entlang der Gleise, aber nicht auf diesen. Es war inzwischen hell geworden, schon ging die Sonne auf. Und plötzlich sah ich nicht weit vor mir eine in derselben Richtung gehende Gestalt. Eine Sekunde der Angst und dann die Freude: es war Rysiek. Wir freuten uns sehr, wieder zusammen zu sein. Rysiek war der Auffassung, dass der „Leutnant“ geschnappt wurde, aber schon im Eigeninteresse behaupten würde, dass er allein die Grenze überschreiten wollte. Und für uns beide war das Kapitel mit dem Titel „Flucht ins Ausland“ damit beendet. Wir marschierten in Deckung bis zum Mittag, bis wir überzeugt waren, das Grenzgebiet hinter uns gelassen zu haben. Uns nicht mehr verbergend, gingen wir jetzt den Weg entlang und standen plötzlich Auge in Auge vor zwei Soldaten. Wir zeigten ihnen unsere Personalausweise und wollten schon weitergehen, als plötzlich einer der Soldaten fragte: „Woher kommt ihr denn und wohin geht ihr?“ Und weil wir beide keine Ahnung hatten, wo wir waren, wie die nächsten Ortschaften hießen, fingen wir an herumzureden, erweckten so Verdacht und wurden verhaftet.

Bei dem ersten, noch gemeinsamen und nicht formellen Verhör in der nächsten Wache der WOP, wo wir hingebracht wurden, traktierte man uns

ohne Feindseligkeit, eher mit nachsichtiger Neugierde. Wir erfuhren, dass wir zufällig gefasst wurden, weil – wie Rysiek zutreffend vermutet hatte – Henryk behauptet hatte, allein gewesen zu sein. Auf die Frage, warum wir flüchten wollten, antworteten wir beide: „um die Welt kennen zu lernen“.

Wir wurden, jetzt schon getrennt, nach Krosno Odrzańskie gebracht, zu einem mehrstöckigen quadratischen Block mit einem inneren geräumigen Hof, von allen Seiten von Wänden umgeben – das Gebäude des UB, des bedrohlichen polnischen Staatssicherheitsdienstes. Dort wurden wir in getrennten Zellen untergebracht, die sich im Keller des Gebäudes befanden. Einige Stunden später wurde ich nach oben geführt, zum Einzelverhör. In einem kleinen Zimmer im ersten Stock erwartete mich ein Offizier, dem ich dasselbe sagte wie auf der Grenzschutzwache, dass wir die Welt kennen lernen wollten. Und auf eindringliche Fragen, was wir während der „Juni-vorkommnisse“ (so wurden im offiziellen Sprachgebrauch Volkspolens der antikommunistische Arbeiteraufstand in Posen in den letzten Tagen des Juni 1956 genannt) getan haben, antwortete ich mit einem kurzen „nichts“. Und als der mich verhörende Offizier seine Vorwürfe mit einer Lobeshymne über die Überlegenheit des sozialistischen Systems krönte, fragte ich mich im Geiste, ob dieser Oberspitzel, der eigentlich nicht wie ein Dummkopf aussah, an das glaubte, was er sagte? Ich wurde dann in eine kleine Zelle geführt, deren Ausmaße höchstens 4 m x 4 m betragen, mit einer gemauerten breiten Liege für zwei Personen mit Materatze und Decke, gegenüber der mit einem „Judas“ versehenen Tür. In einer Ecke befanden sich die Toilette und ein Waschbecken, in der anderen ein Tisch und zwei Schemel.

In den nächsten Tagen wurde ich immer wieder verhört, immer dieselben Fragen, immer dieselben Antworten. Bei einem der nächsten Verhöre beklagte ich mich, dass ich mich da unten zu Tode langweilen würde, das versprochene wöchentliche Buch, das ich nach den Gefängnis-Regularien bekommen sollte, würde höchstens für drei bis vier Stunden reichen. Ich fragte, ob ich denn nicht von Zeit zu Zeit eine alte „Prawda“, die bestimmt jemand im Gebäude lesen würde, bekommen könnte – ich könnte mich auf diese Weise im Russischen üben. Und offenbar war es selbst Staatssicherheitsbeamten aus politischen Gründen nicht möglich, eine solche Bitte abzuschlagen, oder sie dachten boshaft, dass man auch mit der Lektüre der „Prawda“ einen Menschen zu Tode langweilen könne – wie dem auch sei, ich erhielt das Gewünschte. Ein Tag verging nach dem anderen und die Verhöre wurden immer seltener. Täglich wurde ich zu einem halbstündlichen Spaziergang in den Hof geführt, immer allein. Das bedeutete, wie ich mir ausrechnete, dass die Zahl der Delinquenten in diesem Gebäude nicht hoch sein konnte, höchstens ca. 30 Personen. Nach zwei, drei Wochen wurde in die Zelle ein junger Mann geführt, kleiner als ich, aber kräftiger gebaut, dem Aussehen nach ein Einfaltspinsel. Wir stellten uns vor, und ich achtete darauf, nie etwas zu sagen, was im Gegensatz zu dem vor dem

Untersuchungsoffizier Gesagten stehen könnte. Die Vorsicht war eigentlich überflüssig, denn der Ankömmling schien wirklich so einfältig zu sein, wie er aussah. Nein, Entschuldigung, Władek war eher langsam und schwerfällig: in den Bewegungen, im Knochenbau und auch im Denken. Es gab zwar fast nichts, worüber man sich mit ihm unterhalten konnte, aber er konnte Dame spielen. Also zeichneten wir auf dem Tisch ein Schachbrett, nahmen als Spielsteine von der Unterwäsche abgedrehte Knöpfe und begannen zu spielen. Die Tricks von Władek hatte ich schnell durchschaut, aber um ihn bei guter Laune zu halten, ließ ich ihn von Zeit zu Zeit gewinnen. Uns standen jetzt zwei Bücher pro Woche zur Verfügung, und als abzusehen war, dass Władek sein Buch innerhalb einer Woche nicht schafft, als die direkt physischen Qualen zu sehen waren, die ihm das Lesen verursachten, schlug ich ihm vor, ihm die Bücher vorzulesen. Und wenn er etwas nicht verstand, erklärte ich es ihm, so dass die Lesungen häufig von kurzen Erläuterungen unterbrochen waren.

So vergingen etwa sechs, sieben Wochen. Es erfolgte nur noch ein Verhör, nach dem mir erklärt wurde, dass ich jetzt in das Gefängnis nach Zielona Góra überstellt würde. Dort sollte dann das Gerichtsverfahren stattfinden. Im Transporter für Gefangene, zu dem ich geführt wurde, saßen bereits Rysiek und Henryk, wir waren jetzt das erste Mal seit jener ereignisreichen Nacht wieder zusammen. Nach herzlicher Begrüßung stellten wir schnell fest, dass unsere Erlebnisse im Gebäude des UB sich wenig unterschieden, nur dass Henryk intensiver verhört worden war.

In Grünberg lernten wir dann das echte Gefängnisleben kennen, waren in einem typischen „Knast“. Rysiek und ich wurden gesondert, jeweils in eine der Zellen für Jugendliche gesteckt, deren Insassen noch keine zwanzig Jahre alt waren. In der Zelle, in die ich kam, habe ich mich schnell mit den Anwesenden angefreundet. Auf die Fragen nach dem Grund meiner Inhaftierung antwortend, erfuhr ich, dass das im Gefängnisjargon *za miedzę*, also „wegen des Feldrains“ bezeichnet wurde. Und meine „Zellengenossen“, mit denen ich schnell verbrüdert war, saßen für Rowdytum, Schlägereien, kleine Diebstähle usw., einer von ihnen dafür, dass er als Briefträger, wenn er bei schönem Wetter keine Lust zum Austragen der Briefe hatte, diese einfach im Wald vergrub. In der Zelle – die vier Etagenbetten enthielt, einen Tisch und zwei Bänke für acht, ein kleines Waschbecken, einen Eimer mit Wasser, sowie einen Kübel für die *coram publico* zu verrichtenden Bedürfnisse – stank es zwar, aber die zwischenmenschliche Atmosphäre war gut. Und wieder diese schreckliche Langeweile, nur unterbrochen von gemeinsamen Unterrichtsstunden, die ein ebenfalls einsitzender alter Lehrer den Mitinsassen erteilte. Rysiek wurde Helfer des Kalfaktors bei der Essensausgabe, wovon auch unsere Zelle profitierte, so erhielten wir einmal abends die Überreste der Suppe.

Mitte Dezember, mithin nach fast vier Monaten seit der Festnahme, erhielt ich die plötzliche Nachricht, dass am nächsten Tag die Gerichtsverhandlung stattfinden würde. Die ganze Zelle tröstete und munterte mich auf, man versprach, mir die Daumen zu drücken, und die zwei Frömmsten, die jeden Abend ihre Gebete kniend verrichteten, versprachen, für mich zu beten. Und der die Rolle des „Zellenältesten“ Ausübende legte mir abends ein paar Zigaretten hin mit der Empfehlung: „Steck dir eine an, wenn du nicht einschlafen kannst“.

Am nächsten Morgen, als wir alle drei, jetzt in eigener Kleidung, im Gerichtskorridor auf den Beginn der Verhandlung warteten, trat ein älterer Herr zu uns, stellte sich als Schöffe vor und fragte freundlich, was Rysiek und ich jetzt weitermachen würden. Er versicherte mir, dass ich mein Studium am Breslauer Polytechnikum fortsetzen könnte. Und ich, der ich keine technischen Interessen und Fähigkeiten hatte und überhaupt noch nicht Student war, widersprach nicht, bedankte mich höflich und sah seine Worte als ein gutes Omen an!

Im Gerichtssaal gab es keine Zuschauer. Die Richterin hatte eine so große, fast zwillingshafte Ähnlichkeit mit Tomira, meiner geliebten Nachbarin, dass Rysiek flüsterte: „Wenn das kein gutes Zeichen ist!“ Die Richterin, mit dem Adler der Amtskette spielend, wandte sich zunächst an mich, dann an Rysiek, wechselte flüsternd ein paar Worte mit dem Schöffen, nickte mit dem Kopf, und dann, schon viel ernster, wandte sie sich an Henryk. Das Ganze dauerte nicht länger als eine halbe Stunde. Als das Gericht sich zur Beratung zurückzog, sagte der Justiz-Wachtmeister sogar, dass es nach einem für uns günstigen Urteil aussehen würde. Und so war es denn auch. Rysiek und ich erhielten eine Gefängnisstrafe von je einem halben Jahr mit zweijähriger Bewährungsfrist, und die Frau Richterin wünschte uns alles Gute. Und Henryk erläuterte sie, warum er eine längere Strafe erhalten musste, und das ohne Bewährung.

Noch im Gerichtsgebäude verabschiedeten wir uns von Henryk. Wir wurden noch einmal zum Gefängnis gefahren, wo wir unsere privaten Gegenstände in Empfang nahmen. Noch am selben Tag verließen wir Grünberg als freie Menschen und schworen uns, nie mehr in diese Stadt zurückzukehren.

Bei der Erwähnung von Grünberg, auch hier hatte ich mich dem Pfarrer gegenüber nicht auf nähere Einzelheiten eingelassen, nur von einem gemeinsamen Aufenthalt sprechend, antwortete dieser: „In Grünberg habe ich nie gewohnt ...“. Und nach einer kurzen Pause fügte er noch hinzu: „Das ist wohl eine zufällige Identität der Namen ...“. Auf mein aus Enttäuschung und Traurigkeit kühles „dann entschuldigen Sie bitte“ benutzte er eine Abschiedsphrase, dabei (bedeutsam?) die Worte „Auf Wiedersehen“ oder „Auf Wiederhören“ vermeidend.

War er es nun oder nicht? Hatte der Pfarrer nach meinen Eingangsworten nur zufällig nicht verneint, dass auch er in der genannten Zeit im genannten

Städtchen aufgewachsen war? Ich war mir hundertprozentig sicher, dass es in diesem Städtchen, mit nur zwei Grundschulen, einem Gymnasium und einer Berufsschule, damals keinen zweiten Schüler dieses Namens und Vornamens gegeben hatte. Aber all diese Erwägungen waren jetzt bedeutungslos, denn so oder so: den Freund habe ich nicht wiedergefunden.

MARIA BRYSCH

# Wie der Zufall es will

## Vorwort

*Das Erleben unterschiedlicher Realitäten ist ein wenig so,  
als sei eine Statue nacheinander mehreren  
Bildhauern in die Hände gefallen und immer  
neu überarbeitet worden. Man verliert – und gewinnt.<sup>1</sup>*

Anfang März 2016 wurde ich zu den Deutsch-Polnischen Biografien von Axel Schmidt-Gödelitz und Prof. Karol Czejarek eingeladen, um mit dem Fokus auf persönliche deutsch-polnische Erfahrung meine Lebensgeschichte zu erzählen. Ich fuhr nach Warschau, und es war nicht zum ersten Mal in meinem Leben, dass es ein besonderer Zufall war, wie es zu einem Treffen und Wiedersehen kam.

Während meiner Abiturzeit auf dem Reismanngymnasium in Paderborn wurde 1996/97 wie jedes Jahr ein Austauschprojekt zu meiner großen Überraschung mit einem Gymnasium in Warschau initiiert. Ich nahm zweimal daran teil. Von der deutschen Seite wurde der Austausch von Josef Kröger und von der polnischen Seite von Karol Czejarek begleitet. Nach dem Austausch ging jeder seine Wege.

20 Jahre später, Anfang 2016, saß ich mit Walter Hunger in der Cafeteria der Universität Paderborn, um ein Deutsch-als-Fremdsprache-Projekt für die Hochschule für Musik in Detmold zu besprechen. Es stellte sich im weiteren Gespräch heraus, dass Herr Hunger ein ehemaliger Lehrer des Reismanngymnasiums ist, der mit Josef Kröger die ersten Austauschwochen mit Karol Czejarek noch vor der Wende auf dem Reismanngymnasium organisierte.

---

<sup>1</sup> „Das Wesentliche ist wohl das Erleben unterschiedlicher Realitäten – ein wenig so, als sei eine Statue nacheinander mehreren Bildhauern in die Hände gefallen und immer neu überarbeitet worden. Man verliert – und gewinnt.“ Hilde Domin, *Randbemerkungen zur Rückkehr*, in: *Fast ein Lebenslauf*, München: Piper Verlag 1992, S. 338.

Herr Hunger, der selbst vor einigen Jahren an den Deutsch-Polnischen Biografien auf Gut Gödelitz teilnahm, lag es sehr am Herzen, dass ich mich bei Dominique Kirste und Karol Czejarek melde. So wurde ich zu den Deutsch-Polnischen Biografiegesprächen eingeladen. Herr Hunger wurde in Hindenburg/Zabrze, wie Karol Czejarek auch<sup>2</sup>, im heutigen Polen geboren. Zabrze liegt in der Nähe der kleinen Stadt Radzionkau/Radzionków nicht weit von Beuthen/Bytom entfernt. Dort wurde ich geboren.

## An der Grenze

Ich wurde am 11.03.1978 in Beuthen/Bytom in Oberschlesien geboren und lebte meine ersten zehn Jahre in Radzionkau/Radzionków, einer kleinen Industriestadt. Ich bin das vierte Kind von Elfriede Brysch geborene Sucker und Josef Brysch. Meine Mutter war 43 und mein Vater 52 Jahre alt, als ich auf die Welt kam. Meine Schwester Teresa ist 23 Jahre älter als ich, meine Schwester Ursula ist 22 Jahre älter als ich, und mein Bruder Arnold ist 14 Jahre älter als ich. Meine ältesten Neffen und Nichten sind mit mir fast gleichalt. Vielleicht ist diese Familienstruktur etwas ungewöhnlich, aber mir kam es nie so vor.

Ich lebte mit meiner Familie ohne meine Schwestern, da sie schon vor mir auszogen, in einer kleinen Wohnung in einem Wohnblock im vierten Stock in der Straße Tysiąclecia 12/11. Diese Blocks wurden erst um 1960 vorwiegend für die Bergbauarbeiter der Gegend erbaut, vorher existierte dort ein Waldgebiet. Mein ältester Neffe Wojtek (Adelbert) ist nur ein Jahr jünger als ich, und er war oft zu Besuch, da meine Schwester Teresa zu der Zeit noch Chemie studierte. Ich und mein Neffe hatten manchmal mit drei oder vier Jahren gespielt, wer höher springen kann und wer mehr von der Umgebung aus dem Fenster sehen kann. Aus dem vierten Stock konnte man bei guten Wetterverhältnissen nicht nur den Wald hinter den anderen Blocks, sondern manchmal auch eine andere Stadt, Miechowice, sehen, in der meine Schwester Ursula mit ihrer Familie lebte.

In diesem Wald war ich oft auch mit meinem Vater spazieren, und dort war die Grenze: die alte Grenze zwischen Polen und Deutschland, bevor es nach dem Krieg zu der Grenzverschiebung kam. Für mich spielte diese Tatsache keine große Rolle, denn ich wurde in Polen geboren, und dennoch gab es die Grenze, doch sie zeigte sich ganz anders.

## Sprache

Meine Mutter erzählt mir immer, dass ich wohl schnell lernte, die ersten Wörter zu sprechen. Neben den typischen Wörtern wie *mama* (Mama) und *tata* (Papa) kamen mit den Jahren Wörter dazu wie z.B. *antryj*, *dziotcha*,

<sup>2</sup> Beide haben sich erst durch das Austauschprojekt der Schulen kennengelernt.

*schränk, gelynder*. Schlesisch<sup>3</sup> ist die Sprache der Region, wo ich aufwuchs. Ob es eher Polnisch oder Deutsch ist oder eine eigene Sprache, darüber gibt es viele Debatten. Meiner Meinung nach ist es mit dem Verhältnis des Plattdeutschen zum Hochdeutschen vergleichbar, weil es aufgefächert ist. Mein Vater sprach Cider (*po cidrowsku*), eine Art des Schlesischen, welche eigentlich nur in dieser kleinen Umgebung gesprochen wird. Meine Cousinen und Cousins väterlicherseits sprechen diesen Dialekt auch, und er ist mittlerweile sehr selten. Meine Mutter spricht den Dialekt des Schlesischen, der eher in der größeren Region verbreitet ist, und den sprachen wir und den sprechen wir noch immer zu Hause, egal ob wir in Polen oder in Deutschland wohnen. Der Unterschied zwischen den Dialektarten zeigt sich in Wörtern und der Aussprache. In dem Wohnblock, wo ich wohnte, waren fast alle 36 Familien Schlesier, und in den Blocks um uns herum sah es nicht anders aus. Nur eine Familie, die genau unter uns wohnte, war für uns typisch polnisch, und sie sprachen auch nur Polnisch. Dort lebte ein gleichaltriges Mädchen, und sie wurde meine Freundin. Ihr Vater war beim polnischen Militär<sup>4</sup> tätig. Mit ihr sprach ich nur Polnisch.

Warum ich nie Deutsch in Polen lernte, liegt daran, dass Deutsch in dieser Region nach dem Krieg bis zur Wende verboten<sup>5</sup> war. Es gab Familien, wie ich erst in Deutschland erfuhr, die Deutsch zu Hause hinter verschlossenen Türen sprachen. Meine Mutter hatte, als meine Geschwister klein waren, Bedenken, mit ihnen Deutsch zu sprechen, damit sie sich nicht verplappern, und sie hatte Bedenken, dass sie sie sogar nicht verstehen würden. Als ich geboren wurde, hatte sie schon lange nicht mehr darüber nachgedacht. Nur einmal habe ich mitbekommen, dass mein Vater einen, ich meine, deutschen Radiosender per Zufall empfing, und er sagte zu mir, dass ich es niemandem sagen soll. Meine Schwester erzählte mir erst vor kurzer Zeit, dass als sie im Studium Deutsch an einer Sprachschule lernen wollte, gab es kein Angebot, aber in Warschau und in anderen Regionen Polens konnte man es studieren.

---

<sup>3</sup> Als Wasserpölnisch wird manchmal Schlesisch unserer Gegend auch bezeichnet. Meines Erachtens entsteht diese Unsicherheit, zu welcher Sprachgruppe dieser Dialekt gezählt wird, dadurch, dass die Verteilung der polnischen oder deutschen Anteile im Schlesischen sehr fließend sein kann. Dies variiert manchmal von Familie zu Familie und Wohnort. Mit meiner Mutter habe ich einmal mehr als 20 Bezeichnungen für Blaukraut zusammengezählt. Wenn man bei Wikipedia Schlesisch eingibt, tauchen Artikel zu deutschem und polnischem Dialekt auf. [https://de.wikipedia.org/wiki/Schlesisch\\_\(polnischer\\_Dialekt\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Schlesisch_(polnischer_Dialekt)), [https://de.wikipedia.org/wiki/Schlesisch\\_\(deutscher\\_Dialekt\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Schlesisch_(deutscher_Dialekt)).

<sup>4</sup> Ich hatte als Kind nie das Gefühl, dass Meinungsfreiheit eingeschränkt war, da an dem Ort „wir“ in der Mehrzahl waren, genauso wenig habe ich mitbekommen, dass Menschen starke Repressalien erlitten, aber das ist nur mein Eindruck aus meiner Kindheit.

<sup>5</sup> Ob das Verbot offiziell war oder nicht, weiß ich nicht, aber unausgesprochen existierte es.

Offiziell in den Ämtern, im Fernsehen und Radio und so auch in der Schule wurde nur Polnisch gesprochen. So wurden Kinder, die nur Schlesisch sprachen, sehr oft korrigiert, und es gab immer wieder Gespräche mit den Eltern. Meine Schwester, die mit uns nach Deutschland nicht emigrierte, hat mit ihren Kindern zu Hause nur Polnisch gesprochen, aber das war schon nach 1988.

Neben der Sprache gab es noch andere Unterschiede zu Polen wie zum Beispiel die Weihnachtstradition etc. Bei uns ist es sehr populär, *makówki*, eine süße Mohnspeise zu essen. Da in Schlesien Tradition ein wichtiges Wort ist, muss man aber dazu sagen, dass in jeder Familie viele Traditionen anders gehandhabt wurden, und es gab zumindest Abweichungen wie in der Sprache. In Schlesien gab es immer Ab- und Zuwanderung, daher die Abweichungen.

## Schulzeit

1985 wurde ich gerade eingeschult, und meine Mutter bekam ein Visum, um mit mir meine Oma für vier Wochen zu besuchen. Nach meinen ersten Schultagen fuhren wir nach Deutschland. Bei diesem Besuch dachte ich noch, dass die Menschen, die Deutsch sprechen, eigentlich auch Polnisch können, aber dass sie sich eine Quatschsprache ausgesucht haben. Dieser Aufenthalt hinterließ keine besonderen Erinnerungen, außer dass ich die Grenzübergänge zwischen Polen, der damaligen DDR und der BRD noch erlebte. In diesen Wochen versuchten auch meine Oma und meine anderen Verwandten, meine Mutter zu überreden, in Deutschland zu bleiben. Wir gingen zurück, was ich sehr gut fand, aber die Idee, nach Deutschland, auszuwandern, ist geblieben. Zu diesem Zeitpunkt um 1985 und später gab es eine Welle der Auswanderung der Deutschstämmigen nach Deutschland, und von den ursprünglich 38 Kindern, die mit mir in Polen in die Klasse eingeschult wurden, blieben kaum 17 übrig.

Als wir drei Jahre später nach Deutschland kamen, war ich wieder mit meiner Mutter alleine, und der Rest der Familie sollte drei Monate später mit meinem Vater nachziehen. Letztendlich nur meine älteste Schwester und mein Cousin sind von der Familie mütterlicherseits in Polen geblieben.

Am 28. August 1988 sind wir am Sonntag nach Paderborn in Deutschland angekommen, am Montag wurde ich in einer Schule in Schloss Neuhaus angemeldet, und am Dienstag habe ich schon am Unterricht teilgenommen. Hier gab es eine ganze Schule und ein Internat für Spätaussiedlerkinder. Es stand zuerst im Raum, ob ich direkt auf eine deutsche Schule gehe, aber der Nachbarjunge ging auf diese Schule für Spätaussiedler, und er erzählte, dass diese gut war. Ich hatte auch wegen der Sprache Angst, direkt auf eine deutsche Schule zu gehen. Hier hatte ich auch eine der besten Lehrerinnen meiner Schulbahn angetroffen, sie kam aus Polen.

In der neuen Schule lernte ich nach einem Jahr eine Freundin kennen, die es über zehn Jahre dann auch blieb, natürlich auch andere Freunde. Fast alle Schüler an dieser Schule waren aus Polen oder vereinzelt aus Russland, manche Lehrer auch. Hier ging ich zwei Jahre lang zur Schule und lernte in Deutsch und die deutsche Sprache, aber in der Pause wurde „unsere“ Sprache gesprochen. Was ich sehr schade finde, ist, dass fast alle Schüler danach auf eine Hauptschule geschickt wurden.

Ich wollte auf ein Gymnasium, und die Realschule war mit sechs Monaten Probezeit ein Kompromiss. Auf der Realschule in Bad Lippspringe kam der große Kulturschock, weil ich in der Klasse die einzige aus einem anderen Land war. Aufs Gymnasium konnte ich erst nach der 10. Klasse. Nach dem Abitur studierte ich ganz kurz Chemie und wechselte den Studiengang, um später den Magister in Neuere Deutsche Literatur-, Medien- und Erziehungswissenschaften zu machen. Da wusste ich noch nicht, dass ich von der deutschen Sprache einmal leben werde.

## Familie

An meine Oma Brigitte Sucker mütterlicherseits konnte ich mich in Polen nur einmal erinnern, bevor sie nach Deutschland ging. Es kamen ab und an Pakete mit Briefen auf Deutsch und mit Lebensmitteln, die es bei uns kaum gab, z.B. Bananen, Orangen, Kakao oder bestimmte Kleidungsstücke.

Meine Oma hat sich mit 69 Jahren entschieden, für immer nach Deutschland zu gehen und das, obwohl der Eiserner Vorhang existierte und obwohl sie eine zahlreiche Familie in Polen hatte und, soweit ich weiß, nie woanders wohnte. Ihre Beweggründe kenne ich nicht, aber das Recht zu kommen hatte sie, weil sie Deutsche war. Vor der Grenzverschiebung waren die Gebiete, wo meine Familie lebte, deutsch. Gleiwitz/Gliwice, Stillenort/Ciochowice und Tost/Toszek, diese Orte lagen direkt an der ehemaligen Grenze zu Polen. Meine Mutter lernte erst mit zehn die polnische Sprache, da sie in der Schule Deutsch sprach.

Generell muss ich meine Oma bewundern, denn sie machte alles mit einer Selbstverständlichkeit, die für andere es nicht wäre, aber vielleicht ist es die schlesische Mentalität. Man sagt sehr oft: „Was willst du machen, wenn man nichts mehr machen kann“. Man verwendet den Satz, um sich mit Tatsachen abzufinden, die man nicht mehr ändern kann.

Meine Oma blieb nach dem Krieg alleine hochschwanger mit sieben Kindern, weil Opa Franz Sucker als Deutscher nach Russland deportiert wurde<sup>6</sup> und nie wieder zurückkam. Mein Onkel Willi (Wilhelm) starb mit 9

---

<sup>6</sup> Nach einem Beschluss von Churchill, Stalin und Roosevelt wurden Tausende Deutsche aus den Ostgebieten nach Russland verschleppt, und viele kamen nie wieder zurück. Hier verweise ich auf die Internetseite der Dokumentation der Deportation der Oberschlesier nach 1945: <http://www.deportacje45.pl/>

Jahren, noch bevor man Opa mitnahm. Meine Oma schaffte es, alle Kinder gut durchzubringen, und alle haben wiederum ihre Familien gegründet und ein gutes Leben geführt.

1981 emigrierte meine Oma nach Paderborn in Deutschland unter dem Vorwand, eine Kur zu machen. Warum es Paderborn wurde, weiß ich nur, dass eine Cousine von ihr paar Jahre eher nach Deutschland kam und hier lebte. In den Jahren danach schaffte es meine Oma, ihre erwachsenen Kinder mit ihren Familien und wiederum ihren Kindern nach Deutschland zu holen. Das war gar nicht so einfach. Man brauchte dafür nicht nur ein Visum aus Deutschland, sondern auch das Wohlwollen der damaligen polnischen Bürokratie, und die war der schlesischen Bevölkerung nicht immer entgegenkommend. Dann mussten alle vor Ort hier in Deutschland bis auf die ältere Generation Deutsch lernen und sich neu „einpflanzen“. Ich würde sagen, dass das allen gelungen ist. Erst in Deutschland lernte ich, wie viele wir in der Familie sind, und manchmal kommt es noch immer zu Irritationen oder zu Verwirrungen, über die wir natürlich lachen

## Namen

Namen sind oft eine Visitenkarte, woher man kommt. Maria (Katharina) ist ein internationaler Name. Man kann mit diesem Namen fast überall wohnen. Das war der Grundgedanke meiner Mutter, als sie mir den Namen gab. Außerdem gab es diesen Namen noch nicht in unserer näheren Familie<sup>7</sup>. Teresa und Ursula heißen meine Schwestern. Bei meinem Bruder Arnold bestand mein Vater darauf, ihm einen deutschen Namen zu geben, und es war wohl bürokratisch in Polen nicht einfach. Zum Beispiel: Als meine Tante ihren Sohn Reinhard nennen wollte, wurde es von den Behörden nicht akzeptiert. Also gab sie ihm offiziell den Namen ihres Vaters und nannte ihn im Alltag Reinhard. Er erfuhr erst bei der Heirat von seinem offiziellen Namen, der auf der Geburtsurkunde stand. In der Generation meiner Mutter gibt es Namen wie Edeltraut, Christa, Heinz, Heinrich etc. Es gibt eine Familienlegende, dass eine Ururoma Albina oder Alba hieß, was in einem kleinen Dorf mehr als ungewöhnlich war. Sie bestand darauf, dass man den Kindern Namen geben sollte, die gesellschaftlich nicht allzu auffällig sind. Gegenwärtig gibt es bei der jüngeren Generation unter anderem Namen wie: Radoslav, Agata, Lenox, Ryan, Ares, Justin, Kevin, Santino, Rocco, Jona.

Und da wäre noch mein Nachname Brysch. Es gibt auch mehrere Urkunden zu unserem Familiennamen vor den Kriegen und danach: Bries, Briesch, Brys etc. In der Region, wo ich in Polen lebte, ist der Nachname in unterschiedlichen Abweichungen nicht ungewöhnlich. Unser Nachname, meint mein Vater, stammt von unseren Vorfahren aus Straßburg, die aus

<sup>7</sup> Es gibt einen Aberglauben bei uns, dass es Unglück bringt, wenn mehr als zwei in der Familie den gleichen Namen tragen.

Frankreich eingewandert sind. Ich habe da noch nicht genauer nachgeforscht. Fakt ist, dass selbst mein Nachname ein Konstrukt aus der Verpolnischung und Verdeutschung ist. „Y“ wurde von den polnischen und „sch“ von den deutschen Behörden eingesetzt.

## Reisen

Reisen ist ein fester Bestandteil in meinem Leben. Eine Suche nach Altbekanntem und Neuem ist über viele Jahre geblieben. Reisen nach Polen sind im Jahresplan fest integriert, und zwei- bis dreimal pro Jahr besuche ich Polen. In meiner Studienzeit spekulierte ich auch, in Polen zu studieren, aber durch einige Wirrungen ging es nicht, unter anderem deshalb, weil ich nicht wusste, dass ich auch die polnische Staatsangehörigkeit habe. Dafür machte ich ein Praktikum in meiner Lieblingsstadt Krakau. Reisen durch Europa und Fernreisen kamen hinzu. Stolz bin ich auf mein dreimonatiges Praktikum in Ulan Bator, Mongolei, für die Deutsche Botschaft und im Goethe-Institut Peking<sup>8</sup>. Angeregt durch Freundschaften meiner Schwester in Polen mit Vietnamesen und meine Freundschaften hier in Deutschland, habe ich einen Monat lang Vietnam bereist. Eine andere Reise ging nach Kenia. Aus dem privaten Deutschunterricht entstand eine Freundschaft zu einer kenianischen Journalistin, die in Kenia noch einmal, diesmal kirchlich heiraten wollte. Sie ist mit einem Deutschen verheiratet.

Auf diesen Reisen bin ich immer erstaunt, wie viel Altbekanntes man in der Fremde treffen kann. Zum Beispiel in der Mongolei, als alle Angst hatten, was ich da essen würde, und ich irgendwann auch diese Bedenken bekam, musste ich zur Überraschung vor Ort feststellen, dass die Supermärkte voll mit polnischen Lebensmitteln waren. Doch ich mochte auch die mongolischen Lebensmittel. Gott sei Dank!

Vor zwei Jahren konnte ich auch fast vier Monate in Murcia in Spanien leben, da ein Projekt mit Deutschland entstand, bei dem Deutsch-als-Fremdsprachelehrer gebraucht wurden.

## ... und noch etwas dazwischen

Mit noch etwas dazwischen meine ich die Momente im Leben, in denen in einer völlig fremden Umgebung bekannte Personen, Sachen oder Situationen auftauchen und ein Überraschungsmoment zustande kommt, der für mich gegensätzlich zum Kulturschock ist. Zum Beispiel bei der Begegnung während der Biografiegespräche in Pułtusk in der Nähe von Warschau, wo ich meinte, dass ich bis auf Prof. Karol Czejarek niemanden kenne. Dabei habe ich ihn vor 20 Jahren das letzte Mal gesehen, ich saß neben einer Frau

---

<sup>8</sup> Das Praktikum fand 2004 statt, und der Fokus lag auf der Organisation und Unterstützung von Kulturprojekten.

in meinem Alter, die sich später als Schwester einer befreundeten Arbeitskollegin aus Paderborn entpuppte. Dies war eine Überraschung für alle Anwesenden, und diese Frau traf ich dann in Paderborn wieder.

Als ich in Bielefeld an einem koreanischen Imbiss eine Mongolin per Zufall traf, konnten wir uns sehr gut über die Personen unterhalten, die ich damals auch in Ulan Bator kennengelernt habe.

Meine Nachbarin, die neben mir vor einigen Jahren wohnte, stellte sich als um einige Ecken mit meiner Familie verwandt heraus.

Auf einer Reise durch Vietnam lernten ich und eine Freundin in Saigon einen Deutschen kennen. Nach den ersten Tagen verlor man sich aus den Augen, und einen Monat später sprang er auf der anderen Seite in Hanoi aus den Büschen heraus.

In meiner Abiturzeit, als ich Bytom besuchte, stand auf einmal in einem CD-Geschäft ein Schulkamerad aus Deutschland neben mir. Ich wusste, dass er auch aus Bytom stammte, aber wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass ...? Es gibt noch mehr solcher Zufälle. Ich habe des Öfteren schon von Vielreisenden von solchen Phänomenen gehört, doch leider habe ich dafür noch keinen Namen gefunden.

## Mein Beruf heute

Ich unterrichte Deutsch für Erwachsene, die nach Deutschland emigriert sind oder in der deutschen Sprache später studieren wollen. Bei dem Gedanken, was ich später einmal werden wolle, war ich mir immer sicher, dass der Beruf einer Lehrerin nicht dabei sein würde. Ich würde eher sagen, dass der Beruf zu mir kam. Ich habe einmal mit einer Freundin deren Schwiegermutter besucht, die aus Polen ist und im Bereich Deutsch als Fremdsprache arbeitet. Im Laufe der Unterhaltung mit ihr fragte sie mich, ob ich mir den Beruf gut vorstellen könnte, und ich verneinte.

Sechs Monate später rief mich die Schwiegermutter der Freundin an und sagte, dass sie eine Arbeit in Soest für mich hätte und der Kurs würde direkt starten. Da mein Vertrag in einer anderen Firma just an dem Tag auslief, sagte ich zu, aber mit dem Bewusstsein, dass es nur vorübergehend wäre. Ich dachte noch, wahrscheinlich würde man mich schon vor dem Ablauf des Kurses entlassen, da ich mich in dem Beruf überhaupt nicht sah.

Ich rief an, und am Apparat war eine Polin aus Warschau, die mich direkt für den Kurs engagierte. Seitdem bin ich mehr als zufrieden, und es ist genau der Beruf, in den ich meine persönlichen Erfahrungen der Integration und das Erlernen der Sprache, meine Leidenschaft für andere Kulturen und Reisen einfließen lassen kann. Dieser Beruf bietet mir auch die Möglichkeit, wann immer ich wollte, überall in der Welt zu arbeiten, da Deutsch zum Glück eine beliebte Sprache ist. Schon in der Mongolei wurde ich immer wieder gebeten zu unterrichten, aber da war mir noch nicht bewusst, dass das nur der Anfang war.

ANDREAS BUCHWALD

# Ungewöhnliche Faszination

## Die polnischen Bezüge meines Lebens

**I**m März 1957 kam ich in Leipzig zur Welt, wuchs aber in einem sehr kleinen Dorf auf, welches zwanzig Jahre später von den Landkarten verschwand. Es lag mitten in einem der größten Braunkohleabbaugebiete der damaligen DDR – im „Leipziger Südraum“ – und hieß Piegel. Nur sehr alte Landkarten weisen es noch aus.

Meine Kindheit war vor allem durch ein beträchtliches Ausmaß an Gewalt geprägt. Ich war der Älteste von vier Geschwistern – zwei Brüdern und einer Schwester – und bekam als „hauptsächlich für alle Schandtaten Verantwortlicher“ die meisten Prügel. Diese wurden mit Hilfe eines kräftigen Weidenstockes verabreicht und verursachten lang anhaltende Schmerzen, zumal mein Vater über Bärenkräfte verfügte, die uns Kinder manchmal in Angst und Schrecken versetzten, da er jähzornig war. Alle weiteren Schläge oder sonstigen körperlichen Übergriffe gingen von älteren Dorfjungen aus, und groteskerweise waren wir – zumindest die Jungen – stolz auf unsere Fähigkeiten im Einstecken. Über die Mechanismen des Fortlebens von Gewalt in einem Selbst wusste niemand von uns etwas, weshalb wir meistens unreflektiert Schläge und Tritte an wiederum Schwächere oder Tiere weitergaben. Erst während einer Lebenskrise, von der noch die Rede sein wird, lernte ich zu vergeben und zumindest einen Teil jener Vergangenheit loszulassen.

Meine Eltern waren als Kriegsflüchtlinge von Schlesien nach Sachsen gekommen. So stammt mein Vater aus Miłosławice (dt. Schwertfelde) bei Milicz im heutigen Polen und meine Mutter aus Ubocze (dt. Schosdorf) bei Lubań (Lauban). Intensiv praktizierten sie ihren lutherischen Glauben, der ihr Leben bis heute prägt. Sie waren (und sind) Altlutheraner und gehören damit einer Religionsgemeinschaft an, die speziell in Schlesien entstand, indem viele der dort ansässigen Protestanten die von Preußen offiziell verordnete Union zwischen Reformierten und Lutheranern ablehnten. Auf diese

Weise wurden Traditionen und Auffassungen konserviert, die teilweise noch stark an das sechzehnte Jahrhundert erinnerten. Daher wuchs auch ich im Geiste dieser strengen Frömmigkeit auf und lernte, dass es im Sinne Gottes sei, Prügel beispielsweise für Lügen oder Essensverweigerung oder Ungehorsam jeglicher Art zu bekommen. Weit bedrohlicher empfand ich indessen die für ein Kind sehr beängstigende Botschaft ewiger Höllenstrafen für alle, die nicht die allein rettende altlutherische Theologie für wahr hielten. Und ich bangte um meine Spielgefährten, die katholisch oder nur landeskirchlich-evangelisch aufwuchsen, im schlimmsten Falle sogar dem groben, staatlich verordneten Atheismus huldigten.

Grundsätzlich aber nahm ich das Leben, wie ich es vorfand, sah ein, dass Gewalt so normal wie Sommer und Winter war und versuchte, die Erwartungen meiner Eltern zu erfüllen, indem ich neben der Schule bis zur Erschöpfung körperlich arbeitete, d. h. hauptsächlich im Kuhstall mithalf, den mein Vater betreute.

Sobald ich lesen gelernt hatte, war ich fasziniert von der geheimnisvollen Welt der Bücher. Im Wohnzimmerschrank meiner Eltern entdeckte ich einiges, und zu Weihnachten oder zum Geburtstag gab es geradezu wunderbare Geschenke. Darüber hinaus war meine Großmutter, die Mutter meines Vaters, eine Leserratte, vielleicht weil sie im Alter von zwanzig Jahren durch einen Unglücksfall ihr Gehör verloren hatte und sich deshalb weniger an Gesprächen beteiligte. Sie schenkte mir immer wieder Bücher, nicht irgendwelche, sondern klassische Abenteuerliteratur: Daniel Defoe, James F. Cooper, Jules Verne, Robert L. Stevenson u.ä.

Das erste Werk der polnischen Literatur, das ich im Alter von vierzehn Jahren verschlang, war Jan Dobraczyński's „Jeremia“-Roman (poln. Original *Wybrańcy gwiazd*), und wenig später folgte „Quo vadis?“ von Henryk Sienkiewicz. Von beiden Werken existierten in der damaligen DDR durchaus recht gute Übersetzungen. In Sienkiewicz' Erzählkunst verliebte ich mich geradezu und beschloss, nach allem zu suchen, was dieser Autor je geschrieben hatte. In einem Leipziger Antiquariat entdeckte ich „Die Kreuzritter“ (*Krzyżacy*), las aufgewühlt und betroffen von den Untaten des deutschen Ritterordens und gönnte dessen Vertretern die schwere Niederlage in der Schlacht bei Grunwald und Tannenberg. In diesem Zusammenhang glaubte ich damals durchaus, dass die Deutschen ein Verbrechervolk schlechthin seien, während die Polen in meiner Welt sehr gut abschnitten.

Diese Betrachtung hing teilweise damit zusammen, dass mein Vater wie auch meine Mutter nur Schlimmes über den Krieg und das unselige Hitler-Reich zu berichten wussten, außerdem die Überbetonung des Deutschen hässlich fanden. In der frommen Vorstellung meines Vaters muss Hitler so etwas gewesen sein wie der berühmte Antichrist oder das Tier aus Offenbarung 13 (vgl. „Neues Testament“, Die Offenbarung des Johannes). Unweit der einstigen deutschen Ostgrenze aufgewachsen, hatte mein Vater

in seiner Kindheit polnische Spielgefährten gehabt, und die Mutter seiner Mutter entstammte sogar dem polnischen Landadel. Seitdem er noch vor Kriegsende nach Sachsen geflohen war und Unterschlupf bei einem Bauern in der Nähe der Kleinstadt Grotzsch gefunden hatte, zählten dort auch polnische Zwangsarbeiter zu seinen Freunden, mindestens „besseren“ Bekannten.

Damit hatte es eine besondere Bewandnis: Grotzsch wurde gegen Kriegsende von den Amerikanern eingenommen. In der Umgebung der Stadt hatte man ihnen jedoch den „Volkssturm“ entgegengeworfen, der hauptsächlich aus Jugendlichen und Greisen bestand. Da sie nicht mehr mit Widerstand gerechnet hatten, reagierten sie ausgesprochen wütend und durchkämten die Dörfer, um alle männlichen Deutschen zu erschießen. Meinem Vater wurde durch eine Gruppe polnischer Zwangsarbeiter in jenen Tagen das Leben gerettet, da sie ihn als einen der ihren ausgaben. Später wettete er oft gegen so manche Ausländer, ließ jedoch auf Polen niemals etwas kommen. Seinem einstigen „Sandkastenfreund“ gelang es auch zu Anfang der sechziger Jahre, die neue Adresse meines Vaters herauszufinden, so dass beide wieder miteinander Kontakt aufnahmen. Trotz mancher Schwierigkeiten bei der Ausstellung eines Reisepasses reiste mein Vater in jenen Jahren mehrmals nach Polen und erzählte immer sehr respektvoll von Land und Leuten.

Anfang der siebziger Jahre wurde die Oder-Neiße-Grenze wie auch die nach der Tschechoslowakei für den visafreien Reiseverkehr der DDR gewissermaßen geöffnet. So gelangte ich selbst in den Genuss, im Alter von sechzehn Jahren zum ersten Mal allein das Nachbarland besuchen zu können, wo ich mehrere Wochen lang bei einer Familie lebte. Sehr schnell lernte ich, Unterhaltungen über nahezu jedes Alltagsthema in der polnischen Sprache zu führen, ohne diese je in der Schule oder mit korrekten grammatischen Formen gelernt zu haben. Ich verstand, was man mir sagte, und ich konnte mich selbst verständlich machen. Auf dem Feld und im Hof half ich, was ich konnte, arbeitete, aß und trank mit den Leuten, besuchte auch Kinos und andere Veranstaltungen und half einigen Schülern bei ihren Deutschaufsätzen. Es war eine hochinteressante Zeit, obwohl ich – als im wahrsten Sinne des Wortes „eingefleischer“ Lutheraner – die sonntäglichen Messen, zu denen ich selbstverständlich gemeinsam mit meiner Gastfamilie hinging, mit Abstand betrachtete. In meinem Elternhaus hielt man Katholiken für „Götzendienen“, doch mein Vater war – wie bereits angedeutet – dennoch bereit, ihnen ihre „Falschgläubigkeit“ zu verzeihen, vor allem, weil es in diesem Falle Polen waren. Er sagte manchmal, Gott werde anders urteilen, als es die Menschen täten.

Da auch in den polnischen Geschäften gähnende Leere herrschte, war es relativ schwierig, für umgetauschtes Geld einige Souvenirs mit nach Hause zu nehmen, doch ich entschied mich dann meistens für Bücher.

Bald besaß ich eine kleine polnische Bibliothek, bestehend aus Sienkiewicz' gesamter patriotischer Trilogie (die ich witzigerweise nur unter dem Ladentisch bekommen konnte), einigen seiner Novellen und dem Roman *W pustyni i w puszczy* („Durch Wüste und Dschungel“), außerdem einigen Werken von Jan Dobraczyński. All das waren Bücher, die bei mir nicht herumstanden, sondern die ich tatsächlich las, obwohl sie mir nur in polnischer Sprache vorlagen. Ich verstand nicht jedes Wort, aber doch den Inhalt recht gut.

Während meiner späteren Polenreisen merkte ich zudem, dass vieles im Nachbarland freier und nicht ganz so „sozialistisch“ gehandhabt wurde, wie ich es von Haus aus kannte. Das zog mich an. So schlenderte ich nicht nur immer wieder durch die Kleinstadt Kobylin oder das etwas größere Ostrów, sondern ich sah auch Poznań, Wrocław und Warszawa. Die spannendste Bekanntschaft, die ich dabei machte, war der damals über siebzigjährige Professor Stanisław Pomykaj aus Poznań, der fast perfekt deutsch sprach – er hatte in den dreißiger Jahren eine deutsche Schule in Berlin besucht – und in dessen Bücherschrank ich Hitlers „Mein Kampf“ fand, einträchtig neben der Bibel und Lenins „Was tun?“. Er selbst bezeichnete sich als „Eurokommunist“ und hasste die Deutschen keineswegs, obwohl sie zu Beginn des Krieges neunundzwanzig seiner Kollegen hingerichtet hatten. (Professor Pomykaj zeigte mir den Erschießungsplatz und erzählte immer wieder, wie es kam, dass er als einziger rechtzeitig gewarnt wurde und entkommen konnte.) Überhaupt stieß ich nirgends in Polen je auf Hass oder Wut wegen meiner deutschen Herkunft. Stattdessen hörte ich häufig verächtliche Worte über die Russen und merkte, dass meine russischen Sprachkenntnisse – wenn ich manchmal darauf zurückgriff – eine gewisse Antipathie auslösten.

Überall, wohin ich kam, erlebte ich eine Gastfreundschaft, die sich von der deutschen Kühle um Längen unterschied und fand das zu Hause oft vernommene Vorurteil, die Polen seien in erster Linie gute Diebe, nirgendwo bestätigt, eher im Gegenteil. Die Klischees, auf die ich immer wieder stieß, ärgerten mich, doch es gelang mir nicht, Arbeitskollegen oder Freunde davon zu überzeugen, dass Polen mindestens einen so respektvollen Umgang mit dem Eigentum anderer pflegen wie Deutsche auch. Immerhin fanden einige witzige und überraschende Erlebnisse in diesem Zusammenhang in meinen „Kohle“-Romanen ihren Platz. (Vgl. A. H. Buchwald, „Genossen Gammler Geisterhäuser“, AndreBuchVerlag 2013.)

Ich erlernte den Beruf eines Schriftsetzers, obwohl ich seit meiner Kindheit heimlich davon geträumt hatte, selbst Bücher zu schreiben. (Meine Deutschlehrerin hatte jahrelang meine Aufsätze gesammelt, mit großem Vergnügen beschäftigte ich mich mit der Reiseschreibmaschine, die ich als Elf- oder Zwölfjähriger zu Weihnachten bekommen hatte, und in der Schublade meines wackligen Schreibtisches lagerten die Entwürfe eines

Westerns und eines historischen Romans.) Vor dem Weg eines Schriftstellers fürchtete ich mich sehr lange, da meine Eltern mir frühzeitig eingeschärft hatten, es sei nicht möglich, als „Künstler“ eine Familie zu ernähren. Und eine Familie hatte ich bereits im Alter von einundzwanzig Jahren.

Lange Zeit arbeitete ich, las weiterhin viel und beschäftigte mich mit Frau und Kindern. Hobbymäßig schrieb ich weiterhin kleine Geschichten für die Schublade oder versuchte mich an Übersetzungen von Sienkiewicz- oder Dobraczyński-Büchern.

1978 wurde meine erste Tochter geboren, 1980 meine zweite. Nach meiner Armeezeit, 1986, folgte ein Sohn, gewissermaßen ein „Nachzügler“-Kind. Ganz allmählich löste ich mich auch von der engherzigen Glaubensgemeinschaft, die, wie ich bald fand, meinen Kindern heftig zusetzte. Wir besaßen, solange die DDR andauerte, kein Auto, sondern reisten nur per Zug oder Bus umher. Eine eventuelle Fahrt nach Polen mit der gesamten Familie unternahm ich daher vorerst nicht. Mit meiner einstigen Gastfamilie stand ich in mehr oder weniger lockerem Briefkontakt. Manchmal nur begleitete ich – als Dolmetscher – meine Mutter, wenn diese jemanden gefunden hatte, der sie für einen oder zwei Tage nach Schlesien in ihre alte Heimat chauffierte.

Gespannt verfolgten wir während der achtziger Jahre die Ereignisse um *Solidarność*. Die Behörden der DDR begannen Polenreisende wieder schärfer zu kontrollieren, und manchmal wurde dieser oder jener, der sich länger im Nachbarland aufgehalten hatte, auch von Beamten der Stasi verhört. Da mein Dienst in der Nationalen Volksarmee ein Wehersatzdienst war, dessen Einzelheiten ich ebenfalls später in einem romanartig angelegten Buch festhielt, bekam ich recht deutlich zu spüren, wie nervös die Organe des Staatsapparats auf die polnischen Ereignisse reagierten. Armee und Polizei standen im Grunde schon seit der Wahl des Krakówer Kardinals Wojtyła zum Papst in höchster Alarmbereitschaft.

Trotzdem lockerten sich allmählich auch die Westreisebedingungen der DDR, vor allem nachdem Michail Gorbatschow in Moskau das Amt des sowjetischen Staatsoberhauptes übernommen hatte. Noch ein gutes Jahr vor dem Mauerfall durfte ich zum ersten Mal einige meiner Verwandten in Niedersachsen besuchen.

Wie es im Großen weiterging, ist allgemein bekannt. Nach den Geschehnissen, die durch den Begriff „Wende“ eher unklar und vernebelt beschrieben wurden, machte ich endlich den Führerschein und kaufte mit Hilfe meiner Eltern mein erstes Auto, mit dem ich unmittelbar danach zahlreiche Reisen unternahm, gemeinsam mit meiner Familie. Selbstverständlich besuchten wir auch meine alten Freunde in Polen und genossen den leichteren, unbedrückten Umgang. Äußerlich gesehen hatte sich wenig verändert. Indessen merkte ich deutlich, dass die Menschen, die vordem einfach so dahingelebt hatten, sich nunmehr einem

Überlebenskampf ausgesetzt sahen, der sie gelegentlich sogar dazu brachte, sich an allgemein kriminellen Unternehmungen zu beteiligen (Automafia). (Wofür ich übrigens durchaus Verständnis hatte.)

Die von uns lange gepflegten Kontakte lösten sich jedoch aus einem anderen Grund: Meiner Ehefrau wurde 1995 eine Multiple Sklerose diagnostiziert, da sie heftige Gefühlsausfälle hatte und nicht mehr laufen konnte. Dadurch geriet ich selbst in eine Lebenskrise, die mich nach einiger Zeit dazu führte, der herkömmlichen Medizin zu misstrauen. Denn nur die Anwendung naturheilkundlicher Methoden gab meiner Frau gewissermaßen das Leben wieder, wenn auch in kleinen Schritten, die viel Geduld kosteten. Angesichts derartiger existentieller Aufgaben mäßigte sich meine Reisewut erheblich.

Insgesamt aber lernte ich nun, über viele Situationen völlig neu zu denken und zu reflektieren. Als ich wenig später arbeitslos wurde – das Berufsbild eines Schriftsetzers existierte plötzlich nicht mehr –, betrachtete ich dieses Ereignis mit anderen Augen und erinnerte mich an meinen Kindheits- und Jugendtraum. Ich begann endlich zu schreiben und versuchte, mich und den Rest der Familie – meine Töchter verließen ihr Elternhaus sehr zeitig – mit zahlreichen Nebentätigkeiten „über Wasser“ zu halten.

Trotz ungünstiger Startbedingungen – keine „Connections“ im Verlagswesen – fand ich für meinen ersten, noch digital gedruckten Roman – das erste Buch des bereits erwähnten „Kohle“-Zyklus – viele begeisterte Leser und landete einen beträchtlichen regionalen Erfolg. Dennoch schaffte ich es bald nicht mehr, die Kreditraten für das Haus, in das wir 1997 gezogen waren, regelmäßig zu überweisen. Ein Anlagenbetrug, der all unsere Rücklagen vernichtete, zwang uns 2008, unser Heim mit Verlusten zu verkaufen, und es kam außerdem zur Trennung zwischen mir und der Mutter meiner Kinder.

Einige fast wundersam zu nennende Fügungen halfen mir im Laufe zweier weiterer Jahre zu einem Neuanfang als Kleinverleger, während ich stets und ständig weiter schrieb. Inzwischen existieren über zwanzig belletristische Werke von mir, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt längst noch nicht alle gedruckt vorliegen. Die Zahl meiner Leser und mein „Wirkungsfeld“ wächst, doch nur ganz allmählich, zumal die Mittel für größere Werbekampagnen fehlen.

Zusammen mit meiner neuen Partnerin wohne ich jetzt im Allgäu und wünsche mir, dem Land, mit dem mich so viele Erlebnisse und Erkenntnisse verbinden, baldmöglichst wieder einen längeren Besuch abzustatten. Weiterhin würde ich es sehr begrüßen, wenn die erste Übersetzung eines meiner Werke in eine Fremdsprache die ins Polnische wäre.

KRZYSZTOF CZAJKA

# Hände hoch oder ein Pole in Deutschland. Ein Blick zurück

Wir sind mit dem Schnellzug vom Warschauer Hauptbahnhof Warszawa Centralna nach Berlin Hauptbahnhof gefahren. Wie immer haben wir über die Literatur gesprochen, die uns faszinierte. Jetzt kann ich mich nicht mehr daran erinnern, ob es generell um die sog. iberamerikanische Literatur ging, die damals sehr angesagt war, oder um die Tagebücher von Witold Gombrowicz, den wir Gombro nannten, damals auch hoch im Kurs. Gleich vor der Grenze, in der Nähe von Świebodzin oder Rzepin, haben wir eine kurze Zusammenfassung gemacht, wie viele Wörter wir auf Deutsch können. Es hat sich herausgestellt, dass wir nur das wussten, was wir in der Märtyrerliteratur der Nachkriegszeit gelesen haben: *hende hoh, polnische banditen, Hitler kaput*. Für uns selbst, für die jungen, ausgebildeten und belesenen Polen, war dies schon eine Entdeckung – dass wir so wenig über das Nachbarland wissen.

Aber Deutschland war für uns damals nicht in Mode. Wir sind nach Ost-Berlin gefahren, wie man bei uns die Hauptstadt der DDR nannte, um Natalka zu treffen, unsere gemeinsame Freundin aus der Studentezeit. Ich und Grześ, mein Freund und Gesprächspartner bei heftigen Diskussionen über Literatur, Philosophie, Soziologie und überhaupt über unsere damalige Welt. Er war ein Dichter, der Gedichte der amerikanischen Poeten der *Beat Generation* übersetzte, ein Schriftsteller, dessen Bücher das Phänomen des homosexuellen Daseins beschrieben. Er war erstaunt, dass die Natur ihn so geformt hat, und er hat dieses Erstaunen zu Papier gebracht. Er hat sehr gut die englische Sprache beherrscht, wie auch ich, und die deutsche Sprache assoziierte er nur mit der rauen Stimme von Zarah Leander, mit verwischten Aufschriften in seiner Heimatstadt Bydgoszcz oder mit Erinnerungen seiner geliebten Mutter, die als junges Mädchen zum Einkaufen nach Berlin fuhr.

Auch die rothaarige Natalka mit Sommersprossen, die wir Buba nannten, hatte mit der deutschen Sprache nichts zu tun. Zwar ist ihre Mutter, eine Edelfrau aus der Gegend von Puławy, nach der Kriegszeit und nach der Nationalisierung ihres Familienvermögens nach Szczecin gezogen, und sie wohnte in einem ehemals deutschen Haus, aber das war alles, was Natalka mit Deutschland verbunden hat. Mit uns dagegen hatte sie vieles gemeinsam: ähnlichen Sinn für Humor, die Liebe zur Literatur, die Neigung zu Wortspielen und die Überzeugung, dass die Welt ein großer Roman ist, den man noch schreiben muss. Das Leben ist Literatur – so haben wir in dieser schönen Zeit gedacht.

Mit eben dieser Natalka wollten wir uns in Berlin treffen. Buba fuhr nach Dänemark, um als Babysitterin zu arbeiten, aber sie hatte Sehnsucht nach den verrückten Gesprächen mit uns. Nach Polen konnte sie nicht zurückkommen, weil sie dann keine Erlaubnis für die nächste Ausreise in den sog. Westen bekommen hätte, d.h. in die kapitalistischen Länder. Aus diesem Grund kamen wir auf die Idee, uns in einer Hauptstadt des mit Polen befreundeten Staates zu treffen, also in der DDR.

Es war 1973 oder 1974, zwischen den beiden Ländern wurde im Rahmen der sozialistischen Staatengemeinschaft das Reisen ohne Visum erlaubt, das Geld konnte man in einer Bank offiziell zu einem staatlich kontrollierten Kurs tauschen, man musste nur die Fahrkarte in einem ORBIS-Reisebüro kaufen, und der Weg war offen.

So sind wir auf den polnisch-deutschen Grenzbahnhof in Kunowice gekommen, wo wir festgestellt haben, dass wir außer *polnisze szwajne* und *polnisze banditen* kein Wort mehr in der Sprache Goethes sagen können.

Wir haben vier wunderschöne Tage in der Hauptstadt der DDR verbracht, mit vielen Gesprächen über Literatur und Kunst; in einem Schnellimbiss gleich neben dem Hotel „Stadt Berlin“ am Alexanderplatz haben wir Currywurst gegessen und Bier getrunken; in einem böhmischen Restaurant am Fernsehturm, der heute zu den größten Attraktionen Berlins gehört, haben wir vorzügliche Knödel mit leicht säuerlichem Weißwein gespeist. Buba hat sich lustig gemacht über die Deutschen, die sie nicht mochte (typische Vorurteile wie Bier, Bauch, Würste, „Arbeit macht frei“), Grzałka zitierte die Ansichten von Thomas Mann über den Faschismus, aber zum Glück haben die Deutschen unseren gemeinsamen Aufenthalt in der DDR nicht dominiert. Für uns war die Freude wichtig, miteinander die Zeit zu verbringen und gemeinsam Wortspiele zu spinnen.

Für meine Generation war Deutschland nicht in. Für dieses Volk und seine Sprache konnte man sich wirklich nicht besonders begeistern. Und zwar nicht nur aus dem Grund, weil Deutsch die Sprache der Besatzer war, die so viele Menschen ermordet und unsere Hauptstadt Warschau zerstört haben. The Beatles, wie auch Rolling Stones, haben nicht auf Deutsch gesungen. In den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts, als ich zur Schule

ging, wurde in Polen die graue sozialistische Wirklichkeit mit lustigen und buntscheckigen Liedern aus dem sog. Westen überflutet. Und alle hatten englische Texte. Um zu verstehen, worum es in der Strophe *Love, love me do* oder *19th nervous breakdown* ging, musste man etwas mehr wissen, als *hende hoh* während der Kriegsspiele auf dem Hof.

Im Lyzeum, und ich besuchte ein Lyzeum mit Traditionen – das Stefan-Batory-Lyzeum in Warschau, das bis heute einen guten Ruf hat – lernte ich zwei Fremdsprachen: Russisch und Englisch, beide waren auf einem niedrigen Niveau. Das war ein Resultat unserer, der Schüler, Einstellung zum Fremdsprachenlernen, das durch großen Widerwillen gekennzeichnet war. Natürlich war Russisch für meine Generation die Sprache der Besatzer. Wir mussten sie lernen und hatten deswegen keine Motivation dafür. Doch wir hatten auch keine Motivation für die englische Sprache. Wozu, wenn man sowieso in den Westen nicht fahren konnte?

Die Tatsache, dass ich Lieder von den Beatles im Original verstanden habe, verdanke ich meiner Mutter, die einmal festgestellt hat, dass ich Englisch lernen muss, weil ich anderenfalls in der Welt nicht weit komme. Ich habe die englische Sprache bei Methodisten gelernt, d.h. in der besten Englisch-Schule von Warschau, am Platz Zbawiciela. Ungefähr zwei Jahre lang habe ich diese Schule besucht, zweimal die Woche glaube ich, und ich habe alles getan, um diese Sprache fast wie ein Muttersprachler zu beherrschen. Ich habe versucht, die englische Literatur im Original zu lesen, z.B. *Three men in a boat (not to say about the dog)*. Ich habe sogar die Werke von Shakespeare gekauft, um den Maestro im Original zu lesen, ohne auf die Vermittlung des Übersetzers Józef Paszkowski angewiesen zu sein, dessen Übersetzung damals schon etwas veraltet wirkte.

Die englische Sprache wurde meine erste und wichtigste Sprache, um mit dem Ausland zu kommunizieren. Ich sprach auf einem sehr guten, fast hervorragenden Niveau, und das hat bei den im Ausland getroffenen Freunden und Fremden Respekt und Bewunderung hervorgerufen. Na ja, ein junger Mann aus dem Ostblock mit solchen Englischkenntnissen? Als ich zum ersten Mal in Italien war, im Jahre 1967 oder 1968, haben die Kellner gedacht, dass ich ein Engländer bin, und die Engländer, dass ich aus Schweden komme. Das war ein angenehmes Gefühl für mich, der aus einem Land kam, in dem eine vierköpfige Familie für 100 amerikanische Dollar einen ganzen Monat auf gutem Niveau leben konnte, für den also die erträumte Coca-Cola für zwei Dollar ein unerreichbares Luxusgut war, so dass ich trotzdem ein bisschen angeben konnte, ein anderer zu sein, auch wenn ich finanziell knapp bei Kasse war.

Gleich nach ihrem Abitur fuhr meine Schwester nach Venezuela. Dort wohnte Onkel Marian, der Bruder meines Vaters, der das Zeug zum Geschäftlichen, aber keine Kinder hatte. Nach einem aufregenden Besuch meines Vaters bei ihm Anfang der 60er-Jahre wurde vereinbart, dass ein

Kind aus meiner Familie nach Caracas fahren sollte, um bei Onkel zu wohnen. Noch ohne ein konkretes Ziel, etwa zu bleiben. Es ging einfach nur darum, den armen Verwandten aus dem sozialistischen Polen zu helfen, den jungen Menschen aus dem Ostblock eine Chance zu geben, die große Welt kennenzulernen, den Kapitalismus zu erfahren. Die Entscheidung fiel auf meine Schwester, die 1965 ihr Abitur machte. Mein älterer Bruder, Jacek Andrzej, geboren 1945, studierte damals Medizin, ich war noch im Lyzeum, und für meine Schwester Beta gab es keinen konkreten Plan, wie es mit ihr weitergehen sollte. Die hochgewachsene schlanke Blondine mit langen Beinen hatte Erfolg bei Männern, was meine Mutter ärgerte, und zu Hause gab es ständig Reibereien, wenn sie zu spät am Abend zurückkam. Deshalb war für meine Eltern die Idee, sie zu Onkel Marian zu schicken, die beste Lösung.

Meine Schwester ist eine Frau mit Charakter und ist in manchen Dingen meiner Mutter ähnlich. Onkel Marian hat schnell begriffen, welchen Fehler er da gemacht hatte – er hat sich die zweite Romana nach Hause geholt (so hieß meine Mutter), mit der er schon in der Vergangenheit gehadert hatte. Beta wurde schnell selbstständig und hat in einer Disco einen von der Herkunft her ungarischen jungen Mann kennengelernt. Mein Onkel konnte ihn nicht ertragen, er war der Meinung, dieser „Schnösel“ sei arm, und als ein Kerl ohne Geld wäre er keine gute Partie für meine Schwester, eine große und schöne Frau, deren Aussehen geschätzt wurde – sie wurde Miss Venezuela und arbeitete als Model –, deswegen lagen ihr hunderte kleine, dunkle und behaarte Venezolaner mit großem Vermögen zu Füßen. Aber meine Schwester hat sich durchgesetzt und ihren Venezolaner ungarischer Herkunft, einen Studenten, aus Liebe geheiratet.

Wegen ihr habe ich angefangen, Spanisch zu lernen. Da Beta eine Arbeitsstelle als Chefsekretärin bei der venezolanischen Fluglinie VIASA gefunden hat, durfte sie für ihre Verwandten billige Flugkarten erwerben. So ist meine ganze Familie für etwa 150 Dollar von Polen nach Venezuela und zurückgeflogen. Ich auch. Das war im Sommer 1970. Ich flog mit der KLM-Linie über Amsterdam und Lissabon, meine Schwester schickte mir Geld für die Reise, die große Welt lag mir also zu Füßen; ich konnte mir eine Coca-Cola leisten, ohne Angst zu haben, dass ich gleich in Schulden falle; ich sprach sehr gut Englisch, und manche dachten, dass ich ein Holländer wäre. Auf der Flughafentoilette in Lissabon pinkelte neben mir ein Amerikaner, mit dem ich über das aktuelle Wetter auf den Kanaren geschwätzt habe. Ich erzählte etwas auf Englisch, fügte ein spanisches Wort hinzu, und so fühlte ich mich wie ein Weltmann, für den Europa keine Grenzen hat.

Zum Englischen kam also auch das Spanische hinzu, das ich fast fließend beherrschte. Die nächste Sprache, die ich lernen wollte, sollte Französisch sein. Wie jeder gebildete Pole habe ich diese Sprache sehr geliebt, obwohl ich sie nicht kannte. Ich habe die weltweit bewunderte französische Kultur

geschätzt. Für meine Zeitgenossen waren Sartre, Camus, Genet, Simon de Beauvoir angesagt. Aber ich habe die Werke von Rimbaud, Baudelaire, George Sand gelesen. Natürlich in Übersetzung. Und ich wollte sie unbedingt im Original lesen.

Die deutsche Sprache war mit Poznań verbunden, woher mein Vater und seine ganze Familie stammen. Mein Opa Antoni war noch während der Kaiser-Zeit Oberförster in Czerniejewo in der Nähe des damaligen Posens, er war also ein deutscher Beamter. Meine Tanten konnten sich noch an den Kaiser-Besuch in Posen erinnern, und ein Onkel aus der Familie meiner Großmutter organisierte einen Aufstand, der später Großpolnischer Aufstand (*Powstanie Wielkopolskie*) genannt wurde, und vertrieb die Deutschen aus Posen. Nebenbei bemerkt, das war der einzige Aufstand in Polen, der erfolgreich war. Und darauf sind die eingefleischten Posener sehr stolz.

Mein Vater hat oft Wörter benutzt, deren Herkunft ich später entdeckt habe. *Młotek* hat er „hamer“ genannt, *śrubokręt* „szramcjer“, *palto* „mantel“. Das war der Wortschatz seiner Kindheit, den er bis zum hohen Alter behalten hat.

Nach Warschau kam er 1940, nachdem die Deutschen sein Großpolen, also *Wielkopolska*, in Warthegau umbenannt und an das Dritte Reich angeschlossen hatten. Dort durften nur Deutsche leben, Polen wurden ausgesiedelt. Als sog. Volksdeutscher konnte er Bürger des Dritten Reiches werden, aber er entschloss sich gemeinsam mit seinen Brüdern, Marian und Antoni, in das an der Weichsel errichtete Generalgouvernement zu flüchten. Papa sagte nie, warum. Ein Nationalist war er nie, möglicherweise gab es also praktische Gründe. Er wollte nicht Kanonenfutter für die damals „unbesiegbaren Armeen“ von Hitler werden. Er hat es vorgezogen, abzuhaue. Er hasste Truppen, Kriege, Schießereien, Exerzieren, Kampf und Töten. Wegen seiner Krankheit – Schuppenflechte – war er nie bei der Armee. Und er hat es immer unterstrichen.

Mama war gebürtige Warschauerin, und das seit Generationen. Sie wohnte mit ihren Eltern und zahlreichen Geschwistern in der Twarda Straße, Ecke Żelazna, wo meine Oma ihre Geschäfte hatte: eine Konditorei, ein Café und ein Restaurant. In einem dieser Geschäfte lernten sich meine Eltern kennen, so besagt es zumindest die Familienlegende. In einer der Warschauer Straßen gab es gerade eine Razzia, ein gut aussehender Posener suchte Zuflucht in einem Café, eine stattliche Warschauerin servierte ihm einen Kaffee, und am Ende haben sie 1941 geheiratet. Meine Mutter konnte ihre Geschwister und die Wohnung in der Twarda Straße nicht mehr leiden und ist deshalb mit ihrem energischen und geschäftlich tüchtigen Mann zwei Kilometer weiter südlich in die Lwowska Straße mit Freude umgezogen. Sie war damals 33 (nach den damaligen Meinungen war sie eine alte Jungfer) und er 28 Jahre alt (also ein Mann in den besten Jahren).

Zusammen haben sie über 50 Jahre verbracht, gegen alle Widrigkeiten des Schicksals gekämpft und Stand gehalten, den mörderischen Alltag in der von den Deutschen besetzten Stadt überlebt, den Warschauer Aufstand, nach der Kapitulation die Vertreibung in das Durchgangslager in Pruszków, die Rückkehr in die völlig zerstörte Hauptstadt und den Aufbau eines neuen Lebens in der neuen politischen Lage.

Aber wenn sie sich miteinander stritten, was manchmal im fortgeschrittenen Alter vorkommt, kam bei meinem Vater der hundertprozentige Posener zum Vorschein. Er nannte meine Mutter eine Asiatin, weil sie doch aus Warschau stammte und für jeden echten Posener alles, was östlich von Września liegt, zu Asien gehört. Und in Asien, ist doch allgemein bekannt, gibt es schlitzäugige Kalmücken mit Messern in den Zähnen, Schmutz, Brunft und Sittenlosigkeit, und natürlich leben dort nur Betrüger. Dafür leben in Posen, man weiß es doch, nur ehrgeizige und arbeitsame Menschen, schon zu deutschen Zeiten war es so.

Ich verstand den Sinn dieser Streitigkeiten erst dann, als ich in Berlin und in Deutschland wohnte, wo solche Vorurteile an der Tagesordnung waren.

Die Besatzungszeit und der Aufstand in Warschau, die Vertreibung aus der Stadt nach dem Aufstand, waren häufige Gesprächsthemen von meinen Eltern, für sie war das eine tragische Zeit, in der das Überleben wichtig war. Jeder Tag konnte der letzte sein, man musste sich also hüten und verteidigen. Und „kombinieren“, wie man den Alptraum der Okkupation überlebt. Wurde jemand im Pawiak, einem berühmten Warschauer Gefängnis, eingesperrt, musste man „kombinieren“, um ihn gegen Bestechung freizukaufen. Brauchte jemand Schutz, musste man „kombinieren“, um ihm zu helfen. Aber am wichtigsten war das Überleben. Die Helden liegen auf dem Friedhof, mein Vater hat diesen Satz oft wiederholt. Er hasste den Krieg und schützte seine geliebte Frau, wie er nur konnte.

Ihren Erzählungen zufolge darüber, wie es ihnen gelang, das brennende Warschau nach dem misslungenen Aufstand zu verlassen, ging es ihnen damals vor allem darum, nicht nach Deutschland abtransportiert zu werden. Sie haben sich also bandagiert, als ob sie schwer verletzt worden wären, und mein Vater, der die deutsche Sprache aus seiner Kindheit einigermaßen beherrschte, zeigte den Wächtern seine Schuppenflechte und sagte, dass dies der Typhus sei, also „Fleckfieber“, und so wurden sie im Durchgangslager Pruszków in der Infektionsabteilung untergebracht. Und als sie später in einem Güterwagon transportiert wurden, wussten sie nicht, wohin sie fahren: Nach Auschwitz vielleicht?

Sie wurden aus dem Zug in Zakopane hinausgeworfen, wo sie die Befreiung Warschaus durch die Rote Armee im Januar 1945 erlebten.

Meine Mutter erinnerte sich nicht nur an diesen polnisch-deutschen Krieg, sondern auch an den polnisch-sowjetischen Krieg des Jahres 1920. Als junges Mädchen (sie wurde 1908 geboren) hob sie die Schützengräber

an der Weichsel aus, um die Hauptstadt gegen Tuchatschewski-Einheiten zu verteidigen, die nach der Oktoberrevolution in den Westen vordrangen, um das bürgerliche Polen zu besiegen und das revolutionäre Berlin zu erreichen. Die Tatsache, dass 25 Jahre später die Rote Armee Warschau befreite und die Deutschen aus der Stadt vertrieb, war für meine Eltern ein Irrtum. Sie kamen mit der sozialistischen Wirklichkeit und der Planwirtschaft schlecht zurecht. Beide waren Unternehmer, sie haben in ihren eigenen Geschäften gearbeitet und vom Handel gelebt, und die brutale Abrechnung der Stalin-Bürokratie mit solchen „Relikten des Kapitalismus“, wie meine Eltern es waren, haben sie in den Ruin getrieben. Sie mussten sich unterordnen und haben bis zur Rente in einem staatlichen Unternehmen malocht. Bis zum hohen Alter haben sie sich aber immer wieder an die mythischen „guten alten Zeiten“ erinnert, als es noch alles gab (und wie man weiß, hat es im Sozialismus an allem gefehlt).

Vielleicht aus diesem Grund waren die Deutschen in ihren Erzählungen keine Ungeheuer. Unter den Deutschen war es schwierig, man konnte sterben, aber es herrschte zumindest Ordnung. Und man konnte sich mit dem Deutschen verständigen, mit dem Russen dagegen nicht. So einer drohte gleich mit seiner Maschinenpistole und wollte Uhren haben. Und wer nicht freiwillig welche abgab, wurde gleich erschossen.

Für mich waren die Deutschen nur Protagonisten zahlreicher Filme und Bücher, die die tragischen Ereignisse der Besatzungszeit und des Zweiten Weltkrieges nacherzählten. In Polen waren die 50er-, 60er- und 70er-Jahre die Zeit einer großen Abrechnung mit dem Alptraum der Okkupation, des Krieges und der Zerstörung. Ich habe viele Bücher darüber gelesen, nicht nur deshalb, weil sie in der Schule obligatorisch waren. Ich wurde in Warschau geboren, habe in der Stadtmitte gewohnt (und wohne hier bis heute), als Kind habe ich in den Ruinen der zerstörten Stadt gespielt, die Spuren des Warschauer Aufstandes waren sozusagen gleich um die Ecke. Man musste nur vor mein Haus in die Aleje Ujazdowskie hinausgehen, an der Kreuzung mit der Wilcza Straße befindet sich immer noch der Eingang in den Kanal, den die Aufständischen bei der Evakuierung aus anderen Warschauer Stadtteilen verließen, weil die Deutschen sie besetzten. Und ein Stückchen weiter, in den Kellern des Mietshauses Wilcza Straße 29/31, haben meine Eltern die Bombardierung der Stadt erlebt und überlebt. Meine Mama war zu dieser Zeit schon schwanger, mein Bruder kam am 23. Mai 1945 zur Welt und kann bis heute keinen Platz für sich im Leben finden. So etwas prägt das ganze Leben.

Also habe ich alles gelesen, was ich nur konnte: Bücher, die den heroischen Kampf um die Befreiung Warschaus beschrieben haben, Gedichte junger, begabter Literaten, die im Kampf gegen die Besatzer umgekommen sind, Erinnerungen der Kriegsteilnehmer. Ich habe Musik gehört, Lieder, die zum Kampf anfeuerten. Was ich über den Aufstand erfuhr, erweckte

bei mir, einem jungen Warschauer, eine sehr große Gefühlsaufregung. Ich kannte die Berichte über die Ermordung der Zivilbevölkerung im Stadtteil Wola und über die Verteidigung der Altstadt, über den Rückzug der aufständischen Einheiten durch Kanäle in die noch nicht besetzte Stadtmitte und über die Kapitulation. Auch über die Zerstörung der Stadt nach der Vertreibung ihrer Bewohner.

Das waren Hauptthemen der sozialistischen Propaganda. Und mein persönliches Erlebnis. Die Deutschen waren Feinde, sie zerstörten meine Stadt. Dieser Feind lebte weiter in der Bundesrepublik Deutschland, d.h. in der BeeRDe, und dieser Feind wollte uns unsere Gebiete aus der Piasten-Zeit wegnehmen, u.a. Wroclaw (damals Breslau) oder Gdańsk (damals Danzig).

Mein Freund Grzałka betrachtete diese sozialistische Propaganda mit Skepsis. Er wohnte in Bydgoszcz, wo man noch viele Spuren der deutschen Anwesenheit finden konnte, und seine Mutter fuhr „vor dem Krieg“ nach Berlin, um einzukaufen. Diese Tatsache war besonders wichtig für ihn, als ob er jemandem sagen würde, dass seine Vorfahren nach Monte Carlo gereist seien, um das Familienvermögen in einem Kasino zu verspielen. Die Deutschen waren in seinen Erzählungen ein Teil der Kultur der Region, in der er wohnte. Sie waren nicht schlecht, sie waren ein Teil der Stadt, in der er geboren wurde. Er hat zwar Texte amerikanischer Dichter aus der Zeit des Widerstands und der Proteste gegen den Vietnamkrieg übersetzt, er hat aber auch gern deutsche Lieder aus den Zwanzigern und Dreißigern des vorigen Jahrhunderts gehört, wie beispielsweise „Ach lieber Heinrich komme!“, oder „Was macht der Mayer am Himalaya“. Ob er die deutschen Dichter übersetzte, daran kann ich mich nicht erinnern. Letztendlich konnte er Englisch am besten. Alles andere war bei ihm nur eine Pose und eine Vorliebe für billigen Schmuck im Alltag.

1976 bin ich eben zu diesem Grzałka gefahren. Er hat in London gewohnt und in einem Hotel als Portier gearbeitet (von etwas musste ein Bürger des sozialistischen Polens im kapitalistischen London leben). Und er hatte seine Kontakte in der Londoner Bohème. Er hat mich eingeladen, dorthin zu kommen. Ich habe gerade das erste Jahr an der Filmhochschule in Łódź, Fachrichtung Regie, abgeschlossen, und eine Reise nach London war für mich ein interessantes Angebot. Man konnte dort Geld für das weitere Studium durch Arbeit in einem Hotel verdienen, neue Menschen kennenlernen, Kontakte zu einer der lokalen Filmschulen knüpfen.

Um Geld zu sparen, bin ich per Anhalter mit der Schwester seines Freundes gefahren. Wie alle Polen sind wir zunächst mit dem Zug nach Berlin-West gefahren. Aber vor Berlin-West war noch Berlin-Ost, die Hauptstadt der DDR. Der Zug hat auf dem Bahnhof Friedrichstraße Stopp gemacht, es war die letzte Station vor der Mauer, die den Sozialismus vom Kapitalismus trennte. Berlin-Friedrichstraße war eine Festung, geschützt von bewaffneten Soldaten mit Maschinengewehren im Anschlag und mit

bellenden Schäferhunden an der Leine. Wir haben uns mit dem Mädchen angeschaut, na ja, Deutschland, Auschwitz, nichts hat sich hier verändert. Wir haben uns gefühlt, wie sich unsere Eltern vor 30 Jahren im besetzten Warschau fühlen konnten.

Nach gründlicher Reisepass- und Zollkontrolle haben wir den ruhigen und friedlichen Bahnhof Berlin Zoologischer Garten erreicht, das war die erste Station im westlichen Teil Berlins. Wir haben uns die Internationalen Studentenausweise der AStA auf dem Hardenbergplatz besorgt und sind dann mit dem Bus bis nach Wannsee gefahren, um per Anhalter weiter in den Westen zu kommen. Wir waren modisch gekleidet: breite Schlaghose à la ABBA, Hemden aus Baumwolle, orangene Rucksäcke auf Alu-Gestell, ich hatte lange Haare bis zur Schulter, und natürlich haben wir Englisch gesprochen. Schnell hat ein Mercedes angehalten, und der nette Fahrer sagte, dass er uns nach Hannover oder vielleicht noch weiter mitnehmen könne.

Der Fahrer war ein kleiner Mann, der die Reste seiner roten Haare über seine Glatze säuberlich verteilte. Unter der Nase hatte er ein Bärtchen à la Hitler. Neben ihm saß seine Frau, eine fette Blondine mit blauen Augen. Sie haben uns sehr herzlich empfangen, haben gefragt, wo wir denn hinfuhren und warum London für uns interessant sei. Wir haben Englisch gesprochen, sie haben diese Sprache nicht besonders gut beherrscht, aber wir haben uns einigermaßen verstanden. Wahrscheinlich haben sie uns für junge Schweden gehalten, weil wir ausgesehen haben, als ob wir gerade von einem ABBA-Konzert zurückkommen würden.

Hinter Magdeburg, gleich vor der Grenzkontrolle in Helmstedt, hat die Frau uns um unsere Reisepässe gebeten. Dies war erforderlich, weil auf dem Transitweg zwischen Berlin-West und der BRD der Fahrer eines Fahrzeuges für seine Insassen verantwortlich war. Nur ein Blick genügte. „Die Polnischen“, zischte die Blondine mit den blauen Augen, und die Atmosphäre wurde eiskalt. Schnell erwies sich, dass unsere Gastgeber gar nicht nach Hannover wollen – gleich hinter dem Grenzübergang wurden wir aus dem Auto hinauskomplementiert.

An einer Tankstelle haben wir schnell die nächste Gelegenheit gefunden. Dieses Mal war der Fahrer ein junger Deutscher, der murmelte, dass er nach Köln müsse, er würde uns also früher aussteigen lassen. Er raste über die Autobahn, was das Zeug hielt, und trank dabei Cognac aus einer Flasche. Zu uns hat er kein Wort gesprochen. Als Erinnerung ist bei mir jemand geblieben, der sehr beschäftigt ist und den Stress mit Alkohol reduziert. Und dem absolut egal ist, wen er fährt. Das können auch Polen sein, soweit sie ihren Mund halten.

Tschechoslowakei, Österreich, Italien, Ungarn, Großbritannien, Venezuela, Kuba – lange Zeit habe ich bei meinen Reisen einen Bogen um Deutschland gemacht. Dort gab es für mich nichts Interessantes, ich hatte dort keine Freunde, alle anderen Länder waren spannender als dieses durch Stacheldraht

geteilte Land zwischen Oder und Rhein. Aber es kam der Augenblick, in dem die Deutschen wirklich und für lange Zeit in mein Leben einmarschiert sind. Es war genau in der Nacht vom 11. auf den 12. Dezember 1981.

Ich war 32, habe die Filmhochschule in Łódź abgebrochen, um meinen ersten Spielfilm für das Polnische Fernsehen zu machen, ich hatte eine Ehefrau, einen Sohn und suchte nach einem neuen Filmprojekt. Die Zeiten waren für mich interessant, aber auch schwierig: Die Gewerkschaft „Solidarność“ kämpfte gegen die Regierung, die Regierung kämpfte gegen die Opposition, die Menschen warteten in kilometerlangen Schlangen, um etwas zu kaufen, wegen der galoppierenden Inflation verlor das Geld schnell an Wert. Für mein Regiehonorar konnte ich im besten Fall ein Grammophon kaufen, aber ich brauchte für mich und meine Familie eine Wohnung. Die Kollegen aus der Filmbranche haben nach einer Möglichkeit gesucht, mit einem ausländischen Produzenten zusammenzuarbeiten. Eine x-beliebige Koproduktion lieferte mehr Chancen, die Ideen zu verwirklichen und besseres Geld zu verdienen. Und in diesem Augenblick ist auf dem Horizont ein junger Student von der Deutschen Film- und Fernsehakademie in Berlin-West erschienen.

Schon seit drei Jahren ist er nach Polen ab und zu mal gereist, er hat sich mit meinem Studienkommilitonen angefreundet, beide haben an Ideen für gemeinsame Filmprojekte gewerkelt, die in einer polnisch-deutschen Koproduktion entstehen könnten. Mich hat das überhaupt nicht interessiert, weil ich Filme mit Engländern machen wollte, aber Wolfgang hat mich manchmal zu Hause besucht. Einmal hat er die Schwiegermutter meines Schwagers getroffen, die sehr nett darum gebeten hat, „diesen Schwaben“ in ihrer Anwesenheit zu Hause nicht mehr zu Gast zu haben. Seit der Kriegszeit hat sie die deutsche Sprache und alles, was irgendeine Verbindung mit Deutschland hatte, gehasst.

Im Sommer 1981 hat Wolfgang sein Auto in Warschau gelassen, es war ein alter Mercedes, er nannte ihn „Strichachter“, ein Dieselfahrzeug mit verrosteter Karosserie, das in Polen gründlich aufgepäppelt werden sollte. Nach ein paar Monaten war das Fahrzeug fertig, und es gab das Problem, wer es nach Berlin bringt. Keiner seiner Freunde hatte die Zeit dafür, deswegen wurde ich gefragt. Ich dachte mir, mit dem Zug fahre ich nach Berlin nicht, aber mit dem Mercedes doch!

Für viele Polen war der Mercedes ein Traumfahrzeug und Symbol des finanziellen Erfolgs, übrigens bis heute ist es so. Egal, was Schlechtes uns die Deutschen gemacht haben, Mercedes war eine Firma, die den Eigentümer adelte. Ich bin also mit dem frisch purpurrot lackierten Pkw über die internationale Straße Nummer 2 gen Westen gefahren, das Auto hat sich am Straßenbelag ausgezeichnet gehalten, deswegen übrigens schätzte man dieses Modell. Der fährt wie ein deutscher Panzer, habe ich mir gedacht, genauso wie im September 1939 nach dem Überfall auf Polen.

Vielleicht war dieser Gedanke dumm, der Vergleich sinnlos, aber bis heute assoziieren wir, die Polen, die Deutschen mit dem Krieg.

Je näher ich an die Grenze kam, desto weniger Autos gab es auf der Straße. Und das Polnische Radio berichtete über die nächsten Streiks der Gewerkschaft „Solidarność“. An der polnisch-deutschen Grenze wurde ich von den deutschen Zollbeamten genau durchsucht, die in meinem Reisekoffer ein Päckchen mit „Solidarność“-Abzeichen gefunden haben. Ich habe sie als Geschenke mitgenommen, damals waren sie im Westen ein sehr populäres und gesuchtes Produkt aus Polen. „Sind Sie Mitglied von „Solidarność?“, lautete die Frage. „Ja, natürlich bin ich es, das gesamte Volk, über 9 Millionen Menschen gehören der „Solidarność“ an“, antwortete ich auf Englisch. Ich musste alles auspacken, das gesamte Auto und Gepäck wurden genauestens durchgestöbert. Nach zwei Stunden durfte ich weiterfahren, aber „Solidarność“ wurde konfisziert.

Ich hatte gar keine Ahnung, wie ich nach Berlin-West komme. Ich wusste, dass dieser Teil der Stadt von einer Mauer umringt ist, dass es dort Grenzkontrollen gibt, aber wo und welche, Null Informationen. So habe ich in der Nähe vom Alexanderplatz gefragt, ich war doch schon einmal da, *How can I get to West-Berlin?* Natürlich auf Englisch, da ich die deutsche Sprache nicht kannte. Man zeigte mir den Weg.

Den Grenzübergang habe ich ohne Probleme gefunden, der purpurrote Mercedes mit den Westberliner-Kennzeichen durfte die Schranke überschreiten, Berlin-West war zum Greifen nah. Die ersten Sätze auf Englisch mit einem netten DDR-Zollbeamten haben ein schnelles Ende der Abfertigungsformalitäten versprochen, aber meine Freude war zu früh. Ich musste das Auto auf die Seite stellen, und eine neue, sehr genaue Kontrolle begann, die von sehr unangenehmen und schroffen Herren durchgeführt wurde, die jedes kleine Loch beleuchteten. Wieder haben sie nichts gefunden, weil man mir doch die „Solidarność“-Abzeichen schon vorher an der polnisch-deutschen Grenze konfisziert hatte. Am Ende wurde ich angewiesen, meinen ganzen Kram zusammenzupacken und den Grenzkontrollbereich sofort zu verlassen. Sie sagten, sie würden mich hier nicht durchlassen, ich müsste Berlin umfahren und nach irgendwelchen „Dreilinden“ suchen, dort befände sich ein Grenzübergang für solche Menschen wie mich.

Später habe ich erfahren, dass ich den Grenzübergang Checkpoint Charlie in Berlin-Mitte passieren wollte, der nur für Diplomaten und Armeeangehörige bestimmt war. Wahrscheinlich dachten die Passanten, ich wäre ein Diplomat, und die DDR-Grenzbeamten, ich wäre doch ein Spion.

Die unangenehmen Kerle als Faschisten und Nazis verfluchend habe ich wie durch ein Wunder im Schneesturm den Übergang Dreilinden erreicht, wo die nächste Kontrolle stattgefunden hat: „Alles raus, alles auf den Tisch, was haben Sie mit?“ Wieder haben sie mich eine gute Stunde lang gefilzt, obwohl ich unterwegs von einem Lada voller Geheimpolizisten verfolgt

wurde. Als ich endlich über Wannsee und Zehlendorf nach Berlin-West eingefahren bin, als ich die mit Schnee bedeckten Villen und den in den Fenstern glänzenden Weihnachtsschmuck gesehen habe, habe ich mich wie in einem Paradies gefühlt.

Und so kam ich mit einem purpurroten Mercedes mit westlichen Kennzeichen in eine Stadt, in der ich bis heute wohne.

Einen Tag später, am 13. Dezember 1981, wurde in Polen das Kriegsrecht verhängt. Ich habe in diesem Moment gedacht: Ich komme nie zurück!

Der wichtigste Gedanke war: Ich muss die schlimmste Zeit abwarten und meine Familie, Ehefrau und Sohn, holen. Und dann sehen wir, was passiert.

Meine deutschen Gastgeber haben mich sehr herzlich empfangen. Die Polen waren damals die Helden, und „Solidarność“ war in aller Munde. Man bewunderte die Arbeiter, die unter Streikandrohung die politischen Veränderungen und Zugeständnisse erzwungen haben. So wurde ich auch zu Diskussionen eingeladen, um als direkter Teilnehmer der Ereignisse den Deutschen die Situation in Polen zu erläutern. Weil die deutsche Presse und das Fernsehen „tendenziös seien und nicht die ganze Wahrheit“ erzählten.

Ich nahm also eines Tages an einem solchen Treffen teil, das natürlich auf Englisch durchgeführt wurde. Eine Gruppe bärtiger junger Männer und Frauen ohne Makeup, die große Mengen starken Tabaks rauchten, verfolgte mit Aufmerksamkeit meine Erzählung über die Bekämpfung des kommunistischen Regimes, über Zensur, Verhaftung von Oppositionellen, Verfolgung der Kirche und über das Schicksal der Polen, die vom Genossen Stalin und von seiner unbesiegbaren Roten Armee gezwungen wurden, ein System einzuführen, das als sozialistisch bezeichnet wurde. Aber in Wahrheit war Polen immer Teil von Westeuropa gewesen, und nur unter Androhung russischer Bajonette haben wir es uns gefallen lassen, auf der östlichen Seite der Berliner Mauer eingeschlossen zu werden. Jetzt haben wir aber die Chance, alles zu verändern und die Mauer im besten Fall niederzureißen.

Ich habe mit Hingabe und wahrheitsgetreu davon erzählt, was uns Polen damals bewegt hat, und deshalb habe ich nicht ganz verstanden, warum sich meine Zuhörer seltsam verhielten. Sie haben mich noch nach der Rolle der Religion in Polen gefragt und ob die Arbeiterklasse wirklich in die Kirche gehe. Ich habe wahrheitsgemäß geantwortet: Ja, natürlich, auch die Parteisekretäre gehen in die Kirche, obwohl sie darüber nicht laut erzählen, und sie taufen ihre Kinder. Damit wurde das Treffen beendet, es gab keine weiteren Fragen mehr.

Später habe ich erfahren, dass sie Maoisten waren, die nach Befreiung der Arbeiterklasse aus den Händen der Kapitalisten strebten und am liebsten in Deutschland eine Kulturrevolution ausrufen würden, ganz nach der Vorgabe des Großen Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Chinas, Mao-Tse-tung.

AusdemkommunistischenPolengeflüchtet, habeichuntersolchenLeuten Unterschlupf gefunden: Anarchisten, Linksradikalen unterschiedlichster Provenienz, Sozialisten, Revoluzzer, die gegen das kapitalistische Establishment von Westeuropa kämpften, Träumer, die nach einem alternativen Modell für die Konsumgesellschaft suchten. Ich habe im Berliner Stadtbezirk Kreuzberg gewohnt, im Allgemeinen als SO36 bekannt, der Name ist ein Überbleibsel der alten Aufteilung Berlins in Postbezirke: Südost 36. Das war ein Industriebezirk mit vielen Fabriken und kleinen Unternehmen, mit zerstörten Mietskasernen vom Anfang des 20. Jahrhunderts, die generell noch mit Öfen beheizt wurden, in den Straßen leuchteten noch Gaslaternen, und viele Gassen waren mit Kopfsteinpflaster ausgelegt (wir nennen es im Volksmund *kocie łby* / Katzenköpfe). In der Reichenbergerstraße 36 gab es eine Schokoladenfabrik, teilweise noch im Betrieb, aber der hintere Teil wurde zu Wohnungen umfunktioniert. In jedem Geschoss hatten vier Mitglieder einer Wohngemeinschaft jeweils ein Zimmer, besser gesagt – eine frühere Fabrikhalle, ungefähr 100 qm groß, die im Winter mit einem Gussofen beheizt wurden. Manche hatten in der Wohnung sehr originelle Bauten, wie z.B. Wolfgang – er schlief auf einem Schaukelbett, das an die Decke gehängt wurde. Als Möbel hatte er Kisten aus Holzpaletten, daraus wurden auch ein Sofa und ein Bett gemacht. Er hat sie mit Stahlseilen an die Ziegeldecke befestigt und mit Matratzen ausgelegt. Alle Gäste haben diese Konstruktion bewundert, aber am besten hat sie den alternativen Mädchen gefallen.

Für mich, der ich in einem wohlhabenden Bürgerhaus in Warschau-Mitte – in Aleje Ujazdowskie – groß geworden bin, mit Zentralheizung und einer Gastherme für warmes Wasser im Badezimmer, mit einem uralten zweitstöckigen Kronleuchter im Salon, war das ein Schock. Ich habe noch nie in einem Ofen geheizt und musste es erst lernen. Deshalb waren meine ersten Wörter auf Deutsch: „Eierkohle“, also Granulat oder „Rekord-Briketts“, Braunkohle zu flachen länglichen Würfeln geformt, die in der DDR in der Lausitz südlich von Berlin produziert wurden. Meine neuen Bekannten kamen nach Berlin-West, weil sie die Bürgerhäuser ihrer bürgerlichen westdeutschen Eltern verlassen wollten. Manchmal kamen zu ihnen in diese Fabriken und in diese alten Mietskasernen mit Ofenheizung und Außenklo auf halber Treppe Familienangehörige aus Westdeutschland zu Besuch, und es wurde gestaunt, wie man unter solchen Verhältnissen leben kann. Aber sie wollten anders leben als ihre Eltern, die nach dem verlorenen Krieg, angesichts der schrecklichen Verbrechen, die von Deutschen oder auf ihren Befehl hin begangen wurden, angefangen haben zu arbeiten, um das Land aufzubauen und ihren Reichtum zu mehren. Sie haben in der BRD das sog. „Wirtschaftswunder“ geschaffen und für ihre Kinder bequeme Lebensbedingungen hart erarbeitet. Aber jetzt haben sich diese Kinder aufgelehnt und unangenehme Fragen gestellt, wie: „Was machte der Opa im Krieg?

Habt ihr über Auschwitz gehört? Habt ihr gewusst, wo die Juden abtransportiert wurden? ”

Nach Berlin-West kamen alle bunten Vögel, die nicht mit dem bürgerlichen Leben, mit dem konservativen Modell der Familie, mit der ewigen Jagd nach Geld und Karriere zufrieden waren. Vor allem kamen aber die Armeegegner, die den Wehrdienst ablehnten. Weil Berlin eine Stadt war, die von vier Unterzeichnern des Potsdamer Abkommens besetzt wurde, konnten in Berlin nur die Alliierteneinheiten stationieren. Es gab keine Botschaften, nur militärische Missionen, eine hatte auch Polen als Land, das das Dritte Reich auf der Seite der Alliierten besiegte. Aus diesem Grund konnten die Polen nach Berlin ohne Visum einreisen, und viele Menschen haben von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht.

Ich als Flüchtling aus dem Ostblock war plötzlich unter den Flüchtlingen aus dem Westblock. Ich habe sogar den Entwurf eines Drehbuchs zu diesem Thema skizziert: Nach der Verhängung des Kriegsrechts in Polen kommt Marcin an die Spree. Er wollte Carsten besuchen, den er während eines Studentenaustausches kennenlernte. Carsten hat ihn einmal eingeladen, zu Besuch nach Berlin zu kommen, jetzt gab es also dazu eine perfekte Gelegenheit. Aber es kommt heraus, dass Carsten vor einer Woche mit seiner Familie nach Neuseeland flüchtete. In den alternativen Kreisen hatte man Angst vor einem Dritten Weltkrieg, vor einem Atomkrieg, und man dachte, dass das einzige Land, das diese Katastrophe unbeschadet übersteht, diese grüne Insel am Ende der Welt sei. Zum Glück ist in der Wohnung von Carsten seine Mitbewohnerin geblieben, eine attraktive Kommunistin, die in Bayern einen reichen Vater hatte, einen Zahnarzt, dessen Familie mit dem Handel von Juden-Gold reich geworden ist, und sie bietet dem Flüchtling aus Polen das Zimmer des Flüchtlings nach Neuseeland ... Irgendwie hat sich niemand für diese Idee interessiert.

Einer der ersten Sätze, die ich auf Deutsch gelernt habe, war „Wie lange noch?“ In Kreuzberg fanden immer wieder Demonstrationen statt, Scharmützel mit der Polizei, bei welchen die Anarchisten Steine in die Hand nahmen. Die besten waren die kleinen aus Granit. Man konnte sie schnell aus dem Bürgersteig pflücken, und sie waren handlich beim Werfen. Ich durfte sie nicht anfassen („unsere Personalien werden nur aufgenommen“ – sagten meine Revolutionäre – „und du wirst ausgewiesen“). Ich durfte nur stehen und beobachten, wie die Polizei die Menschenmenge mit Knüppeln und Tränengas auseinandertrieb. Ich fühlte mich wie ein Zuschauer in einem absurden Theater. Ich bin aus dem sozialistischen Polen geflüchtet, wo auf den Straßen die Demonstranten mit der Miliz kämpften, und ich kam nach Berlin in das kapitalistische System, wo man auch gegen die Regierung und das politische Establishment kämpfte. Bei solchen Aktionen wurden oft die Ausstellungsfenster zerstört. Besonders häufig wurden sie bei der Berliner Bank Ecke Adalbertstraße und Kottbusser Tor kaputt gemacht (eine Filiale

ist dort bis heute). In der Regel hat man schnell neue Scheiben montiert. Und eines Tages hat jemand an die Mauer gesprach: „Wie lange noch?“

Mit einem Stipendium des Goethe-Instituts habe ich angefangen, Deutsch zu lernen, fünf Tage die Woche, fünf Stunden am Tag, insgesamt zwei Monate lang. Ich wollte sehr diese Sprache erlernen, so bin ich fleißig in die Knesebeckstraße, eine Querstraße vom Kudamm, gegangen, und auch abends habe ich die Wörter und die Grammatik gepaukt. Als Preis für die gute Leistung bekam ich das nächste Stipendium, für die nächsten zwei Monate, und so bestand ich die Grundstufe eins und zwei. Am Ende des letzten Monats habe ich an einem Schreib-Wettbewerb teilgenommen, der von der Zentrale des Institutes in München organisiert wurde, und ich gewann den ersten Preis. Sie wollten mir eine Fotokamera geben, aber ich habe um einen weiteren Kurs gebeten – Mittelstufe. Lange haben sie darüber nachgedacht, weil der Kurs teurer war als die Kamera, aber sie haben meine Entschlossenheit anerkannt, und ich habe den Kurs bekommen. Durch den Unterricht im Goethe-Institut habe ich Grammatik besser beherrscht als die Mehrheit der mir bekannten Revoluzzer. Ich konnte dann die scheinbar harmlosen Fragen stellen: „Warum sagt ihr ‘wegen die Liebe’? Bei Goethe habe ich gelernt, dass ‘wegen’ immer mit Genitiv benutzt wird, richtig müsste es also heißen: ‘wegen der Liebe!’“ Einige meiner alternativen Freunde sprachen Berliner Dialekt, der bei „wegen“ keinen Genitiv kennt.

Aber ich habe noch viel Zeit gebraucht, um zu sprechen. Das Erlernen der Sprache ist die Grundlage, um das Land zu verstehen, in dem man wohnt. Und die Deutschen, die ich kennengelernt habe, waren anders als die Deutschen aus der Literatur und der Propaganda. Am Anfang habe ich überall Faschisten und Nazis gerochen. Insbesondere, als ich in einem Amt war, z.B. wegen einer Aufenthaltsgenehmigung im Polizeigebäude in der Puttkamerstraße Ecke Kochstraße. Bewaffnete Wächter am Eingang, dunkle Fluren, manchmal unangenehme Beamte – fast alle mir bekannten Polen haben die Begriffe aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges überstrapaziert. *Szwaby, szkopy, esesmani, hitlerowcy, fryce* (Schwabern, Schkoppen, SS-Leute, Hitleristen, Fritzen), der sanfteste Begriff war *Helmuty* (von dem damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl). Und Berlin-West als eine Frontstadt, eine Insel des Kapitalismus in der Mitte der sozialistischen Wirklichkeit, hatte noch viele Spuren des Kriegs. Manchmal haben wir am Sonntag vor dem ausgebrannten Reichstag Fußball gespielt, dahinter war die Berliner Mauer und die Hauptstadt der DDR. Die Teams waren international: Türken, Italiener, Amerikaner, Griechen, Franzosen, wer spielen wollte, war dabei. Und ich dachte, wie hätte es im Jahr, sagen wir 1939, ausgesehen? In welches Konzentrationslager würde man mich, einen dreckigen Polacken, einsperren, käme ich jemals auf die verrückte Idee, Fußball in einem internationalen Team vor dem Parlament des Dritten Reiches zu spielen?

Die Themen Krieg und deutsche Verbrechen haben wir natürlich bei Gesprächen mit meinen Freunden behandelt. Aber ich habe unter ihnen auch gelebt und mit der fortschreitenden Kenntnis der deutschen Sprache ein anderes Deutschland erfahren, als es mir aus Erzählungen der Überlebenden und aus der Nachkriegsliteratur bekannt war. Ich bin viel in der BRD herumgefahren, weil wir zusammen mit Wolfgang, dessen Mercedes über meine Ankunft in Berlin entschieden hat, vom öffentlich-rechtlichen Sender WDR in Köln Aufträge für Dokumentarfilme bekommen haben. Im Lauf der Zeit habe ich gelernt, dass ein Bayer eine ganz andere Mentalität hat als ein Sachse, woher die *Szwaby* kommen, und warum sie Helden unzähliger Witze sind, warum der Kölner sein Bier aus einem 0,2 Liter-Glas trinkt und wie ein echter Spätburgunder aus Ahrweiler oder aus Rheinland-Pfalz schmeckt, oder was „am Elften Elften um elf Uhr elf“ passiert und wie die „Neue Deutsche Welle“ klingt.

Nach eineinhalbjährigen Bemühungen kamen meine Ehefrau mit meinem kleinen Sohn nach Berlin. Ich wollte ihr Deutschland zeigen, das ich für mich entdeckt habe, aber sie hat sich an der Spree unwohl gefühlt. Sie konnte die deutsche Sprache nicht ertragen und wollte sie nicht lernen. Vielleicht hat sie diese Abneigung von ihrem Vater geerbt, der als Partisan gegen die Wehrmachteinheiten kämpfte. Aber ich denke, dass sie das Reisen nicht mochte, das Erkunden von neuen Ländern oder die Bekanntschaften mit neuen Menschen. Sie fühlte sich am besten in der Wohnung, in der sie seit ihrer Geburt mit ihren Eltern lebte, und am liebsten würde sie dort ihr ganzes Leben verbringen. Da wohnt sie auch bis heute. Wegen ihr habe ich mein buntes Berlin verlassen und bin mit dem Zug nach Warschau zurückgekehrt.

Als ich am 22. Dezember 1983 abends vom Bahnhof Zoologischer Garten wegfuhr, schaute ich auf die Fahrzeuge an der Kreuzung Kantstraße und Hardenbergstraße, in der Ferne sah ich das damalige Symbol von Berlin-West – die Gedächtniskirche – dachte darüber nach, ob ich hier jemals zurückkomme und ob ich gut handle, dass ich die Stadt verlasse – alle haben mir davon abgeraten. Und wieder kam ein DDR-Zollbeamter, und wieder hat er gründlich mein Gepäck durchsucht, aber ich hatte nichts dabei außer einigen kleinen Geschenken, auch kein Geld, weil ich alles für lustiges Leben und Filmprojekte ausgegeben habe. Ich habe mir auch keinen Mercedes gekauft, nicht mal einen so alten, wie den, mit dem ich nach Berlin gekommen bin. Ich hatte meinen polnischen Reisepass dabei, weil ich nie um Asyl in Deutschland gebeten habe. Ich habe nur einen kurzen Ausflug in den Westen gemacht, um dem Freund meines Freundes sein Auto rüberzubringen.

Warschau des Jahres 1984 war grau und schlammig, wie alles damals. Die Kollegen aus der Filmbranche, noch am Anfang ihrer beruflichen Karriere, haben Witze über die Regierung von General Jaruzelski gerissen und

die Traurigkeit des Lebens im sog. Kommunismus mit Alkohol begossen, den sie zu Hause produziert haben. Das war damals das Topthema Nummer eins: Wer aus was Alkohol macht, und welche Zutaten dafür optimal sind in einer Zeit, in der es Zucker nur auf Zuteilung gab. Im Fernsehen hatten die Militärs im Rang eines Obersten das Sagen, und obwohl mein erster Film für das Polnische Fernsehen TVP wohlwollend aufgenommen wurde, hatte ich irgendwie keine Lust, weitere Projekte fürs Fernsehen anzuschieben. Um Geld zu verdienen, habe ich angefangen, Deutsch zu unterrichten, bei *Empik* (polnisches Medienvertriebsunternehmen, führte auch Sprachkurse durch – Anm. d. Herausgebers) in der Foksal Straße. Frau Direktorin hat mit mir eine halbe Stunde palavert, um am Ende festzustellen, dass ich die notwendigen Qualifikationen habe.

Ich habe mein Lehrbuch vom Goethe-Institut, „Deutsch für Ausländer, Teil 1 + 2“, mitgebracht, und meine Arbeit hat begonnen. Um den Unterricht etwas interessanter zu gestalten, habe ich versucht, meinen Schülern deutsche Hits beizubringen, solche wie „Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt“ von Marlene Dietrich oder „99 Luftballons“ von Nena, einen antimilitaristischen Protestsong und Megahit einer jungen Sängerin, die ich auf einer Party in Berlin kennengelernt habe. Alle im *Empik* haben mich etwas seltsam angeschaut und etwas hinter meinem Rücken getuschelt. Wieder hat mich Frau Direktorin zu einem Gespräch eingeladen und darum gebeten, dass ich als Unterrichtsstoff das Lehrbuch der deutschen Sprache aus der DDR verwende. In diesem Moment habe ich verstanden, dass ich in dieser Einrichtung nichts zu suchen habe: Weil in diesem Lehrbuch eine andere deutsche Sprache war: sehr konventionell, mit Redewendungen, die keiner von meinen Deutschen benutzen würde, mit naiven Situationen, die im echten Leben nie passieren. Die Sprache war sehr stark ideologisch gefärbt. Das war Deutsch der sozialistischen Gemeinschaft der für den Frieden und die Demokratie kämpfenden Brudervölker.

Zum Glück hat sich Wolfgang gemeldet. Eines von unseren gemeinsamen Projekten, die wir vor meiner Abreise erarbeitet haben, wurde akzeptiert. Wir sollten einen langen Dokumentarfilm machen, drei Monate Dreh in Deutschland und in der Türkei, danach Schnitt. Fast ein Jahr Arbeit. Ich habe mit der Verwaltungsbehörde für Filmfragen im Kultusministerium einen Vertrag abgeschlossen, der ihnen 20% meines Honorars als Filmregisseur bei dieser Produktion garantierte, und im Gegenzug durfte ich nach Deutschland fahren, so oft ich wollte. Die BRD-Regierung gab mir eine Aufenthaltsgenehmigung, aus demselben Grund.

Ende 1984 kam ich nach Berlin zurück, die Stadt habe ich aber eigentlich nie verlassen. Nach diesem Projekt kamen weitere, ich habe für viele deutsche Fernsehanstalten gearbeitet, sowohl die öffentlich-rechtlichen wie auch die privaten, und langsam, Schritt für Schritt, wurde ich ein Teil dieser Stadt, ich habe dort Wurzeln geschlagen. Berlin-West ist kein

Deutschland, sagte mir einmal jemand, und da ist etwas Wahres dran. Das ist eine Multi-Kulti-Stadt, offen für neue Ideen. Auch wenn heute diese multikulturelle Gesellschaft in Frage gestellt wird und viele Sachen kommerzialisiert wurden.

Ich wollte immer in Berlin leben, in Kreuzberg. Hier wohne ich seit mehr als 30 Jahren! Fast immer im gleichen Straßenkietz. Und immer als Pole, mit dem polnischen Reisepass. Das war wichtig für mich, aber nicht aus nationalen oder patriotischen Gründen. Eher aus Trotz. Als Bürger des sozialistischen Polens, das heißt aus der sowjetischen Einflusszone kommend, hatte ich immer eine schlechtere Ausgangssituation als meine Altersgenossen aus England, Frankreich oder Deutschland. Und ich wollte die Welt erkunden ohne die Notwendigkeit, jedes Mal den sich aus politischen Gründen ständig wechselnden Machthabern, die über unser Schicksal entscheiden, erklären zu müssen, wohin ich fahre und wozu. Ich habe immer von einer Reise nach London geträumt, um das Theater von Peter Brook zu sehen, oder nach Amsterdam, um das Van Gogh Museum zu besuchen, oder nach Berlin, um die Philharmoniker unter der Leitung von Herbert von Karajan zu hören – ja, deshalb wollte ich fahren, nur für ein paar Tage. Bis 1989 war dies sehr schwierig, manchmal auch unmöglich, und alles war mit bürokratischen Hindernissen verbunden: Einem Beamten bei der Passbehörde zu erklären, dass ich nach Berlin nur für drei Tage fahren will, weil gerade ein Auftritt von Ella Fitzgerald angekündigt wurde, das war für ihn pure Abstraktion. Er hätte mich wie einen Geisteskranken angeschaut und gedacht, dass ich ihn für einen Narren halte, und in Wirklichkeit geht es mir um ein Treffen mit einem CIA-Offizier. Viel größeres Verständnis haben Menschen erfahren, die offen zugegeben haben, dass sie nach Deutschland fahren, um dort schwarz zu arbeiten und sich einen Mercedes zu kaufen, mit dem sie später Taxi fahren würden.

Als die Berliner Mauer am 9. November 1989 geöffnet wurde, war ich in Kreuzberg mit meiner deutschen Lebensgefährtin Susanne zu Hause. Ganz in der Nähe waren der Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße und das Brandenburger Tor. An diesem Abend und in dieser Nacht waren wir überall dort, zusammen mit einer Menge von Menschen, manche hatten bereits Hämmer in ihren Händen, sie haben „Die Mauer muss weg!“ gerufen und gegen die Betonstücke geklopft. Wir sind auf die Mauerkrone am Brandenburger Tor geklettert, ich habe auf die Menschenmenge auf dem Rasen geschaut, wo ich einst Fußball gespielt habe, und wie viele andere bin ich auf die andere Seite der Mauer gesprungen. Wir sind in Richtung der DDR-Grenzsoldaten gegangen, die in einer losen Reihe in der Zone standen, die damals „Todeszone“ genannt wurde – weil jeder, der sich dort ohne Erlaubnis befunden hatte, wegen des Versuchs einer illegalen Grenzüberschreitung erschossen werden konnte. Sie haben uns aber nicht angehalten, als wir auf die andere Seite gegangen sind, auf den Pariser Platz,

wo sich die Touristen heute mit dem braunen Bärchen mit der Krone, einem Wahrzeichen von Berlin, ablichten lassen. Wir haben uns umgeschaut, was Unter den Linden abläuft, aber dort war es ziemlich ruhig, die Menschen sind nach Berlin-West über die anderen Übergänge geströmt, also sind wir zurück geklettert.

So hat die Freiheit für mich begonnen und mein Weg zum Vereinigten Europa. Vielleicht deswegen habe ich so beharrlich in Berlin-West ausgehalten und im verwahrlosten Bezirk Kreuzberg gewohnt, der heutzutage bei den Touristen total angesagt ist, weil ich von hier aus den kürzesten Weg nach Hause, nach Polen, nach Warschau hatte, wo ich auch lebe. Damals hat es nur gereicht, auf den Mariannenplatz gleich neben der St.-Thomas-Kirche zu gehen, dort an der Ecke, wo heute ein Türke sein anatolisches Paradies auf einem Stückchen Rasen betreibt, ein Gärtchen mit Gemüse, da stand bis zur Wende 1989 eine Aussichtsplattform aus Holz. Wer sie erklimmen hat, sah Ostberlin mit dem Fernsehturm am Alexanderplatz, und ich habe ein Stückchen weiter Warschau gesehen. Solchen Ausblick hat mir keine andere Stadt in Deutschland geboten.

Heute nutzte ich die Tatsache, dass Polen Mitglied der Europäischen Union ist.

Ich habe drei Kinder, zwei Söhne, die in Warschau wohnen und polnische Staatsbürger sind, und eine Tochter, die in Berlin lebt und eine Deutsche ist, aber das spielt keine Rolle mehr, weil Europa für sie keine Grenzen hat. Es berührt mich, wenn sie manchmal fragen: „Papa, wie war es mit diesem Visumzwang und den Kontrollen an der Grenze?“

Ich bin zweisprachig – die deutsche Sprache kenne ich wie die polnische, und die englische und spanische Sprache, die ich vorher sehr gute beherrschte, verschwanden.

Ich habe eine Wohnung in Warschau und eine in Berlin. Beide Wohnungen befinden sich in Bahnhofsnähe. Oft fahre ich mit dem Zug, manchmal auch zweimal die Woche, weil meine geliebte polnische Frau Natalia in Warschau arbeitet und ich in Berlin. Es ist so, wie ich es mir – sicherlich unbewusst – vor Jahren vorgestellt habe. Wir entscheiden darüber, wo wir sein möchten. Heute kann es Warschau sein und morgen Berlin. Das ist anstrengend, ich weiß, wir reisen viel, aber das ist auch wunderbar, dass wir diese Möglichkeiten haben und kein Politiker uns dabei stört. Die Oper in Berlin oder ein Tanzabend in Warschau – warum nicht, alles ist möglich.

Wenn ich die Bilder aus dem zerstörten Syrien sehe, aus der vorher schönen Stadt Aleppo, die heute wie Warschau 1944 nach dem Aufstand aussieht, denke ich, dass Europa nach all den schrecklichen Kriegen endlich zur Ruhe gekommen ist. Und wie wichtig der Frieden ist. Und wie wichtig das Gespräch ist und die Bereitschaft, den Anderen zu verstehen.



KAROL CZEJAREK

# Eine biographische Erinnerung

Ich bin am 11. August 1939 in Berlin, in der Livländischen Straße 4 geboren worden, also kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Mein Vater, Roman, war Schlesier aus Zabrze, und meine Mutter, Maria, geb. Mellin, war gebürtige Deutsche aus der Nähe von Hildesheim; ihre Familie, darunter auch meine Schwester mit ihren Söhnen, wohnt in Ahrbergen. So heißt der Ort, in dem meine Mama geboren wurde und wo sie gewohnt hat.

Noch vor dem Krieg war dies ein Dorf. Heute ist es eine bezaubernde Kleinstadt, wie es sie überall in Deutschland gibt, zwischen zwei schönen Seen gelegen, umsäumt von Äckern und von modernen Verkehrsanbindungen, die vom Weiten zu sehen sind.

Nach Ahrbergen, zur Familie meiner Mama, fuhren wir häufig in den düsteren Tagen des Krieges, besonders wenn in Berlin die Lebensmittel knapp wurden. Der Hunger machte mir seit damals zu schaffen, bis ich für meine Haushaltung selber zu verdienen begann.

In Berlin wuchs ich fast bis zu meinem 10. Lebensjahr heran. Ich hatte dort Freunde, Freundinnen, hier begann meine Schulzeit. Ich absolvierte drei Klassen der deutschen Grundschule, und als wir 1949 nach Polen kamen, schrieb mich mein Vater gleich ... in die vierte Klasse ein (wohlgemerkt in eine polnische Schule), und Ähnliches geschah mit meiner Schwester.

In Berlin wurde ich auch getauft (durch einen Verwandten, den älteren Bruder meines Vaters, der katholischer Priester war) und empfing die Erste Kommunion. Wenn ich in Deutschland bin, besuche ich diese für mich „heiligen Stätten“ und gedenke dort meiner Kindheit und meines deutsch-polnischen Schicksals. Und wie gewöhnlich machte die Geschichte einen Kreis – derzeit wohnt hier meine Tochter mit ihrem Mann, hier wurde mein erster Enkel, Jonasz, geboren. Die ältere Enkelin, Natalia, wurde in War-

schau geboren. Aber was macht es für einen Unterschied, wer wo geboren ist? Über alles entscheidet sowieso die Erziehung und das von den Eltern gefestigte Bewusstsein des heranwachsenden Kindes und danach seine autonome Entscheidung, was es wirklich werden will. Vor vielen Jahren stand ich vor demselben Problem. Obwohl ich in Berlin geboren bin, wollte ich immer Pole werden, und so kam es, obgleich meine Mama nach dem Tode meines Vaters in ihre Heimat zurückkehrte und wieder deutsche Staatsbürgerin wurde. Ich folgte damals ihrer Entscheidung nicht, und ich kam nie auf den Gedanken, dass es anders werden könnte. Meine Entscheidung, in Polen zu bleiben, traf ich gänzlich bewusst und souverän. Ich bin stolz auf mein Polentum und zufrieden mit dem, was ich in Polen erreicht habe. Aber der Reihe nach.

## Wer war mein s. A. Vater, und weshalb zog es ihn nach Polen?

Sicherlich hatte sein Geburtsort, Zabrze, das im Jahre 1913 (als er geboren wurde) noch so geheißen hatte, obwohl es eine preußische Stadt mit seit Jahrhunderten starken polnischen Spuren war und erst 1915 in Hindenburg umbenannt wurde, eine große Bedeutung. Viele Schlesier kämpften nach wie vor um die Zugehörigkeit von ganz Oberschlesien zu Polen weiter, unter anderem in drei Schlesischen Aufständen im 20. Jh.

Mein Vater und noch früher mein Großvater gehörten zu denjenigen Schlesiern, die sich als Polen fühlten. Jedoch entschieden eine Volksabstimmung und die erfolglosen Aufstände (an denen mein Großvater aktiv teilgenommen hatte) darüber, dass Oberschlesien, also auch Hindenburg, bis 1945 „deutsch“ blieben (obwohl nach dem Ersten Weltkrieg ein polnischer Staat entstanden war).

Ich erwähne dies deshalb, weil ich mein „Polentum“ eben vom Vater und Großvater „im Blut“ hatte, und so blieb es, obwohl meine Mutter nach dem Tod meines Vaters 1953 nach Deutschland zurückkehrte (sie starb 2001).

Mein Vater sollte ähnlich wie sein Bruder Priester werden, aber er verzichtete darauf und zog auf der Suche nach Wissen und Arbeit ins Reich, wie es bis heute noch in Schlesien von Deutschland heißt. Er absolvierte ein renommiertes Studium (unter anderem in Deutschland, Italien und Frankreich), konnte mehrere Sprachen. Er war von der Ausbildung Germanist (in dieser Hinsicht folgte ich seinen Spuren!) und wurde vor dem Krieg als Dozent an der Humboldt-Universität zu Berlin eingestellt. Während er dort arbeitete, nahm er an den Aktivitäten des Bundes der Polen in Deutschland, der von den Machthabern des Dritten Reiches 1938 aufgelöst wurde, rege teil. Wegen dieser Tätigkeit, die als deutschlandfeindlich eingestuft worden war, wurde er entlassen und zur Strafe in eine Grube in Giesen, einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Hildesheim, verwiesen. Gerade

hier stieg er auf dem Bahnhof aus und fragte meine Mama nach dem Weg. Als Tochter eines Feinbäckers verkaufte sie an jenem Tag gerade Back- und Konditorwaren im Bahnhof. Auf diese Weise lernte er seine künftige Frau kennen, die ihn mit ihrem Auto an seinen neuen Aufenthaltsort fuhr. Es war wohl eine Schicksalsfügung, dass sie bald heirateten und nach Berlin zogen, sicherlich auch dank den Bemühungen des Vaters meiner Mama. An meinen „deutschen“ Opa kann ich mich nicht erinnern, denn er verstarb 1941, als ich knapp zwei Jahre alt war.

Die tragischen Jahre des Krieges erlebte ich in Berlin. Mein Vater war an der Front, und meine Mutter war ohne Arbeit und mit zwei Kindern auf der Suche nach „Rettung“ im Pfarrhaus bei unserem verwandten Priester in der Nähe von Varnsdorf (auf dem Territorium des heutigen Tschechiens). Kurz nach Einmarsch der Russen flohen wir nach Schlesien, zu unserem „polnischen“ Großvater, in der Hoffnung, dort sicher zu sein. Leider war dem nicht so!

Diesmal wurden wir von den sowjetischen Truppen vertrieben! Mit unserem Hab und Gut, das auf einem kleinen Wagen zusammengetragen war, zogen wir mit Mama und meiner vierjährigen Schwester nach Berlin. Zu Fuß! Es war ein Leidensweg für uns, denn wir ernährten uns von dem, was uns verschiedene gute Menschen unterwegs zu essen gaben; manchmal erlaubten sie uns auch, bei ihnen zu übernachten. Das Jahr 1945 war und blieb für mich ein Jahr des Elends und des Hungers. Wie durch ein Wunder erreichten wir Berlin (ich weiß, dass uns auch ein russischer Offizier geholfen hat, an den ich mich wie durch einen Schleier erinnern kann).

Unsere Berliner Wohnung war zum Glück (nach der Enttrümmerung) wieder bewohnbar. Aber zu essen gab es nach wie vor fast nichts. Zwei Scheiben Brot mit Marmelade pro Tag, mitunter eine Suppe auf der Straße, und ein Stück Fleisch nur sonntags. Eine irgendwo aufgefundene Kartoffel war ein wahrer Leckerbissen.

Nach seiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft 1946 begann mein Vater in der Polnischen Militärmission in Berlin zu arbeiten. Ich wurde in die an der „Mission“ funktionierende polnische Schule eingeschrieben (dort lernte ich nachmittags) und besuchte parallel dazu eine deutsche Schule, in die ich morgens ging. Sie befand sich unweit von unserer Wohnung im Stadtteil Wilmersdorf. Als es „den Umständen entsprechend“ anfang, uns besser zu gehen, entschied mein Vater 1949, mit seiner Familie nach Polen umzusiedeln!

## Das Familiendrama begann in Stettin ...

wohin wir mit einem Gütertransport befördert wurden und wo wir eine Zeit lang in einem Waggon auf einem Abstellgleis des Bahnhofs Szczecin-Turzyn gewohnt haben. Aber bald bekamen wir als Repatriierten (Heim-

kehrer) eine Zweizimmerwohnung. Mein Vater hoffte auf eine Arbeit, wie sie ihm übrigens in der Militärmission in Aussicht gestellt worden war. Er sollte an der zu eröffnenden Stettiner Universität eingestellt werden. Aber die Universität entstand nicht. Der Vater trat auch keiner politischen Partei bei. So also, als Repatriierter aus Deutschland, zudem noch mit einer deutschen Frau und mit Kindern, die damals noch nicht Polnisch sprachen, wurde er in verschiedenen Institutionen angestellt, in denen er aber nur in untergeordneten Positionen arbeitete, zuerst im Amt für Seefahrt, dann in der Anstalt für Weiterbildung im Handwerk, zuletzt in der Stettiner Apothekenverwaltung (er bekam damals keine andere, seinen wissenschaftlichen Qualifikationen und Ambitionen entsprechende Arbeit, obwohl er sich darum bemühte und in Stettin bereits einige andere Hochschulen funktionierten). Selbst eine Anstellung als einfacher Lehrer in einer Schule wurde ihm verweigert. So waren damals die Zeiten, die heute als stalinistisch bezeichnet werden, Zeiten voller Hass gegen alles, was „deutsch“ war!

Die Eltern haben jene Zeit als sehr schwer erlebt. Nach meiner Einschätzung wurde der Vater aus politischen Motiven misshandelt, aber auch wegen seines katholischen Glaubens. Er verdiente sich einen Teil seines Unterhalts als Orgelspieler in einer Kirche, in der auch ich bei der Messe diente. Mit dem Probst dieser Pfarre (einem Schlesier aus Rybnik) war mein Vater mehrere Jahre lang befreundet. Ich habe nie gehört, dass sich mein Vater über sein Schicksal beklagen oder dass er seinen Entschluss, nach Polen zurückzukehren, bereuen würde.

Und er hätte doch mit Mama in ihre Heimat gehen können, ihre Brüder haben ihn – nach meinem Wissen – dazu ermuntern, Mama persönlich auch. Er blieb aber in seinem Entschluss standhaft. Alle Schwierigkeiten bezeichnete er als vorübergehend. Er unterstrich aber ständig, das „Polen unser Mutterland ist, und die Mutter darf man nicht schlechtmachen“. Und diese in der Fremde mit seiner Beteiligung formulierte Wahrheit der Polen habe ich mir zu eigen gemacht.

Im November 1953 war mein Papa nach einem kurzen Krankenhausaufenthalt unerwartet verstorben. Und wir verblieben nur dem Schicksal überlassen. (Vater war bis zu diesem Zeitpunkt der einzige Ernährer unserer Familie, und Mama blieb mehrere Monate lang arbeitslos). Und wieder litten wir unter Hunger und Kälte. Geld für Essen, Beheizung, Bekleidung, Lehrbücher, wörtlich – für alles – fehlte. Dabei waren es gerade die schlechtesten Jahre in Polen. Nicht nur wegen der wirtschaftlichen Misere, sondern auch wegen der Repressionen sowie der Feindschaft gegenüber den Deutschen; jedenfalls lebten wir damals in sehr schlechten Verhältnissen, und Mama konnte uns kaum über Wasser halten.

Damals halfen uns andere Repatriierte aus Berlin, über die Runden zu kommen, alte Bekannte und Kollegen des Vaters aus Ämtern, in denen er gearbeitet hatte. Unter ihnen war auch der schon genannte unersetzliche

Pfarrer Franciszek Kotuła. Der zweite Mann, der uns damals geholfen hatte, war der beste Freund meines Vaters, der mit seiner Frau ebenfalls aus Berlin nach Stettin gekommen war, Franciszek Welter. (Zu den Welterern gingen wir sonntags zum Mittagessen und wurden zu allen Festtagen eingeladen, so dass wir für die ganze Woche mit Essen versorgt waren). Und Pfarrer Kotuła nahm mich als Ministranten zu ... Begräbnissen, Trauungen, den in Polen üblichen Weihnachtsbesuchen bei den Gläubigen mit, und so brachten diese Tätigkeiten immer etwas Geld ein. Nach längeren Bemühungen bekam Mama eine Anstellung in einer Apotheke als Apothekerassistentin.

Um meiner Mutter zu helfen – als körperliche Arbeit verrichtende Arbeitskraft verdiente sie wenig (damals wurden die Arzneimittel per Hand sortiert) – verrichtete ich nachmittags diverse Arbeiten. Ich verkaufte auf dem Markt Obst und Gemüse aus unserem Schrebergarten, half jüngeren Schülern bei den Hausaufgaben, ich schliff Fußböden mit Stahlspänen ab, pflückte fremden Leuten Obst von den Bäumen, fuhr nach Schlesien zum Arbeiten bei weiteren Verwandten. Ich tat dies alles, um zum bescheidenen Einkommen Mamas dazuzuverdienen, um Geld für Schulbücher, Kleidung und Schuhe zu haben. Zum Glück traf ich in jenen Jahren viele wohlwollende Menschen: die Familien Wika, Krajczewski, Kowalski, Stattler, Stebel, Magiera, Imiołczyk, Gałecki, Koczy, Polak und viele andere mehr.

Leider half uns der Bruder meines Vaters, der nach wie vor Pfarrer in Varnsdorf war, ehe er nach Deutschland ausgewandert war, nicht. Auch die in Deutschland lebende Familie meiner Mutter half uns nicht; sie hielt meine Mama für eine Verräterin, weil sei einen „Polen“ geheiratet hatte und nach dem Krieg aus Berlin nach Polen umgezogen ist, statt in ihre Heimat zurückzukehren. Wie dem auch sein – so war es und ist vorbei!

## Abitur und erste Anstellung

1956 bestand ich das Abitur und bewarb mich um Aufnahme in die Technische Militärakademie in Warschau. Obwohl ich die Prüfung bestanden hatte, wurde ich nicht aufgenommen, weil ich „Verwandte im Westen“ hatte. So kehrte ich nach Stettin zurück und begann am 1. September als Praktikant in der Buchhandlung *Klubowa* der Firma *Dom Książki* zu arbeiten. Nach einigen Jahren wurde ich Leiter dieser Buchhandlung. In der Zwischenzeit leistete ich meine Wehrpflicht (1959-1961), mit Eifer, weil ich dachte, dass ich als Radfahrer mit besten Aussichten auf Erfolg zumindest gute Bedingungen zum Training haben würde (mein Traum war der Legia-Klub – damals CWKS Warschau oder wenigstens OWKS – der Militärbezirksklub in Bydgoszcz). Aber trotzdem stand wieder meine Herkunft (ungeachtet all meiner ansehnlichen sportlichen Erfolge) meinen Bestrebungen im Wege.

Meinen Militärdienst leistete ich in einer regulären Einheit der Streitkräfte ab, und Radfahren trieb ich in meiner Freizeit, also „nach Dienstschluss“. Aber ich beklage mich nicht, denn es war eine Zeit meiner größten Erfolge als Radfahrer (auf die ich bis heute sehr stolz bin). Bevor ich davon erzähle, möchte ich schildern, wie die Rückkehr meiner Mama und meiner Schwester nach Deutschland im Jahre 1957 aussah, denn das war ein in meinem Leben besonders wichtiges Ereignis.

## Die Rückkehr der Mutter nach Deutschland

Als ich die Verzweiflung meiner Mutter sah, begann ich Verständnis für ihr Denken an eine Reise „zu Besuch“ zu ihrem ältesten Bruder, nach Ahrbergen, zu zeigen. Nach langen Bemühungen bekam sie einen Reisepass und verreiste; die Garantie dafür, dass sie wiederkommt, war ich, der ich in Stettin geblieben war.

Mama und Schwester verreisten für drei Monate, aber ihre Brüder (ein leiblicher und zwei Halbbrüder) haben sie überredet, in Deutschland zu bleiben. Sie selbst hoffte darauf, dass sie mich nach einiger Zeit im Rahmen der damals realen Möglichkeit der Familienzusammenführung zu sich holt. Sicherlich fand sie in Deutschland Ruhe (niemand beschimpfte sie mehr als *szwabka* – verächtlich Deutsche, was in Polen gang und gäbe war). Bald fand sie Arbeit und heiratete zum zweiten Mal – ihr Mann war ihr Schulfreund, der – wie sich herausstellte – sie als seine erste Liebe betrachtete (er blieb seit seiner Schulzeit ledig).

Auch meine Schwester heiratete, machte sich in Ahrbergen sesshaft und gebar zwei Söhne.

Ich bin trotz Drängens meiner Mutter, ihrer Familie und meiner Schwester nach Deutschland nicht gegangen. Ich begann Germanistik zu studieren, wurde Leiter einer Buchhandlung, war ein bekannten „Stettiner“ Bahn- und Straßenradfahrer. Anfangs war es aber sehr schwierig. Die Wohnung, die einst meinen Eltern gehörte, wurde mir weggenommen, und ich zog bei meinen Nachbarn, den unvergessenen Stanislaw und Helena Polak, ein, die sich um mich wie um einen Sohn kümmerten. Damals heiratete ich, und aus dieser Ehe ging mein Sohn Roman hervor (heute ein bekannter Radiojournalist). Meine Sport- und Berufskarriere nahm einen schnellen Lauf, und kaum merkte ich, dass bereits 13 Jahre vergangen waren, seitdem ich weder meine Mutter noch meine Schwester gesehen habe, mit denen ich lediglich im Briefwechsel stand.

1967 verliebte ich mich zum zweiten Mal und heiratete Magdalena, mit der ich seit über 40 Jahren eine glückliche Ehe führe. Wie haben zwei Kinder – Anna, die Kunsthistorikerin ist, und Hubert, der sein Studium am Lehrstuhl für Fachsprachen an der Universität Warschau abgeschlossen hat. Anna wohnt mit ihrem Mann, einem Polen, in Berlin (sie haben zwei Kin-

der, die ich schon erwähnt habe); Hubert arbeitet als Deutschlehrer und führt eine Sprachschule. Er hat auch zwei Kinder (Bartosz und Anna), und seine Frau Dorota ist meine Lieblingsschwiegertochter.

## Ein Treffen nach Jahren

Ich muss aber erwähnen, dass seit der Zeit, als meine Mutter mit meiner Schwester in der BRD geblieben sind, all meine Bemühungen um einen Reisepass für eine Reise „zu Besuch“ zu ihnen erfolglos endeten. Den Pass bekam ich nicht einmal für eine Radrennfahrt nach Riesa in der DDR, obwohl dort bereits Plakate mit Ankündigung meiner Teilnahme (als bekannter Radfahrer) bei diesem Rennen gedruckt vorlagen.

1969 rief mich aus Deutschland meine Schwester an und sagte: „Unsere Mama liegt im Sterben, und wenn du ein Herz hast, so komme!“ Dann legte sie auf. Mama war damals tatsächlich krank, wie ich später von dem sie behandelnden Arzt erfahren hatte.

Ich war damals Direktor der Kulturabteilung im Präsidium des Nationalen Wojewodschaftsrates in Stettin, hatte also eine hohe Stellung in den Verwaltungsorganen der Wojewodschaft inne. So stellte ich vorschriftsmäßig einen Antrag auf Ausstellung eines Reisepasses, aber ich bekam ihn nicht (ohne Angabe von Gründen).

Aufgeregt ging ich zum damals höchsten „Beamten“ in der Wojewodschaft, d.h. zum Ersten Sekretär des Wojewodschaftskomitees (in jener Zeit war es Antoni Walaszek); meine Bemühungen unterstützten sowohl der Sekretär des Wojewodschaftskomitees Henryk Huber als auch der Vorsitzende des oben genannten Präsidiums Marian Łempicki, und so wurde meine Reise (nach einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung zwischen ihnen) genehmigt. Ich fuhr für fünf Tage.

Auf der Treppe in die bescheidene Wohnung meiner Mutter hielt mich ihr Arzt an und sagte, dass ich sie daran hindern sollte, aufzustehen. Sie stand aber trotz meiner Bitte auf!

Ich muss wohl nicht viel erzählen, was das für ein Moment war. So etwas kann man nicht vergessen! Mama ist plötzlich „auf wundersame Weise“ gesund geworden. Ich lernte damals ihren zweiten Mann, ihre Brüder samt Familienangehörigen, den Mann meiner Schwester und ihre Kinder kennen, und in meiner Erinnerung ist Ahrbergen aus meinen Kindesjahren wieder lebendig geworden!

Ich möchte betonen, dass damals weder meine Mama noch ihre Brüder, weder meine Schwester noch mein Schwager, der später mein langjähriger Freund wurde, mir zu verstehen gegeben hatten, dass ich mit ihnen bleiben sollte. Solche Gespräche gab es nicht, was davon zeugt, dass sie meine Entscheidung von vor Jahren akzeptiert haben. Sie waren stolz auf meine

Leistungen, darauf, dass ich ein Hochschulstudium absolviert habe, stolz auf meine Erfolge bei Radrennfahrten und darauf, dass ich – wie sie sagten – so wichtige Funktionen in der staatlichen Verwaltung ausübte. Nach Jahren wurden meine Treffen mit Familienangehörigen in Deutschland zu regelrechten Besuchen (besonders nach 1989). Wir, d. h. ich mit meiner Frau und meinen Kindern, fuhren zu ihnen in den Ferien, zu Festtagen und auch ohne besonderen Anlass; auch sie besuchten uns oft in Polen.

## Über Erfolge im Radsport und im Berufsleben ...

Ich war unter anderem Meister (der Junioren) und Vizemeister (der Senioren) Polens im Mannschaftsrennen auf der Bahn, mehrmaliger Meister von Stettin und des Stettiner Radfahrervereins auf der Bahn und Straße. Ich war bei einigen wichtigen Rennen unter Beteiligung der besten Radfahrer Polens Sieger (ich siegte über damals so bekannte Radsportler wie Bek, Józefowicz, Zajac, Borucz, Mąkowski auf der Bahn und Pruski, Zieliński – Etappensieger bei der Friedensfahrt, Hałuszczak, Bednarek und viele andere); ich fuhr bei allen möglichen Rennen: durchs Gelände, auf der Bahn und der Straße, ja ich übte mich auch bei Rennen „hinter Motorrädern“ – damals war das möglich. Heute spezialisieren sich die Sportler in den von ihnen gewählten Disziplinen. Ich wollte bei jedem Rennen siegen, bis ich zwischen dem Sport einerseits und dem Wissenserwerb und der Berufstätigkeit andererseits wählen musste, denn alle diese Sachen miteinander zu verbinden, war nicht möglich (besonders nachdem ich das Meisterniveau, die sog. Lizenz A erlangt hatte). Also verzichtete ich auf den Sport, und meine berufliche Karriere entwickelte sich von da an in die richtige Richtung.

In der Buchhandlung, in der ich als „Praktikant“ angefangen habe, wurde ich Leiter. Ich gründete einen „Klub der Buchfreunde“ (unter dieser Bezeichnung veranstaltete ich zahlreiche Ausstellungen, Lesungen, Treffen, Konzerte), wurde zum Direktor des Büros und Sekretär des Präsidiums der Stettiner Kulturgesellschaft (*Szczecińskie Towarzystwo Kultury*) befördert, von dort wechselte ich auf den Posten des Direktors der Kulturabteilung des Präsidiums des Nationalen Wojewodschaftsrates in Stettin.

Rückblickend schätze ich meine „Stettiner Leistungen“ positiv ein, unter anderem was den Wiederaufbau des Schlosses der Pommerschen Herzöge in Stettin, die Entwicklung von Festivals, unter anderem der zeitgenössischen Polnischen Malerei, des Künstlerfestivals der Akademischen Jugend (FAMA), der Orgelmusik in Cammin, der Chöre (in Misdroy), der Kurzfilme mit Seethematik betrifft. Auch im Bereich der dynamischen Entwicklung einer sozialen Bewegung für gesellschaftlich-kulturelle Aktivitäten in den Kreisen, der Gründung von „nationalen“ Institutionen, unter anderem der Stettiner Bücherei (*Książnica Szczecińska*), des Museums, der Philharmonie,

des Musiktheaters – des Opernhauses, wie auch im Bereich der Entwicklung der materiellen Basis der Kultur, der Festigung der Bedeutung von Künstlervereinen, der Entwicklung der Laienkunst, der Kulturzentren in den Kreisen und Gemeinden. Ich setzte mich in meiner Tätigkeit dafür ein, dass die Wiedergewonnenen Gebiete schnellstmöglich ihren polnischen Charakter bekommen. Die Stettiner Kulturgesellschaft initiierte damals eine Reihe von Unternehmungen, die für ganz Polen von Bedeutung waren.

1973 begann ich mit meiner Frau Magdalena in Warschau zu wohnen. Wir „bekamen“ eine genossenschaftliche Wohnung, hier kamen unsere Kinder zur Welt. Ich begann als stellvertretender Direktor des Zentralen Buchgroßhandels (*Centralna Składnica Księgarska*) und später als Direktor des Zentrums für Methodik der Kulturverbreitung (*Centralny Ośrodek Metodyki Upowszechnienia Kultury*) zu arbeiten. Von diesem Posten wurde ich zum Direktor des Departements für Bildende Kunst im Ministerium für Kultur und Kunst befördert. Als mir die Funktion des Chefs der Kulturabteilung der Hauptstadt angeboten wurde, nahm ich sie gern an und wurde für mehr als drei Jahre Direktor der Kulturabteilung der Hauptstadt Warschau. Vor dem politischen Umbruch in Polen war ich noch Direktor des Departements für Buch- und Verlagswesen im Ministerium für Kultur und Kunst.

## Nach 1989 ...

kam es in Polen zu weitreichenden gesellschaftlichen und politischen Veränderungen, von denen auch ich betroffen wurde. Von einem Tag auf den anderen hörte ich auf, Departementsdirektor zu sein, und der einzige reale Grund dafür war, dass ich der von der neuen Leitung des Ministeriums verlangten sofortigen Auflösung aller staatlichen Verlage (darunter der wissenschaftlichen, für Schulbücher und medizinische Literatur) nicht Folge geleistet habe. Dem konnte ich natürlich nicht zustimmen. Zum Glück hatte ich meinen Beruf, von der Ausbildung her bin ich Germanist und Doktor der Geisteswissenschaften im Bereich der Literaturwissenschaft; ich habe vorher mehrere Bücher übersetzt, unter anderem von Autoren wie Georg Heym, Günter Kunert, ich war Verfasser einer Anthologie deutscher Schriftsteller, die über den Krieg schrieben, vorher lehrte ich als Lektor Deutsch an der Handelshochschule in Stettin und unterrichtete in der dortigen Lehrerbildungsanstalt. Ich schrieb auch für bekannte (und gelesene) Zeitungen und Zeitschriften: *Nowe Książki*, *Życie Literackie*, *Literatura* und andere, in denen ich sogar eine eigene „ständige Rubrik“ führte, z. B. in *Głos Szczeciński*, *Express Wieczorny* und *Głos Pracy*.

Ich hatte keine Angst zu arbeiten, und „hohe Posten“ waren nie mein Ziel (stattdessen bin ich stolz darauf, dass ich alles durch eigene schwere Arbeit erreicht habe), und von den Leistungen, die ich zu vollbringen vermochte, dienen alle bis heute der polnischen Kultur und der deutsch-polnischen Versöhnung.

## Ich begann ... von Neuem

Ich fand ohne Schwierigkeiten Arbeit als Deutschlehrer in einigen Warschauer Lyzeen. Ich arbeitete auch im Goethe-Institut in Warschau und später auch im Deutschlehrerkolleg der Universität Warschau, danach wurde ich im Institut für Angewandte Linguistik (ILS) angestellt, in dem ich als Doktor-Adjunkt und Leiter der Abteilung für Angewandte Kulturwissenschaft arbeitete. In jener Zeit, während meiner Einstellung am ILS, wurde mir vorgeschlagen, in Pułtusk, in der Humanistischen Hochschule, zu arbeiten, und so festigte sich immer mehr meine Beziehung mit dieser Hochschule, die mir immer näher wurde.

In jener Zeit begann ich, Hans Hellmut Kirst zu übersetzen, ich schrieb auch und gab eine „Deutsche Grammatik für dich“ (also für jedermann) heraus, ich war Autor eines Buches über Kirst. Ich wurde Professor der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk (dorthin wechselte ich nach meiner Einstellung im Institut für Angewandte Linguistik der Universität Warschau über), wo ich die Spezialisierung „Didaktik der Fremdsprachen“ mitschuf und das Interfakultäre Zentrum für Deutschlandstudien organisierte. In der Akademie, in der ich bis heute arbeite, habe ich gemeinsam mit Prof. Tomasz Pszczółkowski vom Institut für Germanistik der Universität Warschau das Buch. „Polen zwischen Deutschland und Russland \* Polska między Niemcami a Rosją“ herausgegeben. Mit Axel Schmidt gründeten wir gemeinsam eine deutsch-polnische Sektion des „ost-west-forums Gut Gödelitz“. In der Humanistischen Akademie habe ich nach wie vor Vorlesungen, unter anderem im Fach Didaktik des Fremdsprachenunterrichts, ich führe Magisterseminare, Konversationsunterricht sowie eine Vorlesung über Literatur, Kultur und deutsch-polnische Beziehungen – alle Fächer in Deutsch und außerdem eine Vorlesung über Europäische Union und Globalisierung in Polnisch.

## Ich war, bin und bleibe ein Fürsprecher der deutsch-polnischen Zusammenarbeit

Je mehr ich wegen meiner deutschen Abstammung bei der Beförderung im Berufsleben (und auch im Sport) gehindert worden bin, um so engagierter war ich in Aktivitäten zur Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschen. Auch mit Österreich und der Schweiz. Ich tat dies aus der Überzeugung, dass so gehandelt werden muss!

In Deutschland habe ich viele Freunde und habe sehr viele Menschen kennengelernt, die Polen und seinen Menschen gegenüber hohe Achtung erweisen und mehrmals bewiesen haben, dass sie sich wegen ihrer unrühmlichen Vergangenheit schämen. Meine deutschen Bekannten, Kollegen und Freunde tun sehr viel daran, damit unsere gegenseitigen Beziehungen partnerschaft-

lich gestaltet sind. Und ich weiß, dass sie dort, wo sie tätig waren – an Hochschulen, in Schulen und Betrieben – mutig und entschlossen die deutsch-polnische „Versöhnung“ organisierten (das Wort mag ich nicht, die Bezeichnung „gutnachbarschaftliche Zusammenarbeit“, gestützt auf das Prinzip der vollen Partnerschaft und der gegenseitigen Vorteile, passt mir besser!)

Geschichte hat glücklicherweise nach dem Zweiten Weltkrieg die Gerechtigkeit walten lassen und Nazideutschland gezwungen, bedingungslos zu kapitulieren. Der neue deutsche Staat hat sich von dem schandhaften Erbe entschieden distanziert. Und er folgt den Spuren derer, die dem Humanismus und der Demokratie den Weg geebnet haben. Sie nannten alle Menschen in der ganzen Welt, darunter auch die Polen, Brüder!

Obgleich die „Vergangenheit“, also das, was geschehen ist, nicht vergessen werden darf, können wir der jungen Generation der Deutschen all das, was ihre Eltern als Schuld auf sich geladen haben, nicht zur Last legen. Würde ich etwas ganz Böses machen, kann ich doch dafür meine Kinder nicht zur Verantwortung ziehen, sie sollten aber die Wahrheit kennen.

Davon überzeugte mich die Prosa von Hans Hellmut Kirst, die ich übersetzt habe; auch die der anderen herausragenden Schriftsteller wie Günter Kunert und Anna Seghers (über die ich eine Monographie geschrieben habe). Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und die der früheren beiden deutschen Staaten beweist, dass die Deutschen ehrlich bereuen, was früher geschehen ist, und dass sie nach 1945 alles Mögliche getan haben, um sich vom Bösen loszusagen und es wiedergutzumachen.

Dutzende meiner Freunde – angefangen bei Axel Schmidt, über Pfarrer Josef Kröger, Klaus Hohmann, Walter Hunger (mit denen wir die ersten Schüleraustausche zwischen polnischen und deutschen Jugendlichen organisierten), auch über meinen bereits verstorbenen Schwager Helmut Müller (der die Kontakte zwischen deutschen und polnischen Sportlern organisierte), auch Künstler, Schriftsteller, Politiker, Diplomaten und Hunderte einfache Leute, denen ich in meinem Leben begegnet bin – ihrerseits habe ich nicht einen Hauch von Aggression erlebt, sie alle hatten nur die Verwirklichung der Idee der Versöhnung und einer redlichen Zusammenarbeit jetzt und in Zukunft im Sinne.

Von daher ergriff ich selbst mehrere Initiativen, die jene „Brücke“ der deutsch-polnischen Zusammenarbeit heute bilden. Als Beispiele kann ich etwa Darbietungen deutscher Kunst und ihrer Leistungen durch polnische Theater, Philharmonien, Konzerte, Ausstellungen und Museen nennen (als ich in der Kultur sowohl in Stettin als auch in Warschau und im Kulturministerium leitende Funktionen innehatte).

Auch durch den Deutschunterricht in Polen (als Lehrer in Schulen und Dozent an Hochschulen).

Ich unterstützte auch und fördere weiterhin die Idee der Zusammenarbeit zwischen Städten, Regionen, Einzelpersonen und vor allem zwischen jungen Menschen.

Mit Axel Schmidt veranstalten wir gemeinsam seit zehn Jahren deutsch-polnische wissenschaftliche Konferenzen. Auch die deutsch-polnischen Biographiegespräche sind hierzu ein Beispiel, ebenso wie die Initiierung des Interfaktulären Zentrums für Deutschlandstudien an der Hochschule, in der ich derzeit arbeite.

Ich habe auch gern die Aufgabe übernommen, das „ost-west-forum Gödelitz“ in Polen zu vertreten – ehrenamtlich, es versteht sich von selbst.

Als Anhänger der Europäischen Union bin ich überzeugt, dass Europa nur dann eine Zukunft haben wird, wenn es von Polen und Deutschen gemeinsam gestaltet wird und beide Völker miteinander nach Prinzipien einer vollen Partnerschaft zusammenarbeiten werden.

Ich bedaure es, dass nach wie vor Stereotypen eine wichtige Rolle spielen, und dass noch viel Zeit vergehen wird, bis die Normalität zu funktionieren beginnt. Von der eingeschlagenen Richtung darf man nicht abweichen. Um so wichtiger sind unsere gemeinsamen Biographierunden, in denen wir einander die Wahrheit darüber sagen, wie es war, um jegliche Hindernisse zu beseitigen, die unserer Entwicklung und der Schaffung einer gemeinsamen europäischen Zukunft im Wege stehen. Wir müssen einander vertrauen und glauben, dass es keinen anderen Weg gibt, wenn wir in Frieden leben wollen! Polen und Deutsche haben bei diesem Werk noch viel zu tun.

Ich bin stolz darauf, dass wir das Problem heute so stellen können, deshalb lasst uns die Biographiegespräche fortsetzen, lasst uns die Fakten enthüllen, dass sie nicht von Stereotypen ersetzt werden.

## Ich achte meine Mutter – heute bereits seligen Andenkens – deshalb, weil sie:

- mir nie zum Vorwurf gemacht hat, dass ich mit ihr aus Polen nicht ausgewandert bin,
- meine Wahl der Staatsbürgerschaft und der nationalen Zugehörigkeit akzeptiert hat und nie versucht hat, mich zur Änderung meiner Entscheidung zu überreden,
- mit unerhörter Demut ihr Schicksal trug – 1949 kam sie mit meinem Vater nach Polen und hat Polnisch gelernt,
- bis zum Ende ihrer Tage die von meinem Vater übernommenen polnischen Traditionen und Bräuche pflegte,
- über Polen, als sie wieder in Deutschland war, niemals schlecht sprach,
- bis zu ihrem Lebensende, obwohl sie eine Deutsche war, eine „polnische Seele“ hatte.

Andererseits erwähnte der deutsche Priester, der die Beerdigungsmesse zelebrierte, ihren „polnischen Lebenslauf“ bei der Beisetzung mit keinem einzigen Wort. Als ich ihn darauf hinwies, sagte er lässig, das sei hier in Ahrbergen allen bekannt. Ich nahm es ihm sehr übel, und heute, wo ich diesen

Vorfall erwähnte, nehme ich symbolisch diesen „Splitter“ aus meiner Seele und werde darauf, nachdem ich es getan habe, nicht mehr zu sprechen kommen.

## Wie kam es zu den deutsch-polnischen Biographierunden?

Sie entstanden auf der Grundlage der deutsch-deutschen Biographiegespräche; zu einer der „Runden“ lud mich Axel Schmidt ein. Zuvor trafen wir uns aber schon in Gödelitz bei anderen Veranstaltungen, den „deutsch-polnischen“ Seminaren. Sie galten unter anderem der Kooperation von Polen und Deutschen in der Europäischen Union, der Bedeutung des Globalismus in beiden Ländern; wir sprachen in Fachkreisen über den Neoliberalismus in Polen und in Deutschland, über die Rolle der Kultur bei der gegenseitigen Annäherung und über „Polen zwischen Deutschland und Russland“.

Über unsere sich stets entwickelnde Zusammenarbeit hat das im Laufe der Jahre aufgebaute Vertrauen zueinander entschieden, das aber nicht von ungefähr entstanden ist. Auf gleicher „Welle“ trafen sich unserer Gedanken und die Überzeugung, dass die Welt besser und sicherer sein kann, wenn wir die Probleme gemeinsam lösen.

Eine wichtige Rolle bei unserer Annäherung spielte die Tatsache, dass sich unsere Familien kennenlernten, wie auch der Umstand, dass unsere Lebensgeschicke ähnlich waren. Wir wurden als Kinder in gleichem Maße vom Krieg sehr schmerzhaft betroffen; wir litten Hunger und erlebten das Schicksal der Flucht und Vertreibung (Axel aus der sowjetischen Besatzungszone, nach Verlust seines Familiengutes, nach Westdeutschland; ich aus Polen nach Deutschland im Jahre 1945).

Kurzum – wir sind uns durch unsere Biographien nähergekommen. Deshalb beschlossen wir, diese Begegnungen zu organisieren und fortzusetzen und deren Ergebnisse zu veröffentlichen. Dieses Buch ist das zweite aus der Reihe, die wir 2014 initiiert haben.



KATARZYNA GAWOR

## „Deutsch“ in meinem Leben

Ich bin 1975 in Warschau geboren und hier verbrachte ich die ersten acht Jahre meines Lebens. Ich wurde hauptsächlich von beiden Omas erzogen. Dabei waren meine Großmütter intelligente, ausgebildete Frauen, die mich auf eine traditionelle Art und Weise, das heißt, ein braves Mädchen lügt nicht, benimmt sich dagegen anständig und vernünftig, erziehen wollten, was ihnen, so glaube ich, gelungen ist.

Seit der Kindheit wusste ich natürlich von dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich deswegen, weil damals und immer noch bis heute eine Serie über vier Panzersoldaten und einen Hund in Polen sehr populär ist. Daraus kann man grundsätzlich den Schluss ziehen, dass erstens – wir den Sieg hauptsächlich den vier Männern und dem Hund zu verdanken haben und zweitens, dass ihnen oft die russischen Soldaten hilfsbereit zur Seite standen.

Der Krieg war nie ein Thema der Gespräche zu Hause, obwohl mein Vater sich immer für dieses Thema interessiert hat und bis heute zahlreiche Publikationen darüber liest.

1983, als ich 8 Jahre alt war, fuhr ich mit meinen Eltern in die Türkei, wo mein Vater als Vertreter der polnischen Fluglinien vier Jahre lang gearbeitet hat. Ich besuchte dort eine deutsche Grundschule und hatte eine fantastische und einmalige Gelegenheit, zwei verschiedene Kulturen gleichzeitig kennen zu lernen. Den türkischen, offenen, spontanen und freundlichen Umgangsformen kann ich bis heute nicht widerstehen. Von der deutschen, eher kühlen und beherrschten Art und Weise des Benehmens war ich als Kind weniger begeistert. Heute benehme ich mich selbst so. Ich kann die deutschen also gut verstehen.

Mit meiner Identität hatte ich nie Probleme. Ich fühle mich mit Polen verbunden. Mit der Kultur, Geschichte, mit den Sitten, obwohl mir die türkische Küche sogar besser als die polnische schmeckt.

Als ich 1987 nach einem vierjährigen Aufenthalt die Türkei und meine deutsche Schule leider verlassen musste, da der Kontrakt meines Vaters

beendet wurde, konnte ich natürlich nicht wissen, dass die vier Jahre, die ich in Istanbul verbracht habe, einen entscheidenden Einfluss auf mein ganzes Leben ausüben werden. Bis heute sind sowohl Deutschland als auch die Türkei in meinem Leben stets präsent, obwohl ich die beiden Länder kaum besuche. Meine Bachelorarbeit habe ich über Istanbul auf Deutsch geschrieben, meine erste Magisterarbeit – über die Entwicklung der türkischen Städte.

Nachdem ich nach Polen zurückgekommen war, wollten meine Eltern, dass ich immer noch Kontakt mit der deutschen Sprache habe, um sie nicht zu vergessen, obwohl es zu dieser Zeit noch überhaupt nicht sicher war, ob mir diese oder irgendwelche andere Fremdsprache, außer vielleicht Russisch, in der Zukunft von Nutzen sein würde. Wir lebten immer noch in einem geschlossenen, kommunistischen Land, und man musste wirklich ideenreich, ausdauernd und zutiefst motiviert sein, um das Land überhaupt verlassen zu dürfen. Es war auch damals bestimmt nicht einfach, einen Lehrer für eine Zwölfjährige, die zwar fließend, aber nicht fehlerfrei Deutsch sprach, zu finden. Jemand hat eine junge deutsche Frau, die einen Polen geheiratet hat, empfohlen. Die Treffen fanden in einer Einzimmerwohnung, einer damals Standardwohnung für junge Ehen, statt. Wenn ein Paar unter solchen Umständen miteinander aushalten konnte, sahen die Perspektiven für das glückliche Zusammenleben eher optimistisch aus. Die Frau war sehr dezent und nett. Die Stunden haben mir wirklich gut gefallen, umso mehr, als wir uns von Zeit zu Zeit Filme auf Videokassetten angesehen haben. Es waren hauptsächlich Komödien mit Louis de Funès, natürlich in deutscher Version, also mit Synchronisation, deswegen erlebte ich ein paar Jahre später einen großen Schock, als ich erfuhr, dass der Mann erstens ein Franzose ist und zweitens höchstwahrscheinlich kein Wort Deutsch spricht. Die Treffen dauerten leider nicht lange.

Dann bekam ich eine andere Lehrerin, die Schwiegermutter meiner Tante, die aus einer Familie mit deutschen Wurzeln stammte. Diese Stunden waren viel weniger spannend. Es gab nämlich keine Filme. Und da die Frau an nette und gut erzogene Kinder gewöhnt war, musste ich bei ihr immer ruhig sitzen und hübsch lächeln.

Als ich schon im Lyzeum war, fuhren meine Eltern wieder für ein paar Jahre weg, diesmal nach China. Ich blieb in Polen, da ich zutiefst enttäuscht war. Es gab nämlich eine wirklich große Chance, dass wir wieder in die Türkei verreisen werden. Bis heute bedaure ich, dass es nicht passiert ist.

Ich nahm meine Angelegenheiten in eigene Hände und fing an, Kurse am Goethe-Institut in Warschau zu besuchen, die ich schließlich mit einem Deutschen Sprachdiplom abgeschlossen habe. Ich hatte nämlich schon damals einen Plan. Bald wollte ich beginnen, Deutsch zu unterrichten.

Das Unterrichten hat lange Traditionen in meiner Familie. Meine Oma mütterlicherseits hat schon vor dem Krieg angefangen, in einer Dorfschule die Schüler der vier Klassen, aus denen damals eine Dorfschule bestand,

zu lehren. Sie hatte bis zu 70 Kinder in einer Klasse. Da das Dorf arm war, bekam die Oma statt des Gehaltes Lebensmittel.

Kontakte mit den Deutschen während des Krieges hatte die Oma auch. 1940 wurde ihr erster Ehemann, auch ein Lehrer, während einer Razzia, gefangen genommen und nach Auschwitz gebracht. Eine Weile hat die Oma auf ihren Gemahl gewartet, aber dann wurde sie ungeduldig, zog sich hübsch einen Pelz aus Seehunden an, was sie immer betont hat, und ist zur Gestapo gegangen, um einem höchst erstaunten SS-Mann mitzuteilen, dass sie ihren Mann in Auschwitz besuchen möchte. Meine Oma war damals eine junge, hübsche und wie gesagt gut angezogene Frau. Diese Eigenschaften haben ihr wahrscheinlich das Leben gerettet. Als der SS-Mann zu sich kam, nahm er sie unter den Arm und führte sie schnell nach draußen. Kommen Sie hierher nie wieder – sagte er noch und ging rasch fort. Der Ehemann starb in Auschwitz. Nach dem Krieg heiratete die Oma ein zweites Mal. Auch einen Lehrer.

Meine Lehrerkarriere hat viel milder angefangen. Die ersten zwei Jahre habe ich Nachhilfestunden gegeben, und dann kamen die goldenen Zeiten für Englisch- und Deutschlektoren. Während ganz Polen ab 1997 in eine tiefe Krise sank, hatte ich so viele Arbeitsangebote, dass ich nicht im Stande war, sie alle anzunehmen. Die Polen wollten plötzlich, dass ihre Kinder Fremdsprachen lernen, hauptsächlich Englisch und Deutsch. Es mangelte an Lehrern, da früher nicht viele Personen die Sprachen gelernt haben. Deswegen entstanden Firmen, die die Lehrer beschäftigten und sie entweder in staatlichen oder privaten Schulen einsetzten. Damals unterrichtete ich in zwei öffentlichen Grundschulen in dem düstersten Teil von Warschau, der Szmulki heißt, wo nur die mutigsten nach der Dämmerung das Haus zu verlassen wagen. Aus meiner Sicht war das ein sehr angenehmer Ort, wo während meiner zweijährigen Arbeit nichts Schlimmes passiert ist, obwohl die Einwohner von Szmulki vielleicht mir hier nicht ganz zustimmen würden.

Die Kinder kamen aus verschiedensten Familien. Ich habe dort auch den begabtesten Schüler, den ich je getroffen habe, unterrichtet. Der Junge war damals 10 Jahre alt und in allen möglichen Fächern, inklusive Sport hochbegabt. Er kam aus einer Arbeiterfamilie und war zu dieser Zeit noch nicht entschlossen, ob er in Zukunft Wissenschaftler, Automechaniker oder Torwart werden mochte. Tatsächlich, in seinem Fall war alles möglich. Ich habe ihm kostenlose Extrastunden angeboten, und die dankbare Familie hat mir als Dankeschön eine kleine grünbemalte Schachtel aus Gips geschenkt, die ich bis heute als Andenken aufbewahre. Aber es gab auch tragische Fälle. In einer anderen Klasse unterrichtete ich ein elfjähriges, auch humanistisch hochbegabtes Mädchen, deren Vater im Gefängnis saß, die Mutter eine Alkoholikerin und der ältere Bruder drogenabhängig war.

Gegenüber einer der Schulen befindet sich die drittgrößte Basilika in Europa, in der ich geheiratet habe. Zwei Tage nach der Hochzeit fuhr ich

nach Deutschland, wo ich nichts machend ein halbes Jahr ausgehalten habe und nach Polen zurückfloh.

Als ich 2001 zurückkam, war immer noch ein Anruf bei meiner alten Firma genug, um ein Arbeitsangebot zu bekommen. Ich begann, in einer privaten Schule an einem reichen Ort in der Nähe von Warschau zu unterrichten. Bald habe ich verstanden, warum die Lehrer mit den Privatschulen nichts zu tun haben wollen, obwohl es theoretisch für sie wegen der kleineren Zahl der Schüler in den Klassen günstig sein sollte. Die Privatschulen in Polen besuchen zwei Gruppen von Schülern: solche, deren Eltern nicht wissen, dass die Kinder keine Privatschule besuchen sollten, und Schüler, die aus Vernunft keine öffentliche Schule aufnehmen würde, meistens wegen ihres Benehmens. Es war manchmal unmöglich, in einer 5-Personen-Klasse den Unterricht zu führen, weil ein Schüler es einfach nicht erlaubt hat. Es gab keine Konsequenzen, solange die Eltern bezahlten. Ich habe in den Privatschulen 5 Jahre lang ausgehalten und sagte mir: Nie wieder!

Dann begann für mich eine sehr angenehme Periode, die bis heute dauert. Ich unterrichtete in Sprachschulen, meistens Erwachsene. Sie benehmen sich auch verschieden. Ein paar Jahre lang unterrichtete ich einen ironisch-sarkastischen jungen Mann, mit dem kein anderer Lektor ausgehalten hat. Wir haben uns dagegen prima verstanden. Dieses Jahr fing ich die Kurse schon um 7 Uhr 45 an. Es gab Personen, die kein einziges Mal pünktlich erschienen, aber meistens sind die Studenten motiviert, und sie zu unterrichten ist eigentlich keine Arbeit, sondern ein Vergnügen.

Zurzeit schreibe ich eine Doktorarbeit. Ich wusste von Anfang an, dass es sich um ein historisches Thema handeln muss, da ich mich immer für Geschichte interessiert habe. Wenn man dabei an die deutsch-polnische Geschichte denkt, dann hauptsächlich an den Zweiten Weltkrieg. Das wollte ich vermeiden. Ich wollte ein positives Thema. Schon als ich die *Vier Panzersoldaten* im Fernsehen sah, vermutete ich, dass es in der deutsch-polnischen Geschichte auch rosigere Ereignisse gab als den Zweiten Weltkrieg. Im Teenageralter begeisterte ich mich für Krimis einer polnischen Schriftstellerin, Joanna Chmielewska, die im Gymnasium Geschichtestunden mit einer höchst anspruchsvollen Lehrerin hatte, die wunderbar unterrichtet hat und dank der die ganze Klasse außergewöhnliches Wissen in dem Bereich erwarb, was Chmielewska in ihrer Autobiographie betont hat. Deswegen konnte man auch in den Büchern der Autorin verschiedene Erwähnungen, die mit der Geschichte verbunden waren, finden. In einem der Werke gab es die Bemerkung, dass polnische Könige oft kaiserliche Töchter geheiratet haben, was ihnen nichts gebracht hat. Da hatte ich mein positives Thema. Deswegen schreibe ich heute meine Doktorarbeit über Habsburgerinnen auf dem polnischen Thron in der historischen und literarischen Narration.

Da ich diese Doktorarbeit schreibe, hatte ich auch die Möglichkeit, die Germanistikstudenten zu lehren. In dem Wintersemester bekam ich eine

Gruppe, die aus Studenten des ersten Semesters bestand, denen ich die deutsche Geschichte beibringen sollte. Da ich sie ein bisschen kennen lernen wollte, habe ich gefragt, warum sie sich für das Germanistikstudium überhaupt entschieden haben. Die Antworten waren verschieden. Manche planten in der Zukunft tatsächlich entweder als Deutschlehrer oder Dolmetscher zu arbeiten, die anderen mochten einfach Deutsch. Es gab auch einen jungen Mann, der zugegeben hat, dass er keine Ahnung hatte, was er studieren sollte. Er fing mit Germanistik an, aber man konnte merken, dass er die deutsche Geschichte total langweilig fand. Nach ein paar Monaten hat er auf das Studium verzichtet. Ich will nur hoffen, dass dies nicht wegen meiner Vorlesungen geschah.

In dem Sommersemester habe ich mit neun netten jungen Damen über interkulturelle Kommunikation gesprochen. Das war schon ihr viertes Studienjahr. Meine aktivste Studentin kam aus einer deutsch-polnischen Familie. Der deutsche Vater hat die polnische Mama während seines Studiums in Breslau kennen gelernt. Als die Familie noch in Deutschland wohnte, sprach Alexandra mit der Mutter Polnisch, mit dem Vater und dem Bruder Deutsch. Jetzt spricht der Bruder auch fließend Polnisch. Die Familie zog nach Polen, da der Vater hier ein interessantes Arbeitsangebot erhalten hat. Alexandra findet, dass das Lernniveau in Polen viel höher als in Deutschland sei. Die jungen Leute haben dagegen in Deutschland bessere Chancen, sowohl im beruflichen als auch im privaten Leben. Jedoch sind, ihrer Meinung nach, die polnischen Freundschaften ohne Zweifel viel tiefer und stärker. In Deutschland lernt man zahlreiche Personen kennen, meistens aber nur oberflächlich. Alexandra möchte gern in Polen bleiben. Wenn sie eines Tages auswandern sollte, dann bestimmt nicht nach Deutschland.

Ich habe meine anderen Studentinnen auch gefragt, warum sie sich für das Germanistikstudium entschieden haben. Meistens haben die Mädchen sehr früh, noch in der Grundschule angefangen Deutsch zu lernen. Diese Sprache hat ihnen einfach gut gefallen, und das Lernen hat ihnen keine Probleme bereitet. Nur zwei Studentinnen hatten familiäre Kontakte mit den Deutschen. Ein Mädchen hat ein Jahr lang als Betreuerin in Deutschland gearbeitet. Andere zwei würden gerne nach Deutschland auswandern. Der Rest möchte in Polen bleiben und eine Arbeit finden, wo sie ihre Deutschkenntnisse nutzen könnten.

Vor drei Jahren habe ich auch eine Arbeit bei einer amerikanischen Korporation angefangen, die unter anderem Kundenservice für deutsches eBay bietet. Da es sich um ein deutschsprachiges Projekt handelt, kann man hier außer Germanistikstudenten, die 80% dieser Gruppe bilden, auch interessante Personen aus deutschsprachigen Ländern oder gemischten Familien treffen. Ich lernte dort einen Kollegen kennen, der einen deutschen Vornamen trägt und fantastisch sowohl Deutsch als auch Polnisch spricht. Ich war zutiefst davon überzeugt, dass er aus einer gemischten Familie kommt.

Als ich ihn danach fragte, hat es sich erwiesen, dass er polnische Eltern hat, die zur Zeit seiner Geburt in Deutschland gelebt haben, wo sie auch bleiben wollten, daher der deutsche Vorname. Martin hat bis zu seinem siebten Lebensjahr in Deutschland gelebt. Die Zeit war ausreichend, um Deutsch fließend zu beherrschen. Ein anderer Kollege hat eine polnische Mama und einen deutschen Papa. Die Eltern haben sich während eines Studententreffens in Deutschland kennen gelernt. Lukas hat 22 Jahre lang in Deutschland gelebt, ein Studium angefangen, aber er entschied sich nach Polen zu fahren. Er bezeichnet Deutschland als einen goldenen Käfig. Obwohl er zugibt, dass den jungen Menschen in Deutschland mehr und bessere Möglichkeiten zur Verfügung stehen, findet er, dass die Polen viel offener und freundlicher sind, was für ihn sehr wichtig ist. Lukas ist eine durchaus nette Person, er kennt alle Kassiererinnen in dem Geschäft nebenan und sogar die Fahrkartenkontrolleure in dem Bus, mit dem er immer zur Arbeit fährt. Ich habe nicht gefragt, unter welchen Umständen es zu dieser engen Bekanntschaft kam. Er hat zwei Schwestern, die ältere hat sogar in Polen studiert, kehrte aber nach dem Studium nach Deutschland zurück. Die Familie spricht zu Hause Polnisch. Als ich nach dem Vater gefragt habe, der doch ein Deutscher ist, hat es sich erwiesen, dass er mal die Gespräche versteht, mal auch nicht. Es war aber für Lukas eigentlich kein Problem. Na ja, Polnisch war nie einfach für Ausländer.

Heutzutage haben die jungen Menschen in Polen keine Vorurteile den Deutschen gegenüber. Obwohl die Freude nach dem historischen, endlich gewonnenen Fußballspiel im Jahre 2014, als die polnischen Fußballfans den Deutschen „Auf Wiedersehen“ auf Deutsch sangen, enorm groß war. Die Geschichte spielt in dem Leben der jungen Generation, die hauptsächlich auf eigene Probleme konzentriert ist, eigentlich keine Rolle mehr. Mit der älteren Generation sieht die Situation diesbezüglich verschieden aus. Ich kenne einen vierzigjährigen Mann, dessen Großvater nach Auschwitz verschleppt wurde. Er überlebte, aber sein Enkel hat bis heute tiefe Vorurteile den Deutschen gegenüber, wahrscheinlich aufgrund der Erzählungen des Großvaters.

Polen hat heutzutage eigentlich keine Wahl und muss sich wegen der gefährlichen politischen und unstabilen wirtschaftlichen Situation um gute Nachbarschaft und freundschaftliche Beziehungen mit Deutschland bemühen, um einen wertvollen Verbündeten und zahlreiche Arbeitsplätze nicht zu verlieren. Wie gesagt, arbeite ich für das deutsche eBay. Viele deutsche Firmen haben ihre Filialen in Polen. Da heute alle nach einer Korrektheit in allen möglichen Bereichen des Lebens streben, gibt es wirklich gute Perspektiven für das korrekte Zusammenleben, obwohl ich bezweifle, dass es außer dem Pragmatismus noch einen anderen Grund dafür gibt oder geben wird. Aber, soviel ich weiß, heiraten deutsche Männer gern polnische Frauen. Hoffentlich nicht nur deswegen, weil sie meistens gut kochen.

Es kommen also in manchen Fällen des korrekten Zusammenlebens auch Gefühle ins Spiel.

Kontakte sowohl mit Deutschland als auch mit der Türkei sind in meinem Leben stets präsent. Für das deutsche eBay arbeiten wir mit den Türken aus Istanbul zusammen, dank denen wir bestimmt mehr beschäftigt sind, da sie sich an keine Regeln halten, sondern die Arbeit nach eigener Lust und Laune ausüben, daher mit viel Fantasie, die uns öfters ins Erstaunen bringt. Nicht lange her hat eine Freundin von mir, die in Warschau Germanistik studiert hat, einen Türken aus Istanbul geheiratet. Sie hat mich auch nach Istanbul, wo sie mit ihrem Gemahl wohnt, eingeladen. Ich hoffe, dass ich bald die Möglichkeit haben werde, sie zu besuchen.

Die zwei Länder verursachen also schon seit 30 Jahren, dass ich mich wirklich nicht langweilen kann. Ganz im Gegenteil, mein Leben ist dank ihnen viel bunter und interessanter.



TERESA GRAUER

## Dreimal Polen und zurück

Als ich nach der Beendigung meines Studiums nach Polen ging, um dort zu arbeiten – sozusagen als Gastarbeiterin in Polen – kannte ich unser Nachbarland bereits und freute mich auf die Gelegenheit, noch tiefer in Kultur und Sprache eintauchen zu dürfen, als mir das bisher gelungen war. Doch ich will von vorne beginnen.

Das erste Mal kam ich nach dem Abitur nach Polen. Als Neunzehnjährige hatte ich das Gefühl, die Welt stehe mir offen und warte nur darauf, von mir entdeckt zu werden. Ich wollte Neues sehen und beschloss, nach Polen zu reisen. Warum genau, kann ich nicht sagen. Es erschien mir spannend und ich hatte keine Ahnung, worauf ich mich da einließ. Ich machte mich, ganz auf mich allein gestellt, mit einem großen Rucksack auf dem Rücken mit dem Zug auf die Reise nach Nord-Osten. Vom Tübinger Hauptbahnhof aus ging es über Berlin und Poznań nach Olsztyn und dann weiter bis Skorwity. Insgesamt ca. 1400 km. Spätestens ab dem völlig heruntergekommenen und düsteren Bahnhof Berlin-Lichtenberg, von dem der Berlin-Warszawa-Express damals noch abfuhr, begann das Abenteuer im Osten. Nach zwei Wochen bei einem Sprachkurs in den Masuren, die mich im goldenen Herbst an Skandinavien erinnerten, reiste ich weiter nach Gdańsk. Bereits von Deutschland aus hatte ich mir in Gdańsk einen Praktikumsplatz organisiert. Aus einem Sprachlernbuch hatte ich die zwei Sätze *Mówi Teresa Grauer. Czy Pani mówi po angielsku* gelernt und so ausgestattet bei verschiedenen Institutionen angerufen. Sobald ich eine englischsprechende Person am Apparat hatte, bat ich um einen Praktikumsplatz. Schließlich gab mir das Ostseekulturzentrum (*Nadbałtyckie Centrum Kultury*) eine Praktikumsstelle, und ich plante etwa sechs Monate zu bleiben. Ich erlebte eine spannende, wenn auch herausfordernde Zeit. Die polnische Sprache war schwieriger als gedacht und vieles anders als im westlichen Europa. Mit meiner Outdoor-Jacke fiel ich auf. Am polnischen Genitiv verzweifelte ich ebenso wie an perfektiven Verben. Aber ich traf auf wunderbare

Menschen, allen voran meine Mitbewohnerin Ania. Ania studierte Skandinavistik, sprach (und spricht) hervorragend Englisch und Schwedisch und erklärte mir die polnische Welt zumeist auf Schwedisch. Ohne sie hätte ich wohl früh aufgeben müssen in meinem Gdańsker Abenteuer. Noch heute erinnere ich mich daran, wie sie mir in unserer kleinen Küche mit einer engelhaften Geduld beibrachte, *sz-cz-ę-ś-li-wy* auszusprechen. Sie organisierte mir ein Busticket, zeigte mir die Stadt, erklärte mir, warum für Polen die Kirche so wichtig ist, ging mit zur Polizei, als erst ihr und dann mein Geldbeutel samt Handy gestohlen worden waren, nahm mich mit zu ihrer Familie, lehrte mich die Kunst des polnischen Teetrinkens und verkürzte mit ihrem Humor lange Winterabende. Ich absolvierte in Gdańsk und Gdynia an insgesamt drei Institutionen parallel Praktika, denn die Verwendung für eine Deutsche Abiturientin war nicht gerade groß. Bei einer kleinen Jugendorganisation war ich in die Organisation eines schwedisch-polnischen Jugendaustausches eingebunden, an dem ich dann auch als Betreuerin teilnahm. Am Historischen Museum der Stadt Danzig übernahm ich kleinere Übersetzungen, spielte an Weihnachten die Schneekönigin und betreute deutsche Touristen. Auch am Ostseekulturzentrum übernahm ich Übersetzungsaufgaben und Künstlerbetreuungen. Ein halbes Jahr vergeht schnell und so war es schon bald Zeit, meinen Rucksack wieder zu packen, mich von Ania zu verabschieden und zurück nach Deutschland zu gehen.

Von der polnischen Ostsee zog ich nun zum Studium an die deutsche Ostsee: nach Greifswald. Hier traf ich auf Kommilitonen, die von den Auswirkungen des Mauerfalls und der Wiedervereinigung in ihren Familien berichteten, sah, was strukturschwache Region bedeutet und lernte ein anderes Deutschland als das meiner baden-württembergischen Heimat kennen. Auf der Insel Usedom feierte ich am 1. Mai 2004 gemeinsam mit vielen anderen den EU-Beitritt Polens und durfte während meiner Studienzeit erleben, wie die Grenze immer durchlässiger wurde. Hatte ich 2003 noch den Reisepass benötigt, reichte nun ein Personalausweis zum Grenzübertritt, schließlich war mit dem Schengen-Beitritt 2007 der Zaun am Strand abgebaut, und heute kann man auf dem Strand zwischen den Ländern hin und her spazieren. Inzwischen fährt auch die Usedomer Bäderbahn nicht mehr nur bis Ahlbeck Grenze, sondern weiter bis zum Haltepunkt Świnoujście.

Als Studentin eröffnete sich mir durch das Erasmus-Programm der EU eine weitere Möglichkeit nach Polen zu gelangen. Ich war viel zu spät dran mit meiner Bewerbung, und die Dame im Akademischen Auslandsamt der Greifswalder Universität teilte mir etwas mitleidig mit, es gebe nun nur noch „Restplätze“. Zu meinem Glück war Kraków einer dieser „Restplätze“, den niemand hatte haben wollen. Die meisten Studierenden wünschen sich eben einen Auslandsaufenthalt in Spanien oder Frankreich. So musste ich mich nur noch der Form halber auf den Platz bewerben und durfte im Februar 2006 nach Kraków aufbrechen. Ich kam im tiefverschneiten Kraków

an, erlebte dort den Frühling und einen wunderbaren Sommer. An der Universität entdeckte ich mein Interesse für das Thema „Vergangenheitspolitik“ und durfte mitverfolgen, wie die Lustrationsgesetzgebung in Polen für heftige Diskussionen sorgte. Im Herbst 2006 wurde schließlich ein neues Lustrationsgesetz verabschiedet, das den Personenkreis derjenigen, die auf eine Zusammenarbeit mit dem Geheimdienst hin „durchleuchtet“ werden sollten, deutlich ausweitete. Unter anderem galt das Gesetz nun auch für Wissenschaftler – ein an der Universität brisantes Thema.

Mühsam radebrechend hatte ich mir bald nach meiner Ankunft ein Zimmer zur Untermiete organisiert und zog so bei Marta und ihren beiden Kindern (damals ca. 10 und 6 Jahre alt) ein. Marta, bis auf ihre *matura* ohne Ausbildung, kämpfte darum, eine Arbeitsstelle zu finden und stand mit den beiden Kindern und vielen finanziellen Sorgen allein da. In der schönen, innenstadtnahen Wohnung wurde aufgrund nichtbeglichener Rechnungen ab und an der Strom abgedreht, und das Telefon war schon lang nur noch für eingehende Anrufe freigeschaltet. Ich begriff langsam, welchen Einfluss Geld auf Lebens- und Bildungsbiografien hat. Ich verstand, welch ein Glück ich selbst bisher gehabt hatte. Es kam durchaus vor, dass kein Brot im Haus war und mich Martas Tochter morgens bat, ihr ein paar Złoty zu leihen, damit sie sich auf dem Schulweg ein Brötchen kaufen könnte. Ich hätte ihr jeden Złoty geschenkt! So etwas kannte ich nicht, dass der Kühlschrank einfach leer war. Nach meinem Aufenthalt als Schülerin in Schweden erfuhr ich hier ein zweites Mal, wie es ist, Teil einer fremden Familie zu werden. Bis heute ist mir Marta eine gute Freundin, die tatsächlich beherzigt, was viele nur vorgeben: Sie sieht mit dem Herzen. Status und Einfluss einer Person sind ihr egal.

Im August 2006 konnte ich mich kaum losreißen aus Kraków. Sommerabend in der Altstadt, herrliche Marktstände, Ausflüge in die Hohe Tatra, in die westliche Ukraine, nach Lublin oder einfach in die nähere Umgebung: Ich würde es vermissen. Die polnische Leichtigkeit, in der man einfach im Moment lebt, war ein wenig auf mich übergesprungen.

Nach diesen positiven Polen-Erlebnissen machte ich mich 2010 also erneut auf gen Osten. Als „Gastarbeiterin“. Angestellt beim Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart sollte ich als Kulturmanagerin bei der deutschen Minderheit in Bydgoszcz tätig werden. Anfang Januar zuckelte der Zug, in dem die Heizung ausgefallen war und dessen Fenster daraufhin von Eisblumen übersät waren, durch die winterliche, schneebedeckte Landschaft von Poznań nach Bydgoszcz. Bydgoszcz, das ehemalige Bromberg, war einst eine wohlhabende Stadt gewesen. Mit der geografischen Lage an Weichsel (*Wisła*) und Brahe (*Brda*) sowie durch einen Kanal zur Netze (*Noteć*) hatte man von hier aus per Schiff die Oder (*Odra*) und damit Berlin erreichen können. Die Stadt gehörte zwischen 1815 und 1920 zur preußischen Provinz Posen und fiel durch den Versailler Vertrag an Polen,

wo sie im sogenannten polnischen Korridor lag. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie wieder deutsch und 1945 dann wieder polnisch. Traurige Berühmtheit erlangte die Stadt durch den Bromberger Blutsonntag, ein Ereignis gleich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, das bis heute in der Stadt und unter Historikern kontrovers diskutiert wird. Nach Kriegsende siedelten sich Unternehmen der Chemie-Industrie hier an, die jedoch seit dem Ende des Kommunismus nicht mehr rentabel waren. Heute versucht Bydgoszcz, an alte Zeiten anzuknüpfen: Die Stadt wirbt damit, „Klein Berlin“ oder auch „Klein Venedig“ zu sein – weit hergeholt und allzu ambitionierte Vergleiche. Die Bydgoszczer Kazimierz-Wielki-Universität kämpft gegen die übermächtig erscheinende altehrwürdige Alma Mater des nur 50 km entfernten Toruń. Die Stadt kämpft gegen Arbeitslosigkeit und Abwanderung.

In dieser Stadt gibt es bis heute eine kleine deutsche Minderheit. An dem Verein der Deutschen Minderheit, der *Towarzystwo Mniejszości Niemieckiej*, die ihren Vereinssitz in der ul. Żmudzka hat, war ich mit meiner Tätigkeit als Kulturmanagerin angesiedelt. Mein beruflicher Auftrag lautete: Vermittlung eines aktuellen Deutschlandbildes. Zu diesem Zweck organisierte ich Kulturveranstaltungen: Lesungen, Konzerte und Filmvorführungen aktueller deutscher Kinofilme. Ich hielt Workshops an Schulen zum Thema Stereotype und Vorurteile, ich nahm regelmäßig an den Stammtischtreffen der Germanistik-Studierenden teil und organisierte deutsch-polnische Jugendbegegnungen. Dies alles, so die Theorie, in Zusammenarbeit mit und im Dienste der Deutschen Minderheit, von der man in Stuttgart annahm, dass sie geradezu prädestiniert dazu sei, eine Brückenfunktion zwischen Polen und Deutschland einzunehmen: Eine Menschengruppe, die beide Kulturen kennt und sich in beiden Kulturen heimisch fühlt. Leider sahen die Mitglieder des Minderheitsvereins die Dinge aus einem sehr anderen Blickwinkel. Ich traf auf viele Menschen, die sowohl von Polen als auch von Deutschland enttäuscht waren. Von Deutschland hatte man sich mehr Geld erhofft – von Polen eine Entschuldigung für die Zeit des Kommunismus, von beiden mehr Anerkennung und Wertschätzung. Die deutsche Minderheit, wie ich sie in Bydgoszcz 2010 kennenlernte, stellte sich mir als sehr polnisch dar (kaum jemand sprach Deutsch oder zeigte Interesse an aktuellen Informationen aus oder über Deutschland) und war trotzdem weit entfernt von allem, was Polen für mich bisher bedeutet hatte. Zu Hause, so meine Einschätzung, sprach niemand Deutsch mit den eigenen Kindern oder Enkeln. Die meisten beriefen sich auf ihre deutsche Abstammung und versuchten zum Teil, vor Gerichten zu beweisen, dass ihre Vorfahren Deutsche gewesen waren. Ein schwieriges Unterfangen in einer Region, die bis 1920 preußisch, dann polnisch, im Zweiten Weltkrieg von Hitlers Truppen besetzt und nach 1945 wieder polnisch war. Wer konnte, wechselte seine Staatsangehörigkeit mit dem Regimewechsel. Auch ist es schwierig nachzuweisen, dass die Lebensführung deutsch war. Reicht ein

auf Deutsch verfasster Brief aus? Wer kann heute bezeugen, dass zu Hause deutsch gesprochen wurde? Und die Frage, die sich mir immer wieder stellte: Wozu brauche ich die Staatsbürgerschaft eines Landes, dessen Sprache ich nicht beherrsche und das ich nur aus gelegentlichen Reisen kenne? Die Antworten, die ich erhielt, erschienen mir nicht schlüssig: Ich wurde als Kind als deutsch beschimpft und möchte nun auch endlich deutsch sein. Mit einem deutschen Pass könne man besser reisen als mit einem polnischen, und immer wieder „das verstehst du nicht“. Ich verstand es wirklich nicht. Ich traf hier auf ein Weltbild, das ich längst ausgestorben geglaubt hatte. In einem Büro, in dem eine 2 x 2 Meter große Flagge Westpreußens hing, sollte ich (m)ein aktuelles Deutschlandbild vermitteln. Es entstanden paradoxe Situationen. Ein Mitglied der deutschen Minderheit erklärte mir auf Polnisch, Deutschland sei ja sehr schön – aber in Deutschland lebten eben zu viele Ausländer. Ein anderes Mitglied erklärte mir, ebenfalls auf polnisch, Polen trage zumindest Mitschuld am Ausbruch den Zweiten Weltkriegs. Hätte man den Forderungen des Deutschen Reiches nachgegeben, so wäre es nie dazu gekommen. Was sollte ich zu solchen Thesen sagen? Hier traf ich auch auf Vertreter von Vertriebenenverbänden, insbesondere der Landsmannschaften West- und Ostpreußens. Es dauerte eine Weile, bis ich mein Sprachverständnis „Ostdeutschland“ = die inzwischen nicht mehr so neuen Bundesländer, übersetzen konnte in „Ostdeutschland“ = die ehemaligen Gebiete Ost- und Westpreußen. Es ging hier mit Sicherheit nicht um eine revisionistische Politik, die die heutigen Grenzen anzweifelt, trotzdem war in allen Versammlungen Wehmut und Frustration zu spüren. Ich erlebte Vertreter der Landsmannschaften, die den Mitgliedern der Deutschen Minderheit Kaffee mitbrachten – und war kurz davor, ihnen zu erklären, dass Kaffee heute in Polen in jedem Supermarkt zu haben ist. Beide Seiten hatten hier noch nicht mitbekommen, dass die Welt sich weitergedreht hatte. Während ich an der Universität Bydgoszcz und in den Schulen durchaus auf Menschen traf, die sich mühelos und mit Freude im deutsch-polnischen Raum bewegten, erlebte ich dort, wo doch Brücken gebaut werden sollten, eine Abschottung in alle Richtungen.

Auch in der Stadt wurde ich nicht heimisch. Es fiel mir schwer, wirkliche Freundschaften zu knüpfen, obwohl ich vielen Menschen begegnete und zwei Jahre lang in einem Chor sang ... Mein bisher so positives Polenbild verschlechterte sich. Ich erlebte Bydgoszcz als eng, altbacken und unkreativ. Trotzdem blieb ich fast zwei Jahre dort. In einer Stadt, in der sich laut einer Umfrage der örtlichen Zeitung, 60 (!) Prozent der Einwohner unsicher fühlten. In einer Stadt, von der mir viele Polen in Deutschland sagten „ah, da fahre ich immer durch – aber ausgestiegen bin ich noch nie“. Ich denke, das beschreibt es ganz gut: Aussteigen lohnt sich nicht, aber der Autoverkehr auf den Straßen ist enorm.

Ich zählte die Tage bis zu meiner Abreise. Endlich weg von hier. Bis heute verspüre ich keine Lust danach, nach Bydgoszcz zu reisen.

Als ich 2003 das erste Mal nach Polen aufbrach, wusste ich, das wird mir erst in der Rückschau so deutlich, erschreckend wenig über Polen. Im Geschichtsunterricht hatte ich gelernt, dass der Zweite Weltkrieg mit dem Überfall auf Polen begonnen hatte. Vielleicht hätte ich auch Warschau als Hauptstadt benennen können. Ich glaube, mehr Wissen hatte ich nicht, als ich im September 2003 aufbrach. Trotzdem ist es vielleicht nicht ganz zufällig, dass ich in Gdańsk landete. Meine Großmutter väterlicherseits ist hier in der Freien Stadt Danzig geboren und floh wie so viele andere in den letzten Kriegstagen von hier aus gen Westen. Sie verstarb schon früh, und ich hatte nie eine Chance sie kennenzulernen. Nichtsdestotrotz war das Wort „Danzig“ natürlich ab und an in der Familie gefallen. Wohl nur einen oder zwei Monate nach meinem unwissenden Aufbruch nach Polen stand ich an einem Tag im Spätherbst auf der Westerplatte, und dieser in der Schule abstrakt vermittelte Kriegsbeginn bekam plötzlich einen Ort – und ich eine Vorstellung davon, wie und wo dieser schreckliche Krieg begonnen hatte. Der Beginn des Zweiten Weltkriegs hatte einen Ort bekommen, den zudem alle meine polnischen Freunde und Bekannten kannten. Sie alle wussten mit der Uhrzeit 4:45 etwas anzufangen. In Gdańsk sah ich im Stadtmuseum Bilder vom zerbombten Danzig und flanierte am selben Tag durch die Stadt, die von den Polen so detailliert wiederaufgebaut worden war, betrachtete die „Heimattouristen“ skeptisch und begriff langsam, aber sicher, wie tief der Stachel sitzt, den dieser Krieg zwischen Polen und Deutschland gestoßen hatte. Wie wenig ich von den deutsch-polnischen Beziehungen und historischen Verflechtungen mit 19 wusste, wird mir auch heute bewusst, wenn ich mich daran erinnere, dass ich nach dem Abitur eigentlich keine Lust hatte, mich mit dem Zweiten Weltkrieg auseinanderzusetzen. Die Schule, an der ich Abitur gemacht hatte, trug den Namen Geschwister-Scholl, und dieser Name war Programm: In jedem Schulfach wurde das Dritte Reich thematisiert. In Geschichte natürlich, in Deutsch, aber auch in Chemie und Mathematik, jedes Jahr gab es zum Holocaust-Gedenktag eine für alle Schüler verpflichtende Veranstaltung: einen Vortrag, eine Lichterkette oder ähnliches. Ich konnte es zu Ende meiner Schulzeit nicht mehr hören. Hätte ich geahnt, wie nah ich diesem Thema durch meine Polen-Reise komme, ich wäre eventuell zu Hause geblieben. Mich interessierte allerdings die Geschichte nach 1989, ich wollte wissen, wie es zum Mauerfall hatte kommen können und war fasziniert von diesem historischen Zufall. Dass ich für dieses Thema mit Gdańsk die richtige Stadt gewählt hatte, auch das lernte ich erst nach und nach.

Ich habe insgesamt drei Jahre in Polen gelebt. Ich spreche Polnisch, und auch wenn ich nach wie vor Endungen verwechsle, so glaubt doch immer wieder der eine oder andere, ich sei zweisprachig aufgewachsen. Im Berlin-

Warszawa-Express fühle ich mich wohl, ich flaniere gerne über den Nowy Świat, über Pragas Märkte, durch Krakóws Altstadt oder das verwunschene Lublin, und ein polnisches *nie ma* (gibt's nicht) zur Antwort zu bekommen, ist eher Herausforderung als Abfuhr. Polen ist mir so etwas wie eine zweite (oder dritte) Heimat geworden. Vielleicht auch deshalb, weil ich nicht nur die Schokoladenseiten dieses Landes gesehen habe.



HARALD GRÖHLER

# Der Autor als bipolarer Zeitgenosse Deutsch-polnische Erlebnisse

Die Geschichte meiner Familie, die Geschichte von mir, genauer die Geschichte meiner Familiensippe scheint auszupendeln in lauter erlebte Kleinigkeiten, in miniaturisierbare Details, jedenfalls was ihr polnisch-deutsches Umfeld anlangt. Ich fuhr mit meiner Dulzinea nach Polen. Ich war neunundzwanzig Jahre alt, studierte allerdings immer noch – ein kleiner Schönheitsfehler, eine gewisse Unregelmäßigkeit –, und es handelte sich um den Sommer 1967. Um Polen zu erreichen, musste ich erst, in meinem schmalen Auto, Fiat 500, die DDR passieren, und an der Grenzübergangsstelle Frankfurt erwartete mich ein scharfes Verhör. Die Grenzer der Deutschen Demokratischen Republik hielten das offensichtlich für angebracht. Das Verhör kreiste um die zu lange Fahrzeit. Mit so etwas hatte ich nicht im Entferntesten gerechnet. Man argwöhnte aber Gespräche mit DDR-Einheimischen irgendwo auf der Transitstrecke. Die polnischen Grenzer bei Słubice und dann auch auf der Rückreise noch einmal bei Słubice waren hingegen kulant, überhaupt nicht unangenehm, ich und meine verwöhnte Freundin atmeten auf. Der eine polnische Grenzer fragte da lächelnd, was wir denn auf einmal noch so schnaufend atmen würden.

Warum fuhr ich nach Polen? Ich wollte der bisher nur fürs Bett verwendbaren Geliebten ein anderes Land zeigen; ein Land, das ich nicht als so ausgelutscht wie Italien ansah. Und ich wollte das Haus und das zweieinhalb Hektar große Grundstück einmal anschauen; die frühe Kindheit hatte ich dort verbracht und vertrödelt und verspielt; die Winkel meiner Kindheit wurden mir inzwischen immer wichtiger. Von den Eltern einiger Mitstudenten war ich freilich höhnisch indoktriniert worden: Die Polen, denen

die Häuser und das Land jetzt schon zwei Jahrzehnte gehörten, würden nur ungut reagieren. Die Polen nähmen an, solche Deutschen kämen bloß wieder, um Besitzansprüche vorzubereiten. Ich hatte mich über die Warnungen hinweggesetzt. Ich setzte mich darüber hinweg, weil ich ganz im Gegenteil nur gut fand, dass der schöne Landstrich *Riesengebirgsnordseite* nicht mehr in der Verfügungsgewalt der Deutschen war. Die Westdeutschen hatten in den zwei Jahrzehnten seit Kriegsende die gesamte Oberfläche Westdeutschlands landschaftlich zugrunde gerichtet. Die Kriegsruinen waren weg, ja, und die Landschaften waren noch viel mehr ruiniert als zuvor. Irreversibel verändert hatten die Deutschen ihr Land, und sie hätten auch die Landschaft um Warmbrunn von einer solchen grundlegenden Umwandlung nicht ausgenommen. Ich begrüßte also nur, dass die Polen jetzt in diesem Gebiet die Regie hatten. Das war freilich schon ein Unterschied zu meinen Altersgenossen, überhaupt ein dicker Unterschied zu den meisten Deutsch-Muttersprachlern.

Und ich wollte einmal sehen, ob der Teich, in den ich gefallen war und in dem ich einst, mit fünf Jahren, fast eroffen war, der Teich, den mein Vater gegen den Willen meiner Mutter angelegt hatte, noch voll Wasser war. Ich hatte jetzt zuletzt von meiner Tante außerdem gehört, mein Vater habe einst über die zweieinhalb Hektar hinaus noch weiteres Land gehabt. Nicht besessen, aber doch gepachtet; und er habe dort überall neue Apfelsorten gezüchtet. Das wollte ich auf meine Weise abklären. Wie sahen die Apfelbäumchen nach einem Vierteljahrhundert aus; wie schmeckten diese Äpfel?

Trotzdem machte ich mir ziemliche Gedanken: Würde ich die ganze Fahrt umsonst unternehmen? Würden die jetzigen Hausbesitzer meine Begleiterin und mich überhaupt empfangen? Uns auch nur die Tür aufmachen? Würden sie mich in das vor zweiundzwanzig Jahren sorgfältig eingezäunt gewesene Gartenstück, in dem unter anderem der Unglücksteich war, einlassen?

Ich kam an mit der Freundin und sah, die Polen hatten aus der ebenerdig gelegenen und teils in den Erdboden abgesenkten, teils also unterirdischen Süßmosterei meines Vaters eine Reparaturwerkstatt gemacht. Kfz-Reparaturstation. Na, warum nicht. Das flache Betongebäude war noch da; sogar die riesigen Tanks; die Apfelsaftkessel waren noch nicht durchgerostet; die bestanden noch.

Die polnischen Besitzer des Hauses meiner Eltern, genauer meiner Tante, waren nicht ablehnend. Sie waren nicht zickig. Aber es waren nicht mehr die Polen, die auf das Haus 1945 die Hand gelegt hatten und mit denen mein Vater, der vormalige Mostereibesitzer, sich alsbald gut, ja blendend gut verstanden hatte. Diese ersten Polen hatten 1946 und in jenen prekären Jahren Dollars erworben. Sie hatten US-Dollars an sich gebracht, *dolary*. Auf Dollarbesitz stand in Polen damals die Todesstrafe – so hatte ich, bevor

ich nun hierher zurückkehrte, noch von meiner Tante gesagt bekommen –, und die Gerüchte von einem Dollarbesitz waren dann bereits bis zu gewissen tonangebenden Instanzen durchgedrungen. Die Skibickis hatten stante pede Warmbrunn und das Warmbrunner ländliche neue Haus drangegeben und waren nach Krakau zurückgeflohen. Von Krakau waren sie nach Kriegsende in die herrenlos daliegende – juristisch herrenlose – niederschlesische Region eingewandert. Die Krakauer Zusammenhänge hörte ich erst jetzt. Nun eilten ich und meine Freundin den Geflohenen nach, und wir fanden sie auch, in Kraków.

Krakau war es nicht gerade gewesen, was ich bei meiner Kölner Abfahrt im Sinn gehabt hatte. Aber Kraków vermochte mich, da ich Kunstgeschichte seit kurzer Zeit mit an der Uni Köln belegte, zu fesseln. Ich ließ mich nun in Kraków zu renaissancegebauten Häusern führen; keinen sakralen Bauten, wie üblich, sondern Wohnhäusern. An den Straßen zwischen *Rynek* und *Wawelschloss*. Vor allem die Hinterhöfe waren oft noch wenig verändert, kaum retuschiert, kaum erneuert, nicht verfälscht. Sie waren andererseits auch nicht museal mumifiziert. Unveränderte Renaissancehöfe und -wohnhäuser, ich wusste gut: so etwas kam im ganzen Westdeutschland nicht mehr vor. Und die smarte Frau Skibicka wusste mir und meiner Begleiterin zu erzählen und wusste mir damit die Zähne lang zu machen: Sie habe einst mit meinem Vater herrlich schön geplaudert. Sie habe mit dem Pan Gröhler dermaßen viel gelacht, o Gott ... . Ewig hätten sie zusammen gelacht.

„Gelacht? Mein Vater?“ sagte ich. Denn ich hatte meinen Vater – der inzwischen gestorben war – niemals lachen sehen, effektiv nie. Die Frau Skibicka bestätigte mir das Lachen noch einmal. War Frau Skibicka nur jetzt angestachelt und wollte sie einen ungläubig staunenden Jüngling noch weiter zwiebeln, oder hatte Frau Skibicka meinen Vater bloß besser zu packen gewusst und besser zu entkrampfen verstanden; besser als dessen Gröhlersche Familie das gekonnt hatte? Über solche Möglichkeiten denke ich jetzt noch nach (eher ergebnislos). Frau Skibicka ist mittlerweile tot. Ob sie Notizen hinterlassen hat, sich Notizen gemacht hat? Wie da herankommen? Die deutsch-polnische Geschichte meiner Familie hat sich in anderer Weise fortgesetzt. Nun werde ich im Frühjahr in Jagniątków im polnischen Gerhart-Hauptmann-Literaturzentrum mit einer literarischen Veranstaltung aufwarten, eingeladenermaßen. Die Universität Wrocław hat ein Buch zweisprachig in zwei Verlagen herausgebracht – polnisch-deutsch das Buch – über alle persönlichen Verbindungen hinaus hat die Universität es praktisch gefunden, sinnvoll gefunden, Germanistikstudentinnen Erzählungen eines deutschsprachigen Autors übersetzen zu lassen, und die Studentinnen haben auf die Tour ihre universitäre Abschlussarbeit angefertigt.

Mein Vater, der mit einer polnischen Neubürgerin so viel gelacht oder nicht gelacht hatte, war einst nicht mit seiner Familie von Cieplice Zdrój oder

Warmbrunn ins nordbayrische Fichtelgebirge geflüchtet. Das tat die Familie im Februar 45 ganz klar ohne ihn. Mein Vater war knapp vor Kriegsende in den so genannten *Volkssturm* eingereiht worden; er hatte von einem Turm im schlesischen Glogau mit einem Militärfernglas (Leitz) beobachten sollen, ob die Rote Armee sich der Festung Glogau näherte. Man sagte deutscherseits nicht „Rote Armee“. Man sagte auch nicht „Sowjets“, man sprach von „den Russen“; und weiter als auf Sichtweite eines Fernglases reichten damals die Informationen nicht; ... es war da ziemlich gleichgültig, ob es eine deutsche Heeresabteilung *Fremde Heere Ost* gab, eine Aufklärungsabteilung, und gleichgültig war da auch, dass ein Generalmajor Gehlen, Reinhard der Chef dieses Militärgeheimdiensts an der Ostfront war. Als die Rotarmisten sich Głogów näherten, schossen deren kommunistische Artilleristen zunächst einmal den durch meinen Vater gefährlich gewordenen Beobachtungsturm von Głogów in Klump. Der Dr. Gröhler sackte mit dem Turm nach unten. Ergebnis: Bein blutig, Bein verletzt. Für Dr. Gröhler schloss sich die russische Gefangenschaft an. Als dann mein Vater unerlaubt hörte, dass es an einem nächsten Morgen in die Sowjetunion gehen würde, floh mein Vater noch, trotz seiner Beinverletzung. Er floh zusammen mit einem Mitgefangenen. Sie flohen nach Bad Warmbrunn, mein Vater schlüpfte dort aber nicht bei seinen Eltern unter, die ja denselben Nachnamen trugen wie er, sondern versteckte sich zunächst bei seiner Tante. 1946 wurde er mit seinen Eltern von den Briten aus dem polnisch gewordenen Schlesien herausgeholt. In Westfalen landete er. Mein Vater schlug sich dann zu seiner sechsköpfigen Familie durch, und meiner Mutter erzählte er nichts von einem Lachen. Die Zeit war ja auch nicht danach angetan.

Er erkundigte sich stattdessen nach den Fluchtumständen unserer Familie. Diese Flucht hatte absolut untypisch mit einem deutschen Lazarettzug zu tun gehabt, und ich, der einstige Knabe, der nun als einigermaßen alter Mann nach Jagniątków reisen wird, erinnere mich noch genau an einen dominierenden, überraschenden Eindruck von Weiß. An die Farbe Weiß. Woran Kinder sich erinnern, das ist unbeeinflussbar.

Auf dem Güterbahnhof und nicht dem Personenbahnhof Hirschberg wartete dieser Lazarettzug – offenbar auf uns. Die Mitglieder der Familie Gröhler ließen den Hirschberger Personenbahnhof mitsamt den dort wartenden Fluchtwilligen links liegen, als Oberklassenangehörige war Frau Dr. Gröhler ein wenig besser informiert, und wir liefen neben den Schienen noch ein Stück weiter, noch mehr ins Dunkle hinein. Dort, im Dunkeln, in der Schwärze, auf einem der vielen Gleise wartete der absonderliche Zug voll Verwundeter. Viel zu schmal dünkten mir mit einem Mal die Gleise, und doch wusste ich gar nichts von der größeren Spurbreite der Gleise jenseits des einstigen polnischen Hoheitsgebiets, wusste nichts von der russischen Breitspur mit 1524 Millimetern. Diese Breitspur war aber auch nur 89 Millimeter breiter als in Hirschberg die Gleise.

Der Lazarettzug zog sich unwahrscheinlich lang hin. Hatte er überhaupt irgendwo eine Lokomotive? Die Lampen an den Lichtmasten brannten nicht, obwohl hier noch nie ein alliierter Flieger geflogen war und keine Bombe explodiert war, und ich begriff nicht so recht, warum wir in den untypischen Zug steigen sollten. Das war wieder die Desinformiertheit von kleinen Kindern – behüteten Kindern – aus der Oberschicht. Ich verstand außerdem nicht, warum meine Mutter so sehr weinte. Ich dachte auch an den guten Geruch, der vor einem halben Jahr von zwei Eisenbahnwaggons voller Äpfel hier ausgegangen war, und verglich den Nachmittag, an dem ich mit meinem Vater die Güterwagen beschaut hatte – die für meinen Vater hier angekommen waren –, mit der geruchlosen Februarnacht jetzt.

Von den Apfelwaggons, die in Posen vollgeschaufelt worden waren, war ich vor einem halben Jahr schnell weggerissen worden, „komm endlich!"; im Lazarettzug dachte ich nun sowieso nicht mehr an die Äpfel. Um mich waren bloß bandagierte, mullweiche Soldaten. Der gesamte Zug war mit solchen abenteuerlich weiß Eingewickelten voll. Kaum je einmal eine Frau des Betreuungspersonals. Ich wurde von den Bandagierten angesprochen, und meine Geschwister wurden hochgehoben und herumgereicht. Nur wollte ich einmal einen einzigen nicht irgendwo bandagierten Soldaten sehen.

Gehlen hatte meine Mutter zuvor nicht weniger als viermal von seiner Dienststelle – im nördlichen ehemaligen Polen – aus angerufen. Er hatte ihr gesagt, sie solle sofort fliehen. Bei dem letzten Telefonat hatte er ihr gesagt: „Das ist jetzt der einzige Lazarettzug, der noch ins Westreich weiterfährt. Danach geht keiner mehr.“ Ein Telefonat immerhin, das ihn, wäre es anderen Wehrmattsangehörigen zu Ohren gekommen, den Kopf gekostet hätte. Aber Gehlen hatte meiner Mutter zwanzig Jahre früher nacheinander drei oder auch noch mehr Heiratsanträge gemacht.

Der Zug empfing dann in Wałbrzych, Waldenburg, neue Ordre und musste seine Route ab Prag ändern; soweit reichten die Kenntnisse des heeresrelevanten Herrn Gehlen nicht mehr. Auch nicht dessen Einfluss. Der Zug rangierte auf ein Gleis in den Balkan, damit dort weitere Verwundete aufgenommen werden konnten, Verwundete gab es jetzt viel, und der Zug rollte auf dem Gleis immerhin noch bis Ungarn. Bis in die Nähe von Budapest. Dann ereilte ihn, vom Lokführer bis zum letzten Bandagierten, sein Schicksal; er flog in die Luft. Tito. Gehlens Angebetete und wir Kinder stiegen in Prag noch rasch aus. Wir wurden in Prag einen Tag lang von der NSV betreut, der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, und schließlich in einen mit Slowakinnen und deren Kindern überfüllten Zug – nach Pilsen und Bayern – hineingepresst.

Die bayerische und speziell oberfränkische Mundart fand mein Vater primitiv, als er wieder zu uns stieß. Mein Vater verstand den Dialekt kaum, er hatte keinen Sinn für das originär Urtümliche der oberfränkischen Mund-

art. Das Polnische fand Dr. Gröhler nicht so primitiv. Meine Schwestern und Brüder und ich hingegen verstanden dank der Mitschüler in der Schule das Oberfränkische bald mühelos. Nur zu Hause sprachen wir es nicht.

Mein Vater hatte in Oberfranken weniger Glück als in Polen. In Polnisch-Schlesien war er zwar nicht mehr Besitzer seiner Süßmosterei geblieben, aber immerhin hatte er die Plantage hinter dem Haus noch betreten können und eben dieses Haus seiner Schwägerin, das auch nicht mehr der Schwägerin gehörte; das Haus, in dem er möglicherweise viel gelacht hatte; und er hatte da und dort auf der Plantage etwas Belangloses anordnen können.

In Schönwald, Oberfranken, lebten er und unsre Familie von dem Geld, das meine Mutter kurz vor der Lazarettzugflucht in Kleidungsstücke eingenäht hatte. Jetzt trennte meine Mutter die Mäntel und Jacken wieder auf und verwendete die zerknitterten großen R-Mark-Scheine. Sehr viele Scheine, das war ja doch allerhand Geld.

Außerdem lebte unsre Familie von ein bisschen „Soforthilfe“ des örtlichen Rathauses. Der Schlesier Gröhler war Selbstständiger gewesen in der Obstbaubranche, nun wollte er Lehrer an einer landwirtschaftlichen Schule werden. Das klappte in Bayern nicht. Nach München x Fahrten zum Ministerium, dreihundert Kilometer weit, nützten meinem Vater nichts. Er war nicht Katholik; er war kein Beamter; er war kein Bayer. Das war insgesamt zu wenig. Hätte er katholischer polnischer Lehrer sein sollen? Auch nicht.

Immerhin, gehungert haben wir fünf Kinder nie. Es wurde vor allem viel gesammelt, angefangen von den Pilzen in den nahen Wäldern des Fichtelgebirges zum Beispiel: riesige Mengen Maronenpilze, die dann auf den weiten planen Fußböden der stillgelegten, von den Gröhlers bewohnten *Porzellanfabrik Abteilung C* getrocknet wurden. Die Pilze halfen den Winter überstehen. Mindestens die Älteren von uns Kindern nahmen mit der Hellsicht, die für die Kindheit typisch sein kann, die Vorteile wahr, die ein verlorener Krieg mit sich bringt – sofern einer nur den Krieg persönlich intakt überlebt hat. Wir Kinder freuten uns, dass es nur noch wenig Zäune gab.

Oder dass so wenig intakte Zäune dastanden. Die Landschaft war in Mitteleuropa 1945, 1946, 1947 uneingezäunt. Sie war damit nicht so zertrennt – für einige kurze Zeit; und separiert war da wenig. Ich lief außerdem oft mitten auf der Fahrbahn, mitten sogar auf der Hauptstraße; und mein Vater wusste zu berichten, dass dies ja jetzt in Schlesien, in dem polnisch gewordenen Schlesien, ziemlich analog funktionierte. Das wussten die anderen Kinder hier nicht. Ich und die anderen Schönwalder Lausejungen kletterten auf ausgebrannten, kaputten Loks herum, die am Schönwalder Bahnhof seit Monaten bereits abgestellt waren und die – Lok an Lok – vieldutzendfach zusammengeschoben waren. Sie stammten vom Kriegsende im Osten. Die Erwachsenen stiegen nicht auf Loks, aber sie überquerten Bahngleise, und meine Eltern machten nicht den Umweg

durch die Unterführung. Mein Vater musste da unverstündlich schimpfende Bahner, eben oberfränkisch fluchende Bahnbeamten hinnehmen, und sonst passierte weiter nichts. Bei den kaputten Loks passierte allerdings doch etwas. Manche der mit mir Gleichaltrigen hoben scharfe Patronen auf und nicht nur Patronenhülsen. Mein Vater nahm zu Hause meiner ältesten Schwester ein Stück Munition ab; hastig. Das Zeug ging los, mein Vater büßte mehrere Finger der Hand ein.

In anderen Städten wurde auch horrend geschmuggelt; in der Viertausend-Einwohner-Industriestadt Schönwald am Fichtelgebirge hatte ich Knirps nichts davon bemerkt. *Schwarzhandel*, das hörte ich nur als Wort. „Was ist denn das?“

Die Großeltern von uns fünf Kindern, die Großeltern väterlicherseits, die seit Kurzem bei uns mit in Schönwald wohnten, kamen noch längst nicht von ihren polnischen Nachkriegserfahrungen los. Die Großmutter hatte ein Leben hindurch in Breslau polnische Dienstmädchen gehabt; eins nach dem andern, und ab 1945 musste sie auf einmal die besten Zimmer und den „Salon“ ihrer Warmbrunner Wohnung der Władka überlassen, einer Vierundzwanzigjährigen, einer neu angekommenen Polin; die war nun die Herrin. Władka wohnte mit in der Wohnung meiner Großeltern; und wenn der Vierundzwanzigjährigen ein Gegenstand gefiel, hatten die Großeltern den herauszurücken. Sofort; unbesehen. „Kommt gleich Miliz!“ Wie oft habe ich dann dieses kleine beziehungsreiche Zitat über mich ergehen lassen, immer von meiner Großmutter. Ich dachte bei mir, vielleicht war es doch ein bisschen anders, – und vor allem fand ich die drei Worte einen gut zu sprechenden Satz. Meine einundvierzigjährige fünffache Mutter, also die Schwiegertochter meiner Großeltern, wurde bei solchen aufgewärmten Berichten ebenfalls von jahrzehntelang zurückweisenden Gefühlen übermannt. Die Schwiegertochter dachte dran, wie sie im Mai 1921 wieder einmal auf dem Gut ihres Großvaters mütterlicherseits gewesen war. Sechzehnjährig sie. Der Großvater bewirtschaftete das Gut, unterstützt von sechs Knechten und fünf Mägden, und mit dem Gesinde ging der Großvater Wilhelm ziemlich ruppig um. 1921 verlegte Wilhelm, der auch Reserveoffizier war, Angehörige des Freikorps‘ *Oberland* in sein Gutshaus einmal hinein. Zwei Tage waren die Freischärler da bei ihm einquartiert. Die Enkelin verknallte sich. Die Romanze dauerte, in ihrem intimeren Abschnitt, elf Stunden. Es gab ja Scheunen, es gab in den Scheunen auch im Mai noch Heu. Das Heu piekste; aber Heu trägt in allen Lagen und in den verrücktesten Stellungen, und von diesen gewissermaßen schwerelosen und geradezu unrealistischen Positionen wurde die Enkelin so meschugge, dass sie das Pieken nicht mehr wahrnahm.

1921 fand am Annaberg die emotional beispiellos aufgeheizte, hasserfüllte Nicht-Kriegs-Schlacht zwischen deutschen und polnischen Staatsangehörigen statt. Der Annaberg ist die höchste Erhebung Oberschlesiens. Und

vierzehn Tage nach der Einquartierung bekam Wilhelms Gattin – Wilhelm war noch beim General Hoefler – eine Verlustenliste zugeschickt. Die Liste erfasste Freischärler des so genannten Selbstschutzverbandes, die bei Wilhelm im Gutshaus gelegen hatten. Wilhelms Frau ließ alle Anwesenden zusammenkommen und verlas die Namen. Die Mägde saßen auch während der Namensverlesung nicht untätig da, sie nähten. Die fünfzehnjährige Enkeltochter nähte mit. Hans Sobotta, 21.5. gefallen; Friedrich Hanke, 21.5. gefallen; Eugen Jänisch, 21.5. gefallen, und als dann, fast am Schluss, der Name des Heu-Liebsten der Enkeltochter ausgesprochen wurde, passierte etwas. Die meisten merkten nichts, denn zu sagen wagte die Enkelin keinen Mucks, aber die Enkelin stach sich absichtlich. Sie stach sich selber mit der Nähnaedel tief in die Hand; vielmehr, sie durchstach sich die Hand. Nur die Magd neben der Enkelin hörte einen winzigen, grausamen Laut; nichts Gesprochenes. Großvater Wilhelm im Übrigen erhielt ein Jahr später den Schlesischen Adlerorden Römisch Erster und Zweiter Klasse. Für seine Verdienste im Abstimmungskampf Oberschlesiens 1920/21. Die Enkelin nahm der polnischen Nation noch ein Vierteljahrhundert später übel, dass ihr Heu-Liebster erschossen worden war. Es gab da auch immer wieder wilde Reden zwischen meinem Vater und eben meiner Mutter. Polen war und blieb bei meinen Eltern ein Reizthema, und genauso Gehlen blieb ein Reizwort.

Konkret tauchte dieser Reinhard Gehlen erst wieder auf, als Gehlen, nun schon Chef des deutschen Bundesnachrichtendienstes, an den Sohn der einstigen, ersten Ehekanidatin herantrat, an mich. Frau Gröhlers Sohn wollte er bei seinem BND einstellen. Auf einen Sohn seiner einstigen Angebeteten glaubte er sich verlassen zu können. So jemand, sagte Gehlen sich, würde nichts verraten. Würde nicht petzen und wäre ein idealer BND-Mann. Ein Treffen zwischen Gehlen und mir wurde arrangiert. Es fand auf Gehlens topgeheimem Privatgrundstück statt und in Gehlens Bungalow in der Waldstraße 29 in Berg. Aber dort gab ich dem berühmten Mann einen Korb. Außerdem wollte ich noch weiter polnische Kunstgeschichte studieren. Meine Mutter hielt sich bei der neuen Aktivität von Reinhard sehr zurück.

Ich habe Herrn Gehlen auch seit jeher als antagonistisch wirkend erlebt; als antagonistisch zu mir und zu Polen, auf penetrante Weise. ... Ging es nicht schon damit an, dass Gehlen mir, dem Sohn der zuvor angeschwärmten Frau, den Weg aus Schlesien heraus ebnete?

Bei meinen weiteren Fahrten im kleinen Fiat nach Warmbrunn brachte ich dann Apfelkerne meinen Schwestern mit. Von der Plantage unseres Vaters. Und mein Schwager, dem die zu den Kernen gehörigen Äpfel gut schmeckten, schickt nun schon jahrzehntelang und bis zur Stunde rheinischen Wein an die Leute, die in Warmbrunn die Reparaturstätte betreiben. Auch obwohl mein Schwager von meiner Schwester inzwischen geschieden wurde.

Mit Polen bin ich noch anders verbunden. Denn der Gründer von Kattowitz – der Gründer, wie ich etwas salopp sage – ist ein Vorfahr von mir. Der ist mein Ururgroßvater, Friedrich Wilhelm Grundmann; und meine Verbindung geht auch über meinen Urgroßvater Carl Mauve. Kattowitz war, bevor der Ururgroßvater in Erscheinung trat, ein Bauerndorf. Um 1830 hatte Kattowitz 294 Einwohner gehabt; – zugegeben, das Dorf existierte schon vor Grundmann, aber durch Grundmanns Aktivitäten entwickelte sich dieses Dorf Kattowitz zum Zentrum des oberschlesischen Bergbaus und Hüttenwesens. Katowice verdankte seinen verblüffenden Aufstieg just dem Mann. Bereits zu Grundmanns Lebzeiten wurde eine Straße auf den Namen dieses Managers umbenannt – wo kommt das sonst vor –, die „erste und schönste Straße“ von Kattowitz, nämlich die bisherige *Industriestraße*.

Grundmann war Generalbevollmächtigter der von Tiele-Wincklerschen Gruben- und Hüttenwerke. Er war das bis 1872. Seit 1855 war er mit dem Titel eines Königlich preußischen Geheimen Kommissionsraths bedacht; und verheiratet war er mit einer ganz schlichten, dörflichen Polin, der Prusowska. Meiner Ururgroßmutter. Um 1870 wurde Kattowitz als die modernste Großstadt Europas angesehen, ohnehin als die jüngste. Die Polen verschleiern das alles heute auch nicht; davon konnte ich mich überzeugen bei einem halben Dutzend Kattowitzer Besuchen in der Zwischenzeit. Die Polen haben konsequenterweise den *Grundmann*-Straßennamen belassen.

Von 1872 war dann Grundmanns Schwiegersohn, jener Carl Mauve, der Generalbevollmächtigte bei der Gräflich Tiele-Wincklerschen Hauptverwaltung – mein Urgroßvater. Es sei „die bedeutendste wirtschaftliche Stellung im damaligen Oberschlesien“ gewesen; nach Carl Mauve wurde ebenfalls eine Straße in Kattowitz benannt. Mauve wohnte nach Grundmann eine Zeit lang in der in Katowice berühmt gewesenen Grundmannvilla, und meine Mutter und deren Schwestern spielten als kleine Mädchen manchmal in dem Haus, zu Füßen der Karyatiden und in der Karyatidenvorhalle. Die Villa stand in der verlängerten Grundmannstraße, der nach Mysłowice führenden Chaussee.

Ja, Karyatiden. Steinerne Frauen; es war eine Villa in neoklassizistischem Stil mit Pilastergliederung, mit rings umlaufendem geometrischen Friesband, und die Villa „wirkte wie eine Sensation“, als sie sich in der Bauphase höher und höher heraus hob aus der hier teilweise noch dörflichen Umgebung. Die alten Kattowitzer Bauern – „stur“ werden sie in zeitgenössischen Papieren genannt – wunderten sich, dass in dieser Villa, die mehr aussah wie ein griechischer Göttertempel, eine menschliche Familie wohnen sollte. Eine einzige Familie auch bloß. Grundmann hatte die Villa nicht selber in Auftrag gegeben, sondern sie 1872 drei Jahre nach ihrer Fertigstellung erworben; gekauft für 48000 Mark, und für 18000 Mark das Grundstück; und er hatte die Villa mit Wirtschaftsbauten, einem Wintergarten, einer Pergola und einem Turm versehen lassen. Zur Wasserversorgung des ganzen Grundstücks ließ er noch ein Maschinenhaus mit einer Dampfmaschine

hinsetzen. Meine Mutter hat sich manchmal über diese Villa ausgelassen, und es gab ein Mädchenporträt von meiner Mutter mit dieser Grundmannvilla. In den Sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts wurde die Villa abgerissen, obwohl sie noch tadellos in Schuss war. Sie ärgerte den 1. Sekretär von Śląsk, eben einen Kommunisten, einen Vorgänger Edward Giereks. Die Villa ist aber in einer frühen Photographie erhalten; über eine Kopie verfüge ich seit kurzem. Die Villa ist auch in einem Aquarell eines Katowicer Kunstmalers vergegenwärtigt, und das Aquarell – von Ireneusz Botor – ist auf dem Cover eines Katalogs unserer Tage farbig reproduziert. Der Katalog erschien anlässlich einer Katowicer Ausstellung ... Gehört das zur Biografie der Familie? Gehört Katowice mit dazu? Da käme es drauf an, ob die Kattowitzer Verhältnisse ein Mitglied der Familiensippe beschäftigen. Ja, es gehört dazu, denn nun, wo ich älter geworden bin, fühle ich mich verpflichtet, hier etwas mehr Klarheit hineinzubringen. Immer wieder gebe ich mich damit ab, ja mehr als mir lieb ist.

OLAF HERRMANN

# Besatzungskind aus Gotenhafen

Mein Vater war in den 40er-Jahren auf der „Aviso Grille“, der ehemaligen Staatsjacht, Hilfsmeteorologe. Im Fotoalbum fand ich Bilder von ihm und meiner Mutter am Stadtstrand von „Gotenhafen“ (Gdynia). Die Bildunterschrift lautet: „Es begann im April“ (1941). Das dürfte wohl auch gleich der Entstehungsmonat meiner Person gewesen sein.

Meine Mutter war Wehrmachtsangestellte in der Verwaltung und kam in den eroberten Gebieten Europas viel rum. Ein Leben, das ihr gut gefiel. Von Oslo bis Belgrad war sie manchmal auch mit der Luftwaffe unterwegs. Offiziell und inoffiziell. Für eine Stange Zigaretten oder eine Flasche Hochprozentigem konnte sie schon mal zwischendurch von Oslo nach Narvik oder eben auch nach „Gotenhafen“ mitfliegen. Zumindest entnahm ich das ihren Erzählungen, die ich wie immer zufällig mitbekam, wenn sie anderen Leuten oder Verwandten aus ihrem Leben berichtete und nicht ahnte, dass ich zuhörte.

Wie ich, noch im Kindesalter, eben aus einer solchen belauschten Erzählung meiner Mutter erfuhr, dürfte das schrecklichste Erlebnis ihre dienstliche Anwesenheit bei Erschießungen von Geiseln in Belgrad gewesen sein. Wie sie berichtete, war einer der „Delinquenten“ nur ohnmächtig geworden und bat flehentlich um sein Leben. Der zuständige Vorgesetzte hat ihn mit seiner Dienstpistole vor den Augen meiner Mutter erschossen. Den zu dieser Aktion ausgestellten Passierschein (vom 28. Juli 1941), der ihr gestattete, die Kontrollposten zu diesen Erschießungen zu passieren, habe ich in ihrem Nachlass gefunden. Zu diesem Zeitpunkt war meine Mutter mit mir schon im vierten Monat schwanger.

Da war das Leben in „Gotenhafen“ schon wesentlich angenehmer. Diese Stadt hatte es meiner Mutter besonders angetan. Es war nicht nur die

Liaison mit dem schmucken Matrosen. Sie war besonders begeistert von der modernen Architektur und den großzügig angelegten breiten Straßen mit dem gut funktionierenden Verkehrssystem. Kein Wunder. Die Polen hatten in nur zwanzig Jahren die seinerzeit größte Hafenstadt der Ostsee aus dem Boden gestampft. Nichts in dieser Stadt war älter als zwanzig Jahre!

Im Februar 1942 wurde ich schließlich als „Besatzungskind“ in Gotenhafen (Gdynia) geboren. Schwangerschaft und Geburt hatte meine Mutter dem Arbeitgeber, der Wehrmacht, erfolgreich verheimlicht, weil sie fürchtete, ihre Stelle und ihre „Reisefreiheiten“ zu verlieren. Da sich in ihrer Schwangerschaft die Gewichtszunahme relativ gleichmäßig über die ganze Figur verteilte, war ihr das offensichtlich möglich. Ihre Tante in Berlin, bei der sie offiziell gemeldet war, tätschelte ihr seinerzeit auf ihren Bauch und sagte vorwurfsvoll: „Du hast aber gut zugelegt“. Vom Krankenhaus-Gynäkologen hat sie sich eine selbst erstellte handschriftliche „Bescheinigung“ unterschreiben lassen, die bestätigte, dass sie vom 3. Januar bis zum 1. April 1942 arbeitsunfähig war. Damit war die Zeit der Niederkunft mit der notwendigen Nachsorge abgedeckt. Aus diesem Grund tauchte ich in ihren Personalpapieren bis zum Kriegsende nicht auf. Das entsprechende Feld „Kinder“ war mit einem Diagonalstrich versehen. Das war auch noch im April 1944 so, als ihre Kennkarte zum letzten Mal verlängert wurde.

Auf Wunsch meiner Mutter verbrachte ich ca. sechs Monate in einem Krankenhaus in Gotenhafen. Als eine weitere Verlängerung nicht mehr möglich war, wurde ich zwischenzeitlich einige Monate bei meinen Großeltern in Thüringen untergebracht. Danach verbrachte ich noch eine unbestimmte Zeit in einem Kinderkrankenhaus in Süddeutschland. Nachweislich war ich aber während des Krieges noch in zwei weiteren Kinderheimen. Das Kriegsende erlebte ich dann in Mayerhofen in Österreich.

Die ersten beiden Schuljahre verbrachte ich in Oberbayern. Zu dieser Zeit musste ich den Namen des rumänischen Lebenspartners meiner Mutter annehmen (Marinescu). Er studierte Jura in München. Und da er als Verfolgter anerkannt war, gab es höhere Lebensmittelzuweisungen und auch sonst einige Erleichterungen im Umgang mit Behörden. Dies war damals eine reine Zweckgemeinschaft. Erst 1950, mit dem Umzug nach München, durfte ich meinen richtigen Familiennamen annehmen.

Obwohl wir damals zu dritt in einem möblierten Zimmer leben mussten, war das die glücklichste Zeit meiner frühen Kindheit. Doch tauchten damals, im Alter von sechs Jahren, in meinem Leben immer wieder die noch nicht richtig einzuordnenden Begriffe „Verfolgung“, „Flüchtling“ und „Nazi“ auf. Meine eigene personale Rolle gestattete mir in diesem Alter noch keine brauchbaren Erklärungen. Allerdings ahnte ich aber schon damals, dass da Schlimmes dahintersteckt.

Ich kann mich erinnern, dass ich als Schulkind, wenn ich nach meinem Geburtsort gefragt wurde und „Gotenhafen“ angab, bei der Bewohnern am

bayrischen Alpenrand oft Unverständnis ertete. Die Kinder waren noch etwas direkter. Sie frugen dann scherzhaft, ob mich der Esel im Galopp verloren hätte. Das ärgerte mich ganz besonders, da ich mir selbst nicht vorstellen konnte, wo ich geboren wurde – geschweige denn, unter welchen Umständen. Ich hatte also von Anfang an keine verortbare Heimat. Das quälte mich, denn alle anderen Kameraden wussten ungefähr, wo ihre meist bayrischen Geburtsorte lagen. Verschärft wurde das alles noch dadurch, dass ich immer als Flüchtlingskind bezeichnet wurde, was direkt so nicht stimmte. Die organisierten Ausweichbewegungen meiner Mutter über die Großeltern und etliche Krankenhäuser und Kinderheime waren nicht mit der Flucht aus den deutschen Ostgebieten vergleichbar. So hatten wir auch nie einen Flüchtlingsausweis, noch gab es irgendwelche „Wiedergutmachungszahlungen“. Trotzdem wurde auch ich wie ein Flüchtlingskind behandelt. Besonders brutal war die oberbayrische „Willkommenskultur“. Aus allen Unterkünften, in die wir von Amts wegen eingewiesen wurden, hatten die Wohnungsinhaber, meistens Bauern, uns in kürzester Zeit hinauskomplimentiert. Schließlich kamen wir in Fischbachau am Alpenrand bei einer alleinstehenden älteren Dame unter.

Ab 1950 zogen wir nach München. In der Stadt war es nicht mehr so wichtig, woher man kam. Ich musste nur aufpassen, dass ich meinen Geburtsort richtig buchstabieren konnte. Die Frage, wo das liegt, konnte ich sowieso nicht beantworten. Das war mir schon peinlich. Aber meine Geografiekenntnisse waren in den 50er-Jahren noch nicht soweit, dies selbst zu eruieren. Zumal die neuen Atlanten Gotenhafen gar nicht mehr aufführten. Und dass meine Geburtsstadt vor und nach dem Kriege Gdynia hieß, hatte mir damals niemand gesagt. Ich bin mir noch nicht mal sicher, ob das meine Mutter seinerzeit wusste.

Für mich klärte sich das so langsam erst in der Mittelstufe des Gymnasiums. Da erkannte ich nun endlich, dass meine Geburtsstadt in der Nähe von Danzig liegt. Und das liegt in Deutschland, wie meine Mutter immer betonte. Erst später gab sie zu, dass dies kriegsbedingt nicht mehr der Fall ist. Die Polen haben meine Heimat besetzt. So wurde es mir erklärt. Schon wieder ein neues Feindbild!

Der Geschichtsunterricht bei uns war bis in die Mitte der 60er-Jahre allgemein noch von einer zeitgeschichtlichen Phobie geprägt. Die Lehrer hielten sich immer ausgiebig und lange bei der Französischen Revolution auf und quälten sich bis in den Beginn des Ersten Weltkrieges. Leider war dann keine Zeit mehr, um die jüngste Geschichte aufzuarbeiten. So war es auch für Schüler nie möglich, zum Beispiel das naheliegende KZ Dachau, direkt vor den Toren Münchens, im Rahmen eines Studientages aufzusuchen und nach den genauen Ursachen zu fragen. Glücklicherweise ist das heute anders.

Dann begann ich meine Recherchen auf eigene Faust. So besorgte ich mir auf Flohmärkten noch preiswerte Originalliteratur. So habe ich aus diesen

Zeiten noch juristische Kommentare zum Eherecht (1938) und Strafrecht (1943). Dort fand ich dann auch solche Sätze: „Das Polenstrafrecht ergibt sich aus der Pflicht zur Einordnung in den deutschen Herrschafts- und Schutzbereich. Die staatsrechtliche Stellung der Polen und Juden verlangt von ihnen unbedingten Gehorsam gegenüber dem Deutschtum.“

Meine Mutter warnte mich in den 60er-Jahren, irgendeinmal nach Polen zu fahren. Man würde mich aufgrund meiner Geburt dort einbehalten, und ich müsste als „geborener Pole“ dort den Militärdienst ableisten. Eine gewagte Behauptung, die ich aber damals nicht widerlegen konnte.

Schon die Bundestagsdebatten zur Wiederbewaffnung der Bundesrepublik in den 50er-Jahren verfolgte ich am Radio aufmerksam und zornig. Ich konnte es nicht verstehen, dass kaum zehn Jahre nach Kriegsende man schon wieder aufrüsten wollte. Im Straßenbild Münchens konnte man noch überall die Ruinen des grausamen Krieges sehen. Ich habe deshalb auch später den Kriegsdienst verweigert. Und meine Ersatzdienstzeit verbrachte ich im OP der Chirurgischen Universitätsklinik in Bonn. Übrigens drei Monate länger als meine beim Militär dienenden Kameraden. Denn wir mussten die eventuelle „Reservezeit“ gleich mit ableisten. Von meinen Schulkameraden wurde aber nicht ein einziger als Reservist eingezogen. Es war eine reine Schikane, um den Ersatzdienst zu diskreditieren.

Nach dem Abitur und dem zivilen Ersatzdienst studierte ich in Bonn auf das Lehramt in Grund- und Hauptschulen. Kurz darauf noch auf das Lehramt an Sonderschulen in den Fachrichtungen Schwerhörigenpädagogik und Lernbehindertenpädagogik.

Bis zum Jahre 2006 unterrichtete ich an einer Schule für Lernbehinderte und Sprachbehinderte in Bitburg (Eifel), die letzten acht Jahre als Sonderschulkonrektor.

Schon seit den späten 70er-Jahren habe ich mir das Hobby Amateurfunk zugelegt. Seit den frühen 80ern hatte ich auch die Kurzwellenlizenz erworben, die es mir ermöglichte, weltweit Funkkontakte zu knüpfen – auch über politische Grenzen hinweg. Anfang 1982 gelang mir eine Morse-Verbindung nach Gdynia. Hoherfreut berichtete ich dem Funkfreund mit der Morsetaste, dass ich in Gdynia geboren bin. Freundlicher Weise hat mir anschließend Jozef (SP2ZT) einen durch seine Tante übersetzten Brief und zwei Ansichtskarten zukommen lassen. So sehr ich mich über den Brief freute, so enttäuscht war ich von der Stadt, die mir die Ansichtskarten aus der Vogelperspektive zeigten: Endlose trostlose Plattenbauviertel! Ich nahm zu dieser Zeit an, dass durch die hochgradige Zerstörung im Krieg von dieser Stadt, die meiner Mutter so imponierte, nichts mehr übrigblieb. Dass dem nicht so war, erlebte ich erst später.

1990 nahm ich als Funkamateure Kontakt mit einem Dozenten an der Universität Kasan (Wolga) auf. 1991 organisierte ich einen Austausch von 25 Funkamateuren und von Jugendlichen aus der Region Bitburg und Kasan

an der Wolga. Die deutsche Gruppe war in den jeweiligen Gastfamilien in Kasan untergebracht und anschließend die Kasaner Funkamateure in unseren Familien. Der Aufenthalt war jeweils 13 Nächte. Das war um diese Zeit eine Pionierleistung, denn in der damaligen Sowjetunion waren solche Gruppenfahrten straff organisiert und kontrolliert und in Verbindung mit einer Unterbringung in Interhotels möglich. Die deutschen Teilnehmer waren von der Gastfreundschaft der Tataren überwältigt. Die Gastgeber zogen oft zu ihren Verwandten, um uns abends die Betten zu überlassen. Es wurde allen Teilnehmern sehr schnell klar, dass nicht die Einwohner fremder Länder das Problem darstellen, sondern die jeweiligen Politiker.

Seit meiner Pensionierung im Jahre 2006 fahre ich mit meinem Wohnwagenspann ungefähr fünf Monate im Jahr immer wieder Richtung Osten. Als ich zum ersten Mal an die polnische Grenze kam, fuhr ich erst einmal nur der Neiße und Oder entlang und blickte dabei immer bang über den Fluss. Um diese Zeit machten ja immer noch die Polenwitze der Wende die Runde. Aber dann habe ich bei Görlitz meinen ganzen Mut zusammengenommen und wagte meinen ersten Grenzübertritt in mein „Heimatland“.

Den endgültigen Ausschlag zu dieser „Mutprobe“ gab allerdings das damals gerade erschienene Buch von Steffen Möller „*Viva Polonia*“. Das hat mir geholfen, den ganzen Propaganda-Ballast des Kalten Krieges endgültig über Bord zu werfen.

Auf dieser ersten Fahrt traf ich in Kattowitz dann meinen Freund Bogusław, einen Funkamateure, der hier bei Bitburg einige Jahre gelebt hatte und wieder zurück nach Kattowitz zog. Per Funk traf ich dort zufällig noch auf zwei polnische Funkamateure, die mich spontan zu einem Abendessen in einem nahegelegenen Restaurant einluden. Wir hatten dann noch einiges zusammen unternommen. Nach Kattowitz besuchte ich noch Krakau und Oppeln. Natürlich war ich auch in Auschwitz und Kreisau. Auch wieder mit viel Herzklopfen. Aber nirgends schlug mir Feindseligkeit entgegen. Vielmehr glaubte ich überall den Willen zu erkennen – ohne die Vergangenheit zu leugnen – gemeinsam nach vorne zu schauen.

So konnten mir schon bei dieser ersten Fahrt meine Ängste genommen und alle Vorurteile widerlegt werden. Und damit stand fest: Bei meiner nächsten Polenfahrt werde ich der Ostseeküste entlangfahren und endlich meine Heimatstadt aufsuchen.

So habe ich es 2012 auch gemacht. Von Stettin aus fuhr ich die Küste entlang bis Marienburg/Malbork. Danzig war mein Hauptziel. Dort fand ich auch in Stogi einen passablen Campingplatz und blieb dort auch über zwei Wochen. Nach ein paar Tagen nahm ich wieder allen Mut zusammen und fuhr vom Danziger Hauptbahnhof nach Gdynia. Die vielen freundlichen Polen haben mir auch dort geholfen, die Tourist-Information zu finden. Eine junge Angestellte half mir auch bei meiner touristischen Planung. Wir kamen mit unser beiden Englisch gut zurecht. Dann frug ich mit

Herzklopfen, ob aus den 40er-Jahren noch ein Krankenhaus erhalten sei. Da machte sich etwas Unverständlichkeit breit. Aber eine ältere Dame, die wohl mitgehört hatte, sprang der jungen Frau bei und erklärte, dass es sogar noch zwei Krankenhäuser aus der Vorkriegszeit gäbe, die beide noch voll ihre Aufgabe im Gesundheitswesen erfüllen.

Dann erklärte ich, dass Gdynia meine Geburtsstadt sei. Darauf meinte sie bestimmt: Dann kann es nur das Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern am *Plac Kaszubski* sein. Denn es ist das einzige, das schon immer eine gynäkologische Abteilung mit angeschlossenem Kreißsaal hatte. Da musste ich eine kurze Pause einlegen, da ich den Tränen nah war. Ich hatte im Alter von 70 Jahren nicht nur meine Heimatstadt gefunden, sondern sogar mein Geburtshaus. Nun konnte niemand mehr behaupten, der Esel hätte mich im Galopp verloren. Ich konnte jetzt Stadt, Straße und Hausnummer nennen. Das kann nicht jeder! Ich ließ mir auf dem Stadtplan den Weg erklären und fand ohne Weiteres mein Geburtshaus und mischte mich dort in den Gängen unter die Patienten und Besucher und genoss das Gefühl, endlich meine Heimat gefunden zu haben.

Am nächsten Tag ging ich zum Stadtstrand von Gdynia, den ich schon aus dem Fotoalbum meiner Mutter kannte, und füllte dort in ein Tütchen Sand, Muscheln und loses Strandgut. Auf meinen Streifzügen durch meine Heimatstadt konnte ich sehr schnell feststellen, dass sie nicht die scheußliche Stadt der Plattenbauten ist, die ich noch von den Ansichtskarten in Erinnerung hatte. Erstaunlicherweise wurde Gdynia im Kriege nur zu 17% zerstört. Viele Bauten aus den 30er-Jahren sind noch erhalten und wurden auch hervorragend restauriert. Die großzügigen breiten Straßen, von denen meine Mutter berichtete, waren noch da. Also durchaus eine Stadt, auf die man stolz sein kann. Seitdem prangt am Heck meines Autos und auch am Wohnwagen ein Aufkleber mit dem Slogan aus den Tourist-Info: *Gdynia moje miasto*.

Nachdem ich einen ersten Eindruck von Polens Süden und Norden erhalten hatte, stand fest: Das Hauptziel meiner nächsten Polenfahrt war die Landesmitte. Das verwirklichte ich 2015.

Und wieder leistete Steffen Möller Starthilfe für diese Tour: „Expedition zu den Polen – Eine Reise mit dem Berlin-Warszawa-Express“, und erst kurz vor der Fahrt erschienen: „Viva Warszawa – Polen für Fortgeschrittene“.

Da ich schon einiges über die Festung Küstrin gelesen hatte und auch einen TV-Bericht über die Ausgrabungen in der Altstadt gesehen hatte, wurde ich neugierig und verbrachte dort einen ganzen Tag. Auch das ist wieder ein gutes Beispiel, wie junge Polen sich engagieren, die gemeinsame Geschichte aufzuarbeiten. Zufälligerweise war zu dieser Zeit auch ein älterer Herr anwesend, der früher in dieser Altstadt lebte. Bei der spontanen Führung erklärte er uns jeden Hauseingang, die Lage des Marktplatzes und der anderen öffentlichen Gebäude. Auch diese Stadt könnte noch leben, wenn wir 1932 einen anderen Reichspräsidenten gewählt hätten.

Über Posen und Lodz kam ich zu meinem Hauptziel dieser Reise: nach Warschau. Dort begegnete mir auf Schritt und Tritt unsere gemeinsame grausame Geschichte. Bei jeder Frage, die ich an Passanten richtete, um nach dem Weg zu fragen, wartete ich immer bang auf die Reaktion. Denn meinen deutschen Touristen konnte ich ja nicht verleugnen. Aber auch hier begegnete man mir überall ausgesprochen freundlich. In der Straßenbahn passte man sogar auf, dass ich an der richtigen Haltestelle ausstieg. Auch begleitete man mich bis zur nächsten Kreuzung, um mir die richtige Bushaltestelle zu zeigen. So etwas erlebte ich laufend.

Und trotzdem schwebte der Geist der Gräueltaten meiner Elterngeneration über mir. Aber wie dankbar empfand ich es gerade in Warschau, dass mich niemand, auch nur andeutungsweise, für die Untaten verantwortlich machte. Mit den Details dieser schlimmen Zeit wurde ich besonders ausführlich im Museum des Warschauer Aufstands konfrontiert.

Um so dankbarer ließ ich mich von der Stadtführung an das Denkmal der Ghettohelden im Stadtteil Muranów führen. Hier vor dem Museum der Geschichte der Warschauer Juden hatte als erster Willy Brandt mit seinem symbolischen Kniefall deutlich unsere historische Schuld anerkannt und in Demut Vergebung erhofft. Mit Genugtuung habe ich gesehen, dass auf dem gleichen Gelände ein kleines Denkmal auf diese symbolische Geste hinweist.

Jeden Morgen, bei der Fahrt in das Zentrum kam ich bei einem Friedhof an einem Denkmal vorbei, dessen Bedeutung ich anfangs nicht richtig zuordnen konnte. Nach dem Besuch des Museums des Warschauer Aufstandes war es mir klar. Das große „P“, das sich am Fuß in die Form eines Ankers spaltet, war das Symbol der Aufständischen. Dann stieg ich bei der nächsten Fahrt an dieser Haltestelle in Wola aus und ging in den Friedhof hinein. Es war ein sehr großer Friedhof. Und einen sehr großen Teil nahm die Gedenkstätte für die Opfer des Warschauer Aufstandes ein. Den Wegesrand säumte eine sehr große Zahl von Granitstelen mit tausenden von Namen. Alles Opfer unseres damaligen Eroberungswahns. Am Ende dieses Stelenfeldes erhob sich ein großes Mahnmal, an dem offensichtlich auch stets die Gedenkfeiern stattfanden. Da ich kein Freund von großen Feiern bin, wohl aber die persönliche Geste bevorzuge, habe ich mich entschlossen, auch ein Gesteck an diesem Denkmal abzulegen. Die Verkäufer an den Blumenkiosken am Eingang halfen mir. Ich konnte mir sogar eine beschriftete Schleife aussuchen. Als Text wählte ich: „Verzeiht, wenn ihr könnt“. Es war meine persönliche Bitte fern aller Öffentlichkeitswirksamkeit.

So habe ich im fortgeschrittenen Alter doch noch *mein* Polen gefunden mit diesen wunderbaren, durch zwei Diktaturen schwer geprägten Menschen. Wenn ich jetzt wieder nach Polen fahren werde, fahre ich schon ein bisschen „nach Hause“ in mein „Heimatland“. Und den Sand mit dem Strandgut aus Gdynia werden meine Kinder dereinst wunschgemäß über meine Urne streuen.



BARBARA HICKETHIER

# Zurückgekommen

## I.

**Z**urückgekommen – dieses Gefühl hatte ich bei meinem ersten Besuch in Polen im Jahre 1994. Zurückgekommen – dabei war ich nach meiner Geburt am 25.12.1943 in Breslau nur ein Jahr und einen Monat im damaligen Schlesien, im jetzigen Polen. Die Flucht meiner Mutter, ihrer Schwester und von zwei kleinen Kindern kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs war beschwerlich. Sie ging über die Tschechoslowakei und mit einem Aufenthalt in Österreich nach Bayern in ein Dorf zwischen Ulm und Augsburg. Mitten im Winter im Januar 1945. Es war wohl absehbar, dass der Krieg bald enden würde und nährte bei den Erwachsenen das Gefühl, sie würden demnächst wieder in die Heimat zurückkehren können.

Als in den folgenden Monaten und Jahren deutlich wurde, dass diese direkte Rückkehr nicht mehr möglich war, wurde stattdessen die Heimat in Erzählungen bis zur Verherrlichung lebendig gemacht. In der Familie schwärmten die Erwachsenen von dem lebhaften Großstadtleben in Beuthen, von den Familienausflügen in die Umgebung der Stadt, aber auch von interessanten Fahrten ins Theater nach Kattowitz, nach Krakau, Breslau, an die Weichsel und an die Ostsee zum Kurkonzert nach Zoppot und vor allem ins Riesengebirge mit der Schneekoppe. Meine Mutter war sportlich, sie wanderte gern und lief Ski. Davon konnte sie viel und gern erzählen und diese Erzählungen prägten auch meine Vorstellungen von der Landschaft Schlesiens. Sie erzählte von ihren Erlebnissen beim Wandern mit Freunden, nannte die Namen vieler Bauden, in denen sie mit anderen Rast gemacht hatte, und schwärmte vom sportlichen Gemeinschaftssinn bei „Sternfahrten“ auf Skiern in den Bergen und immer wieder von der wunderbaren Gegend. Diese Erzählungen begleiteten mich von frühester Jugend an. Fotos von diesen Erlebnissen gab es jedoch keine, denn diese waren damals bei der Flucht nicht mitgenommen worden, man schien ja nur für kurze Zeit die Heimat zu verlassen.

So blieb es bei den Erzählungen, die meine Fantasien anregten. Erst Jahre später illustrierten Bilder aus den Oberschlesier-Kalendern ihre Erzählungen ... Die Familie traf sich mit anderen Flüchtlingsfamilien, zumeist trafen sich, wie in unserer Familie, die Frauen. Das halbe Dorf bestand ja aus Flüchtlingen. Meine Mutter und ihre Schwestern arbeiteten bei den Bauern, um Nahrung für die Familie zu schaffen. So wurden Kontakte hergestellt mit Anderen, denn die Arbeit mit den Menschen auf dem Feld hatte wenig mit dem Stadtleben der Vergangenheit zu tun. Wir Kinder lernten dabei früh auf andere Menschen, die zugewanderten und die einheimischen Kinder, zuzugehen. So wuchs ich als Einzelkind mit Cousin und Cousinen und mit der Dorfjugend weitgehend unbeschwert heran.

Die meisten Bekannten und Freunde – viele davon aus dem Betrieb meines Vaters in Beuthen – die auch geflohen waren, traf meine Mutter in den 1950er Jahren auf den wenigen Heimatvertriebenenentreffen, die sie besuchte. Doch letztlich zog sie dort nichts hin, auch blieb ihr die Verbandspolitik fremd. Weil sie aber zu den eher im Norden Deutschlands lebenden Schlesiern ihrer Heimatstadt Verbindung halten wollte, zogen wir Anfang der 1960er Jahre an den Rand des Ruhrgebiets, nach Hagen in Westfalen. Auch schien dort eine bessere Ausbildungsmöglichkeit für mich zu bestehen.

## II.

In Dortmund studierte ich an der Werkkunstschule, vorerst allerdings mit dem Ziel, Grafikerin zu werden. Dort begegnete ich bald der berühmten polnischen Grafik jener Jahre, die damals gegenüber der deutschen und der Schweizer Grafik besonders unkonventionell und kreativ wirkte. Ich lernte viele der bekannten Plakatkünstler und Illustratoren in ihren Werken kennen, und ihr Stil beeinflusste mich lange Zeit. Von der Zeitschrift „Polen“, in der viele der Plakate und Illustrationen abgedruckt wurden, hüte ich bis heute sorgsam mehrere Exemplare, eines davon aus dem Jahr 1962.

Mein Studienziel an der Werkkunstschule veränderte sich durch einen sehr engagierten und als Vorbild wirkenden Hochschullehrer, der aus der DDR geflüchtet war, weil er mit den Prinzipien des sozialistischen Realismus nicht einverstanden war, hin zu einem Studium der freien Kunst. Als er an die Hochschule für bildende Künste in West-Berlin berufen wurde, zog auch ich mit anderen Studenten und Studentinnen 1966 nach Berlin.

Meine Haltung politischen Themen gegenüber und das Wissen um politische Zusammenhänge waren bei mir bis dahin wenig entwickelt. Denn bei den vielen Berichten aus Schlesien wurden die Ursachen, warum wir nicht mehr dort waren, kaum problematisiert. Auch die Schilderungen von

der Flucht oder die erlebte Bombardierung Dresdens waren für uns eher tragische Einzelerlebnisse. Das änderte sich in Berlin schnell. Und damit auch mein Berufsziel. Nach dem Studium der Freien Kunst wollte ich mit einem Kunstpädagogikstudium am Gesellschaftsprozess teilnehmen, statt am Kunstmarkt.

Im Rahmen eines (Marx-)Seminars über die Funktion des Ästhetischen im Kapitalismus lernte ich meinen Mann kennen, der sein Kunstpädagogikstudium gerade abgeschlossen hatte und sich nun den modernen Formen der ästhetischen Beeinflussung der Gesellschaft durch die Medien zuwandte. (Einige Worte zu meinem Mann: Auch seine Familie stammte aus dem heute polnischen Gebiet, nämlich aus dem östlichen Teil von Guben (heute Gubin). Seine Familie war 1945 auf der Flucht in der Nähe Berlins, in der Lausitz, gestrandet. Seine Mutter kam 1956 mit ihm nach West-Berlin.) In diesen Jahren veränderte sich im Kulturbetrieb West-Berlins viel. Es entstand eine kritische Beschäftigung mit der Kunst, an der wir uns mit Projekten und Ausstellungen beteiligten (im Internationalen Design-Zentrum mit einer kritischen Ausstellung über die Wirkung der Werbung, in der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst über „Funktionen bildender Kunst in der Gesellschaft“, „Klassenmedium Fernsehen“ u.a.).

Schon während des Studiums erhielten wir die Gelegenheit, zu Fragen der Ästhetik, Werbung und den Medien Lehrerfortbildungsseminare durchzuführen, denn damals war auch vielen Lehrern noch wenig bewusst, wie die Medien der Zukunft, z.B. die Werbung, das Fernsehen, das Radio, in der Gesellschaft funktionierten. Und wie man dies im Unterricht vermitteln konnte. In meiner Arbeit an der Schule war dann im Rahmen des Kunstunterrichts jedoch nur eine begrenzte politische Bewusstseinsbildung der Schüler möglich.

Eine weitere gesellschaftspolitische Aktion in jenen Jahren war 1975 die Gründung einer Mieterinitiative, die das Haus, in dem wir wohnten (ein Mietshaus aus dem Ende des 19. Jahrhunderts) und zwölf andere Häuser in unserer Straße, die einer Straßenverbreiterung weichen sollten, vor dem Abriss bewahrte. Es ging darum, wenn auch nur in dem Bereich, der uns direkt betraf, sich zu engagieren und für etwas einzutreten. Nicht einfach alles hinzunehmen, sondern auf eine Veränderung hinzuwirken. In diesem Zusammenhang lernten wir Axel Schmidt-Gödelitz kennen, der mit seinem sozialen Engagement und seinem journalistischen Scharfsinn wesentlich mit zum Erfolg der Mieterinitiative beitrug.

Dieser Erfolg schweißte die Hausgemeinschaft zusammen, so dass wir versuchten, das Haus gemeinsam zu erwerben. Auch wenn es uns aus verschiedenen Gründen letztlich nicht gelang, erkannten wir, dass wir gemeinsam etwas bewegen und damit in der Alltagspraxis politisch tätig werden konnten.

### III.

1990, nach der Wende, nahm ein engagierter Musiklehrer meiner Schule Kontakt zu einem Musik- und Kunstgymnasium in Kattowitz (Katowice) auf. Zwischen 1994 und 1997 fuhr ich dann zusammen mit Kollegen in die dortige Schule, und es entwickelte sich ein reger Austausch mit den Lehrern und Schülern in Kattowitz. Polnische Lehrer und Schüler kamen zwischendurch nach Berlin zu unserer Schule, und wir fuhren umgekehrt mit Schülergruppen zu einem Plein Air nach Polen. Bei diesen Fahrten erlebten wir auch das beeindruckende Krakau, das ungewöhnliche Salzbergwerk in Wieliczka, das bedrückende Auschwitz.

Diese Besuche hinterließen bei mir einen tiefen Eindruck. Denn ich begegnete Vielem, von dem ich als Kind so oft gehört hatte, was aber in der Zwischenzeit in den Hintergrund getreten war: Es waren eben nicht nur die Schilderungen von der „schönen Heimat“, sondern es ging auch um erlebte Lebensgewohnheiten, die ich in meiner Kindheit vermittelt bekommen hatte, um eine besondere Kultur, ohne mir dessen bewusst worden zu sein. Ich fühlte mich also zu Hause – zurückgekommen – und das nicht nur wegen der herzlichen Gastfreundschaft.

Als nun schon Erwachsene zweifelte ich plötzlich daran, ob es richtig gewesen war, dass meine Familie Oberschlesien verlassen hatte. Hätte ich doch dort vielleicht von vornherein eine so gründliche, breite und umfassende Kunstausbildung genossen, wie ich es nun bei den Schülern in Kattowitz erlebte. Wie sie dort zwölf Stunden Kunstunterricht in der Woche sowie ihren Freizeiten in interessanten Werkstätten verbringen durften, dabei mit großer Freiheit im Unterricht sehr viel mehr Kreativität ausleben konnten als in unserem West-Berliner ‚so geregelten‘ Schulsystem, unter dem ich auch als Lehrerin litt. Ich begegnete in Kattowitz einem fachlich sehr interessierten Kollegium und einer engagierten Schulleiterin und vielen sehr begabten Schülern. Ich hätte mich, was ich manchmal überlegte, damals als Austauschlehrerin bewerben können. Aber ich hatte inzwischen drei Kinder, und mein Mann arbeitete in Hamburg an der Universität. Doch Vieles war mir in Polen sofort sympathisch und vertraut, gleichzeitig erschien es fern und nicht leicht erreichbar.

Mein 1975 geborener erster Sohn verwirklichte meinen geheimen Wunsch und studierte 1999/2000 ein Jahr an der Kunsthochschule in Krakau. Also gab es wieder Gelegenheiten für Besuche in Polen. Nun kam ich zu jemandem, der mir schon nach kurzer Zeit das aufregende Alltagsleben der Stadt zeigen konnte, die ich inzwischen auch schon von weiteren privaten Besuchen, wenn auch zunächst nur oberflächlich, kennen gelernt hatte. An der Kunsthochschule in Krakau zeichnete unser Sohn in großen Formaten Szenen aus der Stadt, stellte Fotografien her und lernte vor allem die polnische Sprache.

## IV.

Besonders aufschlussreich war zwei Jahre zuvor ein Besuch in Beuthen (Bytom) gewesen. Mit einer jüngeren Schwester meiner Mutter und ihren beiden Töchtern, mit denen ich in Bayern aufgewachsen bin, war ich nach Beuthen gefahren. Meine Tante zeigte uns die Orte ihrer Jugend und die Häuser, in denen die Familie der Großeltern mit damals sieben Kindern gewohnt hatte. Und ich bekam noch stärker das Gefühl zu Hause zu sein: die Straßenzüge, die Cafés, die Kinos, die Kirchen, die Plätze schon gekannt zu haben, bevor ich sie jetzt zum ersten Mal wirklich sah.

Meine Großmutter hatte einen kleinen Laden für Obst und Südfrüchte gehabt. Ich sah nun das Souterrain gegenüber einer Kirche, in dem sich dieser Obstladen damals befunden hatte, und konnte mir nun gut vorstellen, wie erfolgreich sie sich fühlte, mit den vielen Kindern und dem Laden, den sie damals mehr oder weniger allein betrieb. Mein Großvater hatte am Gericht gearbeitet und ich sah nun das mächtige Justizgebäude. Ich erinnere mich noch, wie mein Großvater mir als Kind zeigte, Buntstifte mit dem Messer zu spitzen. Das war ihm wohl von seiner Tätigkeit am Gericht her wichtig gewesen. Dazu kam seine Schrift, die gestochen scharf, wunderschön lesbar und damit ein ästhetischer Genuss war. Damit stellte sich auch ein Bezug zu meinem Malen und Zeichnen her: Es war die handwerkliche Verbindung, die sich eingepägt hatte. Meine Bilder am Anfang meines Studiums waren von Skriptualem beeinflusst. Ich schrieb sie mit Kreide eher, als sie zu malen.

In Beuthen war bei dieser familiären Erinnerungsreise gegenüber den Bildern aus meiner Kindheit, die ja letztlich vor allem aus Erzähltem entstanden waren, vieles anders. Im Stadtbild fehlten noch immer Häuser. Vieles war noch zerstört und trug noch nach vielen Jahrzehnten die Spuren jener Jahre, in denen die Kohleindustrie übermächtig war und das Erscheinungsbild der Stadt geprägt hatte. Aber es gab auch Straßenzüge und vor allem Plätze, die den typischen Charakter schlesisch-polnischer Stadtanordnung zeigten. Und es gab Schulgebäude mit deutlichem Jugendstilcharakter, und das im Bauhausstil gebaute städtische Schwimmbad.

## V.

Über etwas sprachen wir bei diesem Besuch allerdings nicht: über die Nähe der Stadt zu Auschwitz.

Meine Mutter hatte mir Einiges erzählt, denn sie arbeitete in den Kriegsjahren als Buchhalterin meines Vaters, der einen Viehhandel betrieb, und war deshalb oft am Bahnhof, um direkt mit den Bauern, die Vieh aus dem Hinterland in die Industriestadt brachten, zu verhandeln, oder sich um die Viehtransporte zu kümmern, die teilweise aus dem Westen Deutschlands kamen oder dorthin gingen. Auf dem Bahnhof hat meine Mutter auch die

Güterzüge mit den Menschen gesehen, die dort vorbeifuhren und in die Lager transportiert wurden. Sie hat eher geahnt als gewusst, was geschah, und hatte wohl auch manchmal, wenn auch nur selten etwas zu Essen weitergeben können. Aber mehr war ihr nicht möglich. Und sie hatte auch bemerkt, wie aus ihrem Alltag die jüdischen Mitschülerinnen und die jüdischen Kameraden aus dem Sportverein irgendwann verschwanden, und sie hatte ihre Meinung dazu und hatte wohl auch im Kreis von Bekannten sich geäußert, dass mit Hitler nichts besser geworden sei ...

Ich war bei einem ersten Besuch in Kattowitz 1994 mit den Kollegen in Auschwitz gewesen und war besonders erschüttert, als ich in den Räumen war, in denen Josef Mengele, der KZ-Arzt, seine Experimente an Menschen durchgeführt hatte und in denen noch das ganze Leid jener unmenschlichen Aktionen fast körperlich spürbar war. Und es stellte sich ein eigener biografischer Bezug her. Denn ich war 17 Jahre lang in Günzburg aufgewachsen, in dem die Familie Mengele, die ein großes Landmaschinen-Unternehmen besaß, dort Arbeitgeber für viele Bewohner war – auch für meine Verwandten. Eine Nichte von Josef Mengele war meine Schulkameradin, und der Vater meines damaligen Freundes fuhr im Auftrag der Familie heimlich nach Südamerika, um den untergetauchten Josef Mengele mit Geld des Unternehmens zu versorgen. Das wusste ich damals alles nicht. All die Jahre sprach man in der schwäbischen Kleinstadt über das Unfassbare nicht, diese Hintergründe wurden erst sehr viel später öffentlich.

Erst in den 1990er Jahren wurden mir diese unheimlichen Zusammenhänge bewusst, doch ich konnte daraus kaum Taten folgen lassen. Ich konnte meine kritische Sicht auf die Gesellschaft vor allem im Privaten anwenden, indem ich meinen Kindern ein Beispiel für eine engagierte Bürgerin zu geben versuchte. Meine drei Kinder üben alle den Beruf des Grafikers aus, zwei davon freiberuflich, im nicht-kommerziellen Bereich. Auch die Begeisterung für die polnische Plakatkunst hat sich auf diese Weise übertragen. Alle drei haben ein kritisches Bewusstsein, das sich in ihrer Lebensweise ausdrückt und in ihrem Beruf auswirkt. Mein ältester Sohn leistete z.B. seinen Zivildienst in Frankreich in einer von der Aktion Sühnezeichen betreuten sozialen Anlage. Er wurde tätig für das Deutsch-Polnische Jugendwerk, die Friedrich-Ebert-Stiftung, das Osteuropa-Institut der FU Berlin und viele andere Institutionen. Der mittlere Sohn lebt in Norwegen und stellt grafische Präsentationen für kulturelle Projekte her, und unsere Tochter lebt in einem alternativen Hausprojekt in Berlin-Friedrichshain und arbeitet in einem kleinen Grafikbüro.

## VI.

In der Schule habe ich ein bewusstes gesellschaftliches Verhalten eher vermittelt als ausgeübt. Mit den Schülern fuhr ich auf den üblichen Kursfahrten der Schule statt nach Italien nun nach Polen, z.B. in die Nähe von

Poznań in ein kleines Dorf, und wir verbrachten dort eine Woche mit künstlerischer Arbeit (Zeichnen, Malen, Holzarbeiten). So versuchte ich etwas von dem zu verwirklichen, was ich in der Schule in Kattowitz kennen gelernt hatte. Andere Kunstprojekte mit vielen Schülern ‚ahmten‘ das Pleine Air des polnischen Kunstgymnasiums nach (so fuhren wir nach Bamberg, auf die Insel Sylt und arbeiteten künstlerisch im Berliner Zoo).

Als Lehrerein war ich nicht nur für Kunsterziehung, sondern nach einigen Fortbildungen auch für das Fach ‚Darstellendes Spiel‘ zuständig. Das erste große Theaterstück, das ich mit Schülern inszenierte, war das Stück „Tango“ von Sławomir Mrożek. Das Stück handelt von einem jungen Mann, der sich gegen die Freizügigkeit seiner Eltern auflehnt, weil diese ihm die Möglichkeit nimmt, gegen die Eltern zu rebellieren, da die Rebellion bei den Eltern selbst schon wieder zur Konvention geworden ist. Der Tod der Großmutter, den diese selbst inszeniert, bringt ihn auf die Idee, dass er Macht über Leben und Tod haben könnte. „Grenzen kann man überschreiten, das habt ihr mich doch gelehrt.“ Dass die Komplexität des Freiheitsbegriffs, die in diesem Stück thematisiert wird, auch heute noch von Bedeutung ist, haben die Schüler vielleicht für ihr Leben mitgenommen.

Eine weitere Inszenierung, die ich mit Schülern selbst entwickelte, war eine literarisch-musikalische ‚Revue‘ zum Thema „Fremde – Heimat“. Die ersten Ideen dazu entstanden zu Beginn des Schuljahrs 2001/2002 und wurden dann von den Realitätseindrücken des 11. September 2001, überholt. Hier wirkte im Hintergrund die Vorstellung von dem Verhältnis der Deutschen zu anderen Kulturen, auch zu der polnischen, mit.

In diesen Jahren konnte ich auch meine Begeisterung für die Gestaltung von Plakaten ausleben, die so viele Anregungen von der polnischen Grafik der 1950er und 1960er Jahre aufnahm. Ich entwickelte sowohl für meine eigenen Aufführungen als auch für das regionale Schultheatertreffen in Berlin die Plakate. Sie bezogen ihre ästhetische Wirkung aus der unkonventionellen Kreativität, die ich bei den polnischen Plakaten als vorbildhaft erlebt hatte.

Die Reisen nach Polen erstreckten sich auch noch auf die Gegend um Danzig und die Ostsee mit Zoppot sowie auf die Berge um Zakopane. Viel Erinnerungsarbeit war dabei im Erleben des besonderen Architekturstils von Zakopane und der herrlichen Berglandschaft der Karpaten. Diese Reise hatte die Mutter einer meiner Schülerinnen angeregt, die aus Poznań (Posen) stammt und als Künstlerin seit vielen Jahren in Berlin lebt. 2013 war ich zum ersten Mal einige Tage in Breslau, der Stadt, in der ich siebzig Jahre zuvor geboren worden war. Neben vielem anderen war ich vor allem von den bei ihrem Bau ganz modernen Stahlbetonbauten, der Markthalle („Markthalle Nr. 1“, poln. *Hala Targowa*) von Richard Plüddemann und Heinrich Küster sowie der Jahrhunderthalle von Max Berg fasziniert. Es waren Beispiele der Architektur meiner „Heimatstadt“, die ich schon mit

Schülern im Architekturunterricht an Hand von Abbildungen behandelt hatte, und ich konnte sie hier nun in Wirklichkeit sehen.

## VII.

Im Jahre 2011, als meine Mutter einhundert Jahre alt geworden wäre, begann ich mich endlich mit ihrer Biografie zu beschäftigen und schrieb über sie und unsere Familie ein kleines Buch. Dabei beschäftigte ich mich noch einmal intensiv mit meinen schlesischen Wurzeln. Wie sehr sie doch Teil meiner selbst sind und wie sehr sie intuitiv an vielen Stellen gegenwärtig sind. Dabei wurde mir erst richtig die wechselvolle Geschichte Oberschlesiens bewusst. Von den Aufständen am Ende des Ersten Weltkriegs in Oberschlesien und der Teilung des Landes berichtete meine Mutter, und davon, wie sie als Zehnjährige 1921 in die Gegend von Hannover verschickt wurde und dort im Haushalt arbeitete und mit dem dort gelernten Hannoveraner Dialekt, als sie wieder nach Hause kam, Staunen erregte. Wie mein Vater vermutlich nach 1939 außer dem Viehhandel in Beuthen auch ein Gut in der Nähe von Krakau besaß, wo er Vieh züchtete. Wie meine Mutter dann in den Kriegsjahren die Filiale in Beuthen allein leitete und mit viel Geld umgehen musste. Welche Verantwortung das für sie bedeutete, als mein Vater im Frühjahr 1943 eingezogen wurde und sie dann die Flucht mit mir und anderen Verwandten bewältigte und dabei für meinen Vater viel Geld mitnehmen musste.

Schmerzlich und froh zugleich stimmt es mich, wenn ich den Anfang des Familienbuches noch einmal lese: „Ich bin in Beuthen, Oberschlesien, geboren, eine schöne große Stadt mit über hunderttausend Einwohnern.“ So leitet meine Mutter die Aufzeichnungen ein, um die ich sie bat. Ich wollte etwas aus ihrer Zeit erfahren, bevor ich geboren wurde.

„Sie kam am 3. Mai 1911 auf die Welt, also noch in der so genannten ‚Kaiserzeit‘. Als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, war sie dreieinviertel Jahre alt, als er im November 1918 zu Ende ging, siebeneinhalb. Kindheit und Jugend fielen in die Weimarer Republik, als diese an ihr Ende kam, war sie knapp 22 Jahre alt. Die frühe Kindheit war also vom Weltkrieg überschattet, ihre Zeit als junge Frau durch das Dritte Reich geprägt. Am Ende der Jahre in Beuthen stand die Geburt einer Tochter (meine eigene Geburt) und kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Flucht aus Beuthen. Da war sie 34 Jahre alt.“

Ich schrieb dann weiter:

„Oberschlesien ist auch heute noch ein Land der grünen Saaten und reifenden Kornfelder, der weiten Schnee-Ebenen und undurchdringlichen Wälder. Dort liegt St. Annaberg mit dem kirchlichen Heiligtum, der heiligen Anna, zu der seit Generationen die Menschen wallfahrten. Ähnlich der Schwarzen

Madonna von Tschenstochau ist sie Zeichen eines tiefen katholischen Lebensgefühls. Sie ist Symbol einer Heimat. Und nach der Flucht aus dieser stand sie für ein Gefühl der Sehnsucht nach etwas, was verloren gegangen ist. Das ‚Schwarz‘ jener Schwarzen Madonna ist mehrdeutig, es ist ein Zeichen für die Kohle, für den ‚schwarzen Diamanten‘, der im oberschlesischen Industrieviertel, im Dreieck zwischen Gleiwitz, Beuthen und Kattowitz, gefördert wird. Die schwarze Madonna ist Sinnbild für tiefen Glauben, schwere Arbeit und die Verbindung von industrieller Macht und agrarisch geprägter Umgebung.

Der Grubenarbeiter, das Stahlgeläut, die rauchenden Schloten, der Widerschein der Hochöfen, der den Nachthimmel erleuchtete, sie standen damals auch als Bilder für die Energie dieses ‚Ruhrgebiet des Ostens‘, für die moderne industrielle Zeit. Doch auch wenn sich das Bild des Oberschlesiers mit dem des Industriearbeiters verband und sein harter Arbeitsalltag vieles andere, was für Oberschlesien von Bedeutung war, verdrängte, so gab es doch kaum eine andere deutsche Landschaft, in deren Geschichten- und Sagenwelt die religiösen Vorstellungen der Menschen so tief eingebettet waren. Oft waren es humoristisch eingefärbte Geschichten, in denen ein ethischer Grundakkord mitschwang, es waren die vielfach vertonten Gedichte Joseph von Eichendorffs, die Lieder, die sich mit Oberschlesien verbinden: ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen...‘ oder ‚O Täler weit, o Höhen‘ wurden zu festen Bestandteilen des oberschlesischen Heimatgefühls. Hinzu kamen die St. Barbara-Feste am 4. Dezember zu Ehren der Bergleute, die Schutzheilige von Schlesien St. Hedwig und das Riesengebirge mit seinen Rubezahl-Sagen ...“

All dies spielte in den Erzählungen meiner Mutter und ihrer Schwestern eine Rolle, und in ihnen lebte die Sehnsucht nach der zurückgelassenen, verlorenen Heimat. Es war die Sehnsucht nach der Natur und nach bestimmten Traditionen, aber auch die nach dem großstädtischen Leben und nach den dort erlebten vielfältigen kulturellen Ereignissen – immer wieder angereichert durch die Schilderungen des bunten Familienlebens mit den sechs Geschwistern.

## VIII.

Nun kenne ich erst einen Teil von Polen. Zu dem Gebiet, das auch einmal deutsch gewesen war, sowie zu anderen Teilen Polens ist eine Verbindung entstanden, die von einem intensiven Gefühl von Nähe getragen wird und die ich immer wieder durch ein Denken daran und das Betrachten von Bildern belebe. Wenn es nicht – besonders im Alter – so schwer wäre, könnte sich diese Verbindung noch durch das Erlernen der polnischen Sprache vertiefen. Damit könnte ich mich auch mit den Menschen ohne Dolmetscher leichter verständigen.

In Warschau, das ich nun zuletzt kennen lernte, spürte ich auch eine Weltläufigkeit besonders bei den Jüngeren und dass die Unterschiedlichkeit der Sprache keine Barriere mehr darstellt für das Kennenlernen zwischen den Menschen verschiedener Nationen. Warschau ist eine unglaublich vielseitige Stadt, in der man stärker als in Berlin die Moderne erleben kann und in der man auf Schritt und Tritt auf schmerzliche wie auch positiv berührende Weise der Vergangenheit begegnet.

In der vorliegenden Form entstand dieser Bericht nach dem Besuch Warschaus und nach der Teilnahme an den deutsch-polnischen Biografiegesprächen. Der kleine Abstand ermöglichte mir, das dicht Erlebte noch einmal zu durchdenken. („Das Leben wird nach vorne gelebt, verstanden wird es nach hinten.“)

Die dargestellten Biografien haben in mir viel bewegt. Die Lebensgeschichten wurden so offen erzählt, dass ein starkes Miterleben möglich war. Wir haben an einigen Stellen geweint, haben auch den Humor gespürt, der trotz der oft ernsten Geschichten seinen Platz fand, vor allem im Umgang miteinander. Und wir haben das Erzählte in uns aufgenommen. Wir haben die Gastfreundschaft genossen und die Feierlichkeit des Rahmens der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ Pułtusk. Dafür Dank, dass dies möglich war – das Zurückkommen.

Das Nachdenken und Recherchieren für diesen Bericht, das Erinnern an die gehörten Lebenserzählungen und die Lektüre der niedergeschriebenen im ersten Band der deutsch-polnischen Biografiegespräche mit ihren Anregungen hat mein Bewusstsein für die deutsch-polnische Geschichte und unser Leben in ihr geschärft. Schließen möchte ich mit meiner Tagebucheintragung vom 3. April 2016, kurz nach den Gesprächen in Pułtusk:

„Nun erlebe ich Warschau, eine Stadt, in der ich vorher noch nie war, so intensiv und lebendig, eine Stadt, auf deren Straßen alle hinströmen und viele tanzen. Ich erlebe die aneinander gereihten Plätze, die einfach breite Straßen sind. Straßen nicht für Autos, sondern für Menschen. Die ideale Stadt. In einem Restaurant der Altstadt entdeckte ich einen kleinen Fotoband über das alte Warschau, und mir wird bewusst: Ich sitze genau dort, wo vor über 70 Jahren sich die Menschen verstecken mussten und im Aufstand versuchten, sich gegen die Unterdrückung zu wehren. Und als sie es nicht schafften, wurde die ganze Stadt von den Deutschen dem Erdboden gleichgemacht. Und was ich jetzt sehe, die malerischen alten Häuser, die vielen Kirchen dazwischen gestreut, ist danach wieder auferstanden. Für mich, für uns alle als Mahnung, was Menschen anrichten können, im Bösen wie im Guten, Menschen, die jetzt auf den Straßen zwischen den Häusern tanzen.“

KLAUS HOHMANN

# Meine Bilder von Polen und vom Polen

Auf Bitten von Professor Dr. Karol Czejarek aus Warschau schreibe ich meine Erfahrungen mit der Thematik der deutsch-polnischen Beziehungen nieder. Mit Dr. Czejareks Familie ist die meine seit langen Jahren verbunden, veranlasst durch den Austausch der Warschauer Oberstufenschule St. Augustinus mit dem Reismann-Gymnasium in Paderborn. Dr. Czejarek und ich waren in diesen Austausch längere Jahre maßgeblich einbezogen. Wie von Dr. Czejarek gewünscht, sind die Aufzeichnungen ganz persönlich und subjektiv gehalten.

Ich bin im Dezember 1938 als viertes Kind von fünf Kindern des Regierungsrats Dr. Josef Hohmann und seiner Ehefrau Ilma, geb. Elsinghorst, geboren. Väterlicherseits entstamme ich einer Sippe von Bauern, Förstern und Lehrern, mütterlicherseits einer Sippe von abhängigen Akademikern, Unternehmern und anderen Freiberuflern. Mein Vater begann als Großbetriebsprüfer und Devisenfachmann, wechselte dann in die preußische Finanzverwaltung und wurde Ende der vierziger Jahre als Oberregierungsrat Leiter des Finanzamtes in Arnsberg. Ich habe als Gymnasiallehrer bis 2002 Deutsch, Geschichte, Sozialwissenschaften und längere Jahre fachfremd Kunst unterrichtet.

Meine ersten Erfahrungen als Kind mit Menschen aus Polen fallen in die Kriegszeit vom Sommer 1943 bis Ende April 1945. Sie sind splitterhaft und waren kindlich unreflektiert. In Dortmund ausgebombt, kam unsere Familie mit Hilfe eines meiner Großonkel in der Ökonomie des westfälischen Barockschlusses Schloss Schwarzenraben bei Lippstadt in einer Knechtswohnung unter. Mein Vater machte weiterhin Dienst in Dortmund als stellvertretender Leiter eines Finanzamtes. Vom vierten bis zum sechsten Lebensjahr wurde Schwarzenraben meine Heimat. In der Öko-

nomie der Familie von Ketteler arbeiteten auch einige Polen. Inwieweit diese sich verpflichtet hatten oder Zwangsarbeit leisteten, weiß ich nicht. Höchstwahrscheinlich handelte es sich bei allen um Zwangsarbeit. Die Gemeinschaft der Schlossangehörigen, der in der Ökonomie beschäftigten Ausländer und der Ausgebombten war eine verschworene Gemeinschaft. Die entscheidende Persönlichkeit war die Baronin Maria Freifrau von Ketteler, eine geborene Gräfin von Eltz. Sie war bewundernswert tatkräftig und unerschrocken. Ich sehe sie noch vor mir in Männerstiefeln und mit Tabakpfeife. Ihr Mann war zur Wehrmacht eingezogen. Die ausländischen Arbeiter behandelte sie so menschlich, wie die Umstände und die strengen hartherzigen Vorschriften es überhaupt zuließen. Unter anderem wohnte in einer der Knechtswohnungen ein polnischer Student, Josef, mit seinem Vater. Da einer der beiden Uhren reparieren konnte, waren sie sehr beliebt. Die Baronin behandelte sie nicht anders als die im Schloss untergebrachten Deutschen. Angemerkt sei, dass meine Mutter in ihrem Hass auf die Nazis zu leichtsinnigen Äußerungen neigte und in der Abgeschlossenheit des Schlossbezirks glücklicherweise trotz der Ermahnungen des Schlossgeistlichen, eines Jesuiten, zu mehr Staatstreue, geschützt war. Die Vorhaltungen des Paters in der Woche hörte sie sonntags in der Schlosskapelle aus den Predigten heraus. Ein Beispiel für den Leichtsinn meiner Mutter: Am Heiligabend 1944 haben mein nächst älterer, 1934 geborener Bruder und ich eine kleine gipserne Hitlerfigur – andere Figuren waren für einen gebastelten Flugplatz nicht zu bekommen – unter dem Weihnachtsbaum geköpft, weil Hitler ein Verbrecher sei. Ich wusste mit Hitler trotz Führergebet in der Schule und dergleichen eigentlich nichts anzufangen, aber mein Bruder bekam schon viel mehr mit. Erst viel später durchfuhr es mich, wie leicht ich hätte meine Eltern ins Verderben stürzen können, wenn ich unsere Tat arglos in der Schule ausgeplaudert hätte.

Zwischen meinem ältesten Bruder und meiner Schwester, beide sehr viel älter, und meinen Eltern gab es kontroverse Diskussionen, weil die beiden in Schule, Hitlerjugend und Bund deutscher Mädel ganz anderes hörten als zu Hause. Davon bekam ich nichts mit. Mich prägte meine Mutter durch ihr ausgesprochen liberales Denken, das ihr schon aus ihrer Familie zueigen war. Mein Vater war kurz vor meiner Geburt in die NSDAP eingetreten, unter starkem Druck der Partei als leitender Beamter und in Sorge um seine Familie. Meiner Mutter sagte er nach dem Parteieintritt, es sei der schlimmste Tag in seinem Leben gewesen. Erst seit kurzem weiß ich aus den Entnazifizierungsakten, dass mein Vater nach dem Eintritt in die Partei weiterhin an Gesprächen einiger Mitarbeiter im Büro eines späteren Oberkreisdirektors teilnahm, die den Eintritt in die NSDAP verweigerten und im Vertrauen aufeinander offen und umfassend am NS-System kritisierten, und dass er sie ebenso wie der Leiter des Finanzamtes schützte. Mein Vater wurde als höherer Beamter von den Alliierten als Ausnahme trotz Parteizu-

gehörigkeit nicht entlassen und durfte seinen Dienst weiter verrichten. Er hat über diese Dinge mit uns Kindern nicht gesprochen und wir haben nicht gefragt. Aus vielen Gesprächen mit Dritten und aus Lektüre weiß ich, dass gegenseitiges partielles oder generelles Schweigen der Eltern und Kinder über die Jahre vor 1945 ein allgemeines Phänomen meiner Generation ist.

Zurück zu den Jahren in Schloss Schwarzenrabn! In der Ökonomie arbeiteten auch Polen und vielleicht sowjetische Gefangene aus einem Lager in der Nähe. Deren Anwesenheit war uns jüngsten Kindern vertraut, ohne dass wir darüber nachdachten. Wir nahmen altersgemäß alle Gegebenheiten als selbstverständlich hin wie auch den Krieg. Ich wusste bis 1945 gar nicht, dass es auch Frieden gibt. Unter den Zwangsarbeitern fiel uns ein älterer Mann besonders auf, weil er vollkommen verwahrlost war. Wir nannten ihn Polenopa. Während wir Kinder einschließlich derer aus der Kettlerschen Familie zwei deutsche Angestellte, die wegen ihrer geringen Größe und geistigen Simplizität auffällig waren, ohne Scham auf üble Weise ärgerten, hielten wir zu diesem Mann scheu Abstand.

Wenige Monate nach meinem fünften Geburtstag steckten meine Eltern mich schon in die Schule des nächsten Dorfes. Der Unterricht fiel aber bis zur vorzeitigen Schließung der Schule fast immer wegen Tieffliegeralarm aus. Das behütete mich vor dem nationalsozialistischen Ungeist der Lehrer. Dieser wurde mir erst im Nachhinein bewusst, da er den älteren Bruder beeinflusst hatte. Als der erwähnte Großonkel uns beide einmal in ein Lager mit gefangenen Offizieren mitnahm und uns ein amerikanischer Offizier eine unbekannte Köstlichkeit anbot, eine Scheibe Weißbrot mit Butter und Honig, verbot mein Bruder mir zu meinem Entsetzen die Annahme. Der Offizier wolle uns vergiften. Diesen Unsinn kann er nur von den Lehrern erfahren haben. Ebenso nahmen wir bei Kriegsende aus demselben Grund von staunend angestarrten schwarzen Soldaten keine Apfelsinen an, obwohl uns diese unbekanntes Fruchte äußerst reizten. Noch heute im Alter spüre ich den unverminderten Zorn auf die damaligen Lehrer, wie sie das Denken der ihnen anvertrauten Kinder vergiftet haben. Der geringe Einfluss der Schule bewahrte mir das natürliche Mitleid. Ganz unreflektiert empfand ich es kurz vor dem Kriegsende, als deutsche Soldaten Gefangene am Schloss vorbeiführten und mir die Tränen kamen. Anders verhielt es sich bald darauf gegenüber den Zwangsarbeitern. Ostern 1945 führen starke alliierte Truppenverbände in geringer Entfernung am Schlossbezirk vorbei auf dem Weg zum wenige Kilometer entfernten Lippstadt, wo sie den Ruhrkessel mit 300000 deutschen Soldaten schlossen. Der polnische Student Josef rannte mit einem weißen Laken zur nahen Landstraße und berichtete, dass im Schlossbezirk keine deutschen Soldaten seien. So kam es zu einer recht unproblematischen Besetzung. Für mich war Josef nun ein Held. Aber unmittelbar danach stürmten befreite Zwangsarbeiter aus dem nahen Lager völlig ausgehungert die Schlossküche. Da sie selbst die

Gewürztüten in sich hineingeschüttet hatten, wälzten einige sich vor den Augen von uns Kindern anschließend an der Mauer der Schlossgräfte mit Magenkrämpfen auf dem Boden. Ich nahm dieses Verhalten von Erwachsenen irritiert zur Kenntnis, war mir der Ursache einigermaßen bewusst, empfand aber eher Widerwillen als Mitleid. Viel stärker war der Eindruck der amerikanischen Soldaten. Die Scheu war rasch verflogen, und wir Kinder belagerten sie, um Weißbrot, Kaugummi oder anderes zu ergattern. Als befreite Zwangsarbeiter aus einer Scheune den Ackerwagen mit dem Kartoffelvorrat des Schlossbezirks entführten und die Amerikaner den Wagen zurückbrachten, waren diese erst recht die neuen Helden, und erstmals erschienen mir die Zwangsarbeiter als Feinde. Erst als Jugendlicher, zu mehr Kenntnissen gelangt, wusste ich mich von diesem weit verbreiteten Bild zu befreien.

Ein anderer polnischer Josef der Kindertage war ein polnischer Zwangsarbeiter, der bei meinem Großonkel als Knecht arbeitete und eine Kammer über dem Pferdestall bewohnte. Mein Onkel, Privatbeamter der von Kettlerschen Familie als Forstmeister und Vermögensverwalter mit Sitz im nahen Schloss Eringerfeld bei Büren, trat sehr katholisch auf, dachte politisch aber deutschnational und war ein Herrenmensch. Er behandelte seinen polnischen Knecht sehr schlecht. Das hörte ich aber erst nach Kriegsende von meinen Eltern. Für mich war dieser Josef, den ich sehr nett fand, ein Arbeiter gewesen wie auch die deutschen Waldarbeiter in Eringerfeld. Meinen Onkel bewunderte ich in jenen Kindertagen rückhaltlos. Der Knecht rächte sich an meinem Onkel, indem er den Amerikanern die vergrabenen Jagdwaffen verriet und diese zerschlagen wurden. Er wurde Anführer einer gewalttätigen, plündernden Bande, die von den Amerikanern schließlich im Ruhrgebiet gestellt wurde. Das Verhalten dieses Polen bestärkte mein neues abträgliches Bild von den Zwangsarbeitern.

Wie sich zeigt, hatte ich als Kind eine Anschauung von unterschiedlichen Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter, ohne mir darüber Gedanken zu machen. Dass viele polnische Zwangsarbeiter, die auf Höfen eingesetzt waren, eine gute Beziehung zu den Bauernfamilien aufbauten, war später häufig zu hören.

Seit November 1945 folgten fünf Jahre in Bad Sassendorf bei Soest und von 1950 bis zum Abitur 1958 in Arnsberg, der historischen Hauptstadt des kurkölnischen Sauerlandes. Schon als Mittelstufenschüler fing ich an, die verbreiteten Denkweisen als sehr eng und vorurteilshaft zu empfinden. Dazu mögen die tägliche Lektüre der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und die lebhaften Diskussionen zu Hause beigetragen haben. Zunächst teilte ich aber viele Vorurteile, etwa gegen Flüchtlinge und Homosexuelle, indem ich mich über Witze belustigte und sie weitererzählte. Verbreitet war z. B. der Witz, alle Flüchtlinge seien adelig, weil sie „von drüben“ gekommen waren. Sie hätten alle hundert oder wahlweise tausend Morgen Wind vor der

Hoftür besessen. Gleichzeitig hockte ich ohne Wissen meiner Eltern gern bei einer Flüchtlingsfamilie, die Kammern neben meiner Dachkammer bewohnte und deren zwei dicke Bildbände über den Weltkrieg ich unkritisch verschlang. Erst später wurde mir auch in diesem Fall bewusst, dass es sich um abwegige, die Realität völlig verzerrende NS-Machwerke gehandelt hat. Der Familienvater, später am Ort ein angesehener Geschäftsmann, hatte wohl die Distanzierung vom Nationalsozialismus noch vor sich.

Um 1955 geschah in der Bundesrepublik eine Art Kulturrevolution, nämlich das Nachholen der Moderne in Kunst, Musik und Architektur. Expressionismus, Jazz, Architektur im Bauhaus-Stil waren für mich eine Offenbarung. Ich sog alles Neue geradezu besessen in mich hinein.

Unberührt, d. h. unverändert blieb indessen das Bild vom Osten Europas, Polen eingeschlossen. Meine Generation dachte an sich europäisch. Schon in der Mittelstufe diskutierte meine Klasse z. B. intern hitzig über die Volksabstimmung von 1955 im Saarland, ob es bei Deutschland verbleiben oder wegen der Aussöhnung an Frankreich fallen solle. Für letzteres trat der erste Ministerpräsident des Landes, Johannes Hoffmann (CDU), ein, der sich vergeblich gegen Konrad Adenauer stellte. Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich Hoffmann als einziger verteidigt. Die durch den Nationalsozialismus desavouierten Begriffe „Nation“, „Vaterland“ und „Heimat“ waren tabu. Kein Lehrer wagte sie zu verwenden. Die deutschen nationalen Symbole sagten mir nichts. Nicht alle Klassenkameraden dachten in diesen Dingen wohl so entschieden wie ich. Im Sport dachten wir selbstverständlich alle ungehemmt national. Als das Siegestor zur Weltmeisterschaft gegen Ungarn fiel, wäre ich vor Begeisterung beinahe rückwärts aus dem offenen Fenster gefallen.

Der Osten aber zählte nicht zu Europa. Er war ein einheitlich feindlicher und bedrohlicher Raum hinter dem Eisernen Vorhang. Der Kalte Krieg war Normalität. Die Ablehnung des Kommunismus betraf aber mehr als die anderen Satellitenstaaten der Sowjetunion die DDR. Neben Stalin war vermutlich in der Bundesrepublik kein kommunistischer Politiker so verhasst und verachtet wie Walter Ulbricht. Polen war das Land, an das Deutschland Gebiete verloren und das die Deutschen vertrieben hatte. Die Besetzung des Stettiner Gebietes gegen das Potsdamer Abkommen galt als schwerer Verstoß gegen das Recht. Dass Polen selbst Opfer eines Landraubes war, trat im Bewusstsein völlig zurück. Die anderen östlichen Staaten erschienen wohl wie mir den meisten Westdeutschen als ein graues Einerlei. Dagegen hob sich mehr und mehr leuchtend die tatsächlich große Leistung der Bundesrepublik ab, den wirtschaftlichen Aufschwung zu schaffen, die Millionen Vertriebenen und Flüchtlinge zu integrieren und den sozialen Frieden zu sichern. Andererseits war ich sehr skeptisch gegen die Landsmannschaften der Vertriebenen, da es in ihnen starke Rechtstendenzen gab. Von den Polen wurde oft geringschätzig als den Polacken geredet. Die Na-

zipropaganda wirkte mit Sicherheit stark nach. Ich hörte kürzlich von dem Spruch „Rotblau-Polenfrau, Blaurot Idiot“, den Kinder in der NS-Zeit als Abzählreim benutzt haben. „Polenfrau“ ist hier ersichtlich konnotiert mit einer abträglichen Vorstellung. Eine Ausnahme in der Einstellung zu Polen machte der polnische Arbeiteraufstand von 1956. Ich erinnere mich genau der fassunglosen Wut, die mich damals wegen der blutigen Unterdrückung der Aufstände in Polen und Ungarn packte.

Im Geschichtsunterricht gab es keine intensive Beschäftigung mit der jüngsten Geschichte. Das gilt auch für die Länder des östlichen und südöstlichen Europa. Die NS-Zeit blieb an den Schulen in dieser Zeit sehr oft ausgeblendet. Immerhin las der Geschichtslehrer in der Oberstufe mit uns zwei schmale unter Stalins Namen publizierte theoretische Schriften. Ansonsten hörten wir Kinder und Jugendlichen allenfalls in unserem Umfeld von Kriegserlebnissen und der Vertreibung der Deutschen. Es herrschte allgemein nur die sehr unspezifische Vorstellung, dass die Naziherrschaft verbrecherisch gewesen sei. Konkretes von den Verbrechen der Deutschen erfuhren wir wenig. Daher war es in der Mittelstufe ein Schock, auf Befehl der englischen Besatzungsmacht im Kino klassenweise den Dokumentarfilm von Alain Resnais „Nacht und Nebel“ zu sehen, der die grauenhaften Zustände in deutschen Konzentrationslagern in Polen vor Augen führte. Das war, wie ich meine, 1955 bald nach dem Erscheinen des Films. Nach und nach erschienen in der FAZ, in der „Zeit“ und später im „Spiegel“, die in unserer Familie gelesen wurden, Berichte mit konkreten Informationen über die nationalsozialistischen Verbrechen, aber ebenso über die stalinistischen Massenmorde. Es ist mir unverständlich, dass heute oft behauptet wird, man habe bis weit in die sechziger Jahre wenig von diesen Dingen wissen können. Ebenso war es mir nie verständlich, dass viele Intellektuelle entweder die stalinistischen oder die nationalsozialistischen Verbrechen zu relativieren bemüht waren. Über die spätere Totalitarismus-Debatte habe ich in mancher Hinsicht nur den Kopf geschüttelt. Erst mit sehr großer Verzögerung traten auch die personellen, rechtlichen und kulturellen Kontinuitäten mit der NS-Zeit über die angebliche Stunde Null hinaus deutlicher hervor. Mir wurden sie erstmals klar, als mit unserer Familie gut bekannte Juristen wegen ihrer Belastung in der NS-Zeit von jetzt auf gleich aus dem Staatsdienst ausscheiden mussten und als Rechtsanwälte weiterwirkten. Die Enthüllungen galten als peinlich, führten aber nicht zum gesellschaftlichen Ausschluss.

Über das neuzeitliche Polen vermittelte der Geschichtsunterricht vor allem das Bild einer anarchistischen Adelsrepublik, in der jeder Pole sozusagen seine eigene Partei gewesen sei, und die daher im 18. Jahrhundert aus eigener Unfähigkeit die Teilungen ermöglicht habe. Damit verbunden war auch der gängige Topos von der „polnischen Wirtschaft“. In der älteren deutschen Literatur war mir das Bild des windigen, unzuverlässigen Polen vertraut, etwa bei Theodor Fontane in der Figur polnischer Verwalter. Die

Polenbegeisterung der Deutschen während des polnischen Aufstandes gegen das russische Zarenreich 1830/31 war nur ein peripheres Ereignis ohne dauerhafte Auswirkungen geblieben. Im Geschichtsunterricht war das nach meiner Erinnerung nicht thematisiert.

Das Germanistik- und Geschichtsstudium absolvierte ich in Göttingen, Freiburg und Münster. Die NS- und Nachkriegszeit kam auch hier kaum zum Zuge. Ausnahme waren eine alle zwei Jahre wiederholte Vorlesung des berühmten Göttinger Historikers Percy Ernst Schramm über den Zweiten Weltkrieg und eine Übung über das KZ-System. Sehr betroffen war ich viele Jahre später, als die NS-Belastung des von mir wie Schramm bewunderten prominenten Göttinger Professors Hermann Heimpel bekannt wurde. Auch über den Marxismus-Leninismus und Stalinismus war kaum etwas zu erfahren.

Erst die Referendarjahre seit 1963 brachten mir die intensive Beschäftigung mit diesen Themen, zu der mich glücklicher Weise sehr tüchtige, eine umfassende thematische Vorbereitung fordernde Fachlehrer führten. Jetzt begannen auch die Medien, über die Epoche seit 1933 differenzierter zu berichten. Am Feindbild vom kommunistischen Osten änderte das für mich nichts. Als das Seminar die Bibliothek des deutschen Ostens besuchte, sah ich mich aber auch in meiner Abneigung gegen die Landsmannschaften bestätigt und war aufgebracht wegen der Massen an rechtsradikaler und nationalsozialistischer Literatur in den Regalen.

Die ersten Studienfahrten als junger Lehrer führten mich auch nach Österreich und viermal in die Tschechoslowakei. In Prag konnte ich außerdem 1973 mit meiner Frau eine Woche privat bei einem Betreuer Ferien machen, mit dem ich mich gleich am ersten aller meiner Pragabende angefreundet hatte. Umfangreiche vorbereitende Lektüre und die Erfahrungen vor Ort erschlossen mir erstmals weit über das schulisch zu vermittelnde Wissen hinaus historisch, kulturell, vor allem auch literarisch den Raum des multiethnischen, multikulturellen Habsburgerreiches. Das Geschichtsstudium in Göttingen und Münster war eher preußisch und kleindeutsch ausgerichtet gewesen, was auch mich bis dahin geprägt hatte. Nun wurden mir auch der westgalizische, polnisch geprägte Raum und die jiddische Kultur vertraut, die in Ostgalizien und Polen eingeschlossen.

Als ich 1988 erstmals, noch als Begleiter, an einer Studienfahrt nach Polen teilnahm und 1989 die Leitung des jährlichen Austausches übernahm, war mir auch dieses Land rasch ganz anders präsent. Vor allem faszinierte mich zunächst die früheste Phase der engen deutsch-polnischen Beziehungen um 1000 n. Chr. Meine auf Europa ausgerichteten Kenntnisse einer übernationalen europäischen Kultur schlossen nun auch Polen wesentlich mehr ein. Für das stärkere nationale Denken der polnischen Kollegen, das aus den geschichtlichen Erfahrungen der Nation entstanden ist, musste ich erst Verständnis gewinnen. Ich erinnere mich an eine ziemlich erregte spätere Diskussion mit einem Kolle-

gen, der scharf unterschiedene Nationalcharaktere und eigenständige nationale kulturelle Leistungen herausstellte, während ich diese Unterschiede bestritt. Die anderen polnischen Kollegen hatte ich aber auf meiner Seite. Von Beginn des Austausches an spielte in den Gesprächen jedoch nie die beliebte, aber völlig unfruchtbare „Polen- oder Deutschenriechelei“ eine Rolle, welcher Nation welche Kulturträger zuzuordnen seien. Insofern herrscht ein erfreulicher europäischer und nicht ein chauvinistischer Geist.

Zu den stärksten Eindrücken dieser Fahrt zählte ein Besuch im Maximilian-Kolbe-Kloster in Niepokalanów. Es kam zu einem lebhaften Gespräch mit dem steinalten Pater Hieronymus, der Kolbe noch gekannt hatte. Das Panorama in der Kirche zur Geschichte Polens machte mir mehr alles andere das Hand-in-Hand-Gehen von Nationalbewusstsein, Geschichtsmymthen und katholischem Glauben in Polen augenscheinlich und befremdete mich. Ganz anders erstaunte mich in Warschau die St. Stanislaw-Kostka-Kirche. Das Grab des 1984 vom Geheimdienst ermordeten Jerzy Popiełuszko und seine Verehrung in der Kirche wie ein Heiliger ebenso wie die Solidarność-Plakate an den Zäunen rings um das Kirchengelände waren ein provokantes Zeichen der Macht, welche die Gewerkschaften ebenso wie die katholische Kirche bereits im kommunistischen Staat besaßen. Eine derartige für die Staatsmacht unzugängliche, von Arbeitern bewachte Exklave im kommunistischen Staat hatte ich nicht erwartet.

Der Austausch des Reismann-Gymnasiums mit dem Warschauer Oberstufengymnasium St. Augustinus der Laienvereinigung *Stowarzyszenie PAX* hatte zunächst seit 1976 inoffiziell außerhalb des genehmigten Programms als Besuch der Schule bei Aufhalten in Warschau stattgefunden. Es war die Zeit der mehr reformorientierten Ära Edward Giereks, des Ersten Sekretärs der kommunistischen Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei. In den beiden folgenden Jahren entstanden erstmals im Ostblock die unabhängigen polnischen Gewerkschaften, und es kam mit dem Danziger Abkommen 1979 zum Patt zwischen dem herrschenden System und Solidarność. Nun richtete sich in den westlichen Ländern eine viel stärkere Aufmerksamkeit auf Polen. Obwohl in Polen seit Dezember 1981 unter Jaruzelski das Kriegsrecht herrschte, verstetigte sich der Austausch mit Besuchen in Warschau in diesem Jahr, weiterhin 1982, 1984 und 1985. Noch in dieser Phase gewann der Austausch offiziellen Charakter. 1980 war es möglich geworden, dass Kollegen von St. Augustinus mit zwanzig Schülern die Reismannschule besuchten. Im Jahr darauf durften auch zwei Schüler privat nach Paderborn fahren. 1985 weilten zwanzig Warschauer Kollegen an der Reismannschule. Als die Reismannschule 1988 in vielen Veranstaltungen das hundertjährige Bestehen feierte, nahm eine starke Gruppe von Lehrern und Schülern von St. Augustinus daran teil. Die Zufallsbegegnung des Studiendirektors am Reismann-Gymnasium, Josef Kröger, damals Oberstudienrat, mit zwei polnischen Kollegen hatte am Anfang gestanden. Kröger und Studiendirektor

Walter Hunger, später Oberstudiendirektor des Grabbe-Gymnasiums in Detmold, waren in diesen Jahren die entscheidenden Persönlichkeiten auf deutscher Seite im beiderseitigen Austausch. Die Robert-Bosch-Stiftung in Stuttgart, die auf vielen Feldern aktiv ist, hat 1984 mit einer Förderung anerkannt, dass sie für ihre Schule mit den frühen Beziehungen nach Polen eine Pionierleistung vollbracht haben. Dass die Förderung der Studienfahrten nach Polen in den folgenden Jahren fortgesetzt wurde, zeigt den hohen Grad dieser Anerkennung.

Ein problematischer Aspekt des Austausches war, dass die Partnerschule eine Institution der unternehmerisch weitverzweigten katholischen PAX-Organisation war – als einzige Schule der Gesellschaft. Denn PAX war 1953 von dem rechtsnationalistischen früheren Leutnant der Heimatarmee Bolesław Piasecki, der so sein Leben rettete, als Instrument Stalins zur Spaltung der mächtigen katholischen Kirche in Polen gegründet worden und hatte für die katholische Kirche einen „Ludergeruch“. Einer der Söhne, Zdzisław Piasecki, begleitete den Austausch mit der Reismannschule zunächst als Internatsleiter, dann als stellvertretender Schulleiter, schließlich als Schulleiter. Als sich der Austausch der beiden Schulen intensivierte, hatten sich PAX und Kirche schon angenähert. **Ein Besuch des Kardinals Glemp in der Schule** besiegelte schließlich die Aussöhnung. Mein Kollege Kröger nahm an einem Empfang beim Kardinal teil.

Meine Studienfahrt nach Polen in eben dem Jubiläumsjahr der Reismannschule 1988, an der auch meine zweitjüngste Tochter teilnahm, führte uns als erstes in das Westinstitut in Posen. Der Direktor des Instituts erzählte uns die bekannten Geschichtslegenden von der Ermordung der Offiziere der Heimatarmee bei Katyn durch die Wehrmacht und von dem polnischen Sieg über den Ritterorden bei Tannenberg als nationalem Sieg, obwohl auch deutsche Stadtbürger an der Schlacht gegen den Deutschritter-Orden teilgenommen hatten. Ein junger polnischer Mitarbeiter gab uns ironisch zu verstehen, der Direktor sei ein kommunistisches Fossil. Zwei Jahre später war der Direktor entlassen. Der neue Besuch im Institut zeigte, dass es mit den Mythen ein Ende hatte. Es war bis 1989 meine allgemeine Erfahrung, auch in der Tschechoslowakei, dass die privaten Äußerungen sich im kommunistischen Bereich überraschend oft deutlich von den offiziellen, der verordneten Sprachregulierung unterliegenden, abhoben.

1989 begleitete mich auf der Studienfahrt eine Kollegin, Studiendirektorin Karola Hennemeyer, die in der Folge, u. a. als mehrfache Gastgeberin des Schulleiters, auch stark in den Austausch involviert war. Die Fahrt fand erstmals im Rahmen von PAX statt. Die lockere Organisation nach der Devise, man werde sehen, es werde schon gehen, war für uns Deutsche etwas ungewohnt, bewährte sich letzten Endes aber doch. Es begann nun ein regelmäßiger Austausch von Schülern in Begleitung einiger Lehrer und einer Dolmetscherin oder Dr. Czejareks als Dolmetscher und Lehrer in einer Person.

Da die deutschen Gruppen weiterhin auch andere Orte besuchten, weilten sie jeweils nur wenige Tage in Warschau. Es ergab sich daraus aber doch so manche private Beziehung. Eine deutsche Schülerin entschloss sich zum Studium in Warschau. Auch zwei meiner vier Kinder nahmen von der Schule aus am Polenaustausch teil, und zu einer Warschauer Familie entstand eine längere Beziehung, da deren zwei Söhne bei uns wohnten und umgekehrt unsere jüngste Tochter einmal auch in den Ferien bei ihrer Familie, damals noch an einem anderen Ort. Auch mein Sohn weilte einmal privat in Warschau. Polnische Schüler nahmen wir in unsere Familie regelmäßig auf. Wir machten mit ihnen ebenso wie mit englischen Schülern des Musikschülerorchesters aus der Partnerstadt Bolton anders als mit sehr distanzierten französischen Schülern stets gute Erfahrungen. Aus besonderen Gründen wohnten bei uns einmal über mehrere Tage fünf Schüler, mit denen wir viel Spaß hatten.

1989 fiel der Aufenthalt in Polen in die letzte Phase der Flüchtlingsströme aus der DDR. Dank dem Radio des Busfahrers konnten wir die dramatischen Zustände in den Prager und Warschauer bundesrepublikanischen Botschaften verfolgen. Ein Treffen mit dem Botschaftsrat Winfried Lipscher scheiterte daran, dass er zum Einsatz in der von Flüchtlingen überquellenden Botschaft musste. Die Schüler erlebten hautnah dramatische Zeitgeschichte und eine politische Umbruchzeit.

Die Freundschaft zwischen dem Botschaftsrat und meinem Kollegen Kröger aus gemeinsamen Paderborner Zeiten war ein besonderer Akzent des Austausches. Lipscher war eine wichtige Persönlichkeit im deutsch-polnischen Kulturaustausch und konnte daher längere Jahre als im diplomatischen Dienst üblich in Warschau Dienst tun.

Die Rückkehr nach Deutschland Anfang Oktober 1989 war ein Ereignis ganz besonderer Art. Unser Busfahrer sprang nahe dem Berliner Ring sehr dreist in einer von Volkspolizei angeführten Kolonne von Bussen mit uniformierten Gruppen der Freien Deutschen Jugend immer weiter nach vorn. Die jungen Leute sollten Honecker beim Berliner Aufmarsch der FDJ zur Feier des Vierzigjährigen Bestehens der DDR zujubeln. Die Mädchen und Jungen winkten uns fröhlich zu, bis Begleiter im letzten Bus, vor dem unser Fahrer sich einordnete, das Winken rigoros und mit finsternen Mienen unterbanden. An der Grenze war einmal mehr das schikanöse Auftreten der DDR-Grenzbeamten hinzunehmen. Einen Monat später fiel die Berliner Mauer.

Im folgenden Jahr 1990, als St. Augustinus das vierzigjährige Bestehen feierte, fuhr ein Quartett, der Schulleiter Knut Koch, die Kollegen Lilli Schwanitz und Walter Hunger sowie ich, als Delegation der Reismannschule nach Warschau, wo wir als Gäste hervorragend bewirtet und betreut wurden. Zunächst waren wir in einem klassizistischen Gebäude auf dem flachen Lande, einer Tagungsstätte von PAX, stilvoll untergebracht. Zum Programm gehörten Verhandlungen mit dem nach meiner Erinnerung in-

zwischen ausgetauschten Direktorium der Gesellschaft in der PAX-Zentrale über einen offiziellen Austausch der beiden Schulen.

Ein besonderer Aspekt der Studienfahrten war auf den Rückfahrten aus Polen ein mehrstündiger Besuch einiger deutschstämmiger Familien in einem Dorf nahe Oppeln. Auch dieser Kontakt ging auf eine zufällige Begegnung von Josef Kröger zurück und fand ohne Wissen der polnischen Seite statt. In kleinen Gruppen wurden die Gruppen zum Mittag und zur Kaffeezeit im Austausch mit raren Lebensmitteln bewirtet und führten intensive Gespräche mit den Gastgebern. Oft kehrten die jungen Leute sehr irritiert in den Bus zurück. Sie hatten nur Abtrüglisches über die polnische Seite gehört oder waren fassungslos, dass von den Deutschen noch nie einer im nahen KZ Auschwitz war und sogar die Ansicht bestand, irgendeine Schuld müssten die Häftlinge doch auf sich geladen haben. Es bedurfte eindringlicher Gespräche, diese Sicht aus der langen erzwungenen Verleugnung des Deutschtums und der Blickverengung auf die eigenen Erfahrungen, d. h. auch aus der Isolierung von den Entwicklungen in der Bundesrepublik zu erklären. Es bedurfte in Schlesien ja auch noch einiger Jahre der Entkrampfung zwischen Polen und Deutschstämmigen, zumindest bei der älteren Generation. Für unsere Schüler waren die kurzen Aufenthalte eine Lehrstunde über unterschiedliche Lebenserfahrungen und daraus resultierende Weltbilder. Bei der ersten von mir geleiteten Fahrt war ich nicht bereit, die Besuche heimlich fortzusetzen. Dass die frühzeitige Ankündigung und Aufnahme in das Programm auch Irritationen hervorrufen konnte, was durchaus einmal eintrat, nahm ich bewusst in Kauf. Ich hatte auch schon Diskussionen erlebt, in denen es chauvinistisch hieß, diese Schlesier seien nur angeblich Deutschen, vielmehr aber Polen, die sich die Ausreise nach Deutschland erschwindeln wollten, und es gebe in Polen überhaupt keine Deutschen. Längst hielt ich die Zeit für gekommen, im offenen Diskurs mit der Frage deutschstämmiger polnischer Bürger umzugehen, gerade im Sinne der wünschenswerten Versöhnung beider Völker.

Durch die schulischen und privaten Fahrten lernte ich polnische Städte und Landschaften kennen. Mich berührte etwa die ruhige weite Landschaft am Zusammenfluss von Narew und Bug. Zum Glück war auch der Wiederaufbau der historischen Stadtkerne weitgehend abgeschlossen. In der wiedererrichteten Warschauer Altstadt war bei jedem Besuch der Eindruck, sich zwischen alten Gebäuden zu bewegen, stärker als das gegenteilige Wissen. Besonders beeindruckten mich wie im Norden Deutschlands in Polen die Zeugnisse der Backsteingotik. In Breslau vermisste ich beim ersten Kurzaufenthalt den urbanen innerstädtischen Zusammenhang der 1945 zur Festung erklärten, daher weitgehend untergegangenen Stadt. Nach wenigen Jahren war dieser bereits neu erstanden. Insgesamt gewann ich aus eigener Anschauung einen starken Eindruck von den großen kulturellen Leistungen Polens nach den Verwüstungen des zweiten Weltkrieges. Der Kontrast zu

Erfahrungen in der DDR war enorm, wo man fortschreitenden Verfall und Abriss wahrnahm. Anders die Wahrnehmung der Dörfer und der Landwirtschaft. In manchen Gegenden erinnerte der Anblick der Dörfer an die Landwirtschaft meiner Kindheit oder glich dörflichen Bildern des 19. Jahrhunderts, was mit dem Erhalt der kleinbäuerlichen Strukturen in der kommunistischen Epoche zusammenhing. Gespräche mit polnischen Kollegen, die vom Dorfe stammten, ergänzten das Wissen von den Schwierigkeiten der ökonomischen und sozialpolitischen Transformation. Ich bewunderte den zähen Willen dieser Kollegen, unter ärmlichsten Lebensverhältnissen das Studium durchzustehen, um einen bürgerlichen Beruf zu erreichen. Ganz im Gegensatz zum klischeehaften Bild der polnischen Wirtschaft erschloss sich mir überhaupt das Bild von vielen Polen, die mit Energie, Ideenreichtum und Initiative den Weg in die moderne freie Gesellschaft gingen. Ein privater Aufenthalt in Stettin während eines Urlaubs auf dem Darß in Mecklenburg-Vorpommern war verbunden mit einem Besuch bei Verwandten des Ehepaares Czejarek. Es überraschte uns, als Arbeitsstätte des Mannes ein Büro mit modernster technischer Ausstattung vorzufinden, von dem aus Schiffe einer Reederei geleitet wurden, und zu erfahren, dass für die Reederei faktisch keine Grenzen nach Westen mehr bestanden. Noch mehr überraschte uns in Stettin der selbstverständliche Umgang mit der deutschen Vergangenheit, ablesbar auch an der durchgängigen deutschsprachigen Beschilderung der Objekte im historischen Museum, das im wieder aufgebauten gotischen Rathaus angesiedelt ist. Unerwartet war für mich auch die weltstädtische Struktur der vom französischen Stadtplaner Georges-Eugène Haussmann wie in Paris geplanten Stadtquartiere des 19. Jahrhunderts mit den sternförmig von Plätzen ausgehenden großzügigen Straßen. Die Sanierung der Häuser stand noch am Anfang, das minderte den Eindruck aber nicht bedeutend. Zum ersten Mal hörte ich von einer spezifischen Klassengesellschaft der polnischen Flüchtlinge, die wertvolle Immobilien übernehmen durften, und der später Zugezogenen, die unter steigenden hohen Mieten litten.

Eine andere große Überraschung war für mich die von Krakauer Arbeitern erzwungene Kirche „Arche“ im Stadtteil Nowa Huta. Das betrifft nicht nur den eindrucksvollen Bau mit dem ungeheuren Kreuz im Inneren, sondern am stärksten die Pieta-Figuren in der Krypta, die für die Leidensstationen des polnischen Volkes stehen. Der heimischen zeitgenössischen kirchlichen Kunst hatte ich bisher überwiegend skeptisch gegenübergestanden. Die Skulpturen der Krypta dagegen sind nicht nur hervorragende Kunstwerke, sondern sie greifen den Betrachter unmittelbar und zum Teil geradezu schockierend an. Sie sind für mich seitdem der Inbegriff künstlerisch gültiger kirchlicher Kunst der Gegenwart.

Trotz allem, was ich gelesen, in Bildern und in Filmen gesehen hatte, auch trotz früherer erschreckender Besuche anderer Konzentrationslager

war der Besuch des KZ in Auschwitz und Birkenau jedes Mal äußerst bedrückend. Ich hatte angesichts des dort Geschehenen immer Unverständnis für das Gezerre von verschiedenen Seiten um die Deutungshoheit über diesen schrecklichen Ort.

In der Phase des Austausches um 1990 war die Not in Polen außerordentlich. Wir hatten im Bus immer viele für die meisten Polen damals unerschwingliche Dinge als Geschenke mit. Meine Kinder waren mehrfach sehr peinlich berührt, in Geschäften an Schlangen Wartender vorbei nach vorn geholt und bevorzugt bedient zu werden. Eine Tochter hat aus Verlegenheit die gerade erworbenen Brötchen an wartende Kinder verschenkt. Mich beschämte es geradezu, einmal für die Beköstigung der Gruppe Brot zu einem nach deutscher Währung für mich unvorstellbar niedrigen, für die Einwohner aber relativ hohen Preise zu kaufen. Recht fassungslos waren wir, als wir zwei Austauschschülern, die im Internat kaum einmal Fleisch bekamen, reichlich Braten vorsetzten, diese aber nicht zu bewegen waren, mehr als ein Stück zu nehmen, und davon nach polnischer Sitte noch etwas übrigließen. Beim nächsten Besuch haben wir den Schülern als erstes beigebracht, dass es in Deutschland nicht unhöflich, sondern die Regel ist, Teller ganz zu leeren. Einladungen beim Schulleiter, Jan Górski, und polnischen Kollegen ließen mich die beengten Wohnverhältnisse im Vergleich zu denen deutscher Lehrer erleben, aber auch eine überaus großzügige Gastfreundschaft trotz der schwierigen ökonomischen Verhältnisse.

Die polnischen Schüler fuhren in der Regel von Paderborn aus für drei Tage entweder mit deutschen Jungen und Mädchen in eine Freizeiteinrichtung oder andere Städte. Ich selbst habe solche gemeinsamen Aufenthalte zweimal begleitet, ferner von 1995 bis zu meiner Pensionierung im Jahr 2002 polnische Gruppen zweimal nach Erfurt mit Ausflügen nach Weimar und Jena, dreimal in fränkische Städte und zweimal nach Berlin. Ich habe jeweils auch ganz überwiegend die Führungen übernommen. So ergaben sich viele Gespräche, vor allem aber offenbarte sich mir der rasche kulturelle und gesellschaftliche Umbruch in Polen seit der Wende. Waren die polnischen Jungen bis 1989 noch streng reglementiert, sehr gefügig und bei Verstößen wie Alkoholgenuss vom Schulverweis bedroht und bei gelegentlichen kleinen Verstößen scharf kritisiert, glich sich ihr Verhalten dem manchmal allzu lockeren der deutschen Partner zunehmend an. Ein Beispiel und Spiegel des gesellschaftlichen Wandels ist das Verhalten in Kirchen gewesen. Anfangs war das dreimalige Bekreuzen beim Eintritt selbstverständlich, von manchem im Knien. In den folgenden Jahren hörte das Niederknien fast ganz auf, und das Kreuzzeichen wurde flüchtig oder kam nicht mehr. Schließlich nahm der eine oder andere Schüler die Hände nicht aus den Taschen, eigentlich zu rügen wie auch bei deutschen Schülern. Auch der Umgang mit den Lehrern wurde merklich offener bis hin zu Spottgesängen im Bus. Wir sahen diese Liberalisierung im ganzen als vorteilhaft, sahen

aber auch ihre Nachteile. Die deutschen Mädchen waren bei den ersten Begegnungen begeistert von der Höflichkeit der polnischen Jungen, die ihnen, völlig ungewohnt, in den Mantel halfen oder die Tür aufhielten. Auch diese bürgerliche Höflichkeit verlor sich bei manchen Jungen ganz. Die meisten deutschen und polnischen Jugendlichen unterschieden sich schließlich in ihrem Verhalten wahrnehmbar nicht mehr.

Vorbehalte oder rechtsextreme Wortattacken gegen uns deutsche Lehrer und Schüler habe ich in Polen nicht erlebt, umgekehrt eine wohlthuende Höflichkeit und Freundlichkeit. Inwieweit polnische Familien sich schwertaten, deutsche Schüler aufzunehmen, war für unsere deutsche Seite nicht feststellbar. Umgekehrt waren die polnischen Schüler nicht alle leicht in deutsche Familien zu vermitteln. Es ist für mich aber eine offene Frage, ob dahinter bleibende Ressentiments stehen. In den Gastfamilien dagegen war das Verhältnis überwiegend sehr erfreulich. Klagen über polnische Schüler waren eine seltene Ausnahme. Wir deutschen Leiter hatten gelegentlich eher Grund, das Verhalten von Schülern unserer Gruppen zu kritisieren.

Die Gesellschaft PAX stellte sich dem Umbruch im Land mit einem Namenswandel, der die Abkehr von der Vergangenheit demonstrieren sollte. Sie nannte sich um in Civitas Christiana. Bei der Jubiläumsfeier zum fünfzigjährigen Bestehen 1999 der Schule, zu der ich mit meiner Frau eingeladen war, erhielt neben anderen weltlichen und kirchlichen Ehrengästen auch der Warschauer **Bischof Marian Duś** eine goldene Ehrennadel als Auszeichnung. Das sollte die neue Normalität zwischen Civitas Christiana und der katholischen Kirche demonstrieren. Ungewohnt waren für uns die ausgesprochen traditionellen Züge der Feier, die es so an deutschen Schulen wohl kaum irgendwo noch gab. Es überraschte mich völlig unvorbereitet, auch mit einer Ehrennadel ausgezeichnet zu werden und aus dem Stand als Vertreter des Reismann-Gymnasiums eine kleine Ansprache halten zu müssen, was mir zu meiner Erleichterung ohne Stottern gelang. Dr. Czejarek hatte mir den Streich gespielt, mich nicht vorzuwarnen. Ich traf bei der Feier einen der Söhne wieder aus der uns bekannten Warschauer Familie, der beim feierlichen Einzug als Träger der Fahne auftrat. Wie sein Bruder war er einer der besten Schüler gewesen. Meine Frau und ich ahnten nicht, dass die Feier schon ein Abgang auf die Schule war, die nur noch wenige Zeit vor sich hatte. Sie ist von Civitas Christiana aufgelöst worden. Das Gebäude ist einem Neubau gewichen und die polnische Beziehung des Reismann-Gymnasiums nur noch Erinnerung.

All die am Austausch beteiligten jungen Leute können aber weiterhin dazu beitragen, gegenseitige Vorurteile abzubauen. Leider ist die deutsche Wahrnehmung Polens noch stark auf die Kriminalität in Grenznähe und auf Banden von Autodieben fokussiert, nicht aber auf den erstaunlich raschen Wandel und Aufstieg Polens, auf die rasche wirtschaftliche Modernisierung und die schöpferische ökonomische Energie zahlloser Polen, auf die Libera-

lisierung gegen den Widerstand der nationalkonservativen Kräfte, zu denen PAX und wohl auch noch Civitas Christiana zu zählen sind, und die aktive, tragende Rolle Polens in der Europapolitik, aber auch auf das Glück, dass der deutsch-französischen die deutsch-polnische Versöhnung gefolgt ist. Vielen Polen steht das wohl eher als den Deutschen deutlich vor Augen.



MICHAŁ JAMIOŁKOWSKI

# Eben vergangen, nie vergessen. Meine gute Zeit in der kleinen Republik

**L**ebensläufe sind meistens langweilig. Sie bestehen aus Abschnitten, die eine Ganzheit des einheitlichen Seins bilden, interessant als Retrospektive für den Betroffenen, uninteressant für andere, vorwiegend aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit sämtlichen anderen Lebensläufen. Diese Ähnlichkeit bezieht sich vor allem auf die ersten Abschnitte des Lebens, denn wir alle kamen zur Welt, hatten eine mehr oder minder gelungene Kindheit, und schließlich gingen wir alle zur Schule. Interessant aber werden Lebensläufe dann, wenn der schulische Lebensabschnitt die weiteren Lebensabschnitte prägt oder, wie es in meinem Falle ist, sie aktiv mitgestaltet.

Als glückliches Kind meiner damals auch noch glücklichen Eltern kam ich am 6.2.1975 in Warschau zur Welt. Wie es sich gehört, wurde ich eingeschult mit 7 Jahren, besuchte die erste und die zweite Klasse der Grundschule in der Polnastraße, dann wechselte ich die Schule und setzte meine Grundschulausbildung in den Klassen 3–4 in einer Grundschule in der Sadowastraße fort. Als Viertklässler hatte ich meinem damaligen Alter angemessene Schulpflichten, die mich nicht außerordentlich belasteten, sodass meine Gedanken bereits im Frühling des Jahres 1986 in die Sommerferien führten. Nichts deutete darauf hin, dass die baldigen Ereignisse eine unverhoffte (für mich zumindest) Wendung nehmen werden, sodass ich vom Bisherigen Abschied nehmen werde und mich ins Neue, Unerwartete und Ungewisse stürze.

Ich besinne mich eines abendlichen Nachmittages in der Wohnung meiner nicht mehr lebenden Großeltern, die eine Zweiraumwohnung in einer kleinen und düsteren Straße der Warschauer Hauptstadt bewohn-

ten. Meine Mutter, die damals ihre beruflichen Verpflichtungen in einem einheimischen Handelsunternehmen hatte, dessen Name mir mittlerweile entgangen ist, kehrte deutlich später als gewöhnlich heim und war wesentlich ernster als sonst. Nach kurzer Absprache mit ihren Eltern und meinen Großeltern hat sich der Grund ihrer Ernsthaftigkeit herauskristallisiert: Es gab neue Nachrichten. Infolge dieser, wie es sich rasch herausstellen sollte, für mich erschütternden Kundgebung, rief man mich, wies mich an, sich zu setzen und teilte mir ohne zu zögern Folgendes mit: „Große Änderungen stehen an. Du wirst jetzt in einer anderen Schule weiterlernen, wir verreisen“. Die Nachricht kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Eine andere Schule – dachte ich – das ist durchaus akzeptabel, schließlich war ein Schulwechsel bereits hinter mir, also hatte ich Erfahrung. Das darauf Kommende klang aber nicht mehr so ermunternd und ähnelte eher einer feurigen Blitzparade als nur einem aus heiterem Himmel kommenden Blitz, denn ich hörte: „Wir verreisen nach Berlin“.

O, je! – schluchzte ich laut auf. Wie, nach Berlin, und warum denn das jetzt? Wann, wo, wie ...? – drängten sich etliche Fragen auf, die ich mir selbst klopfenden Herzens zu beantworten versuchte. Wann? – Grenzenlos beklommen, fragte ich still: Wann denn? „Im August!“ – sagte meine Mutter trocken und schaute mich so an, dass ich aus Angst vor ihrem Zorn ihrem Blick auswich.

Packen hieß es und es war groß angesagt. Alle haben gepackt, alle haben gesucht und alle eilten einander hinterher. Das Auto klein, die Koffer leider groß. Endlich, geschafft! Nun vorwärts. Wir schlepten uns Kilometer für Kilometer mit dem kleinen Polski Fiat meiner Mutter von Warschau aus nach Ostberlin.

Nach einem angeblich kurzen Herumirren, das sich aus meiner Sicht ins Unendliche hin zog, kehrten wir in unsere neue Wohnung, inmitten des Ostberliner Stadtbezirkes Lichtenberg ein. Erich Kuttner-Straße 7 – die genaue Adresse. Eine Plattenbauwohnung mit allem Drum und Dran. Architektonisch ein wenig seltsam gedacht. Bad, Küche, ein langer, einer Kegelbahn ähnelnder Korridor mit einem sich an seinem Ende befindenden, undefinierbaren kleinen Raum. Längs des Korridors ging es links und rechts in kleinere und größere Zimmer. Das erste links wurde zu meinem Asyl, das danach zweite war das Königreich meiner Mutter. Die weitläufige Räumlichkeit rechts bildete das Wohnzimmer und war Treffpunkt der Bewohner der Wohnung und der dort oft verweilenden Gäste.

Die Problematik der Lage der Räumlichkeiten unserer neuen Berliner Wohnung war ein Nichts im Vergleich zu der Misere meiner sprachlichen Ausstrahlungskraft im Bereich des Deutschen. Die Anzahl der schlaflosen Nächte, in der Anfangszeit meines DDR-Abenteuers aus Bange vor meinem kommunikativen Nichtkönnen, habe ich nie zusammengerechnet. Zu meiner Überraschung stellte sich aber rasch heraus, dass man mir weiter-

zuhelfen wusste: Es war ein Sprachkurs für kommunikative Nachzügler, d.h. diejenigen, die des Deutschen nicht mächtig waren, vorwiegend für Diplomatenkinder, also auch für mich. Erleichtert, mit neuem Lebensmut und Unterstützung meiner Mutter, suchte ich den Platz auf, der von jetzt an mein Schicksal mitbestimmen sollte. Dieser Platz war eine Schule, mit einem Haupteingang und einem Nebeneingang, von denen der zweite für uns, Nachzügler, bestimmt war. Der Sinn des Bestehens dieser Institution rührte von der Idee her, Ausländerkindern, die perspektivisch einen längeren Aufenthalt in der Deutschen Demokratischen Republik vorzuweisen hatten, eine Stätte für den Erwerb und die Erweiterung ihrer Sprachkenntnisse zu gewähren. Man bot dort Kurse an, die obligatorisch waren und von zwei sehr kompetenten, mit merklichem Geduldspotential ausgestatteten Lehrerinnen, Frau Michel und Frau Roßner, geführt wurden, von denen die erste wesentlich strenger war. Gedacht hat man bei dem Aufbau dieser Kurse auch an alles, in erster Linie daran, dass einer Gruppe lediglich je ein Vertreter eines Sprachraums zugehörig war. Und so kommunizierten wir – ein Japaner, eine Afghanin, ein Ungar, ein damaliger Jugoslawe, ein Nordkoreaner und ich, ein sich in der neuen Wirklichkeit zurechtzufinden versuchender Pole – zuerst mit Händen und Füßen, dann immer öfter, immer mehr, immer mutiger, immer mehr in Deutsch. Daran, dass diese Kurse auf das spätere Funktionieren als normaler Schüler im schulischen Milieu einer normalen Schule vorbereiten sollen, dachte man auch. Bald, nach drei Monaten, sandte man uns an Schulen, die später unsere Stammschulen sein sollten, zuerst lediglich nur an Samstagen (in der DDR waren bis 1988 Samstage schulpflichtig), damit wir die dortige schulische Atmosphäre beschnuppern konnten. Empfangen hat man mich dort halbwegs herzlich, allerdings ohne eine eindeutig klare Vorstellung, was man nun mit diesem polnischen Eindringling inmitten des eben begonnenen Schuljahres unternehmen sollte, was man mir jedoch keinesfalls zu erkennen gab. So wurde ich am Ende der langen Klassenliste ins Klassenbuch eingetragen und fühlte mich wie eine ganz unerwartet hinzugekommene Begleiterscheinung. Man behandelte mich vorsichtig, so wie man mit Quasiwochenendkindern umgeht, und ich fuhr fort, ein Anbei dieser Klasse zu sein. Die Tage vergingen, ich fühlte mich langsam wohler, der Sprachkurs dauerte wie ein nicht enden wollender Traum. Ein nicht enden wollender Traum, der, wie sich in Bälde herausstellen sollte, mit einem bösen Erwachen enden sollte. Dieses war der Test der sprachlichen Kompetenz, der sowohl schriftlich wie auch mündlich wie eine Prüfung abgelegt werden musste. So standen wieder regnerische Wolken am Himmel, die einem kurzen Sonnenschein folgten, und so hatte ich wieder schlaflose Nächte.

Der große Tag – der Tag der Wahrheit stand an: Endprüfung! Das Ergebnis – mehr als zufriedenstellend, anständig, sogar mehr – man beschloss, mich bereits nach einem, nach dem Wintersemester, als Vollzeitschüler in die

mir bereits zugeschriebene Schule zu schicken. Erleichtert, beflügelt und endlos stolz ließ ich mich vom Schicksal weitertreiben. Die Schule, die nach meinem Verständnis mittlerweile auch meine Schule war, war ein bläuliches, vierstöckiges Gebäude mit einem weitläufigen Gelände und einer sich rechts befindenden Turnhalle. Der erste und der zweite Stock waren der Grundstufe zugeschrieben – die oberen der Oberstufe. Geleitet wurde dieses schulische Konglomerat von einem Schuldirektor, gutmütig und hilfsbereit, der einem ganz bestimmten Getränk übermäßig zugeneigt war, was man vor uns, jungen Menschen, ratlos zu verbergen versuchte. Der Herr der Turnhalle war unser Sportlehrer, der als Zweitfach auch Geschichte unterrichtete, gefürchtet von allen, athletisch, mit zwei abwartend-durchdringenden Augen im Gesicht. Unser Klassenlehrer, bärtig, wohlgezogen, sachlich und klar im Kopf – klar wie das Fach, das er unterrichtete, das für mich lebenslang unklar bleiben wird – nämlich Mathematik. Meine neue Klasse, die Klasse 5b, deren vollberechtigter Teil ich jetzt unverhofft auch war, bestand aus 30 Mädeln und Jungs und mir als Neuzugehörigem.

Das Zugehörigkeitsgefühl zu meinem mir neu zugeschriebenen Platz keimte sehr langsam auf, zumal ich der einzige Ausländer in der Klasse und in der ganzen Schule war. Gemäß schulischer und mathematischer Ordnung folgte der Klasse 5 die Klasse 6, und damit trat auch das einzig im Leben Sichere ein – Änderungen. Leiter unserer Klassengemeinschaft, in die ich mich inzwischen eingelebt habe, wurde ein junger Mathe- und Physiklehrer – streng, selbstbewusst und vertraut mit der in uns langsam aufsteigenden Verwegenheit, die jede junge Generation innehat. Dieses sein Bewusstsein half uns allen weiter, vorwiegend was schulische Verpflichtungen anbetraf, denn er reagierte heftig bei jedem Versuch jeglicher Unaufrichtigkeit oder Unzuverlässigkeit; auch ich wurde mehr als nur einmal entsprechend zurechtgewiesen. Unsere Klasse konnte auch über das Angebot an Schulfächern an unserer Schule nicht klagen. Diese würde ich in zwei Bereiche einteilen: In die des ersten und die des zweiten Ranges. Zweifelsohne muss den ersteren der Deutschunterricht zugerechnet werden, der dreigleisig verlief und somit in drei Teilbereiche untergliedert war: Literatur, Muttersprache, Rechtschreibung. Für einen reibungslosen Ablauf dieser drei in die Unterrichtsphasen einbezogenen Elemente des Deutschunterrichts sorgte unsere Deutschlehrerin, die mit einem stechenden Blick auf uns von oben herunterstarrte und uns unverdrossen mit immer neuen Aufgaben belastete. Gleich hinterher Russisch, mit Nachdruck auf Lernergebnisse, ein Fach, das dem Deutschen in seiner Wichtigkeit ebenbürtig war – eine aus übersichtlichen Gründen mehr politische als didaktische Entscheidung. Gefolgt von der Staatsbürgerkunde, die, wie zu erwarten, in ihrem wesentlichen Bestandteil deutlich politisiert und von der DDR-Propaganda geprägt war. Als zweite Fremdsprache hat man Englisch,

voll von Texten gegen den Imperialismus, gewählt. Naturwissenschaftliche Fächer leitete Erdkunde ein, hinzu kam Biologie mit einer unberechenbaren Biolehrerin, die für das Leben der Tiere und Pflanzen zuständig war. Ergänzt wurden diese Fächer von Sport, obwohl ich nicht mit Sicherheit davon ausgehen kann, ob in der Ausführung unseres Sportlehrers dieses Fach den zweitrangigen zugeschrieben werden kann, Musik, Werken, wo man zu meiner Verwunderung auf Anrieb handwerkliches Können von mir erwartete, und Zeichenunterricht.

Das Leben unserer Klassengemeinschaft wurde mit Klassenfahrten bereichert, die für uns alle eine wohltuende Abwechslung waren. Für uns alle, das bedeutete nicht nur für uns Schüler, sondern auch oder vorwiegend auch für unsere Lehrer, die mit uns verreisten und mit uns zusammen, aber in getrennten Räumen die Nächte zu Tagen machten. Während dieser diskutierten wir über den Sinn der Dinge, über deren Sachverhalte und fühlten uns wie auf dem Höhepunkt der heranziehenden Weltrevolution. Zu jener Zeit entgingen mir auch nicht meine ersten Erkenntnisse geschlechtlicher Natur mit einem Mädels süß und zart, dessen Namen ich hier weder verraten kann noch will – so wie meine Freundschaften, die ich in diesen Tagen schloss, nie vergingen. Eine von ihnen blieb ein fester Bestandteil meines späteren Lebens und dauert fort bis heute, obwohl sich die Zeiten derartig verändert haben, obgleich sich alles verändert hat. Diese Bande, wie es sich herausstellte, sind von Dauer und zwar mehr als seit einem Vierteljahrhundert. Unternommen haben wir in dieser Zeit zusammen sehr viel und stehen im engen Kontakt miteinander. Eine dieser Freundschaften ergänzte immer alle wichtigen Augenblicke meines Lebens, begleitete mich im Glück und Unglück.

Die Tage in der kleinen Republik flogen dahin, aus Tagen wurden Wochen und Monate, diese füllten die Jahre. Die Jahre, auf die die Zeit des beruflichen Engagements meiner Mutter in der DDR fällt – 1986-1990. So war das Jahr 1990 ein dreifaches Endjahr in meinem damals noch jungen Leben, denn in jenem Jahr kreuzten sich die Wege des Endes der Grundschule, des Endes unseres DDR-Aufenthaltes und des Endes der kleinen Republik, die langsam ins Jenseits der Geschichte abrutschte und voller Hoffnung der Wiedervereinigung entgegenblickte. Unsere Ausreisegedanken damals verliefen parallel zu den Ereignissen, die sich in gesellschaftlich-politischem Bereich in Ost und West vollzogen haben. Vor unseren Augen spielte sich das ab, worauf alle still, aber voller Hoffnung warteten: Die Mauer war weg, das Land, das man vierzig Jahre lang zu trennen versuchte, war wieder einig – ein weiterer geschichtlicher Reigen des Falls und des Aufstiegs war vollbracht. Wir stiegen in das vollgepackte kleine Auto meiner Mutter, das mittlerweile vier Jahre älter, aber leider nicht größer geworden war. Ich wurde vier Jahre älter und damit war auch meine Lebenserfahrung, die ich dort eifrig gesammelt habe, größer – ein Abenteuer in einem Land, das es

nicht mehr gibt. Ein Kindheitsabenteuer mit wilden Radfahrten auf der Oderbruchkippe, einem Berg im Lichtenberger Park in Berlin, mit leuchtenden Weihnachtsmärkten, mit Wochenendausflügen, mit langen Stunden im Sport- und Erholungszentrum (SEZ) im ehemaligen Ostberlin. Ein Abenteuer, eine Zeit, an die ich oft und gern zurückdenke, eine Zeit, die in meinem Leben und für mein Leben immer weitere Kreise zog und sie bis jetzt hineinzieht. Und nun bin ich hier, an diesem Punkt meines Lebens angelangt, schreibe das nieder, was der Leser nun zu Gesicht bekommt und hoffe, es wird dem widersprechen, was ich im ersten Satz des Vorliegenden angedeutet habe, dass jemandes Interesse an einem Lebenslauf vielleicht nun ein wenig doch geweckt werden kann.

BEATA JANKOWSKA

# Ich war Stipendiatin des Erasmus-Programms

Ich heiße Beata Jankowska und habe Germanistik an der Warschauer Universität und Fremdsprachendidaktik an der Humanistischen Akademie in Pultusk abgeschlossen. Dort habe ich wunderbare Lehrer kennen gelernt: in Pultusk Prof. Karol Czejarek und in Warschau Prof. Robert Małecki. Sie haben mir bewusst gemacht, dass sich der Mensch das ganze Leben entwickeln muss, nicht nur in der Zeit des Studiums, dass wir unsere Träume unbedingt erfüllen sollten.

Ich bin ausgebildete Deutschlehrerin. Ich möchte über meine Kontakte mit Leuten aus Deutschland und meine Erfahrungen erzählen.

Ich stamme aus Masuren – einem Gebiet des ehemaligen Ostpreußens. Meine Großmutter Maria wurde in der Ukraine geboren. Als sie zehn Jahre alt war, wurde sie zusammen mit ihren Eltern nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der „Aktion Weichsel“ nach Masuren umgesiedelt. Viele Bewohner dort sind deutscher Herkunft. Nach dem Tod ihrer Mutter suchte meine Oma Hilfe und Unterstützung. Das hat sie alles bei den Deutschen gefunden. Sie haben ihr auch geholfen, Deutsch zu lernen. Mein Großvater Bogdan hat immer meine Oma bewundert, dass sie so gut Deutsch beherrschte. Das Haus, in dem sie bis heute wohnt, hat sie von ihren Nachbarn gekauft – diese stammten aus Deutschland und verkauften das Haus, als sie zurück in ihr Vaterland umgezogen sind. Viele Leute aus Masuren haben nach dem Zweiten Weltkrieg Polen verlassen.

Ich wohnte mit meinen Eltern und meiner Schwester Anna bei meiner Oma fünf Jahre lang in Babięta, einem Ort der Wälder, in dem sich Babięcka Struga befindet – ein Fluss, in dem alle Kinder im Sommer gebadet haben. Das war eine wunderbare Zeit. Ich denke, es gibt nichts Schöneres für kleine Kinder als Wohnen auf dem Land. Meine Großmutter hatte

auch einen großen Bauernhof. Alle Kinder meiner Oma (Romana, Ola, Jan, Dorota) haben auf dem Bauernhof geholfen.

In den 80er- und 90er-Jahren besuchten uns im Sommer alte Freunde von der Großmutter. Sie haben ihre ehemaligen Häuser und Menschen gesucht, die sie in Erinnerung hatten. Sie brachten für uns Kinder immer Geschenke mit. Ich kann mich sehr gut erinnern, dass während dieser Besuche eine festliche Atmosphäre herrschte. Die Großmutter kochte Kaffee und hat den Kuchen auf dem Tisch gestellt. Manchmal, wenn sie früher über den Besuch wusste, bereitete sie immer ein Mittagessen vor. Meine Großmutter hat mir die ersten deutschen Wörter beigebracht. Die Gäste haben sich immer sehr gefreut, wenn sie von uns einige deutsche Wörter gehört haben.

Meine Tante Dorota (die jüngste Tochter der Großmutter wurde als viertes Kind geboren) hat in den 80er-Jahren in einem Restaurant des Reise- und Hotelunternehmens „Orbis“ in Mrągowo (Sensburg) gearbeitet, in dem sie viele Bekanntschaften mit deutschen Gästen geknüpft hat. Diese Gäste besuchten später jedes Jahr meine Großmutter.

In den 90er-Jahren ist die Tante nach Deutschland ausgewandert. Sie hat dort geheiratet und wohnt in Vlotho in der Nähe von Herford.

Als ich 13 Jahre war, nahm mich meine Tante zum ersten Mal nach Deutschland mit. Ich kann mich sehr gut erinnern, dass das alles anders, schöner und besser war. Es fehlten mir nur deutsche Sprachkenntnisse. Ich habe da ein ganz anderes Leben entdeckt. Ich war sehr begeistert und wollte in der Schule unbedingt Deutsch lernen. Das war aber nicht gelungen, weil ich Russisch lernen musste.

Meine ältere Schwester, nachdem sie Germanistik abgeschlossen hatte, war auch nach Deutschland ausgewandert. Ania hat auch geheiratet und ist im letzten Jahr glückliche Mutter von Niclas geworden, ich wurde Patentante. Sie wohnt in Bad Lippspringe in der Nähe von Paderborn und unterrichtet Deutsch an der Universität Paderborn.

Ich begann erst nach dem Gymnasium Deutsch zu lernen. Da habe ich tolle Lehrer getroffen, die die Lust zum Lernen der deutschen Sprache bei mir aufs Neue geweckt haben. Diese Erfahrungen haben verursacht, dass ich Germanistik als Studium gewählt habe. Mein Studium habe ich am Lehrerkolleg in Szczytno (Ortelsburg) begonnen, wo auch meine Schwester studierte. Dann habe ich das Magisterstudium in der Fremdsprachendidaktik an der Humanistischen Akademie abgeschlossen.

Im Jahre 2012 begann ich das Magisterstudium in Warschau. Das Thema meiner Arbeit lautete: „Bräuche und Sitten in Masuren, dargestellt auf der Grundlage ausgewählter Werke von Ernst Wiechert“. In dem Magisterstudium an der Warschauer Universität habe ich über das Erasmus-Programm erfahren und begann mich zu bewerben. Ich habe das Stipendium erhalten. Um alle Gebühren zu entrichten und den Lebensunterhalt in Deutschland

zu bezahlen, habe ich im Sommer als Betreuerin in Alsdorf (15 km von Aachen entfernt) gearbeitet.

Es war auch ein zweiter Faktor, der auf meine Entscheidung Einfluss hatte: Ich wollte meine Sprache verbessern, weil ich mich beim Sprechen nicht sicher fühlte. Mit meinen Verwandten in Deutschland (Onkel und Schwager) habe ich nicht so häufig gesprochen.

Ich habe einen 79-jährigen Mann betreut – Hubert. Ich habe mit ihm meine Freizeit verbracht, mich viel unterhalten, bei täglichen Verrichtungen geholfen, wenn er sich schlechter fühlte, getröstet. Hubert litt an Demenz, Depression und Parkinson.

Die ersten Tage waren nicht einfach. Ich musste alles kennen lernen: die Bräuche in dem Haus und die Umgebung. Hubert sprach nicht deutlich und sehr leise. Ich hatte manchmal Probleme, ihn zu verstehen, und deshalb hatte er sich von Zeit zu Zeit geärgert. Während meines Aufenthalts hatte Hubert einen Unfall. Er hat sich die linke Hüfte gebrochen und hat zwei Monate im Krankenhaus verbracht. Nach dem Unfall habe ich mich beschuldigt, dass ich nicht ausreichend auf Hubert aufgepasst habe. Die Gespräche mit den Töchtern von Hubert haben mir sehr geholfen, und niemand hat mich deswegen beschuldigt. Alle wussten, dass Hubert manchmal sehr stur war. Zu meinen Pflichten gehörte es auch, auf den Kater und das Haus aufzupassen und Hubert zu besuchen. Die Treffen in dem Krankenhaus waren nicht immer angenehm, weil er die Nebenwirkungen der Medikamente sehr schlecht ertrug. Manchmal hat er mich nicht erkannt und aus dem Zimmer hinausgeworfen. Am Anfang habe ich auch von ihm gehört, dass ich nie mehr zu ihm kommen darf. Ich hatte damals Angst, dass seine Töchter sagen, dass sie mich nicht mehr brauchen. Und ich habe das Geld für mein Studium gebraucht. Gott sei Dank, es war ein Kater zu Hause, und der konnte ohne Betreuung alleine zu Hause bleiben.

Als Hubert nach zwei Monaten wieder nach Hause zurückgekommen war, sagte er, dass er sich wieder an sein Haus und an den Kater gewöhnen muss. Mit dem Kater war es nicht so einfach, weil er ihn schon vergessen hat und von ihm auch nicht gestreichelt werden wollte. Das war ein bisschen traurig. Zwei Wochen vor meiner Abfahrt waren in meinem Leben schwieriger denn je. Fünf, sechs Male in der Nacht musste ich zu Hubert aufstehen. Selbstständigkeit bei Hubert war völlig ausgeschlossen. Jeder Tag war anstrengend. Nach zwei Tagen habe ich blaue Flecken an meinem Arm bemerkt. Diese waren nach einer Woche weg. Die Besuche im Krankenhaus und die Gespräche mit den Krankenschwestern haben mir bewusst gemacht, wie er und auch andere Patienten litten. Ohne Unterstützung seiner drei tollen Töchter (Gabi, Martina und Alex) hätte ich das nie geschafft. Ich konnte jeden Tag anrufen und um Hilfe bitten. Im September war mein Vertrag aufgelöst, und ich musste zurück nach Polen. Ich musste

ihn auf meine Vertreterin vorbereiten. Ich weiß, dass sie Ela hieß, und dass sie nach einem Monat die Arbeit aufgegeben hat. Den Abschied vergesse ich nie. Hubert sagte mit Tränen in den Augen, ich solle bleiben. Bei Hubert habe ich sehr viel gelernt, dass wenn es schwer ist, ich nicht aufgeben soll. Hubert ist im Jahr 2015 gestorben.

Im Jahre 2014 bin ich nach Bamberg gefahren. Ich habe für mein Stipendium Bayern gewählt, weil ich das Land faszinierend finde. Ich wollte seine Kultur besser kennen lernen. Zur Bewerbung brauchte ich eine Menge Dokumente und natürlich auch gute Noten von einer anderen Hochschule. Aber nichts ist unmöglich. Ich habe alles geschafft. Nach drei Monaten kam das Ergebnis mit der Nachricht: „Herzlichen Glückwunsch! Du fährst nach Bamberg!“ Seit diesem Moment habe ich begonnen, mich für diesen Aufenthalt vorzubereiten. Nach einiger Zeit, noch vor meiner Ankunft, habe ich Julia kennengelernt, meine Tandempartnerin. Sie war überrascht, dass ich so gut Deutsch sprechen konnte. Endlich kam die Zeit, meine Heimat zu verlassen. Vor der Reise habe ich sehr viel nachgedacht. Ich wusste nicht, ob meine Sprachkenntnisse ausreichen würden. Wie wird es an der Uni sein? Ob ich das alles schaffe?

Nach meiner Ankunft hat mich Julia vom Bahnhof abgeholt, mir die Stadt und die Uni gezeigt und erklärt. Sie hat mir in den ersten Tagen wirklich sehr geholfen. Am Anfang war ich sehr begeistert. Neue Erfahrungen, neue Leute. Einfach toll. Aber sehr schnell hatte ich immer mehr Pflichten. Mein Aufenthalt in Bamberg begann im März. Gleich nach der Ankunft begann ich mit dem Vorbereitungskurs, den in meiner Gruppe zwei nette Lehrerinnen führten: Stephanie Kahl und Petra Avram. Sie haben uns sehr viel geholfen und unterstützt.

Der Kurs dauerte drei Wochen, und es wurde vor allem Grammatik und Landeskunde geübt. An dem Kurs nahmen nur ausländische Studenten teil, die ihre Sprachkenntnisse vor dem Beginn des Studiums verbessern wollten. Die Studenten kamen aus Ungarn, der Ukraine, Polen, Dänemark, Belgien, China, Südkorea. Es waren auch Amerikaner und Franzosen dabei. Nach dem Unterricht hörte man die Studenten häufig Englisch sprechen. Das Niveau der deutschen Sprache war sehr unterschiedlich.

Auch abgesehen von diesem Kurs war der März sehr arbeits- bzw. ereignisreich. Alles wurde von der Uni sehr genau geplant (Exkursionen, Treffen für Erasmusstudenten usw.). Es fehlte nicht an den verschiedensten Veranstaltungen. Manchmal war ich so müde, dass ich lieber schlafen ging, als am Abend noch einmal in die Stadt zu gehen. Meine ersten Erfahrungen mit anderen ausländischen Studenten waren sehr spannend. Als erstes traf ich Mert aus der Türkei. Am Anfang waren wir in der gleichen Gruppe. Dann hat er die Gruppe gewechselt, weil das Niveau B2 für ihn etwas zu hoch war. Unser erstes Gespräch war zunächst auf Englisch. Aber ich wollte mich nur auf Deutsch unterhalten, weil mein Englisch nicht das Beste ist.

Ganz schwach, würde ich sagen. Alle ausländischen Studenten sprachen am Anfang Englisch. Es waren sehr wenige Leute, die sich auf Deutsch unterhielten. Meistens habe ich gehört: „Dein Deutsch ist super!”

Dann kamen endlich die Unterrichtsstunden. Ich war neugierig, wie das alles aussieht. Vor allem auch auf die deutschen Studenten, weil ich noch nicht so viel Gelegenheit gehabt hatte, welche kennenzulernen. Auf den ersten Blick waren die deutschen Studenten verschlossen, sehr konzentriert, irgendwie stumm. Man hörte von ihnen kein Wort. Ich hatte Fragen und ich habe mich entschlossen, jemanden anzusprechen. Meine Fragen wurden sehr gern beantwortet. Wenn man Deutsche von außen beobachtet, kann man feststellen, dass sie sich von ausländischen Leuten distanzieren. Die Hochschullehrer waren jedoch immer sehr gut vorbereitet. Sie brachten die Materialien mit und ermunterten die Studenten zu Diskussionen.

An der Uni bin ich unter anderem zwei interessanten Persönlichkeiten begegnet – meinen Dozenten. Eine von ihnen, Carola Jensen, unterrichtete etwas, was sich: „Zeitung Lesen und Verstehen” nannte. Unter ihren Hobbys sind Fremdsprachen, z.B. Polnisch. Jedes Jahr besucht sie Polen. Sie ist auch nach Danzig gekommen, um Polnisch zu lernen. Sie ist gegenüber ausländischen Studenten immer offen und hilfsbereit. Nach Ende des Semesters bereitet sie immer internationale Treffen in ihrem Haus vor.

Der zweite Dozent, Armin Gertz, lehrt Landeskunde. Seine Wurzeln reichen nach Polen zurück. Armin studierte in Polen und arbeitete als Deutschlehrer. Er organisiert auch, wie Carola, Treffen, aber nur mit polnischen Studenten (er kann sich auf Polnisch unterhalten). Armin hat uns auch Ratschläge gegeben, wie wir das Eis zwischen uns und den Deutschen brechen können.

Es hat mich ziemlich verwundert, dass es in Deutschland so viele Feiertage gibt. Bei jeder Gelegenheit ist ein Tag frei. Ich kenne das aus Polen anders. Die Zeit verlief in Bamberg so schnell. Bamberg ist eine wunderschöne Stadt, voll von Geschichte und Kultur, eine Stadt des Weines sowie des Bieres. Durch all die Exkursionen und Ausflüge habe ich sehr viel von der Stadt und ihrer Geschichte erfahren. Ich könnte hier für immer bleiben und diese Stadt weiter entdecken. Meine Schwester hat sich auch, so wie ich, in Bamberg verliebt. Wir besuchen zusammen immer noch sehr gern Bamberg.

Die deutsche Sprache war immer in meinem Haus da. Die Freundschaft mit den Leuten deutscher Herkunft lehrt uns Toleranz und lässt uns andere Kulturen lernen.

Deutsche und polnische Kultur sind unterschiedlich, was nicht bedeutet, dass wir nicht im Frieden leben können oder uns gegenseitige Achtung erweisen.

*Herzlichen Dank für Karol Czeżarek, meinen ehemaligen Hochschullehrer aus Pułtusk, der mich zur Teilnahme an den deutsch-polnischen Biographiegesprächen überzeugt hat. Dank dieser Begegnung habe ich einige meiner Ängste überwunden.*

ROLF KARBAUM

# Ein Leben an der deutsch-polnischen Grenze

**M**ein Leben ist geprägt von der Nachbarschaft zu Polen. Dieses Neben- (inzwischen: Mit-)einander teile ich in drei Phasen ein. Zuerst war da die Phase des Leids, der Tränen, des Hasses, der Abneigung, der Verzweiflung und der Wut. Dieser Zeitraum umfasst den Abschnitt nach dem Ende des 2. Weltkrieges bis in die fünfziger und sechziger Jahre. Dann folgt ab 1970 eine Phase der ersten freien Begegnungen, der vorsichtigen Annäherung, der Neugier auf die Anderen. Sie endet abrupt zehn Jahre später und hinterlässt wiederum Spuren der Abneigung und des erneuten Hasses. Nach der politischen Wende im Herbst 1989 beginnt die dritte Phase, die ich als Phase des beginnenden Zusammenwachsens und des stärker werdenden Miteinanders bezeichne, und von der ich hoffe, dass sie inzwischen längst unumkehrbar ist. Sie in ihrer heutigen Form zu erleben habe ich mir in meiner Kindheit und Jugend nicht vorstellen können. Jetzt bin ich glücklich zu beobachten und zu erleben, wie sich unsere Nachbarschaft entwickelt und wie Vergangenes allmählich in den Hintergrund rückt in einem zusammenwachsenden Europa.

Dieses hautnahe Erleben der Nachbarschaft zu Polen ist der Tatsache geschuldet, dass ich in Görlitz geboren und aufgewachsen bin – jener Stadt, die 1945 als Folge des 2. Weltkrieges geteilt wurde. Ich wurde im Ostteil der Stadt geboren, der heute Zgorzelec heißt. Die Lausitzer Neiße, die mitten durch die Stadt fließt, wurde im Potsdamer Abkommen im August 1945 zur Ostgrenze der Deutschen Demokratischen Republik (1949) und zur Westgrenze der Volksrepublik Polen (1944; 1952) erklärt. Am 6. Juli

1950 wurde diese Grenze von der DDR und der Volksrepublik Polen im Vertrag von Görlitz anerkannt. Unterzeichnet wurde dieser Vertrag allerdings im heutigen *Dom Kultury* in Zgorzelec von Cyrankiewicz und Grotewohl. Die Bundesrepublik Deutschland unterzeichnete am 7. Dezember 1970 einen entsprechenden Vertrag in Warschau. Die Folgen dieser Grenzziehung im August 1945 sind bekannt. Polen verlor im Osten etwa ein Drittel seines bisherigen Territoriums, eines ethnisch gemischten Gebietes aus Weißrussen, Ukrainern und Polen. Etwa 1,5 Millionen der dort ansässigen Polen wurden zwangsumgesiedelt. Aus den bis dahin deutschen Gebieten östlich der Oder und Neiße waren ca. fünf Millionen Deutsche gegen Kriegsende geflohen, vornehmlich aus Nord- und Westpolen. Sie durften nicht zurückkehren. Weitere 3,5 Millionen Deutsche wurden nach dem Kriegsende vertrieben. In der offiziellen Version der DDR-Regierung wurde das „Umsiedlung“ genannt.

Damit beginnen meine frühesten Erinnerungen. Durch Görlitz wälzten sich endlose Flüchtlingsströme. Viele Menschen versuchten hier zu bleiben in der Hoffnung, bald wieder in ihre alte Heimat zurückkehren zu können. Die Stadt war restlos überfüllt. Und so denke ich daran, dass Erwachsene viel weinten und klagten um den Verlust ihrer alten Heimat oder ihrer Angehörigen, die im Krieg geblieben waren. Immer wenn Erwachsene sich unterhielten, waren diese Themen allgegenwärtig. Da auch mein Vater eine Woche vor dem Ende des Krieges gefallen war, erlebte ich den Schmerz meiner Mutter unmittelbar. Doch wir waren keine Vertriebenen und hatten so in all diesem Unglück auch einen kleinen Vorteil. Meine Mutter war mit uns Kindern (ich habe noch eine Schwester) im Jahr 1944 von der Oststadt (heute Zgorzelec) nach der Südstadt westlich der Neiße (also Görlitz) umgezogen. Als wir nach der Evakuierung nach Görlitz zurückkamen, fanden wir unsere Wohnung unzerstört vor. Wohnraum war in der überfüllten Stadt sehr knapp und demzufolge äußerst kostbar. Ich erinnere mich, dass ich beim Besuch meiner Schulfreunde gelegentlich in Wohnungen kam, in denen mehrere Familien wohnten. Jeder noch so kleine Platz war belegt. Manchmal durften wir (leise!) auf dem Korridor spielen zwischen zahlreichen Schränken, die mit Vorhängeschlössern gesichert waren und in denen jeder seine bescheidene Habe aufbewahrte.

Natürlich war die Stimmung den Polen gegenüber in dieser Situation schlecht. Manche Menschen hatten nicht nur Haus, Hof und alles Eigentum in Schlesien oder Ostpreußen verloren, sondern auch körperliche Gewalt und Grausamkeiten während der Vertreibung erfahren. So richtete sich der Hass dieser Menschen gegen die Polen, die ihnen alles weggenommen und bitteres Leid zugefügt hatten. Nie fragte jemand nach der Ursache dieser Katastrophe. In Görlitz standen die Menschen in meiner Erinnerung häufig am Westufer der Neiße und schauten nach „drüben“ in ihre alte Heimat. Manche konnten das Haus sehen, in dem sie einmal gewohnt hatten. Jetzt

sahen sie eine fast leere Stadt mit nur wenigen Menschen und mit verfallenden Häusern. Dass die Bewohner der gegenüberliegenden Stadt ebenfalls Vertriebene und Ausgesiedelte aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten waren, die auch auf ihre Rückkehr hofften, wusste man diesseits der Neiße nicht. Ein Kontakt zu den neuen Nachbarn war nicht möglich. Stattdessen errichteten die beiden sozialistischen Bruderländer ein absurdes Grenzregime mit geharktem Streifen am (polnischen) Neißeufer, mit Stacheldraht und hohen Wachttürmen, die Tag und Nacht besetzt waren. Auf deutscher Seite patrouillierten bewaffnete Streifen, und mit Einbruch der Dämmerung war das Begehen der Wege entlang der Neiße verboten. Als ich mit meiner damaligen Freundin (meiner heutigen Frau) Anfang der sechziger Jahre einmal nachts vom Tanzen nach Hause kam, ruhten wir uns auf einer Bank am Ufer der Neiße aus. Plötzlich schien uns grelles Licht aus zwei Taschenlampen in die Augen, und es folgte die bedeutungsschwere Frage: „Was machen Sie hier?“ Ich denke noch heute über die Antwort nach, denn was kann man in einer solchen Situation wohl antworten? Nicht im Traum hätten wir uns damals vorstellen können, wie es einmal zwischen unseren Städten sein würde. Wir kannten nur dieses harte Grenzregime, und das war natürlich nicht darauf angelegt, dass Menschen sich einander näherten, dass sie sich kennen lernten, dass sie miteinander sprechen konnten, dass Versöhnung, Vertrauen und Sympathie füreinander nach den schrecklichen Jahren des Krieges sich vorsichtig entwickelten. So blieb Polen für mich in meiner Kindheit und Jugend ein unbekanntes „exotisches“ Land, das ich zwar gern einmal besucht hätte, um zu erfahren, wie man dort lebt und spricht und denkt, doch das weiter als Amerika entfernt schien. Und diese Realität stand im krassen Gegensatz zu dem, was man uns in der Schule lehrte. Da war vom Bruderland die Rede, von den Erfolgen beim Aufbau des Sozialismus, von den Freunden jenseits von Neiße und Oder, von den Waffenbrüdern und Verbündeten. Doch man vergaß uns zu erklären, warum eine strikte Trennung zwischen Polen und Deutschen erfolgte. Allerdings waren wir gewöhnt daran, diesen überbordenden Lügen nicht zu glauben und uns, so gut es ging, unsere eigene Meinung zu bilden.

Am Ende dieser ersten Phase meiner Beziehungen zum polnischen Nachbarn gab es dann endlich doch noch die erste Reise in das nahe und doch so unbekanntes Nachbarland. Im Sommer 1966 hatten meine Frau und ich unsere Hochzeitsreise nach Polen geplant und vorbereitet. Der Weg bis dahin war mit vielen bürokratischen Hürden gepflastert: Mit einer von den polnischen Behörden beglaubigten Einladung unserer Gastgeber, mit Antragsformularen bei den deutschen Behörden, mit mehrmaligem Anstehen bei der Antragsstelle und schließlich mit der Frage, ob denn unsere Gastgeber in Polen auch in der Lage wären, uns unterzubringen und zu ernähren. Wohl gemerkt, es handelte sich hierbei um eine Reise zwischen zwei befreundeten „Bruderländern“. Doch schließlich durften wir die Grenze passieren

und begegneten erstmals den so nahen und doch so entfernten Menschen in unserer Nachbarstadt, konnten diese Stadt in allen Richtungen durchstreifen und dann weiter ins Landesinnere fahren. Wir folgten in den nächsten Tagen den Erzählungen unserer Eltern und Bekannten. Wir sahen die Orte im Riesengebirge, von denen seit unserer Kindheit so oft die Rede war. Wir fanden das Haus meiner Großeltern in Greiffenberg (Gryfów Śląski). Und wir waren in Breslau (Wrocław), dessen Wiederaufbau noch in den ersten Zügen lag. Wir standen am Ufer der Oder, die hier noch nicht Grenzfluss ist. Und wir trafen durchweg auf freundliche Menschen, mit denen wir uns nur mit Zeichen und Gesten verständigen konnten, denn wir kannten damals nicht ein einziges polnisches Wort. Natürlich konnten in den wenigen Tagen unseres Aufenthaltes keine dauerhaften Bindungen entstehen. Aber unsere Neugier auf das nahe und doch so ferne unbekanntes Nachbarland war vorerst einmal befriedigt. Und wir kehrten mit der Hoffnung zurück, dass wir irgendwann das schöne Land, das wir durchstreift hatten, vielleicht einmal wiedersehen würden und besser kennenlernen könnten. Doch vorerst änderte sich an unserer Grenze nichts.

Der Beginn der zweiten Phase unserer Grenzerfahrungen lässt sich genau datieren: Es war der 1. Januar 1970. An diesem sonnigen und sehr kalten Wintertag wurde die Grenze für den kleinen Grenzverkehr zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Volksrepublik Polen geöffnet. Nur mit unserem Personalausweis durften wir in das Nachbarland eintreten. Hoffnung und Freude kamen auf, denn plötzlich konnten wir ohne die aufwendigen Formalitäten jederzeit die Grenze passieren und unsere Neugier auf das bisher scheinbar so ferne und fremde Land befriedigen. Schon am ersten Tag nutzten wir diese Möglichkeit. In unserem Fotoalbum gibt es ein Bild vor dem *Dom Kultury* in Zgorzelec mit unserem inzwischen geborenen Sohn in seinem Kinderwagen. Es trägt das Datum des 1.1.1970.

Natürlich nutzten viele Menschen aus den beiden Nachbarländern die Möglichkeit, das jeweils andere Land kennenzulernen. Doch es waren allzu häufig kommerzielle Interessen, die im Vordergrund standen. In beiden Ländern wurde der Mangel recht und schlecht verwaltet. Viele Waren gab es nur selten oder gar nicht. Und so strömten die Menschen über die Grenze in der Hoffnung, etwas kaufen zu können, was es im eigenen Land nicht gab. An manchen Tagen kamen allein über Görlitz mehr Menschen aus der ganzen DDR nach Zgorzelec, als die Stadt Einwohner hatte (damals noch ca. 80.000 Einwohner in Görlitz). Die Folge waren verstopfte Straßen, Autostaus bis über die Stadtgrenzen hinaus, wild parkende Autos überall und manchmal unübersehbare Menschenmassen, die mit ihrem Personalausweis in der Hand auf die Abfertigung an der Kontrollstelle warteten. Ich arbeitete damals als Dozent an der Ingenieurschule Görlitz, die direkt am Grenzübergang liegt. So konnten wir dieses Treiben unmittelbar

beobachten, das insbesondere an den Wochenenden kulminierte. Das hatte allerdings den Nachteil, dass ich sonnabends (damals gab es auch an den Sonnabenden noch Lehrveranstaltungen!) kaum meine Arbeitsstelle erreichen konnte. Wenn ich an der endlosen Schlange der wartenden Autos vorbeifuhr, um zur Ingenieurschule zu kommen, wurde ich mehr als einmal von wutschnaubenden und vom stundenlangen Warten entnervten Autofahrern gestoppt, die mir erklärten, dass auch ich mich am Ende der kilometerlangen Schlange anzustellen hätte. Gegen Mittag begann dann der Menschenstrom aus Polen zurückzufluten: Eine scheinbar endlose Schlange von DDR-Bürgern, gekleidet in schwarze (Kunst-)Lederjacken, die man gerade in Polen erworben hatte, unter dem Arm einen Korbstuhl (oder Korbtisch oder zumindest einen Blumenständer aus Korbgeflecht) und manchmal auch den flachen Karton mit der heißbegehrten elektrischen Bohrmaschine, die nicht immer vorrätig war.

Umgekehrt kamen die Polen zu Tausenden nach Deutschland, um hier einzukaufen. Vor den Textil- und Schuhgeschäften bildeten sich lange Warteschlangen, denn es wurde nur immer etwa ein Dutzend Kunden nacheinander eingelassen. Görlitz, am Rande der DDR und am Rande des Bezirks Dresden, war nie gut und ausreichend versorgt mit den „Waren des täglichen Bedarfs“ (WTB), wie es damals hieß. In dieser Hinsicht stand Berlin, die „Hauptstadt der DDR“, an der Spitze der hierarchischen Pyramide, dann folgten die Bezirksstädte und dann erst kamen in dieser Rangordnung die anderen Städte und Dörfer an die Reihe. Deutliche Mangelerscheinungen in der Versorgung gab es schon vor 1972, und diese Situation verschärfte sich nach der Grenzöffnung dramatisch. Die Polen, die teilweise weit aus dem Landesinneren angereist waren, kauften nicht ein Paar Schuhe oder einen Pullover, sondern gleich ein halbes Dutzend oder mehr. Unter den erwähnten Bedingungen des allgemeinen Mangels an Waren entstanden alsbald Spannungen zwischen den Menschen, zwischen polnischen und deutschen Kunden. Man begann sich zu beschimpfen und häufig genug um die Waren zu streiten. Zwar wurde die Grenzstadt Görlitz allmählich besser und reichlicher beliefert, weil die Funktionäre erkannt hatten, welch gefährliches Potential sich hier entwickelte, Doch was immer man unter den gegebenen Bedingungen tat, um die Situation zu entspannen: Es war wie das berühmte Fass ohne Boden; je mehr man oben hineinfüllte, umso größer wurden die Bedürfnisse. In dieser sich zuspitzenden Situation kamen die Funktionäre auf die Idee, Sonderverkäufe in der Weihnachtszeit in Betriebskantinen einzurichten. Dort hatten dann nach genau festgelegtem Zeitplan nur Betriebsangehörige Zutritt und konnten in aller Ruhe Schuhe anprobieren, Kleidung und die Dinge auswählen, die im Angebot waren. Diese Regelung aber gab es nur einmal im Jahr.

Natürlich konnten unter diesen Bedingungen kaum enge menschliche Beziehungen entstehen. Stattdessen wuchsen Misstrauen und neue

Spannungen, und oft beschimpfte man sich gegenseitig. Die Deutschen sprachen von den „faulen Polacken“ und die Polen waren immer schnell dabei, die Deutschen als „Faschisten“ zu bezeichnen. Viele Polen, vor allem polnische Frauen, arbeiteten in deutschen Betrieben, so beispielsweise auch im Kondensatorenwerk Görlitz und in Görlitzer Textilbetrieben. In dieser Zeit kam es so auch zu deutsch-polnischen Eheschließungen, also durchaus auch zu engeren Kontakten, die bis in die Familien reichten. Doch eine breite Kommunikation und ein enges alltägliches Miteinander gab es nicht, sondern die Beziehungen beschränkten sich im Allgemeinen auf die Arbeit und auf offizielle Termine. Andererseits konnte man nach dem Passieren der Grenze auch in das Landesinnere des jeweiligen Nachbarlandes reisen und die Gegenden kennenlernen, die man meist nur aus Erzählungen kannte. So waren wir oft unterwegs in Polen und lernten die Schönheiten der Natur und in den wiedererstehenden Städten kennen.

Diese Phase meiner deutsch-polnischen Erfahrungen endete abrupt, als die Solidarność-Bewegung in Polen entstand. Nichts fürchteten die DDR-Machthaber mehr als das Überspringen dieses Funkens auf ihr eigenes Land. Und so wurde 1980 die Grenze zwischen den Bruderländern wieder geschlossen und in den Zustand zurückversetzt, den sie bis 1969 hatte: Kein kleiner Grenzverkehr mit dem Personalausweis mehr, Passieren der Grenze nur mit einem Visum, das man nach langem und aufreibenden Antrags- und Genehmigungsverfahren bekam. Und so lebten wir im folgenden Jahrzehnt wieder in einer streng geteilten Stadt: Ohne direkte persönliche Kontakte der Nachbarn miteinander, Bruderland getrennt von Bruderland, aufkeimende Beziehungen brutal zerschnitten. Und das alles im Zeichen des angeblich weltweit erstarkenden Sozialismus, eingebettet in den „Warschauer Pakt“ und doch voller Angst der Herrschenden, dass das Ende der „demokratischen Volksherrschaft“ durch die in Polen entstehende breite Widerstandsbewegung gefährdet sein könnte.

Nach diesem Jahrzehnt der erneuten Trennung begann mit der politischen Wende in Osteuropa und mit dem Fall der Berliner Mauer im November 1989 die dritte Phase meines Lebens in und mit der deutsch-polnischen Nachbarschaft. Dies ist die schönste und beste Erfahrung in diesem Zusammenhang, und ich bin glücklich, dass ich sie erleben darf. Sie geht weit über das hinaus, was ich mir in meinen kühnsten Träumen einmal vorgestellt hatte.

Noch im Herbst 1989, nach dem Fall der Berliner Mauer, wurde die Grenze für den kleinen Grenzverkehr wieder geöffnet. Und alsbald strömten die Menschen wieder von Ost nach West und umgekehrt von West nach Ost. Und wieder war es der Konsum, der die meisten Menschen auf die jeweils andere Seite des Flusses zog. Alsbald etablierten sich entlang der deutsch-polnischen Grenze die legendären „Polenmärkte“. Dort kam manches wieder ans Tageslicht, was jahrzehntelang auf den Dachböden

oder in den Kellern gelegen hatte und was häufig noch von den Vorbesitzern stammte. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich in Zgorzelec auf einem solchen wilden Markt Hitlers Machwerk „Mein Kampf“. Die Deutschen stürmten diese Märkte, und wieder gab es in den Grenzorten wegen der ausgedehnten Pass- und Zollkontrollen lange Autostaus und Warteschlangen. Umgekehrt kamen die Polen nach Deutschland, um einzukaufen, doch diesmal gab es alle Waren im Überfluss, und der Nachschub war unter den neuen Bedingungen kein Problem. Doch die Menschen betrachteten die polnischen Kunden nach den Erfahrungen in den siebziger Jahren misstrauisch, Kaum ein Deutscher konnte ein Wort polnisch sprechen, und so tauchten stattdessen in den Geschäften Schilder auf, die in polnischer Sprache darauf hinwiesen, dass Ladendiebstähle angezeigt und polizeilich verfolgt würden. Doch es setzte bald auch ein reger Reiseverkehr in das Landesinnere des jeweiligen Nachbarn ein.

Unsere beiden Städte waren damals verfallen und boten ein trauriges Bild. Die Altstadt von Görlitz war fast leer von Bewohnern, Fassaden bröckelten, aus leeren Fensterhöhlen wuchsen Birken, Dächer und Geschossdecken waren häufig eingestürzt, von manchem Haus standen nur noch die Außenmauern. Doch das änderte sich rasch, zuerst in Deutschland, inzwischen auch längst in Polen. Wer heute die Altstädte von Görlitz und Zgorzelec sieht, kann sich nicht vorstellen, welcher Verfall hier einst (und das ist erst 25 Jahre her!) herrschte.

Zunächst war die Grenze, die unsere Städte teilte, eine EU-Außengrenze mit allen damit verbundenen Unbequemlichkeiten für denjenigen, der diese Grenze passierte. Doch das Interesse füreinander war groß, und schnell entstanden unter den neuen und freien Bedingungen Kontakte zwischen den Menschen: zwischen Vereinen und Verbänden, im Sport, zwischen den Schulen und Kindergärten, zwischen den Kirchen und kulturellen Einrichtungen. Dieses so entstehende Netzwerk reichte auch bald bis in die Familien. Es entstanden persönliche Bindungen und Freundschaften, und es kam zu Begegnungen auf den unterschiedlichsten Ebenen und bei vielfältigen Anlässen. Unterstützt wurde das durch den Kontakt der beiden Stadtverwaltungen untereinander. Die Verantwortlichen lernten sich kennen, tauschten sich aus und besprachen grenzüberschreitende Planungen. So entstand schon Anfang der neunziger Jahre die „KoKo“ (Koordinierungskommission), die bis heute existiert und in der Regel einmal im Monat zusammenkommt. Das war ein gewaltiger und unschätzbare Fortschritt in unserem Zusammenleben, denn in der Ära davor gab es praktisch keine Abstimmungen bei stadtplanerischen Überlegungen. Und schon acht Jahre später, in der Europawoche im Mai 1998, proklamierten die Stadtväter, unterstützt von ihren frei gewählten Stadtparlamenten, die Europastadt Görlitz-Zgorzelec, gelegen inmitten Europas, an einer Grenze, die reichlich fünf Jahrzehnte zuvor als Ergebnis des Zweiten Weltkrieges entstanden

war, belastet mit einer schwierigen Geschichte und mit lange gepflegten Vorbehalten. Die Proklamation der Europastadt war ein Programm für die Zukunft und die Absichtserklärung, gemeinsam den Weg in das zusammenwachsende Europa zu gehen. Sie erfolgte sechs Jahre vor dem EU-Beitritt Polens über eine EU-Außengrenze hinweg. Dieses starke Zeichen der Gemeinsamkeit wurde europaweit wahrgenommen und viel beachtet.

Im gleichen Jahr 1998 wurde ich zum Oberbürgermeister der Stadt Görlitz gewählt. Von Anfang an war es mir ein wichtiges Anliegen, die Beziehungen zu unserer Nachbarstadt (man kann auch sagen: in der Europastadt Görlitz-Zgorzelec) weiter auszubauen und zu vertiefen. Ich hatte in Bürgermeister Mirosław Fiedorowicz einen Partner und Freund gefunden, dem das Zusammenwachsen unserer Städte ebenfalls ein Herzensbedürfnis war. Wir hatten immer volles Vertrauen zueinander, verkehrten immer auf Augenhöhe miteinander und konnten immer offen über alles miteinander sprechen und diskutieren. Wir traten bei allen wichtigen Veranstaltungen gemeinsam auf, wir empfingen wichtige Gäste gemeinsam in unserer Europastadt, und wir waren schnell in Brüssel und Straßburg als Vertreter der Europastadt Görlitz-Zgorzelec bekannt. Wir reisten zusammen in viele Länder Europas, um unsere Europastadt bekannt zu machen. Wir waren gemeinsam beim Papst in Rom und bei einem Empfang der schwedischen Königin Silvia. Wir durften in Belgrad vor den Bürgermeistern des zerfallenen Jugoslawiens darüber berichten, wie man in Frieden und gegenseitiger Achtung als Nachbarn miteinander lebt. Und selbstverständlich waren wir zusammen in Warschau, Wrocław, Berlin und Dresden, um unsere Anliegen auf den unterschiedlichsten Ebenen vorzutragen und uns für unsere Städte einzusetzen. Vor allem lebten wir vor, was wir anstrebten. Wir sprachen in unseren Reden nicht nur von einer gemeinsamen Zukunft, wir lebten diese Gemeinsamkeit, die bis in unsere Familien reichte.

Noch immer war die Grenze durch unsere Stadt eine EU-Außengrenze. Wenn ich einen Termin in Zgorzelec hatte, wurde der Dienstwagen meist in einer Sonderspur an der Grenze bevorzugt abgefertigt. Es konnte aber auch passieren, dass ich an das Ende der häufig langen Fahrzeugschlange verwiesen wurde, was Zeitverlust und verspätetes Eintreffen zur Folge hatte. Noch war es unvorstellbar, dass die Grenze in unserer Stadt einmal ohne alle Formalitäten passierbar sein würde.

Tiefbewegt stießen Mirosław Fiedorowicz und ich, unsere Ehefrauen und offiziellen Begleiter, in der Silvesternacht 1999/2000 mitten auf unserer Stadtbrücke auf das neue Jahrtausend an. Nach den Erlebnissen unserer Kindheit in der geteilten Stadt, nach Trennung und Abgrenzung, nach Jahren des Hasses und der gegenseitigen Abneigung war das ein großer Augenblick. In den zehn Jahren nach der politischen Wende hatte sich schon unglaublich viel verändert. Die Hoffnung, dass es die Europastadt nicht nur auf dem Papier gibt, sondern dass die Brücke, auf der wir standen, einmal

wie jede andere Brücke dieser Welt ohne Pass- und Zollkontrollen passiert werden könnte, war groß und dieses Ziel greifbar nahe.

Einen großen Schwung in dem begonnenen Prozess des Zusammenwachsens brachte die gemeinsame Bewerbung um den Titel „Kulturhauptstadt Europas 2010“. Für dieses Jahr war Deutschland der Ausrichter, und die gemeinsame Bewerbung einer polnischen und einer deutschen Stadt als Europastadt Görlitz-Zgorzelec wurde von vielen Menschen durchaus skeptisch gesehen. Doch dies war ein wahrhaft europäisches Projekt. Während der Bewerbungsphase erregten unsere beiden Städte national und international viel Aufmerksamkeit. Vor allem das an der Westgrenze Polens gelegene und im eigenen Land nur wenig beachtete Zgorzelec stand plötzlich im Mittelpunkt des Interesses der Menschen und vor allem der Medien. Immerhin kamen wir unter die letzten beiden Bewerber (von ursprünglich 16). Doch die Juroren in Brüssel erkannten diese großartige europäische Dimension unserer gemeinsamen Bewerbung nicht und entschieden gegen uns. Vielleicht war die Zeit für solch ein wunderbares Projekt einfach noch nicht gekommen.

Dem Ziel, wieder zu einer Stadt zusammenzuwachsen, kamen wir am 1. Mai 2004 einen großen Schritt näher, denn an diesem Tag wurde Polen Mitglied der EU. Nie werde ich die Nacht vom 30. April zum 1. Mai 2004 vergessen. Die wichtigste Brücke unserer Stadt war angefüllt mit Menschen, vor allem mit jungen Menschen aus unseren beiden Städten und aus der Umgebung. Man sah nur in fröhliche und lachende Gesichter. Fremde Menschen lagen sich in den Armen, es wurde gesungen und gerufen, getanzt und gescherzt. In dem unglaublichen Gedränge auf der Brücke konnte ich meinen Amtskollegen nur mühsam erreichen. Europa war ein Stück größer geworden. Ich hatte zu diesem Ereignis die Bürgermeister unserer Partnerstädte eingeladen, und sie erlebten voller Staunen und Freude diese wunderbaren Stunden mit. Vieles war von diesem Tag an leichter und unkomplizierter möglich, allerdings gab es die Formalitäten der Grenzabfertigung zunächst noch immer. Doch auf unserem Weg zu einer wirklich gemeinsamen Europastadt waren wir ein großes Stück vorangekommen.

Im Herbst des gleichen Jahres wurde die Altstadtbrücke zwischen unseren Städten eingeweiht. Wir hatten viele Jahre um diesen Bau gekämpft, viele Hindernisse und eine mächtige Bürokratie waren zu überwinden gewesen zwischen Warschau und Berlin, zwischen Dresden und Wrocław. Aber dieser Brückenbau war unseren beiden Städten wichtig, weil er ein sichtbares Zeichen des Zusammenwachsens der Europastadt an einer historischen Stelle war, nämlich am Schnittpunkt der Via Regia mit der Neiße. Hier querte diese europäische Handelsstraße zwischen Santiago de Compostela am Atlantik in Spanien und Kiew in der Ukraine bereits in einer Furt den Fluss, lange, bevor die erste Brücke entstand. Mehrfach wurden die Brücken an dieser Stelle im Laufe der Jahrhunderte erneuert, weil Alter oder Feuer sie zerstört hatten. Noch am 7. Mai 1945 wurde die-

ser Übergang über die Neiße, wie alle (damals sieben) Brücken zwischen den Stadtteilen, gesprengt – eine letzte Wahnsinnstat des faschistischen Systems. Heute sind es wieder fünf Brücken, die uns verbinden (darunter eine Autobahn- und eine Eisenbahnbrücke; zwei der Brücken erreichen das Gebiet der *Gmina* [Gemeinde] Zgorzelec, weil die Stadt Görlitz sich flächenmäßig weiter ausdehnt als das Stadtgebiet von Zgorzelec). Über den Bau einer weiteren Brücke wird bereits nachgedacht. Diese Brücken sind ein sichtbares Zeichen des Zusammenwachsens unserer Städte und Länder, und sie werden von den Menschen selbstverständlich und ohne Probleme genutzt. Niemand denkt beim Passieren dieser Verbindungen mehr darüber nach, welche gewaltige Entwicklung sich in den vergangenen Jahren vollzogen hat als Voraussetzung zur Realisierung dieser grenzüberschreitenden Verbindungen.

Und schließlich gab es ein weiteres großes Ereignis: Den Beitritt Polens zum Schengen-Abkommen am 21. Dezember 2007. In der Nacht vom 20. zum 21. Dezember dieses Jahres entfielen die Pass- und Zollkontrollen zwischen unseren Ländern. Und so passieren wir seitdem die Brücken über den (Grenz-)Fluss so selbstverständlich wie jede andere Brücke auf dieser Welt, ohne nach Namen, Inhalt der Tasche oder Anlass des Übertritts in das andere Land befragt zu werden. Und genau dieses Wunder hatte ich mir als Kind nicht vorstellen können. Und so kann diese Europastadt tatsächlich wieder zu einer Stadt zusammenwachsen. Schon heute gibt es vielfältige Verbindungen, die natürlich bis in die Familien reichen. Menschen gehen über den Fluss, der einst Grenzfluss war und der uns heute verbindet, um einzukaufen, um spazieren zu gehen, kulturelle Veranstaltungen zu besuchen, sich in Vereinen zu treffen, Kirchen oder das Theater zu besuchen, miteinander Sport zu treiben, ihre Kinder in den Kindergarten auf der anderen Seite des Flusses zu bringen, Restaurants zu besuchen, an der Hochschule Zittau-Görlitz zu studieren – kurzum, die ganze pralle Vielfalt menschlichen Miteinanders entfaltet und verflocht sich täglich mehr und wird zur Normalität. Längst haben die Kinder in Zgorzelec diese Stadt als ihre Heimat angenommen, ohne dabei zwischen Görlitz und Zgorzelec zu unterscheiden. Die Wurzeln ihrer Vorfahren liegen meist in Weißrussland oder in der Ukraine, aber sie begreifen die Stadt, in der sie geboren wurden und aufwachsen, bereits als eine Stadt und interessieren sich für deren Geschichte, für Märchen und Sagen, für Lieder und Erzählungen.

Dieser Prozess des Zusammenwachsens auf ganz natürliche Art wird sich weiter beschleunigen und ist (hoffentlich!) längst unumkehrbar. Und so wird eines Tages die Frage gestellt werden, ob man für eine (Europa-)Stadt zwei Verwaltungen braucht. Nach den Wundern, die sich in den letzten 25 Jahren vollzogen haben, ist diese Frage durchaus realistisch. Als ich dieses Problem vor ca. 15 Jahren während meiner Amtszeit als Oberbürgermeister aufgriff, wurde ich belächelt und die Skeptiker meldeten sich sofort zu

Wort. Natürlich ist das ein Prozess, der Generationen braucht. Doch er ist nicht unmöglich in einem Europa, das sich immer besser zusammenfindet.

Gegenwärtig geht in Zgorzelec der Bau einer internationalen Begegnungs- und Gedenkstätte auf dem Gelände des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers STALAG VIII A (STALAG steht für Stammlager) seiner Vollendung entgegen. Das Vorhaben trägt den Namen „Europäisches Zentrum für Bildung und Kultur Zgorzelec-Görlitz – Meetingpoint Music Messiaen“. Sieben Partner aus Zgorzelec und Görlitz haben sich zusammengefunden, um dieses EU-geförderte Projekt zu realisieren. Darunter sind die Landkreise Görlitz und Zgorzelec, die *Gmina* Zgorzelec, die Stadt Zgorzelec und der Meetingpoint Music Messiaen, ein Verein aus Görlitz. Der berühmte französische Komponist Olivier Messiaen, der heute als der bedeutendste Komponist des vorigen Jahrhunderts gilt, war in diesem Kriegsgefangenenlager zusammen mit polnischen, russischen, belgischen, französischen, serbischen, italienischen und kanadischen Gefangenen untergebracht. Hier vollendete er seine berühmte Komposition, das „Quartett auf das Ende der Zeit“ und brachte es in diesem Lager am 15. Januar 1941 zur Uraufführung. Diese gemeinsame Arbeit an einem derartigen Projekt gegen das Vergessen und Verdrängen ist ein weiterer bemerkenswerter Baustein der gemeinsamen vertrauensvollen und in die Zukunft gerichteten Zusammenarbeit von deutschen und polnischen Partnern in unserer Europastadt.

Mit einem Zitat von Elisabeth Herrmann, das mich sehr berührt hat, weil es meine Empfindungen genau trifft, möchte ich diesen Überblick schließen in dem Wissen, dass wir auf einem guten Weg in eine gemeinsame Zukunft unserer Völker in einem vereinten Europa sind:

„Fahrt in unser Nachbarland. Bestaunt die Städte und Kirchen und Klöster, die Wälder, Seen und wilden Küsten. Trinkt den Wein von Cigacice und Zielona Góra. Seht, was sich dort an Neuem entwickelt und wie das Alte liebevoll bewahrt wird. Nicht immer und nicht überall, sicher. Doch es ist soviel geleistet worden, und es ist ein junges, lebendiges Land voller Überraschungen. Vor allem aber: Lernt sie kennen, unsere Nachbarn, redet mit ihnen, lacht mit ihnen und freut euch! Freut euch über Europa! So zumindest ging es mir, wenn ich zurück über die Grenze fuhr, die in diesen wunderbaren Friedenszeiten nicht viel mehr ist als ein kurzes, beleuchtetes Stück Autobahn. DAS ist Europa. Nicht Brüssel. Nicht Milliardenlöcher. Nicht end- und würdeloses Stöhnen über die Verpflichtungen, die die Starken den Schwachen gegenüber haben. Nein. Es ist das Europa ohne Grenzen, in dem ich mich überall zu Hause fühlen darf. Welch ein Geschenk. Nehmt es an und packt es aus. Fahrt nach Polen!“<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Elisabeth Herrmann: *Versunkene Gräber*, Verlag Goldmann, 1. Auflage München 2014, S. 443–444.



MICHAŁ WŁADYSŁAW KULIK

# Eine kurze „Chronik“ meines Lebens

N eun Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges komme ich zur Welt in dem polnischen Szczecin. Meine Heimatstadt ist sehr zerstört und die allgemeinen Lebensbedingungen sind streng, aber wir hungern nicht. 1958 ist mein Bruder Paweł Jarosław geboren, und unsere Mutter muss zur Arbeit gehen.

Szczecin, vor dem Krieg Stettin, ist eine schöne Stadt. Besonders bewundern wir die zahlreichen Grünanlagen. Viele Spuren der deutschen Vergangenheit wurden gelöscht, aber die Schachtdeckel mit der Aufschrift „Stettiner Wasserwerke“ sind immer wieder zu finden und werden nach einigen Jahrzehnten unter Denkmalschutz stehen. In Kellern finden wir deutsche Aufschriften, wie z.B. „LSR“ oder Scherben von Tellern mit deutschen Inschriften. Für uns Kinder war es klar, dass unsere Heimatstadt einst deutsch war, aber wegen des Feindbildes der Deutschen machten wir uns darüber keine Gedanken.

Wir schreiben das Jahr 1969. Kurz nach Aufnahme in die Oberschule Nr. 6 muss ich zwischen zwei s.g. westlichen Sprachen wählen, zwischen Englisch und Deutsch. Ich denke mir, wenn Deutsche unsere Nachbarn sind, so sollte ich die deutsche Sprache wählen, obwohl wir noch nicht in die DDR fahren dürfen. Diese spontane Entscheidung über die Fremdsprache in der Oberschule beeinflusst mein Leben, wie ich in den nächsten Jahren bemerken kann. Sprachen gehören doch nicht zu meinen Lieblingsfächern.

Dezember 1970 und Januar 1971 gibt es Unruhen und Streiks in den größten Industriebetrieben an der Küste, auch in Szczecin. Dies ist eine Periode, in der ich erwache und bemerke, dass es auch gesellschaftliche Probleme gibt.

Nach dem Abitur fange ich mein Studium an der Technischen Hochschule Stettin, Fachrichtung Schiffsbau, an. Seit dem dritten Studienjahr studiere ich nach einem individuellen Studienprogramm und nehme an der Forschung teil.

1975 fahre ich mit meinen Kommilitonen in die Sowjetunion. Offiziell sind wir Praktikanten, und trotzdem können wir nicht arbeiten. Generell sind die Tore aller Betriebe für uns geschlossen. In ein paar Stunden dürfen wir nur eine Werft und ein wissenschaftliches Institut in Odessa besuchen. Statt eines Praktikums ist das ein interessanter Ausflug und ein großes Erlebnis. Auf der Rückfahrt nach Polen bleiben wir drei Tage in Kiew. Wir wandern durch diese schöne Stadt und besichtigen sie. Einen besonderen Eindruck hinterlassen die Kastanienbäume mit goldenen Blättern und das Septemberwetter am Dnjepr-Ufer mit den goldenen Kuppeln der Gotteshäuser der orthodoxen Kirche. Eine zufälligerweise getroffene Ukrainerin erzählt uns über den „Holodomor“. Zu Hause in Polen wird darüber aus Angst vor Behörden nichts gesagt.

Wir schreiben 1976. In Polen gibt es wieder Unruhen. Im Juni kommt es in Radom und Ursus zu Streiks. In Polen werden Zuckermarken eingeführt. Intellektuelle in Warschau gründen das KOR (Komitee zur Verteidigung der Arbeiter). Im Juli fahre ich nach Westdeutschland. Ein vor einem Jahr getroffener westdeutscher Student, Roland, schickt uns eine Einladung, und mit einem Kommilitonen fahren wir nach Westdeutschland. Unterwegs bleiben wir 6 Tage in West-Berlin. Zum ersten Mal erfahren wir über die Luftbrücke, über den 17. Juni 1953, und vor allem können wir die Berliner Mauer sehen. Auf den ersten Blick bemerken wir, dass die Berliner Straßen sehr sauber sind. In Polen sind unsere Wohnungen sauber, und alles, was außerhalb des Zuhauses ist, behandeln wir, als ob es nicht uns gehörte und kümmern uns nicht darum. In den nächsten zwei Monaten besuchen wir Saarbrücken, Landau, München und sogar auch Wien. In Landau höre ich bei einem Spaziergang mit der Großmutter meiner deutschen Bekannten über Bombenangriffe auf deutsche Städte und begreife, dass auch die deutschen Menschen während des Zweiten Weltkrieges gelitten haben.

Im Herbst bin ich wieder zu Hause. Einen Monat brauche ich, um den Unterschied zwischen dem „bunten“ Westen und dem „grauen“ Osten zu akzeptieren.

Mein Kommilitone, mit dem wir Westdeutschland besucht haben, macht die Bemerkung, dass wir angesichts des baldigen Endes unseres Studiums schon über ein selbsttätiges Leben denken sollten. Er schlägt vor, dass wir in die Partei (Polnische Vereinigte Arbeiterpartei – poln. Abk. PZPR, deutsch: PVAP) eintreten.

Zwei Jahre später mache ich mein Diplom und werde wissenschaftlicher Mitarbeiter der Technischen Hochschule Stettin. Da ich Deutsch spreche,

wird mir ein wissenschaftlicher Aufenthalt an der Ingenieurhochschule Wismar vorgeschlagen. An der Hochschule arbeiten Mathematiker, mit denen meine Heimathochschule zusammenarbeitet. Gemeinsam forschen wir über die Festigkeit der Stahlkonstruktionen.

Ein halbes Jahr, von Oktober 1979 bis März 1980, verbringe ich in der DDR. Das ist eine interessante und praktisch ausgenutzte Zeit. Es gibt viele Diskussionen mit deutschen Freunden, und ich habe keine Ahnung über die Existenz der Stasi.

Der Sommer 1980 ist sonnig und warm. Schon im Juli gibt es Gerüchte über Streiks in Polen. Und im August gibt es Streiks in ganz Szczecin. Das wichtigste Postulat der Streikenden sind freie und unabhängige Gewerkschaften. Niemand will mehr verlangen, weil es undenkbar ist, dass dieses politische System zu unseren Lebzeiten zu Ende gehen könnte. Der Herbst 1980 und das ganze Jahr 1981 sind erfüllt von Diskussionen, Versammlungen und Streitigkeiten zwischen der Gesellschaft und den Machthabern.

Im Dezember 1981 ist mein Sohn 11 Monate alt. Das Jahr neigt sich dem Ende zu, und es ist offenbar, dass die Gesellschaft mit den Machthabern keine gemeinsame Lösung der Krise findet. Am Dienstag, den 8. Dezember treten wir mit einer größeren Gruppe von Kolleginnen und Kollegen aus der Partei aus. Am Sonntag, den 13. Dezember wird der Kriegszustand eingeführt. Das Wetter an diesem Sonntag ist schön: Sonne, Frost und viel Schnee. Das Telefonnetz wird ausgeschaltet. Am nächsten Tag, am Montag früh treten wir in den Streik. Abends fahre ich nach Hause, um Holz für die nächsten Tage zu hacken. In dem Keller Holz hackend, bedenke ich, ob ich zu Hause bleiben soll oder nicht. Ich überlege alle Argumente für und wider die Teilnahme an diesem Streik. Trotz allem fahre ich in das Institut, und wir schlafen die ganze Nacht in unserem Institut. Im Morgengrauen kommen die Werftarbeiter und erzählen über die Niederlage des Streiks in der Werft nach einer Attacke des polnischen Militärs und der Miliz. Damit kommt die Periode der ständigen Versammlungen und Diskussionen zu ihrem Ende. Wir widmen uns jetzt wieder unserer wissenschaftlichen Arbeit.

1987 fahre ich nach Hamburg ins Schiffsbauinstitut, um den theoretischen Teil meiner Doktorarbeit zu schließen. In dieser Zeit kann ich meine wissenschaftliche Arbeit beschleunigen und lerne viele interessante Leute kennen. Nach elf Monaten in der Hansestadt Hamburg bin ich wieder in meiner Heimat. In Polen kommt die Wende. Tadeusz Mazowiecki bildet die erste nichtkommunistische Regierung. Mit meinem Bruder gründen wir eine kleine Filmproduktionsfirma. Wir machen Image- und Werbefilme. Das Hauptproblem ist, dass uns eine professionelle Kamera und ein Schnittgerät fehlen. Eine von unseren s.g. Video-Arten u.d.T. *Dwa* („Die Zwei“) wird am VideoFest'94 in Berlin vorgeführt.

Unser erster Dokumentarfernsehfilm *Woda* („Das Wasser“) erzählt über Menschen von der Fischergemeinde Stepnica am Stettiner Haff. Vor dem

Krieg wurde im damaligen Bad Stepenitz der deutsche impressionistische Maler Manfred Schatz geboren.

1995 suchen wir nach neuen Themen im Ostseebad Międzyzdroje (früher Misdroy) und bekommen die Berliner Telefonnummer der deutsch-polnischen Schriftstellerin Britta Wuttke, die 1940 im deutschen Misdroy geboren ist. Ihre Familie schaffte es – als eine der wenigen – nach dem Krieg im polnischen Międzyzdroje zu bleiben. Die gebürtige Deutsche ist aus Liebe zur ihrer Heimatstadt Polin geworden. Dank Britta erfahren wir während der Dreharbeiten über die Geschichte Pommerns und sogar auch über die Verflechtungen menschlicher Schicksale.

Zwischen Produktionen von kommerziellen Image- und Werbefilmen drehen wir im Jahr 2000 einen Dokumentarfilm, „Die Faszination der Bewegung“, über den deutschen Maler Manfred Schatz.

2002 zeigen wir im „Literarischen Kosmos“, dass Stanisław Lem, ein polnischer Science-Fiction-Schriftsteller, durch deutsche Übersetzungen weltbekannt wurde. Die Begegnung mit dem Schriftsteller und Philosophen ist auch für uns eine Quelle zu Überlegungen. Lem erzählt uns darüber, wie er an einer Buchmesse teilgenommen hat. Er hat sich gefühlt, als ob er mit einem Esslöffel noch ein bisschen von seinem Wissen in den Ozean des allgemeinen Wissens hineingegossen hätte. Ich stelle mir die Frage: Was soll ich als Otto Normalverbraucher über meine Arbeit meinen?

2004 wird Polen Mitgliedstaat der Europäischen Union und tritt Ende 2007 dem Schengen-Raum bei. Polnische Menschen kaufen Häuser in Deutschland, deutsche Menschen finden ihr Zuhause in Polen. Diesen Prozess des Verschmelzens der Grenze, hoffentlich auch in den Köpfen der Mitbürger, gibt unser Film „Diffusion“ (2010) wieder.

Die Geschichte Pommerns ist höchst interessant. Wie eng die Schicksale von Deutschen und Polen miteinander verflochten sind, erzählt Britta Wuttke noch einmal in dem Film „Verflechtungen eines Zopfes“ (2012). Dieser Film wird 2014 für den Deutsch-Polnischen Tadeusz-Mazowiecki-Journalistenpreis nominiert.

Der nächste Beitrag zur Geschichte des deutsch-polnischen Grenzgebiets ist der Film „Der Garten jenseits des Flusses“. Polen gewöhnten sich daran, dass Deutsche nach familiären Spuren in Szczecin bzw. östlich der Oder suchten. Überraschend ist der Fall von Marek Brzeziński – vermutlich des einzigen Polen, der nach seinen Familienspuren westwärts der Oder sucht.

Jetzt gestalten wir, Polen und Deutsche, gemeinsam unseren Alltag. Eine besondere Rolle erfüllen in diesem Bereich die KünstlerInnen, über die wir jetzt den Dokumentarfilm „Art location“ drehen.

Alle Filme mache ich mit meinem Bruder, Paweł Kulik. Er ist Kameramann und führt auch die Regie. Wir sind ein Team. In unseren Plänen sind nächste Dokumentarfilme und sogar auch Spielfilme.

RYSZARD LIPCZUK

## Berufliche Impressionen eines polnischen Germanisten

Mit der deutschen Sprache kam ich erst in der Stefan-Czarniecki-Oberschule in Chełm in Berührung. Den Deutschunterricht hatten wir bei Frau Professor Jadwiga Czarnocka. Sie war eine ruhige, ehrliche und zuverlässige Person – ihre Lehrmethoden kann man aus heutiger Perspektive als recht traditionell bezeichnen. Hier ein Beispiel: Sie diktierte uns ausführliche Texte in deutscher Sprache, die man sich auswendig oder mit kleinen Modifikationen aneignen sollte. Was für Texte waren das? Der Lebenslauf des berühmten Heinrich Schliemann, der Troja zu entdecken suchte, oder eine Zusammenfassung des Romans „Ole Bienkopp“ von Erwin Strittmatter, einem DDR-Schriftsteller, der Romane über das Leben auf dem Lande schrieb. Angesichts des ideologischen Drucks verzichtete Frau Czarnocka im Jahre 1952 auf die Ausübung des Lehrerberufs, um zwei Jahre später – eben in der Czarniecki-Schule – ihre pädagogische Arbeit wiederaufzunehmen. Sie war dort bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1978 tätig. Fakt ist, dass dank diesem Auswendiglernen sich viele deutsche Wörter und grammatische Strukturen im Gedächtnis festigen konnten, man behielt sie im Kopf, manche konnte man dann auch produktiv verwenden. Ein anderes Beispiel: um die wichtigsten Präpositionen zu beherrschen, die den Dativ und Akkusativ regieren, mussten wir uns drei rhythmische Gruppen merken: *in auf, an; über, unter, hinter; vor, neben, zwischen*. Professor Czarnocka sorgte dafür, dass wir auch Einiges über deutsche Kultur und Literatur erfahren. Mit allem ihrem ruhigen Charakter zeigte sie auch enorme Aktivität, indem sie mit ihren Schülern Aufführungen von klassischen Werken (so von Goethe) inszenierte.

So war es kein Zufall, dass ihre Schüler Germanistik studieren wollten. Aus meiner 11b-Klasse waren es immerhin drei Personen, die sich um die

Aufnahme für das Germanistikstudium in Warschau bewarben – die Germanistik in Lublin wurde nämlich erst später gegründet. Es fügte sich so, dass ich und meine Klassenkollegin Ewa die gar nicht leichten Aufnahmeprüfungen (schriftlich und mündlich) in Deutsch und Polnisch erfolgreich bestanden, während es Alicja erst ein Jahr später gelang, Studentin der deutschen Philologie der Universität Warschau zu werden, nach dem Studium war sie mehrere Jahre am Lehrstuhl für Germanistik in Lublin tätig.

Professor Jadwiga Czarnocka verstarb in Chełm im Jahre 1998 im Alter von 84 Jahren.

An dieser Stelle möchte ich meine Polnischlehrerin Frau Zofia Książek, eine ehrliche uneigennützig Person, erwähnen. Und obwohl sie in der Zeit einer begrenzten Freiheit lehren musste, wusste sie oft einen Gedanken durchzuschmuggeln, der mit der damaligen „einzig richtigen“ Ideologie nicht konform ging. Heute (ich schreibe diese Worte am 21. Juli 2015) habe ich die Nachricht bekommen, dass Frau Professorin Zofia Książek am heutigen Tage verstorben ist, im Alter von über 107 Jahren!

Mein Germanistikstudium an der Universität Warschau begann ich – als 17-jähriger – im Jahre 1965. Das erste Studienjahr bedeutete für den jungen Menschen aus der Provinz eine große Herausforderung: die Vorlesungen in deutscher Sprache, Lektüren in deutscher Sprache. In der Vorlesung für Geschichte der deutschen Literatur bekamen wir vom streng wirkenden Dozenten die Aufgabe, ein bestimmtes literarisches Werk schriftlich zu besprechen – mir wurde ein Vertreter des deutschen Naturalismus zugeteilt, wenn ich mich gut daran erinnere, war das Johannes Schlaf – meine Bemühungen kamen einer Katastrophe gleich ... Bei der Beschreibung der Hauptheldin, eines Mädchens von den niederen Gesellschaftsschichten, knüpfte ich an ... die Gegenwart an, die besser sei und eine vielseitige Entwicklung eines Menschen erlaubt! Der schriftliche Kommentar des Dozenten lautete adäquat zu meinen Ausführungen: ich sollte mich lieber mit anderen Sachen beschäftigen, statt Germanistik zu studieren! Sehr erfreulich für mich war das nicht.

Vom strengen Herrn Magister – heute ist er ein bekannter emeritierter Professor – wurden wir in seinen literaturwissenschaftlichen Seminaren regelmäßig nach der Kenntnis der Lektüren, so des „Nibelungenlieds“ oder des „Schimmelreiters“ abgefragt, und da fühlte ich mich gar nicht komfortabel. Es kam einmal zu einer solchen Situation: Herr Magister fragte uns nach einer bestimmten Lektüre, und ich habe das Werk nie zu Gesicht bekommen. Als ich an der Reihe war, begann ich in diesem Stress ... zu improvisieren (was gar nicht typisch für mich ist), ich sagte einiges, etwa zwei Sätze zum (von mir vermuteten) Inhalt des Werkes, und das reichte – ich war gerettet!

Die hervorragende Professorin, die sich in der deutschen Barockliteratur spezialisierte, sprach in ihren auf Deutsch gehaltenen Vorlesungen „mit

der Geschwindigkeit eines Maschinengewehrs" (solch eine Redewendung kursierte unter den Studenten). Und als es am Ende des Studienjahres zu der mündlichen Prüfung kam, wusste ich auf die erste Frage keine Antwort, dann bekam ich eine zweite Frage, und wieder nichts ... So war Frau Professorin durch meine fehlenden Antworten deutlich bedrückt: och, das sieht nicht gut aus, gar nicht gut ... Die Lage des armen Prüflings wurde kritisch ... Und da bekam ich noch eine andere Frage, es ging wohl darum, warum sich ein Held im Werk von Opitz (oder vielleicht Gryphius?) so und nicht anders verhielt. Da begann ich die psychischen Motive dieser Person zu analysieren, und die Professorin ... geriet unerwartet in Begeisterung, dass es so eine intelligente Interpretation sei, dass ich für mein Magisterseminar deutsche Literatur wählen sollte! Nach einer kurzen Überlegung hat sie in mein Studienbuch die Note ... sehr gut minus eingetragen! Dramatischen Verlauf hatte für mich diese Prüfung, die doch letztendlich einen so positiven Abschluss fand.

Für ein literaturwissenschaftliches Magisterseminar habe ich mich sowieso nicht entschieden, die Literaturgeschichte schien mir etwas schwer Erfassbares, ein Meer ohne Grund, ein Dickicht zu sein ... Jetzt kommt mir, wo ich im Alter und in der Arbeitszeit ein weit fortgeschrittener Wissenschaftler, Ordinarius, Sprachwissenschaftler geworden bin, zuweilen ein Gedanke auf, ob ich mich doch nicht für Literaturwissenschaft hätte entscheiden sollen! Eine gewisse Neigung zur Literatur ist schon zu spüren: einige Prosa-Büchlein habe ich inzwischen „begangen“, auch zwei Gedichtbändchen (meist mit ziemlich „unernsten“ Reimen), einige Übersetzungen deutscher Gedichte von Ilse Sarecka aus Ueckermünde. Na gut, mit sprachwissenschaftlichen Themen komme ich doch meistens auch zurecht.

Das Studium an der Warschauer Germanistik habe ich jedenfalls im Jahre 1970 – und zwar recht schnell, denn im Alter von 22 Jahren – erfolgreich beendet, dabei gehörte ich – allerdings erst gegen Ende meines Studiums – zu den besten Studenten. Von der mir freundlich eingestellten Betreuerin des Studienjahres Pani Ada ermuntert, entschied ich mich, meine Ausbildung fortzusetzen, schon als wissenschaftlicher Assistent und Doktorand. Mit dieser Absicht begab ich mich nach Toruń/Thorn, wo unter der Leitung des Dozenten Eugeniusz Klin an der Gründung einer Germanistik gearbeitet wurde. So wurde ich zu einem der Mitbegründer der Thorner Germanistik, und meine Tätigkeit bestand lange Zeit darin, die Bücher zu sortieren, zu katalogisieren usw. Soweit ich mich erinnere, stammte ein großer Teil der neuen Buchbestände aus der Sammlung des verstorbenen Professors der Universität Wrocław/Breslau Mieczysław Urbanowicz.

Als Professor Klin Toruń verließ, um die Leitung der Germanistik in Zielona Góra zu übernehmen, musste während des „Interregnums“ jemand die Geschäfte übernehmen, und ... dies wurde dem jungen Doktor zuteil (promoviert habe ich 1977 in Warschau bei Professor Jan Czochralski). Un-

terstützt wurde ich von Monika Posor, die zusammen mit Professor Klin aus Wrocław nach Toruń gekommen ist, sie war promovierte Literaturwissenschaftlerin. In den achtziger Jahren verließ Monika die Kopernikus-Stadt, um mit ihrem deutschen Mann (er war einige Jahre Mitarbeiter im Toruñer Lehrstuhl) nach Leipzig überzusiedeln. Nach einiger Zeit kam die Nachricht von Monikas Tod – es gab eine Vermutung, dass dies die Folge der Arbeit im Universitätshochhaus, dem sog. „Weißzahn“ war, das charakteristische Hochhaus soll mit viel Asbest gespickt gewesen sein. Das könnte wahr sein, der Sozialismus ...

Auch meine wissenschaftliche Laufbahn führte über diese Universität, die in dieser Zeit den Karl Marx-Namen trug, das war das Studienjahr 1973-74. Mein wissenschaftlicher Betreuer war Professor Gert Jäger vom TAS, also der Sektion der Theoretischen und Angewandten Sprachwissenschaft, ich hatte auch die Möglichkeit, die Vorlesungen so hervorragender Leipziger Germanisten zu besuchen wie der Professoren: Rudolf Große, Wolfgang Fleischer, und vor allem Gerhard Helbig, mit dem Letzteren konsultierte ich meine wissenschaftlichen Versuche, das Problem der Zahlwörter zu „knacken“. Von Professor Helbig übernahm ich seine Methode der Wortarteinteilung (nach dem syntaktischen Kriterium), die ich heute bei meinen Stettiner Studenten – mit keinem großen Erfolg übrigens – zu propagieren versuche.

Wichtige Etappen meiner germanistischen Ausbildung waren die Sprachsommerkurse, die in Deutschland jedes Jahr veranstaltet wurden. In Rostock, in Weimar, also in der DDR, wurden sie ausgezeichnet, hervorragend, attraktiv, großzügig, mit Elan, mit Fantasie organisiert! Viele Teilnehmer nicht nur aus den „Bruderländern“ wie Polen, Sowjetunion, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Ungarn, Bulgarien, sondern auch aus Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Norwegen, Dänemark, Schweden, ja, junge Germanisten aus Algerien, Vietnam, Afghanistan, Madagaskar waren auch dabei! Interessante Veranstaltungen, Exkursionen, Treffen mit bekannten Künstlern und so weiter. Nicht alle waren sich dessen bewusst, dass diese internationalen perfekt organisierten Treffen das Ziel hatten, für die Deutsche Demokratische Republik Werbung zu machen, dieses Land im besten Lichte zu zeigen und es dem „schlechteren“ Westdeutschland gegenüberzustellen. Und in der Tat: ein Sommerkurs in der damaligen BRD, im schönen Münster – das ist Nordrhein-Westfalen – unterschied sich deutlich von diesen in der DDR: diesmal ein bescheidenes Programm, nur wenige attraktive Veranstaltungen, das Sparen auf Schritt und Tritt. So äußerte sich die „Überlegenheit“ des sozialistischen Landes im Vergleich mit dem bürgerlichen, auf Profite eingestellten Westen!

Es sei hier angemerkt, dass mein erster Aufenthalt im Ausland, und zwar in der DDR, eben mit der Teilnahme am schon erwähnten Sommersprachkurs in Rostock im Zusammenhang stand. Da hatte ich bereits das vierte Studienjahr hinter mir.

Meine Eindrücke von den Sommerkursen, aber auch von dem Pionierlager in der DDR (Trassenheide auf der Insel Usedom) habe ich in meinem polnischen Büchlein „Ein Germanist auf Reisen“ (*Germanista w podróży*, Szczecin, Albatros-Verlag 1998) geschildert, einige spätere Deutschlandaufenthalte, darunter im Rahmen des weit angelegten (von mir geleiteten) europäischen Tempus-Projekts mit Beteiligung der Universitäten in Gießen, Antwerpen, Brüssel – sowie die für meine wissenschaftliche Laufbahn so bedeutenden – Forschungsaufenthalte als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung (Münster, Mannheim, Kiel, Leipzig) habe ich in meinem anderen Reportagebüchlein „Ein Bericht nicht nur aus München“ (*Raport nie tylko z Monachium*, 2001) beschrieben. Viel verdanke ich – wenn es um wissenschaftliche Erkenntnisse geht – Herrn Professor Franz Hundsnurscher von der Universität in Münster.

Im Jahre 1986 habe ich mich an der Posener Universität habilitiert, 1990 wurde ich Professor an der Universität in Toruń. Und es kam dazu, dass während einer Konferenz in Zielona Góra zwei Professoren aus Szczecin mir eine Arbeitsstelle an der Stettiner Universität in Aussicht gestellt haben. In Toruń fühlte ich mich nicht mehr gut, in der Arbeit war es mir dort zu „eng“, ich wollte auch eine größere Wohnung haben. Kurzum wechselte ich mit meiner Familie bald den Wohnort, dies geschah im Jahre 1993. Die Stettiner Germanistik wurde einige Jahre früher vom Dozenten Karol Koczy – er kam hierher aus Schlesien – gegründet. Als Herr Dozent auf die Leitung des Instituts verzichtet hat, befand sich das Institut in einer Krise und wurde vorübergehend von Professor Augustyn Mańczyk aus Zielona Góra geleitet. Ich wurde zu seinem Nachfolger, zuerst für drei Jahre, dann – obwohl einstimmig für die nächste Amtszeit gewählt – war ich imstande, nur noch ein Jahr „auszuhalten“, leicht war die Arbeit eines Institutsdirektors gar nicht! Nach einigen Jahren kam es doch zu einer Wiederholung: geleitet habe ich diesmal die Stettiner Germanistik zwei volle Amtszeiten in den Jahren 2005–2012.

An dieser Stelle möchte ich einige deutsche Professoren – in alphabetischer Reihenfolge – nennen, mit denen ich zusammengearbeitet habe oder immer noch zusammenarbeite: Hermann Bluhme, †Peter Braun, Ulrich Drechsel, Petra Ewald, Sascha Feuchert, Wolfgang Gladrow, Regina Hartmann, Franz Hundsnurscher, Silke Jahr, Erwin Leibfried, Klaus-Dieter Ludwig, †Peter Nelde, Hansjürgen Pötschke, Karl-Heinz Ramers, Günther Richter, Gisela Ros, †Burkhard Schaefer, Jürgen Schiewe, Winfried Ulrich, †Heinz Vater, †Andrzej de Vincenz, Johannes Volmert, Werner Westphal, Erika Worbs, Barbara Wotjak.

Mein Eindruck ist, dass ich einen gewissen Stempel auf der Entwicklung der Stettiner Germanistik hinterlassen habe: das Germanistische Institut der Universität Szczecin ist heute eine bedeutende Germanistik in Polen, mit starkem wissenschaftlichen und Lehrpersonal, mit vielen bedeutenden

wissenschaftlichen Leistungen. Einen guten Ruf hat die von Professor Koczy gegründete Zeitschrift „Colloquia Germanica Stetinensia“, bis jetzt erschienen sechs Bände der (von mir gegründeten) Reihe „Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft“ (Verlag Dr. Kovač in Hamburg). Gemeinsam mit unseren deutschen Partnern (in erster Linie: Rostock, Greifswald) werden wissenschaftliche Konferenzen veranstaltet, zu Gastvorträgen kommen nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Schriftsteller, aus Deutschland, Österreich, aus der Schweiz. Das Institut hat ausgezeichnete Beziehungen mit der Redaktion der internationalen bibliografischen Zeitschrift „Germanistik“ mit Sitz in Tübingen (seit kurzem auch in München) – wir bekommen von ihnen ganz schöne Buchspenden, und das ist wieder meine Schuld ... Seit 2000 – also gut 15 Jahre lang – bin ich nämlich Mitglied des Internationalen Beirats dieses geschätzten Periodikums, als Vertreter der polnischen Germanistik in diesem Gremium. Vorgeschlagen für diese Ehrenfunktion wurde ich von der Chefredakteurin dieser Zeitschrift, Frau Ewa Dubowik-Baradoy, die in den achtziger Jahren das Polonistikstudium an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń absolvierte. Neben mir funktionieren auch einige andere Institutsmitarbeiter als ständige Rezensenten in der „Germanistik“. Im Institut entstanden und entstehen didaktische Hilfsmittel: Deutschlehrbücher für Studenten, last but not least deutsch-polnische Wörterbücher – sie bilden einen Beitrag zur sprachlichen Ausbildung der Germanistikstudenten, sie dienen dem besseren Kennenlernen und der Propagierung von Sprache und Kultur unserer westlichen Nachbarn.

EWA ŁASTOWIECKA

## Soweit ich mich erinnern kann ...

Es ist das Jahr 1864, österreichisch-preußischer Krieg um Schleswig-Holstein, das zu Dänemark gehört. Der Sieger wird auf das aus zahlreichen unabhängigen Territorialstaaten bestehende Deutschland einen Einfluss haben. In der Schlacht bei Königgrätz wird die Division des preußischen Generals von Franck geschlagen und in Gefangenschaft genommen. Preußen trägt jedoch den Sieg davon. Der General weigert sich, in seine Heimat zurückzukehren und sträubt sich gegen eine von seiner Familie arrangierte Eheschließung. Seine Zweifel notiert er in einem Tagebuch in braunem Ledereinband mit goldenen Verzierungen. Die Seiten füllen mit schwarzer Tusche festgehaltene Aufzeichnungen in altdeutscher Schrift. Das Kleingeschriebene verbirgt eine emotionsgeladene Landschaft – eine Enge zwischen gefühlsmäßiger Leere und Stöhnen von Kranken. Der Verschollene gelangt ins Teschener Schlesien, einem Landstreifen mit verworrenere Geschichte. Er fühlt sich unterschwellig mit dieser Region verbunden und kauft ein Stück Land in der Nähe von Zuków. Und als in seinem Leben das (wohlhabende) Fräulein Wrabel auftaucht, und mit ihr der innige Wunsch nach Nähe, schließt er mit ihr den Ehebund. Sie haben einen Sohn, Andreas, der meine Urgroßmutter Jadwiga, geboren am 11. August 1860, heiratet. Als Kind habe ich sie als eine kleine, schlanke, agile, schwarzgekleidete alte Dame in meiner Erinnerung behalten. Sie war es, die mit großer Bewegtheit ihrem ältesten Enkel Wiluś, dem Bruder meiner Mutter, das Tagebuch von Francks überreichte. Das Hocken an Seiten vergilbter Aufzeichnungen, die mit kleiner, obgleich lesbarer Schönschrift geschrieben waren, erforderte eine den Benediktinern eigene Geduld, doch Wiluś war in seinen Richterberuf eingespannt und kämpfte um die Einwilligung seiner Eltern in seine Verheiratung mit Milka. Mama hatte auch mehrmals

das Tagebuch in der Hand und versprach sich immer wieder, mithilfe einer Lupe jedes Wort zu entziffern. Aber es brach der Krieg aus, und Großvater verbrannte das Tagebuch auf Anraten seines Billardkameraden, denn „die Deutschen untersuchten alle bis in die dritte Generation hinein“, und die seinerzeitige Entscheidung von Francks konnten sie nicht gutheißen.

Das Foto von Andreas befand sich lange Zeit im Album meiner Großeltern. Es zeigte einen hübschen Kavalleristen in kleidsamer Husarenuniform zu Pferde. Er hatte ein stattliches Landgut geerbt. Zur Kirmes wurden volle Trecks jeglicher Güter gefahren – Gänse, Hühner, Schweine, Kühe, Gemüse und Obst. Andreas kassierte Bargeld und verreiste „als Geschäftsmann“ nach Ostrava oder Wien. Er kehrte dann mit bezauberndem Lächeln, dabei seinen kleinen Spazierstock schwenkend, den er immer mit sich führte, ohne Geld zurück. Auf seine „Geschäfte“ verzichtete er selbst dann nicht, als er keine landwirtschaftlichen Produkte mehr hatte. Er zögerte nicht, seine Pferde, die letzten Kühe und dann auch Felder, Wiesen und Wälder zu veräußern. Trotzdem sprach Großmutter niemals ein schlechtes Wort über ihn. Die Anzahl des Gesindes wurde immer geringer, und die Lasten, die auf ihre schwachen Schultern fielen, wurden immer größer. Sie sorgte selber für die Taufen und Begräbnisse ihrer Kinder, die jedes Jahr stattfanden. Einmal entband sie beim Kartoffelhacken. Sie wickelte den Säugling in ihre Schürze und schleppte sich nach Hause. Die herbeigerufene Hebamme durchschnitt die Nabelschnur und wusch das Kind. Ihr Herr Gemahl hielt sich derweil in Ostrau auf. Als er heimkehrte, bekam er statt Schelten und Vorwürfen Worte der Anbetung zu hören: „Oh, da ist ja mein liebstes Täubchen“. Von den zwölf Kindern erreichten nur drei ein relativ hohes Alter. Meine Großmutter Anna, geboren am 26. Mai 1890, war die Älteste und konnte sich an den Wohlstand erinnern, der allmählich im Ruin endete. Früh musste sie bei den Hausarbeiten zupacken, später ging sie sogar als Dienstmagd zu einem wohlhabenden Landwirt, der seine Wirtschaft vorbildlich führte und seiner Familie Brot zu sichern verstand. Sie konnte das absurde Verhältnis ihrer Mutter zum Vater und ihre Verblendung durch bedingungslose Liebe nicht begreifen.

General von Franck, der die Schlacht verlor, und sein Sohn Andreas, der sein Leben verspielte, liegen auf dem Friedhof in Żuków begraben.

## Die Großeltern

Großmutter Anna hat mit 16 Jahren angefangen, in Teschen zu arbeiten – als Pflegerin zweier Kinder beim Blechschmied Tanert in der Przykopastraße. Dort lernte sie meinen Großvater Konrad Zweck kennen. Er war Geselle beim Malermeister Roman Hess und malerte die Wohnung der Tanerts. Großvater trug den Namen des Stiefvaters, denn sein Vater, Kon-

rad Kucharski, verstarb früh und hinterließ Waisenkinder. Er bekam eine „Erkältung“ auf dem Weg zu einem Kunden, dem er einen maßgeschneiderten Anzug angefertigt hatte, und starb an Lungenentzündung. Großvater Konrad wurde am 24. November 1886 geboren. In Teschen sagten wir nicht *dziadek* (Opa), *babcia* (Oma), sondern *starzyk*, *starzyczek*, *starka*, *stareczka* (im Wortstamm all dieser Wörter findet sich die Wurzel *star-*, die der Deutschen Wurzel „alt“ entspricht – Anm. d. Übers.). Er konnte sich am Anblick seiner Anna, die er Ana nannte, gar nicht sattsehen. Sie heirateten nach einem Jahr und zogen bei der Großmutter Jadwiga in ihre Wohnung im Stadtteil Szysztot, unweit der Brücke „Jubileuszowy“, in eine Einzimmerwohnung mit Küche ein. Die Fenster der Unterkunft gingen aber zum Garten hinaus. Sie hatten ein Möbelstück, ein Bett, das sie sich in „Abzahlung“ (wie es die Einwohner von Teschen damals in Deutsch nannten – Anm. d. Übers.) anschafften. Aber sie waren sehr glücklich. Als Großvater entdeckte, dass sie von der Schwiegermutter nachts „auspioniert“ werden, was zum humoristischen Repertoire seiner Erinnerungen gehörte, mieteten sie ein Zimmer in der Zamkowa-Straße 14, bei Familie Matuschko im Parterre. Dort wurden Wiluś, meine Mama und Zofinka geboren. Es waren schwere Zeiten.

Im Jahre 1913 wurde Großvater Konrad für ein Jahr zu Manövern nach Bosnien einberufen. Großmutter Anna trug bald Sztéfinka (meine Mama) unter dem Herzen. Wiluś war drei. Und wieder herrschte Hunger. Gleich in der Nähe wohnte die Schwiegermutter von Anna, meine zweite Urgroßmutter Maria Zweck geb. Schamay, geboren am 1. Mai 1851, aber sie mochte die Schwiegertochter nicht. Sie half ihr nie, obwohl sie genau wusste, dass sie in Elend lebt. Einmal, als sie im Hof mit einem Korb voller Kirschen saß, sagte sie zur Anna, die gerade vorbeikam: *To sem pojedla* („na, da hab ich schön gefuttert“). Im Teschener Raum, wo sich die Kulturen überschneiden, fehlt es an Bohemismen nicht. Anna konnte diese Szene nie vergessen, und gäbe es die Hausfrau Matuschkowa nicht, würde sie verhungern. Mama hat bis zu ihrem Lebensende für ihre Wohltäter wie auch die ihrer Eltern gebetet und Frau Matuschkowa stets in ihrer Erinnerung bewahrt.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war es noch schlimmer. Am 25. Dezember 1914 wurde meine Mama – Sztéfinka geboren. Oma Anna lief bis zum Weideplatz, um Milch und Fleisch für Frau Matuschkowa zu holen. Als Dank bekam sie warmes Essen und ... ein gutes Wort. Schließlich kam die Erlösung: Anstellung als Krankenpflegerin in einem Kriegslazarett im Olsagebiet (poln. *Zaolzie*, tschech. *Záolží*, *Záolší* oder *Československo* – Anm. d. Übers.), in der Allee hinter der Kirche. Der einige Jahre alte Wiluś und die kleine Sztéfinka gingen jeden Tag ins Lazarett, um ihre Mutter abzuholen.

Opa erzählte über seine Kriegserlebnisse nur ungerne, im Vordergrund stand sein Schmerz bei einer OP ohne Betäubung, aber er vergaß es nie,

zu erzählen, wie er, ein Soldat der österreichischen Armee, grundsätzlich nicht auf den Feind, sondern „nur etwas über ihn hinweg“ schoss, denn, wie er sagte, „auf der feindlichen Seite hätte genauso wie ich ein Vater sein können“. Schließlich kehrte er heim. In Wien kaufte er der Sztefinka einen Puppenwagen und eine Puppe, die ihre Augen schloss und echtes Haar hatte.

Nach dem Krieg bekam Großvater den Meisterbrief und machte sich selbständig. Bald erwarb er sich einen guten Ruf. Zuerst zog er mit seiner Familie in den ersten Stock, anschließend kaufte er das Haus der Matuschkos auf. Für den Haushalt sorgte die Großmutter. Sie hatte fünf Kinder, drei Gesellen, allesamt zwölf Mäuler zu stopfen. Die Erfahrung lehrte sie, das Dienstmädchen, ein junges Mädel in einer schwierigen Lebenslage, gut zu behandeln. Sie stellte immer so viel Essen auf den Tisch, dass alle satt werden konnten. Oma hatte reichlich zu tun: ohne Warmwasser, ohne Waschmaschine, ohne Spülmaschine, ohne Küchenmaschine. Die Fußböden wurden geschliffen und gebohnt, die Zimmer mit Kohle in Kachelöfen beheizt.

Alle Kinder waren musikalisch und spielten verschiedene Instrumente. Wiluś wurde zum Jurastudium nach Krakau geschickt, Edusiek ging ins Priesterseminar, meine Mama absolvierte ein Lehrerseminar, Adelka – eine Handelsschule, Zofinka verstarb. Der Jüngste, Konrad, war Absolvent der Landwirtschaftlichen Hochschule in Allenstein, und nach dem Krieg machte er ein Zweitstudium in Kernphysik.

## Meine Eltern

Am 22. Juli 1939 fand im Haus meiner Großeltern die Hochzeit meiner Eltern stat. Mein Vater, Karol Taska, geboren am 14. Januar 1905, entstammte einer evangelischen Familie aus dem Olsagebiet. Bei meiner Mutter stand er hoch in Gunst, und so hat sie ihm z.B. ab und an insgeheim ein rohes Ei zu trinken gegeben. Die Not war fürchterlich. Im dunklen Teint der Familienangehörigen meines Vaters vermutete ich eine Beimischung südländischen Blutes. Als ich nach Jahren an einer Konferenz für Kardiologen in Buenos Aires teilnahm, las ich verblüfft den Namen Taska unter den Veranstaltern. Ich wollte über unsere Wurzeln mit ihm reden, aber nach der Präsentation war Doktor Taska leider nicht mehr erreichbar.

Ein Evangelischer war für meine Omi, die in der Marianischen Kongregation aktives Mitglied war, ein Schock, dennoch hat sie ihn gleich bei der ersten Begegnung liebgewonnen. Die Position eines Ingenieurs erkämpfte er sich dank außergewöhnlichen Verzichtleistungen. Er arbeitete seit seinem 14. Lebensjahr in der Trzynietzer Hütte, die Schulen absolvierte er, indem er Nachhilfestunden erteilte. Er verzichtete auf alles – mit einer Ausnahme – seine Leidenschaft waren die Berge. Er fuhr mit einem

trockenen Brötchen in der Tasche, zu dem er in den Bauden auf dem Skrzyzeczne, Pilsko oder Biały Krzyż ein Glas Milch kaufte, Ski. Nachdem er eine gewisse Stabilität erreicht hatte, ließ er sich trauen. Die Eltern wohnten in Poręba Orłowska. Mutti war auf die Aufgaben im Haushalt überhaupt nicht vorbereitet. Das Kochen und Saubermachen besorgte das Dienstmädchen, den Garten pflegte der Gärtner. Sie war sehr glücklich, aber ihr Glück währte nur sechs Wochen, denn es brach der Krieg aus, und die Eltern wurden umgesiedelt. Sie kehrten zurück nach Teschen, wo sie von ihren Eltern versorgt wurden. Mamas jüngere Schwester, ein schöner Teenager namens Ada, traf auf der Straße eine Klassenkameradin, die an sie herantrat, ihr eine Ohrfeige verpasste und sie mit den Worten „du polnisches Schwein“ beschimpfte. Es gibt etliche Situationen, in denen wir unsere Gedanken bloßlegen, die für gewöhnlich in unserem Gehirn tief verborgen bleiben, doch der Krieg offenbart dies am markantesten.

Mein Vater wurde in ein Arbeitslager in Magdeburg verschickt, Mama war damals schwanger. Ihre Fotos im Album und die Unterschrift: „... und dann Krieg, Leere und Einsamkeit, uferlose Sehnsucht und Schmerz“. Sie war am Verzweifeln, aber sie schickte an den Lagerkommandanten einen flehentlichen Brief in der Sprache Goethes. Und der Vater kehrte heim. Großvater hat zur Begrüßung persönlich ungarischen Gulasch zubereitet, vielleicht allzu scharf ... Und noch ein Foto aus dem Album: Der Balkon im Haus der Großeltern, Mama in einem karierten Kleid mit kurzem Ärmel, mit dunkler Schürze, gesäumt von einer Falbel. Vater mit zerzaustem Haar umarmt sie mit seiner Rechten, die linke Hand hält er über ihrem Bauch, in dem ich war.

## Ich

Geboren bin ich im bereits genannten Haus in der Zamkowa Straße 14, an Mamas Namenstag, dem 26. Dezember 1940, zwei Stunden nach Mitternacht. Ich war ein gefräßiges Kind. Die Muttermilch war karg, häufig mit Blut vermischt.

In Teschen wurde eine anthropometrische Aktion durchgeführt. Auch Mama wurde dorthin bestellt. Sie wurde besichtigt, bemessen und für eine Fahrt nach Deutschland zur Reproduktion qualifiziert. Und wieder erbat Mama eine Freilassung.

Als mein Vater in einer Fahrradfabrik eingestellt wurde, zogen wir nach Dziedzice um. Wir bezogen eine Wohnung im Parterre, im Obergeschoss wohnte die Familie Łowiński. Das Haus war von einem großen, verwilderten Garten umgeben. Mama bekam ein kleines Stück Boden für den Gemüseanbau. Mitunter fuhren wir nach Trzynietz zu meinen Tanten, um uns bei ihnen mit Mehl, Zucker und Fett zu versorgen. Einmal stiegen deutsche Offiziere ins Abteil ein. Zu Hause sprachen wir Polnisch, nur wenn die Eltern miteinander über Dinge redeten, die für meine Ohren nicht

bestimmt waren, gingen sie zum Deutschen über. Aus diesen verschlüsselten Dialogen konnte ich lediglich das Wort „schau“ verstehen, denn sie verwendeten es, wenn sie mich ansahen. Und in diesem Zug, in dem sie verbotene Ware mitführten und die Deutschen sahen, erstarrten sie. Dafür habe ich schnell reagiert, und indem ich mit meinem Finger auf die vorbeifliegenden Felder und Häuser zeigte, schnatterte ich: Mutti! Vati! Die Lage war gerettet, und die Eltern konnten aus dem Staunen nicht herauskommen, welch ein piffiges Kindchen sie hatten.

Am ärgsten hat es Onkel Wiluś getroffen, der die besten Jahre seines Lebens im Kriegsgefangenenlager in Murnau verloren hatte und später in die USA auswanderte. Er hatte Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, damit ihm seine Frau Milka und die einzige Tochter Hania nach Amerika folgen konnten. Aber die damaligen polnischen Behörden haben ihnen die Ausreise zehn Jahre lang verweigert. Ein Cousin der Mama ist in Katyn ermordet worden.

Ein weiteres Bild aus dem Album: Ich auf dem Balkon des großelterlichen Hauses, mit weit geöffnetem Mund, wohl etwas rufend, die Hände emporgehoben, die Finger gespreizt, ein helles Schürzchen, Zöpfchen, Schleifchen und eine Unterschrift: „Hurra! Der Krieg ist zu Ende!“

Ich ging in einen von den Borromäerinnen geführten Kindergarten, sie betrieben auch ein Altersheim. Vom Eingangstor zog sich ein langer, düsterer Korridor hin, nur durch ein schwaches Licht unter dem Christuskreuz erhellt. Ich hatte schreckliche Angst. Die Schule dagegen mochte ich sehr. Die Ferien schienen mir immer zu lang zu sein, obwohl sie interessant waren. 1948 bestieg ich den Giewont. Winters ging es in den Skiurlaub, sommers an die Ostsee. Und dennoch konnte ich es kaum erwarten, wieder in die Schule zu gehen. Im Lyzeum schrieb ich mich in die Lateinklasse ein, weil ich an das Medizinstudium dachte, später hatte ich aber verschiedene geisteswissenschaftliche Ideen. Es überwog aber das Argument meines Vaters, dass der Arztberuf überall in der Welt ausgeübt werden kann. Und doch nahm ich es meinen Eltern übel, dass sie sich in meine Wahlen einmischten. Heute bin ich davon tief überzeugt, dass sie immer recht hatten. Sie schlossen ihre Ehe aus Liebe, was kleine Konflikte aus trivialen oder sogar lächerlichen Gründen keineswegs ausschloss. Auf beiden Seiten wurden nach meinem Gefühl unsinnige Argumente vorgebracht, die immer zur „christlichen Spaltung“ führten. Mama berief sich auf die Abtrünnigkeit Luthers (als ob die Schuld dafür nicht die sündige Kirche, sondern ihr wie auch immer geliebter Karolek tragen würde), während Vater ein schwereres Geschütz auffuhr: die heimtückische Ermordung der Hugenotten in der Bartholomäusnacht. Und dieses Ereignis der Jahres 1572 in Paris, das wir heute Völkermord nennen würden, beendete das Wortgefecht. Wenn aber in jenem Augenblick eine Reise nach Trzynietz geplant wurde, dann trug Mama den Sieg davon, sie erklärte nämlich, dass sie zu „diesen schwarzen

Krähen nicht fahren” würde (obwohl sie der Familie ihres Mannes großen Respekt zollte und Dankbarkeit zeigte, insbesondere für die von ihr erhaltene Unterstützung während des Krieges). Stille Tage gingen immer zu Ende, die Sonne schien wieder, und mit ihr erklangen die Kosenamen „Karlchen”, „Sztefinka” und andere liebevolle Lobpreisungen.

Zum Studium nach Warschau fuhr ich kaum achtzehnjährig. Es war nicht leicht. Das Studentenheim lag in der Nähe eines Jungarbeiterheimes im Stadtteil Koło – es war schrecklich: eiserne, grün gestrichene Betten, ein rot gebohrter Fußboden, ein Bad im Flur, aber ohne Dusche, die letztgenannte befand sich im Keller und konnte einmal in der Woche benutzt werden. Die Fahrt zur Hochschule war mit zweimal Umsteigen, die Lehrveranstaltungen waren von 8 bis 20 Uhr, mit 3-stündiger Pause, so dass man weder ins Heim fahren noch sich erholen konnte. Nach Beendigung des ersten, kritischen Studienjahres fühlte ich mich sicherer und gönnte es mir, meinen eigenen Interessen nachzugehen: der Literatur, dem Theater, der Oper, Jazzkonzerten (Jazz Jamboree), dem Kino. Niemals später konnte ich in so kurzer Zeit so viele schöne und wertvolle Bücher lesen. Ich habe sie sehr sorgfältig ausgewählt, es durften keine Banalitäten sein. Niemals sah ich auch so viele Theateraufführungen, geschweige denn Filme, besonders polnische. Wohlgermerkt auf Kosten der obligatorischen Lehrveranstaltungen an der Medizinischen Akademie. Vielleicht wurde in mir ein rudimentäres Gen von Urgroßvater Jędrus wach. Es hätte wenig gefehlt, und man würde mich vom Studium relegieren, wenn ich nicht an einem Tanzabend einen Studenten der Warschauer Technischen Universität, Józef Łastowiecki, kennengelernt hätte, den übrigens die Musik beim Tanz überhaupt nicht störte. Als ich ihn meinen Eltern vorstellte, gefiel er ihnen. Nach einem Jahr täglicher Treffen im Studentenheim oder in der Warschauer Hauptbibliothek in der Koszykowa Straße heirateten wir. In unseren Flitterwochen ging es mit Rucksäcken nach Wisła. Ich habe vorsorglich Gemüse, Mehl, Zucker, Eier, einen kleinen Kessel, eine Teigrolle und ein kleines Nudelbrett eingepackt. Im Gebirge sammelten wir Pilze und Blaubeeren. Wir machten Feuer, und ich kochte in dem Kessel Pilzsuppe, und auf dem Nudelbrett machte ich Teigtaschen mit Blaubeeren. Mein Mann war begeistert. Seit seinem 14. Lebensjahr zog er von einem Schülerheim zum anderen, im Studentenheim lebte er auch nicht in Überfluss, er hatte immer Hunger. Es hat mich nicht gewundert, dass er die Suppe aus der Schlüssel verschlang, und auch die Teigtaschen waren im Nu aufgegessen. Ich denke, in seinem Unterbewusstsein lebte der Gedanke auf, er würde bei mir nicht verloren gehen.

Seine Eltern, Stanisława und Marian, hatten eine neun Hektar große Landwirtschaft in Wyczołki bei Siedlce. Ihr Leben bestand in Entbehrungen und schwerer Arbeit. Sie kannten die Begriffe Urlaub, Erholung, Reise nicht. Ihre längste Reise machten sie nach Cieszyn zu unserer kirchlichen

Traung, deren Termin wir während einer kurzen Pause zwischen Heumahd und Ernte eingeplant haben, es war am 6. Juli. Sie hatten fünf Kinder, ein Mädchen, Jadzia, starb infolge banaler Blinddarmentzündung, die restlichen vier schickten sie in die Schulen. Das war die eigentliche Freude in ihrem Leben, es tat ihnen nicht leid, dass niemand von ihnen vom Ackerbau leben wollte.

Ich habe nie gehört, dass sie über jemanden schlecht reden, sich über ihr Schicksal beschweren würden, das ihnen Manches hätte ersparen können.

Sie waren einfache Leute, aber trotzdem sah ich in ihnen immer etwas Außergewöhnliches, ein von ihrem Milieu abgehobenes Weltverständnis. Ihr Testament übermittelten sie ihren Kindern mündlich, ohne schriftliche Erklärungen. Wenn ich zum Notar gehen müsste, sagte der Vater, würde es bedeuten, dass ich meine Kinder schlecht erzogen habe.

Während des Krieges versteckten sie die fünfköpfige Familie Berko Żebrowicz', eines Viehhändlers aus Krzymosze: von August 1943 bis März 1944, zwischen ihrem vorigen und dem nächsten Versteck. Zuerst aber nahmen sie auf Betreiben der Schulleiterin aus Pruszyń, Frau Jagiełło, den fünfundzwanzigjährigen Französischlehrer Orzeł Kielman unter ihr Dach auf. Er bezog ein noch nicht fertiggestelltes Zimmer. Es wurde aber eng, als auf das gleiche Betreiben hin Berko mit seiner Frau, ihre Tochter Róża, zwei Söhne und eine Schwiegertochter erschienen. Der zweiten Schwiegertochter gelang es nicht wie ihrem Mann Josek, aus einem Transport nach Auschwitz zu fliehen. Obwohl der Winter noch nicht einbrach, war es in der Banse kühl und zugleich schwül. Vater hat im Dachgeschoss des aus Holz gebauten Stalls Platz für die Versteckten gemacht.

Anfangs sah Orzeł Kielman die Żebrowiczs misstrauisch an. Sie waren fremd und machten die Gefahr der Enttarnung größer. Aber dann kam die Liebe: Zwischen Orzeł und Róża hat es gefunkt.

Tagsüber gingen sie in den Hof: Der alte Berko mit Jarmulke, in Tallit gehüllt, sprach mit Seele und Körper sein Gebet. Eines Tages im Spätsommer war Róża in einem schwarzen Kleid mit großen weißen Punkten in der Küche. Plötzlich sah Mama hinter dem Fenster einen Nachbarn, Ludwik Kondraciuk. Sie reagierte schnell und riss Róża wörtlich das Sommerkleid vom Leibe, warf es auf einen Bottich und schob das Mädchen in das noch nicht fertiggestellte Zimmer. Just öffnete der Nachbar die Küchentür und fragte neugierig, was für Besuch die Frau des Marian habe. „Sie haben sich versehen, Nachbar“, antwortete die Mutter und warf das Kleid hastig woanders hin. Kondraciuk schüttelte verduzt den Kopf, fragte aber nicht weiter nach. Er war ein anständiger Mensch und obendrein sehr geschwätzig. Das Kulturleben auf dem Lande beschränkte sich auf Gespräche, Erinnerungen, Klatsch, Austausch von Informationen von der Front und über bäuerliche Erfahrungen. Trotz Krieg durften nämlich Äcker und lebendes Inventar nicht vernachlässigt werden. Vater glaubte, es würde schon werden, Mama

zitterte vor Angst. Auf das Verstecken von Juden stand Todesstrafe. Unweit von Stok Ruski wurde das landwirtschaftliche Gut der Familie Wielogórski in der Frühe umzingelt, in Brand gesetzt, und alle aus den Flammen Flüchtenden: die Eigentümer und die sich bei ihnen versteckenden Juden wurden erschossen. Irgendjemand hat sie angezeigt. Wir sind nicht besser als die anderen. 98,8 Prozent unserer Gene unterscheiden sich nicht von denen des Schimpansen. Oder sollten es doch mehr Gene sein? Jedenfalls stand der Himmel für jenes fünfköpfige Grüppchen von Juden offen.

Ich weiß nicht, ob ich in der Lage wäre, das Leben der eigenen Kinder für andere Menschen zu riskieren. Mögen wir auf eine solche Probe nicht gestellt werden! Die Eltern meines Mannes waren für mich immer Helden.

Nach dem Krieg wurde Orzel Kielman Beamter beim Staatssicherheitsdienst. Er wohnte mit seiner Frau Róza in einem ganz gewöhnlichen Haus. Ein Kind kam zur Welt. Er half, Mitglieder der Heimatarmee festzunehmen, die dann zum Tode verurteilt wurden. Es hat nicht lange gedauert, denn eines Tages wurde er auf offener Straße erschossen. Die Żebrowiczs emigrierten nach Frankreich, später sollen sie nach Israel ausgewandert sein. Dann war von ihnen nichts mehr zu hören.

Unser Start in den Sechzigerjahren war nicht einfach. Wir hatten weder eine Wohnung noch Geld, denn das Gehalt eines Assistenten der Technischen Universität Warschau reichte bis Mitte des Monats. Ein Jahr lang mieteten wir ein kleines Zimmer. Ich war schwanger. Ich war klug genug, um mich nach dem dritten Studienjahr auf ein vorgezogenes Examen in Pharmakologie vorzubereiten. Aber auf Mutterschaft war ich total unvorbereitet. Ich stellte mir das so vor, dass ich meinen Sohn in die Lehrveranstaltungen mitnehmen und den Pförtner bitten würde, während der Übungen auf ihn aufzupassen. Das Problem löste sich von selbst, denn es wurde mir nicht erlaubt, das Kind im gemieteten Zimmer zu haben, und so musste ich es einer Fremden in Pflege geben. Nach einem Jahr bekamen wir eine „Wohnung“ ohne Küche und Bad in Baracken, in denen vorher die Erbauer des Warschauer Palastes der Kultur und Wissenschaft gewohnt hatten. Hier kam im April mein zweiter Sohn zur Welt, und ich musste noch vier Examen vor meiner Diplomprüfung ablegen. Jeden Tag wusch ich auf einem Waschbrett und kochte auf einem Gasherd, der an eine Gasflasche angeschlossen war, vierzig Tetra-Windeln und im Schnitt neun Paar Strampler; per Hand machte ich Möhrensaft. Das Abschlussexamen machte ich am letzten Prüfungstag des Sommersemesters. Auf eine zweijährige praktische Ausbildung wartete ich ein halbes Jahr. Als ich im Warschauer Krankenhaus Wola eine Anstellung bekam, brauchte ich eine Kinderpflegerin. Zunächst konnte ich mich für eine Kinderkrippe nicht entscheiden; Plätze darin zu bekommen, war übrigens auch nicht leicht. Ich, naiv wie ich war, vertraute mein Problem einer ein Jahr älteren Kollegin an. Sie fasste es kurz: „weil Sie in sehr schwierigen Verhältnissen leben“.

Letzten Endes verbesserten sich unsere Existenzbedingungen. Mein Mann nahm ein Angebot an, komplizierte Anlagen in einer Glashütte in San Jose auf Kuba zu reparieren. Der Bau dieses Betriebes wurde vorzeitig beendet, aber die genannten Anlagen funktionierten schlecht. Es rückte der Jahrestag der Revolution heran, so dass die Angelegenheit als vorrangig behandelt wurde. Binnen sieben Wochen gelang es, von den Schweden, die das Projekt des besagten Bauvorhabens vorbereitet haben, nicht nur die komplette Dokumentation zu erhalten, sondern es auch erfolgreich abzuschließen. Das Problem bestand darin, dass beim schwedischen Projektanten eine falsche Bestellung eingegangen war, und für die Kubaner hatte die Inbetriebnahme der Glashütte den Rang einer Staatsangelegenheit.

Dieser Geldsegen und die Hilfe seitens der Eltern erlaubten es, uns bei der Wohnungsbaugenossenschaft der TU Warschau um eine Wohnung zu bewerben, und in einem Jahr zogen wir in die ersehnte geräumige Wohnung ein. Mein Organismus war erschöpft, die Widerstandskräfte geschwächt, ich bekam eine hartnäckige wiederkehrende Rippenfellentzündung, die einer langen Behandlung bedurfte. Aber ich lebte. Das Einzige, was mir blieb, waren Träume wie die im Märchen vom Fischer und dem Goldfisch. Von meinen jüngsten Jahren an wollte ich in der Hauptstadt leben, was als kindliche Phantasie erschien. Ich habe angefangen, in Warschau zu wohnen. Ich begann von weiten Reisen zu träumen. Aus diesen Träumen entstand mein erstes Buch, *Zemsta skorpiona* („Die Rache des Skorpions“). Die Länder, in die ich meine Protagonistin schickte, habe ich nie gesehen, obwohl wir uns die Reisen dorthin leisten konnten. Mein nächster Traum war ein Haus mit einem kleinen Garten.

Nach Absolvierung des Praktikums wurde ich als praktische Ärztin in meinem Stadtbezirk eingestellt, später arbeitete ich in einer Studentenpoliklinik. Ich bekam die Erlaubnis, mich in der Inneren Medizin zu spezialisieren. Ich war keine gute Mutter. Ich kümmerte mich um wertvolle Mahlzeiten, Hygiene, Sauberkeit in der Wohnung, hatte aber für nichts Zeit. In der Freizeit saß ich mit Büchern belegt im Sessel und lernte entweder für ein Kolloquium oder für ein Examen. Das Letztere legte ich gemeinsam mit einer im Klinikum arbeitenden Kollegin ab, die übrigens gut vorbereitet war. Wir kamen zur Prüfung, die wir in Anwesenheit der Leiter unserer Spezialisierungen ablegten – sie bei ihrem Professor, ich bei meinem Chefarzt. Gleich am Anfang eine Unannehmlichkeit. Der Prüfer sprang beim Erscheinen des Professors auf und begrüßte ihn überschwänglich. Meinen Chefarzt hat er wie Luft behandelt. Ich habe die Prüfung bestanden, musste aber auf dem Nachhauseweg weinen. Ich brauchte einen „Pausenfüller“, und so kam ich auf die Idee, den Roman *Limba* („Zirbelkiefer“) zu schreiben. Der Direktor der Anstalt für Gesundheitsfürsorge der Hochschulen schlug mir vor, im Krankenhaus dieser Anstalt in Vollzeit zu arbeiten.

1981 erhielt mein Mann einen Arbeitsvertrag im Irak, und auch mir gelang dies nach so manchen Bemühungen. Die Erinnerungen an diese Zeit beschrieb ich in dem Buch *Na scenie szpitala Al Kindi w Bagdadzie* („Das Krankenhaus Al Kindi in Bagdad als Bühne“). Die Einmaligkeit jener Zeit meines Lebens setzte meiner Abenteuerlust (vorläufig) ein Ende. Beruflich sammelte ich Erfahrungen, die in Polen nicht gemacht werden konnten. Ich kam mit moderner Kardiologie in Berührung. Es war im Irak!

Nach meiner Rückkehr nach Polen machte ich mich an die Spezialisierung 2. Grades in Innerer Medizin (damals war ich schon über 40). Eine Kollegin in meinem Alter, die in der Ambulanz eines Krankenhauses arbeitete, kommentierte: „Lass das sein, in deinem Alter ist man nicht mehr frisch im Kopf“. Gewissermaßen hatte sie Recht.

Der größte Schock war für mich der Tod meiner Mama. Ihre Krankheitssymptome waren banal, aber als ich sie auf die Schnelle untersuchte, wusste ich, das es das Ende war. Weder ein Krankenhausaufenthalt noch eine OP halfen. In jenen letzten Tagen sagte sie: Evi, mach dir keine Sorgen, ich weiß, wenn ich wieder wach werde, bin ich in einer anderen Wirklichkeit.

Als sie verstarb, schien es mir zehn Jahre lang, als hätte mir jemand meinen größten Schatz geraubt.

Ich habe die nötigen Praktika gemacht, einige Kolloquien und eine Abschlussprüfung abgelegt, die aus drei Teilen bestand: einem praktischen, einem in Form eines Tests und einem theoretischen.

Damals begannen wir mit meinem Mann das Haus unserer Träume zu bauen. Sieben Jahre lang waren wir nicht in Urlaub. Ich mag mein Haus und meinen Garten. Hier lebe ich, arbeite ich und erhole mich.

Ich hatte einen Traum, der mir wenig realistisch schien: mich einer schöpferischeren Arbeit „hinzugeben“, die Einblicke in die Geheimnisse des Herzens geben würde; jener wundersamen automatisierten Pumpe, die durch biochemische Mikrosignale in Gang gesetzt wird. Dieser Traum ist in Erfüllung gegangen! Am 1. Oktober 1986 bekam ich eine Vollzeitstelle in der Abteilung für Nichtinvasive Diagnostik am Institut für Kardiologie.

Heute kann ich nicht behaupten, eine vollkommen erfüllte Person zu sein. Ich habe etliche Fehler begangen, die einst als nicht zu vermeiden schienen, aber ich habe sicherlich die Erwartungen meiner Eltern erfüllt.

\*

In Teschen lebte „zu meinen Zeiten“ eine alte Dame. Man nannte sie Justka (vom Nachnamen Just). In ihrem Fenster war ein Porträt von Kaiser Franz Joseph eingerahmt. Man erzählte über sie lauter dummes Zeug, dass sie jedes Stäubchen vom Fußboden wische, im Sarg schlafe und ihre Henne, die ihr täglich ein Eichen legt, im Bett halte. Der besagte Sarg wurde vermutlich deshalb erfunden, weil sie zu Allerseelen auf ihrem Familiengrab

eine Installation mit Tausenden von eigenhändig angefertigten künstlichen Blumen zur Schau stellte. Sie selber setzte sich bescheiden auf eine kleine Bank vor der schaulustigen Menge, die kurz stehenblieb, weil niemand an einer solchen Exposition gleichgültig vorbeigehen konnte. Sie selber platzte fast vor Stolz. Irgendwann wurde mir bewusst, das ich übermäßig pedantisch bin, so wie etwa die Frau Justka sel. A., zum Beispiel, wenn ich bei der Morgengymnastik ein Stäubchen auf dem Teppich bemerke und es aufhebe, obwohl es damit noch bis zum Säubern Zeit hat; das gleiche im Garten. Ich pflege mein Haus und meinen erträumten Garten liebevoll, wie ich es nur vermag, aber sind meine Träume dies nicht wert? Deshalb, so scheint es mir, ist es eine ungeheure Niederträchtigkeit, Menschen aus ihren eigenen Häusern aus Kriegsgründen oder wegen anderer Formen der Gewaltanwendung zu vertreiben. Eine demonstrative Verehrung von Kaiser Franz Joseph im Teschen der Nachkriegszeit schien damals lächerlich zu sein, aber heute sehen wir es anders. Das österreichische Teilungsgebiet, im Gegensatz zum preußischen und vor allem zum russischen, ließ eine Autonomie zu, wir hatten einen Vertreter im Parlament. Der Kaiser erbaute für uns aus eigenen Mitteln nicht nur das Rathaus, er erschien auch höchstpersönlich zu dessen Eröffnung. Ähnlich wie wir uns vor Jahrhunderten mit Litauen vereinigten und so eine Republik beider Nationen entstand, schuf er eine Union mit Ungarn, die sich dagegen vehement wehrten (und vielleicht ihren Widerstand später bereuten, insbesondere im Jahre 1956). Nach meinem Gefühl waren dies die ersten schüchternen Versuche einer künftigen Vereinigung Europas. Ich bin glücklich, diese Zeit erlebt zu haben. Natürlich gibt es Probleme, aber wir lernen es, wie wir sie nicht nur vermeiden, sondern auch lösen können. Ich bedaure nur, dass es meine Eltern nicht mehr erlebt haben.

(Übers. von Tomasz G. Pszczółkowski)

HALINA OKOŃ

## An Tränen meiner Oma kann ich mich erinnern ...

Ich wurde im Januar 1947 geboren, aber die Geschichte meiner Familie, verbunden mit dem Zweiten Weltkrieg und der deutschen Besatzung, kenne ich, solange meine frühkindliche Erinnerung zurückreicht. Als ich mit meinen Eltern in Gałęzów, einem Dorf im Kreis Chełm, unweit des Hauses meiner Großeltern Godula – der Eltern meiner Mama, wohnte, spielte ich oft mit meinem Cousin auf dem Hof der Oma. Dort befand sich ein kleines umzäuntes Blumenbeet voller Päonien, die besonders im Mai etliche Blüten hatten. Das Blumenbeet, das die Oma täglich pflegte, machte uns immer neugierig. Einmal fanden wir eben an diesen Blüten Interesse und haben sie insgeheim gepflückt und sie der Oma als ansehnlichen Strauß geschenkt. Wie groß war aber unsere Verwunderung, als die Oma in Tränen ausbrach und sagte: „Hier ist die Grabstätte meiner drei Söhne, eurer Onkel, die im Krieg gefallen sind. Zwei von ihnen (Tadeusz und Czesław) wurden am 24. August 1943 von Deutschen erschossen, und der dritte (Seweryn) etwas später, am 23. Dezember 1943 von Ukrainern“.

Damals waren gerade neun Jahre seit dieser Tragödie vergangen, und die Erinnerungen daran waren sowohl für die Großeltern als auch für meine Eltern schmerzhaft. Gerade an die Tränen meiner Oma erinnere ich mich besonders, und später betete ich viele Male inbrünstig mit ihr gemeinsam an der Stelle, wo das Blut ihrer Söhne eingesickert war. Bis heute steht dort ein hölzernes Kreuz als Mahnmal, das die Familie Birus, ehemalige Nachbarn der Godulas, die in Gałęzów am längsten wohnen, aufgestellt haben. Das Grab der drei Onkel befindet sich in Klesztów, wo sie nach der Flucht der Deutschen 1944 beerdigt wurden, denn vorher wurde die Bestattung von den Nazibesatzungsorganen, die in Chełm ihren Sitz hatten, verweigert. Jeder Heiligabend war in unserer Familie voller Tränen, Traurigkeit und

Gebete für alle von den Besatzern getöteten Familienangehörigen meiner Oma Godula und meines Vaters, die während des Krieges gelitten haben.

Meine Großeltern: Mateusz Godula, geb. 1875, Rozalia Godulowa<sup>1</sup> geb. Staniewicz, geb. 1879, verloren durch deutsche Hand ihre Tochter Helena Beć, geb. 1899, ihren Mann Jan Beć, geb. 1892, deren vier Kinder: Stanisław, geb. 1918, Kazimiera, Bolesław und Stefan, der damals 15 war (die Geburtsdaten von Kazimiera und Bolesław kenne ich nicht) sowie die oben genannten Söhne: Tadeusz, Jg. 1908, Czesława, Jg. 1922, Seweryn, Jg. 1911, der von ukrainischen Nationalisten auf einer Wiese unweit seines Hauses ermordet wurde. Also verlor die Familie Godula während des Krieges insgesamt neun Angehörige.

Die Familie Beć wurde in Wygnanowice unweit von Piaski bei Lublin am 25. September 1942 zur Strafe für das Verstecken einer Person jüdischer Abstammung (ihr Name ist mir unbekannt) von Deutschen erschossen.

Der genannten Hinrichtung entgingen drei Personen, weil sie außer Haus waren: Mieczysław Beć, geb. 1920, sowie zwei Mädchen: Janina Beć, geb. 1930, und Danuta Beć, geb. 1932, verh. Grzelczyk, heute eine 83jährige Einwohnerin von Szczecin. Sie überlebte als einziges Opfer jener tragischen Ereignisse. Sie ist ein Opfer, weil sie trotz Überlebens mit zehn Jahren als Waisenkind von ihren Großeltern Godula aus Gałęzów in Pflege genommen wurde. Nach einem Jahr erlebte sie bei den Großeltern eine zweite Tragödie, als sie am 24. August 1943 Augenzeugin der Erschießung ihrer Onkel Godula war: Tadeusz' und Czesławs und am 23. Dezember 1943 – Seweryns.

Zeugen jener Tragödien vom 24. August 1943 und 23. Dezember 1943 waren außer der 11jährigen Danusia auch Rozalia und Mateusz Godula sowie deren Tochter Leontyna Pióro, geb. Godula, Jahrgang 1917, meine Mama. Mein Papa, Edward Pióro, geb. 1904 in Rogatka bei Dubienka am Bug, blieb verschont, weil er gerade vor der Umzingelung des Hauses durch die Deutschen das nahe gelegene Feld pflügte. Die Deutschen führten alle im Haus Anwesenden hinaus auf den Hof und exekutierten sie dort vor den Augen ihrer Nächsten. Sie taten dies, um deren Qualen zu vervielfachen, ohne Angabe von Gründen, dabei nur „polnische Banditen“ rufend.

Über diese Tragödie schrieb 1975 mein Mann, Zbigniew Okoń, unter anderem in der Zeitschrift „Ziemia Chełmska”<sup>2</sup>. Czesław (1918–1943), Tadeusz (1908–1943) und Seweryn (1911–1943) Godula waren Kämpfer einer Partisanenabteilung der Heimatarmee (AK). Der Abteilung gehörte auch Zbigniew Skorupa an. Er war Verbindungsmann zwischen dem Kommandierenden der AK-Abteilung in Żmudź und dem Kommandeur des AK-Bezirks in Chełm. Am 24. August 1943 fuhr Zbigniew Skorupa mit dem Rad von

<sup>1</sup> Weibliche Form des Namens Godula – Anm. d. Übers.

<sup>2</sup> Zbigniew Waldemar Okoń, *Zapomniana zbrodnia Niemców*. in: „Ziemia Chełmska”, Chełm, Januar 1975. Herausgeber: *Stowarzyszenie Miłośników Ziemi Chełmskiej* (Verein der Freunde des Chełmer Landes), S. 24.

Seweryn Godula nach Chełm. Seweryn Godula arbeitete offiziell in einem Geschäft in Gałęzów und in Pogranicze und hatte als Einziger im Dorf die Erlaubnis für den Besitz eines Fahrrads, die ihm von Deutschen ausgestellt wurde. Das Rad hatte den Partisanen gute Dienste getan, es wurde aber auch Ursache einer weiteren Tragödie. In Chełm sollte Zbigniew Skorupa seinem Kommandierenden Meldungen und Geld für Familien der Partisanen übergeben. In Kamień bei Chełm wurde er von einer dreiköpfigen deutschen Fahrradpatrouille angehalten. Einer der Gestapobeamten machte sich an die Kontrolle der Papiere des Angehaltenen – und an seine Leibesvisitation. Skorupa erschoss den Deutschen, der ihn revidieren wollte, mit dem anderen begann er im Straßengraben zu raufen. Dem Nazi eilte ein örtlicher Gestapoagent zur Hilfe, der auf den entwaffneten Polen mehrere Schüsse feuerte und seinen Leichnam an der Straße begraben ließ. Nach Überprüfung der Papiere Skorupas wurden aufgrund des Fahrradscheins Name und Adresse von Seweryn Godula ermittelt. Die Nazis holten Verstärkung aus Chełm und umzingelten sein Haus. Seweryn verlor nicht die Nerven, verständigte sich blitzschnell mit seinem Vater, und nachdem er die im Haus befindlichen Waffen mitgenommen hatte, sprang er in die am Fenster wachsenden Fliedersträucher. Er schaffte es noch, auf dem Fensterbrett des offenen Fensters Blumen aufzustellen. Das war ein Täuschungsmanöver, und die Deutschen, die die Hausbewohner heftig schlugen, sie ins Freie jagten und die Wohnung demolierten, fanden die Waffen nicht. Sie erschossen Tadeusz und Czesław. Den gemarterten Familienmitgliedern befahlen sie, sich mit dem Gesicht zum Boden hinzulegen und auf die Ergebnisse der Durchsuchung, die von einem jungen Gestapobeamten geleitet wurde, zu warten. Da sagte Leontyna Pióro, von übermenschlicher Intuition geleitet, zum Deutschen, der die Aktion leitete, es sei ein Irrtum. Dieser wankte und zeigte auf den Fahrradschein von Seweryn. Daraufhin sagte sie, jemand habe ihrem Bruder das vor einem Geschäft abgestellte Fahrrad in der Frühe gestohlen, und er sei gerade auf dem Weg nach Żmudź, um es den Deutschen zu melden. Sie log auch, dass ihr Mann, Edward Pióro, in Deutschland beim Arbeitseinsatz sei und dass sie nur darauf warte, zu ihm zu fahren. Durch dieses Gespräch hat sie nicht nur ihre Familie, sondern höchstwahrscheinlich auch das Dorf Gałęzów vor Pazifikation<sup>3</sup> gerettet. Die Deutschen gaben den Bitten und Wehklagen der Frauen nach und erlaubten es, die Leichen der Ermordeten „in einer Grube auf dem Hof“ zu begraben.

Edward Pióro, Deckname „Kloc“, Häftling in Majdanek, versteckte sich bis Ende September 1943 im Wald und vernichtete auf Befehl seines Kommandierenden die Spuren seiner und seiner Schwager Zugehörigkeit zu einer Partisanenabteilung. Seweryn lockerte seine Kontakte zu den

---

<sup>3</sup> Im besetzten Polen wurde das Wort in der Bedeutung Zerstörung und Ermordung oder Vertreibung von Einwohnern eines Ortes verwendet – Anm. d. Übers.

Partisanen nicht. Am 23. Dezember 1943, als er zu Weihnachten aus Nowa Kajetanówka nach Hause wollte, wurde er von einer Truppe ukrainischer Nationalisten, die ihn auf einer Wiese am Wald in einen Hinterhalt lockten, ermordet. Er ließ sich nicht lebend festnehmen. Seinen massakrierten Körper vergruben die Ukrainer auf einer Wiese. Mein Vater grub die Leichname von Seweryn und dem am 24. August 1943 ermordeten Schwager dank der Hilfe von Partisanen in der Nacht des 6. Januar 1944 wieder aus und beerdigte sie in selbstgemachten Särgen im Garten vor seinem Haus.

1944 wurden auf dem Friedhof in Klesztów bei einer bescheidenen Beerdigung im Kreis der Familie und unter Beteiligung von etwa einem Dutzend Teilnehmern von Partisanenkämpfen und Einwohnern von Gałęzów Czesław, Seweryn und Tadeusz Godula begraben. Sie ruhen dort bis heute.

Mein Vater, der zweimal aus seinem landwirtschaftlichen Gut ausgesiedelt wurde, war Häftling des Konzentrationslagers in Majdanek. In der Anfangszeit des Bestehens dieses Lagers, als die Häftlinge noch nicht nummeriert wurden, war er einer der Überlebenden. Er wurde auf Betreiben des örtlichen Probstes und Inhabers eines Gutshofes in Husynne, Supreta, bei dem mein Vater „als Pferdeknecht“ arbeitete, aus der Haft entlassen. Nach seiner Rückkehr aus dem Lager, total ausgemergelt (er wog nur 37 kg), wurde er zu Hause von seinen Schwestern wie ein Säugling ernährt – zuerst mit Brei, anschließend mit etwas anderem, denn sich Sattessen würde zum Tode führen.

Die Familie Pióro hat ebenfalls viel gelitten; mein Vati war KZ-Häftling, seine Schwester arbeitete bei einem Landwirt in Deutschland und kehrte erst nach dem Krieg heim (ich kenne den Namen des Ortes nicht – die Tante hat die Zeit der Entschädigungen [für die Opfer der Zwangsarbeit in Deutschland – Anm. d. Übers.] nicht mehr erlebt, aber in der Zeit, als sie im Dritten Reich arbeitete, erkrankten ihre zwei Söhne, denen die mütterliche Sorge fehlte, an Tuberkulose und starben. Sie beweinte sie bis zu ihren letzten Lebenstagen. Sie hieß Stanisława Rudnicka geb. Pióro, gebürtig 1901 aus Rogatka.

Bolesław Pióro, Jahrgang 1900, der Bruder meines Vaters, war auch im KZ Majdanek. Nach dem Krieg suchte ihn die ganze Familie, aber ein Kontakt mit ihm war nicht möglich. Viel später erhielten sie folgende Nachricht: „Schütze Bolesław Pióro, geb. am 04.05.1900 als Sohn von Antoni und Waleria in Rogatka, musikalisch begabt, Pfadfinder, Mitglied der im Untergrund wirkenden Polnischen Aufständischen Organisation, später der 'Wasteja' in den Jahren 1939–1940, Deckname 'Słowik'. Häftling des Konzentrationslagers in Majdanek, später Zwangsarbeiter in Deutschland (in Braunschweig). 1946 bei einer Minenexplosion tödlich verwundet. Begraben mit seinem Sohn auf dem örtlichen Friedhof. Unterzeichnet: 'Janusz Wasteja' – Jan Steć“.

Leider konnte ich dies nach Erhalt der Nachricht von einem anderen Mitglied der Familie meines Vaters nicht überprüfen, denn Vater und seine drei Schwestern lebten nicht mehr. Ich weiß ziemlich viel von der Familie und von deren Tragödie, aber ich mache mir Vorwürfe, dass ich nicht notiert habe, was meine Eltern erzählt haben, weil ich glaubte, alles behalten zu können. Zu meiner Rechtfertigung kann ich sagen, dass mich jene traumatischen Erinnerungen innerlich betroffen haben. Ich geriet in Panik, wenn mir Brot aus den Händen fiel. Ich hob es schnell auf, weil mein Vater, der über Hunger im Lager und während des Krieges erzählte, mich und meine Schwester Respekt für ein Stück Brot lehrte. Ich war von den Erzählungen meiner Nächsten so erschüttert, dass ich lange Zeit keine Kriegsliteratur lesen konnte. Erst als ich eine Familie gründete und ein Kind gebar, griff ich bewusst zu dieser bis dato ungeliebten Literatur.

Trotz so vieler Leiden sprachen meine Eltern nie mit Hass über die Deutschen. Mitunter erinnerten sie sogar daran, dass ein- oder zweimal ein Deutscher, der ein krankes Kind sah, ihm eine Arznei brachte oder etwas zu essen gab. Mein Papa wünschte niemandem etwas Schlechtes, und mir sowie meiner Schwester erklärte er, dass alles, was sich im Leben ereignete, Gottes Wille sei, und diesem fügte er sich. Ich mochte auch den Deutschunterricht im Lyzeum, habe aber später die Sprache, die ich nicht benutzte, vergessen. Heute erkläre ich mit Entschlossenheit, dass ich überhaupt kein Verständnis für derartige Bestialität und Erniedrigung anderer Völker durch Hitlerdeutschland habe, ich weiß aber auch, dass nicht alle Menschen schlecht sind und dass meine Altersgenossen in Deutschland nicht Täter, sondern Erben der tragischen Vorgänge sind. Ich hätte nie gedacht, dass ich darüber schreiben würde, aber nach Gesprächen mit dem Ehepaar Czejarek, Magda und Karol, habe ich mich dazu durchgerungen, an die Leiden meiner Großeltern nach dem Verlust ihrer Kinder und Enkel sowie an die Leiden meines Vaters wie auch die der damals elfjährigen Danuta Beć-Grzelczyk, die nach ihrer Heirat zwei Söhne zur Welt brachte, zu erinnern. Heute hat Danuta Beć-Grzelczyk auch Kinder, Enkel und Urenkel. Alle wohnen in Szczecin und fahren öfters nach Deutschland als Touristen oder zur Arbeit.

Ich denke, dass auch die Nachkommen von Mieczysław Beć, der die von den Nazis durchgeführte Hinrichtung in Wygnanowice überlebt hat, die Geschichte ihrer Angehörigen, von der sie wenig wissen, ebenfalls kennenlernen werden. Ihre Tochter, Emilia, ihr Sohn Artur und ihr Enkel Arkadiusz von der Familie Sugier trafen sich unlängst mit mir und mit meiner Familie und haben für die Geschicke ihrer Großeltern, Urgroßeltern und Ururgroßeltern Interesse gezeigt,

Als Angestellte im Kreiskulturhaus in Chełm habe ich oft an Treffen teilgenommen, die von Mitarbeitern des Kreiskulturhauses in Zamość organisiert wurden und der Klärung von verwobenen Problemen der Deut-

schen und Polen dienen sollten. An diesen Begegnungen nahmen Gäste aus Deutschland teil. Das war Anfang der Siebzigerjahre des 20. Jh. Die Region Zamość war von den deutschen Besatzern während des Zweiten Weltkrieges besonders betroffen. Unter den Teilnehmern jener Begegnungen fanden sich auch Kinder von Zamość<sup>4</sup>, und man befürchtete, dass die Menschen auf die durch Krieg verstärkten jahrhundertealten polnisch-deutschen Vorurteile negativ reagieren würden. Aber im Saal spürte man für den Sinn, derartige Treffen zu organisieren, großes Verständnis. Es wurden dabei individuelle Kontakte mit Deutschen geknüpft, man lernte Menschen kennen, die die Politik Hitlerdeutschlands sehr kritisch beurteilten. Heute schätze ich die damaligen Begegnungen als mutige Aktivitäten ein, denn damals war Polen noch kein weltoffenes Land.

Dann arbeitete ich in einer Schule und fuhr im Mai 1987 mit einer Gruppe von Jugendlichen für einige Tage in die Umgebung von Berlin. Wir besichtigten Ostberlin und Potsdam, wir machten mit deutschen Jugendlichen eine gemeinsame Schifffahrt auf der Oder. Und so wurden langsam Kontakte zwischen Schülern einer polnischen Schule mit Schülern aus der DDR geknüpft.

Damals hat niemals gedacht, dass sich etwas ändern würde. Jetzt können wir einen gemeinsamen Dialog „von der Feindschaft zur Normalität“ führen.

(Übers. von Tomasz G. Pszczółkowski)

---

<sup>4</sup> Unter diesem Namen versteht man in Polen Kinder aus der Region Zamość, die im Rahmen der Aktion Zamość von deutschen Besatzern von ihren Eltern zwangsweise getrennt und aus der Region ausgesiedelt wurden. Ein Teil von ihnen wurde in Konzentrationslager verschleppt, andere wurden zur Germanisierung in deutschen Familien oder Heimen untergebracht. Anm. d. Übers.

NATALIA OŁOWSKA-CZAJKA

# Berlin–Warszawa–Express

Das wird eine Erzählung darüber sein, dass nichts im Leben so ist, wie es einem scheint. Und auch darüber, dass wenn wir schon wirklich überzeugt sind, dass etwas ist, wie es ist, dann passiert sofort etwas, das uns zeigt, dass alles total anders ist.

## Einführung

Ja, ich lebe ein bisschen in Berlin. Die Straßenbahn, die meine zwei Wohnungen verbindet, fährt vom Bahnhof Warszawa Centralna mehrmals am Tag ab und bringt mich nach fünfundeneinhalb Stunden in meine zweite Wohnung.

Ich nenne es Straßenbahn, weil ich sowohl hier wie auch dort in wenigen Minuten den Bahnhof in meinem Hauslatschen erreichen und einen bequemen Platz im Zug nehmen kann, und die Zeit- und Raumreise in eine andere Welt kann beginnen, sie dauert lediglich ein paar Haltestellen. Unterwegs arbeite ich ein bisschen, lese ich ein bisschen, streichle ein bisschen den Hund, der mit mir fährt.

Ich bin viel am Reisen. Man muss es lernen, und man muss lernen, wie man in diesen zwei Welten, zwei Realitäten funktioniert. Ich habe einen praktischen Rat: Das Wichtigste ist, dass alles in jeder Küche an der gleichen Stelle liegt. Und dass man immer die Sachen an die gleiche Stelle abstellt.

Ich erinnere mich an eine Frage meiner Mutter, die sie mir mit zitternder Stimme gestellt hatte: Aber du ziehst nicht für immer dorthin um? Als ob es bei ihr Furcht und eine unausgesprochene Frage gäbe: Deutschland wird nicht dein fester Wohnsitz sein!?

Beide meiner Eltern sind aus der Vorkriegszeit. Beide hätten Gründe dafür, um Deutschland und die Deutschen nicht zu mögen. Lange Zeit gab es in meinem Leben keine Deutschen. Jetzt aber sind sie da: in den Gedanken, in meinen Taten, und in ...

## Der Vater

Das war ein dunkler Abend Ende September. Wir – Papa, ich und mein kleiner Bruder – sind aus der Sankt Michaelkirche im Warschauer Stadtteil Mokotów nach einer Messe hinausgegangen. Es war windig, die Straßenlaternen leuchteten schwach, wir hatten noch vor, an einem Zapfenstreich teilzunehmen, der an diesem Abend stattfinden sollte – ein schwieriges Wort für ein kleines Mädchen. Die Leute gingen, vom Wind gebückt, als ich plötzlich hörte, dass jemand hinter uns rief: Starker! Starker!! Alle drei haben wir uns umgedreht, und ein Mann ist auf uns zugerannt und hat meinen Vater umarmt.

Es konnte 1984 gewesen sein. Ich war neun Jahre alt, mein Bruder vier. Der Mann, der gerufen hat, war ein Kamerad meines Vaters aus der Zeit des Warschauer Aufstandes.

Seit dem Krieg haben sie sich nicht gesehen. Er wusste nicht einmal, wie mein Vater heißt. Er kannte nur sein Pseudonym aus der Zeit des Warschauer Aufstandes: Der Starke. Vielleicht deshalb konnten sie früher nicht zueinander finden. Erst nach vielen Jahren hat er ihn bei einer Gedenkfeier zur Erinnerung an die Kapitulation des Stadtteils Mokotów getroffen – am 27. September. Das Regiment Baszta, das in diesem Stadtteil kämpfte, hat in der Sankt Michaelkirche eine eigene Kapelle, wo jedes Jahr der Kapitulation von Mokotów gedacht wird. Von diesem Tag an ist mir die starke, stille herzliche Umarmung beider Männer im Gedächtnis geblieben.

Zwischen ihnen gab es eine unausgesprochene Berührung. Ich war klein, ich habe damals davon nicht viel verstanden, es war dunkel und spät, aber sicherlich werde ich mich an diesen Augenblick bis ans Ende meines Lebens erinnern.

Vielleicht sollte ich etwas mehr davon verstehen, weil mein Papa mich mehrmals zu den Gedenkfeierlichkeiten zur Erinnerung an den Warschauer Aufstand mitnahm. Ich kann mich an einen heißen Sommertag am 1. August auf dem Militärfriedhof in Powązki erinnern, als mein Vater mit einer weiß-roten Binde des Baszta-Regiments und einer Baskenmütze mit polnischem Adler auf dem Kopf mich in Richtung der Grabstätten der gefallenen Baszta-Kameraden hinführte. Es war heiß, auf den Gräbern lagen Blumen, die Menschen schleppten Kränze, die Grablichter leuchteten. Ich war nur mit ihm dort, umgeben von einem Menschenmeer. Plötzlich hat sich mein Vater entschieden, an der Ehrenwache teilzunehmen. Er rückte seine Armbinde und Mütze zurecht, nahm die Baszta-Truppenfahne in die Hand, und plötzlich stand ich allein in der Menschenmenge. Ich war damals vier Jahre alt, und es hat mich erschreckt, weil ich nicht wusste, wie es weiterläuft, und ich habe Papa schnell aus den Augen verloren. Eine Frau ist an mich herantreten, ebenfalls mit der gleichen Armbinde und Baskenmütze wie die meines Vaters. Ihr starker Handgriff und ihre

Entschiedenheit haben mich beruhigt. Zusammen haben wir gewartet, bis mein Vater seine Ehrenwache zu Ende abhielt, die Fahne einem anderen in die Hand drückte und zu uns zurückkehrte. Sie war eine Kameradin von meinem Vater aus dem Baszta-Regiment – Teresa Nowak, Pseudonym Grenadier.

Damals war ich noch nicht stolz darauf und habe noch nicht begriffen, dass das alles im Laufe der Zeit ein Teil von mir werden würde: Die Lieder, die mein Vater gesungen hat, Vorkriegs-Warschau, sein Pseudonym. Wie jedes Kind dachte ich, so ist es bei jedem zu Hause. Ich habe die Realität genommen wie sie war, als wäre das alles normal, genauso wie alles andere, was wir gemacht haben: Urlaubsreisen, Fahrten mit einem Tragflügelboot von Danzig nach Hela.

Mein Vater erzählte ungern über den Krieg und den Aufstand in Warschau, weil er der Meinung war, wer in die Vergangenheit zurückblickt, ist alt. Und er wollte jung bleiben, er hatte zwei kleine Kinder – ich wurde geboren, als er 51 Jahre alt war, mein Bruder kam fünf Jahre später zur Welt. Ich kann mich immer noch an seine Empörung in der Straßenbahn der Linie 4 auf dem Dzierżyński-Platz erinnern (Papa nannte diesen Platz immer mit seinem Vorkriegsnamen: Platz Bankowy, vor dem Krieg ist er dorthin über die Kierbedzia-Brücke gefahren), als eine Frau sagte: Sie haben aber schöne Enkelkinder! Heftig hat er ihr widersprochen. Er hat uns sehr geliebt und würde alles für seine Kinder geben. Er wollte kein Opa sein. Er war doch der Starke.

Nach diesem Treffen vor der Sankt Michaelkirche hat er mir aber erzählt, woher sein Pseudonym „Der Starke“ kommt.

Sein Vater und zugleich mein Großvater ist sehr früh – bereits 1930 – gestorben. Der Familienlegende zufolge ging der Schneider, der eine „Erstklassige Schneiderwerkstatt für Herrenbekleidung“ in der „Altstadt Nummer 16 Vorderhaus Erdgeschoss“ betrieb (zu Hause haben wir immer noch seine Visitenkarte), eine Wette ein, dass er im Februar die Weichsel durchschwimmt. Als ehrenwerter Mann hat er die Wette gewonnen, ist aber kurz darauf an einer Lungenentzündung gestorben. Mein Vater war damals sechs Jahre alt und sein jüngerer Bruder Edward nur drei. Meine verwitwete Großmutter Bronisława war früher nie berufstätig, und so musste sie sich nach einem neuen Mann umschauchen. Die zwei kleinen Kinder waren dabei ein Störfaktor, deshalb schickte sie meinen Vater in eine Schule mit Internat. Oft wohnte er auch bei seinen zahlreichen Tanten, den Schwestern von meiner Großmutter. Ein kleiner Junge ohne Aufsicht, teilweise im Warschauer Stadtteil Praga, in der Brzeska Straße lebend, musste ständig um seine Position kämpfen.

Als vaterloses Kind hatte er es in diesem „wildem“ Stadtteil nicht leicht, im Internat auch nicht, es gab aber auch helle Momente in seinem Leben, wie zum Beispiel einen Bonbon, den mein Vater von Marschall

Piłsudski höchstpersönlich bei einem Konzert für sozial benachteiligte Kinder bekam.

In seiner Kindheit hat er sich sehr oft geschlagen, um seinen Platz in der Gruppe zu verteidigen. Eines Tages hat er sich mit einem Jungen angelegt, der Anführer einer anderen Gruppe war, und vereinbarte mit ihm einen Kampf nach der Schule. Das erste Blut floss. Die Sekundanten haben die Kämpfenden getrennt, es gab eine Pause, und nach einer Weile fragte mein Vater seinen Gegner: Zu wenig abgekriegt? – Daraufhin antwortete der Gegner: Zu wenig! Sie gingen wieder aufeinander los, und es gab noch einige solcher Runden. Am Ende von diesem Scharmützel haben sich die Kämpfenden die Hände gereicht ... und wurden die besten Freunde! Der Vater erzählte mir darüber, ich kann mich leider an den Vornamen von diesem Jungen nicht erinnern, was ich sehr bedauere. Leider – auch diese Freundschaft auf Tod und Leben hat der Krieg zerschlagen.

Nachdem er seine Position in der Gruppe erkämpft und all den anderen gezeigt hatte, dass er kraftvoll und stark war, setzte mein Vater seine Bildung mit seinem treuen Freund an der Seite fort. Er hat das Wolfram-Gymnasium in der Miodowa-Straße absolviert, danach begann er, im Władysław IV.-Lyzeum im Stadtteil Praga zu lernen. Während der deutschen Besatzung (mein Vater hat den Krieg von der Besatzung strikt getrennt) hat meine Großmutter ihr Ziel erreicht, indem sie zum wiederholten Mal heiratete (sie ist zum zweiten Mal Witwe geworden) und nach Konstancin-Jeziorna umzog, wo sie einen Kurzwarenladen hatte. Zu Hause haben wir bis heute den Reisekoffer von damals – aus Pappe, dunkel, mit kleinen Schnallen am Griff, und darin ein Gewimmel von Postkarten, Bändchen, Knöpfen, Spitze und Mouliné – es war die Ware aus ihrem Geschäft. Das Haus, in dem sie damals wohnte, steht immer noch.

In der Besatzungszeit fuhr mein Vater mit dem Fahrrad aus Konstancin zum Wolfram-Gymnasium in der Miodowa-Straße. Wer Warschau und die Umgebung kennt, weiß, dass es ein weiter Weg ist mit dem Fahrrad von Jeziorna bis ins Zentrum von Warschau (heute führt dahin ein wunderbarer Weg für Radfahrer und Rollschuhläufer), und mein Vater musste diese Strecke jeden Tag bewältigen (leider nicht unter solchen komfortablen Bedingungen wie heute).

Eines Tages hat er einen Abstecher zum Schloss Wilanów gemacht. Ich weiß es nicht mehr, ob ihn dort eine Herzensangelegenheit gelockt hat. Er erzählte mir einmal von einem Treffen mit einem Mädchen, das so scheu war, dass sie aus Scham nicht zugeben wollte, auf die Toilette gehen zu müssen, und deshalb hat sie so gepullert, dass ihr der Urin über den Strumpf auf den Boden tröpfelte. Er hat sich mit ihr nie wieder verabredet. Aber an diesem Fahrradtage hat er wirklich Horrormomente erlebt. Die Deutschen, die gerade dort waren, haben ihn gesehen und wahrscheinlich nicht verstanden, was ein junger Mann mit einem Fahrrad in den Schlossgärten

zu suchen hatte, und so wollten sie ihn unbedingt danach fragen. Sie fingen an, hinter ihm herzurennen, und nach einem Augenblick befand er sich in einer ausweglosen Situation – vor ihm war die nackte Schlosswand mit durch Fensterläden verriegelten Fenstern. Plötzlich öffnete sich blitzschnell eines von ihnen im Erdgeschoss, und jemand hat ihn in den Innenraum hineingezogen, das Fenster schnell zuknallend. Mein Vater wurde gerettet, das Fahrrad aber nicht, er hat es nie wiederbekommen. Was ist schon ein Fahrrad angesichts des Krieges wert – er hatte das Glück, dass ihm nichts passierte.

Ich weiß nicht, was ihn dazu bewogen hatte, im Untergrund tätig zu werden. Ich denke, wie viele Jungs wusste er nicht, in was er da hineingeraten ist. Als der Aufstand in Warschau ausbrach, war er schon Soldat der Heimatarmee AK und begann zu kämpfen. Er kämpfte dort, wo es für ihn am nächsten war – im Stadtteil Mokotów, Regiment Baszta, Kompanie B3.

Es war Sommer, sie waren so jung, unvorbereitet und unbewaffnet. Er war damals 19 Jahre alt. Mokotów und die Villensiedlungen in der Gegend, Felder und Schrebergärten boten ihm die Möglichkeit, etwas zum Essen zu ergattern – mein Vater hat Tomaten gepflückt, während er die Kampfstellungen wechselte.

Er hat auf den Barrikaden und in den Schützengraben des Dreszer-Parks gekämpft. Mit ihm war damals sein untrennbarer Freund (Jasiek? Stasiek? Józek? Mein Gott, wie gerne würde ich das heute wissen!). Es ist etwas in ihm vorgegangen, und er hat die Spannung nicht ausgehalten, die sie seit vielen Tagen begleitete. Der Freund fing an, sich impulsiv und nervös zu verhalten. Er schrie, er werde sich nicht vor den Deutschen wie eine Ratte in einem Loch verstecken, er werde rauskommen und es ihnen zeigen. Gesagt, getan – er hat seinen Kopf aus dem Schützengraben hinausgewagt, und sofort traf ihn eine deutsche Kugel. Er starb in den Armen von meinem Vater.

Im Aufstand war mein Vater zweimal verwundet. Einmal, als eine Kugel seinen Körper unterhalb des Schlüsselbeins durchbohrte. Das zweite Mal, als die Kugel ihn am Schienbein traf und sich im Körper zerteilte. An seinem Körper gab es fünf tiefe Wunden – zwei am Schlüsselbein und drei am Bein. Ich habe diese Wunden wie Reliquien angesehen, ich habe sie berührt, ohne es damals wertzuschätzen – heutzutage wird das gerne bei Ansprachen in den Mund genommen –, dass seine Wunden für das Vaterland vergossenes Blut waren.

Nach Jahren zog ich auch nach Mokotów um, und erst dann habe ich verstanden, dass irgendwo sein Blut in die Erde geflossen ist. Ich habe ein paar Hundert Meter vom Dreszer-Park gewohnt, wo er in den Schützengraben saß und wo sein – für mich heute namenloser Freund – umgekommen ist.

Vor der Kapitulation von Mokotów versuchte mein Vater, sich zusammen mit anderen Aufständischen über die Abwasserkanäle zu evakuieren.

Es war Krieg, ein Teil der Kanalisation funktionierte nicht, in den Kanälen waren furchtbare Bedingungen, vor allem den Gestank haben die Aufständischen sehr schwer ertragen. Teresa Grenadier war eine der Frauen, die ihn bei diesem beschwerlichen Weg begleitete. Er erzählte, dass die Frauen aus seiner Einheit es besonders schwer hatten, es kam zu Geschwüren, Nervenzusammenbrüchen, Verzweiflung.

Das aufständische „Abenteurer“ meines Vaters ging so zu Ende, dass er die Waffe über den Kopf haltend den Kanal verlassen und sich den Deutschen ergeben musste. Er kam als einer von Vielen und warf die Waffe auf einen Haufen, den die anderen vor ihm schon aufgehäuft haben. Und dafür, dass er die Waffe hingeworfen hatte, bekam er von einem Deutschen einen Fußtritt verpasst. Er hatte viel Glück, dass es dabei geblieben ist, denn nicht weit von dort, in der Dworkowa-Straße, wurden alle Aufständischen, die aus dem Kanal herauskamen, erschossen.

Mein Vater wurde Kriegsgefangener. Man hat ihn nach Deutschland verschleppt und im Lager Altengrabow bei Magdeburg untergebracht, Gefangennummer 45267. Er musste sehr schlau gewesen sein, dass er dort Schreiber geworden war, was ihm viele Privilegien bescherte (unter anderem Zugang zum Essen), aber mich und meine Mutter hat das immer verwundert, zum einen weil er eine krakelige Schrift hatte, und weil er – trotz all seiner Talente – kein Polyglotter war und ausgerechnet Deutsch schlecht sprach.

Er erzählte über das Schicksal sowjetischer gefangener Soldaten, die durch die Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen nicht geschützt worden waren, weil die Sowjetunion sie nicht ratifizierte. Diese Menschen schliefen in der Kälte unter freiem Himmel, sie haben gefroren, haben keine Medikamente und kein Essen bekommen.

Das Lager wurde von den Amerikanern befreit. Es gibt ein Foto von meinem Vater: sein kleines Porträt in Begleitung eines schwarzen, runden, lachenden Gesichts eines amerikanischen Soldaten. Wie jeder damals, hatte auch mein Vater die Wahl, in sein Land zurückzukehren oder zu emigrieren. Der Chef seiner Einheit ging nach England. Der Vater hat nicht gezögert und kehrte heim. Ohne sein geliebtes Warschau konnte er nicht leben.

Zuerst hat er versucht, die Reste seiner Familie zu suchen. Aber er war es, der zuerst gefunden wurde. Ihm wurde zu verstehen gegeben, dass er für seine Untergrundtätigkeit als Soldat der Heimatarmee AK mit Repressalien zu rechnen hatte. So schnell wie möglich ging er nach Danzig, nach dem Krieg völlig zerstört, weil er nur dort, in einer Hafenstadt, Arbeit finden und – nebenbei – zum Wiederaufbau der Stadt beitragen konnte. Nach Jahren wurde er mit einem schönen großen Diplom geehrt, das an der Wand in seinem Arbeitszimmer hing – Diplom des Wiederaufbaupioniers von Danzig.

Dort hat er sein Ingenieurstudium beendet und erlernte seinen Traumberuf eines Elektrikers. Um die Familie, die er gründete, zu ernähren, arbeitete er hart und nahm Zusatzstunden in der Werft. Aus dieser Zeit hatte er noch eine Wunde, die er mir zeigte – am Unterarm. Auf seinen immer

braun gebrannten Händen gab es eine helle Stelle. Müde vom Unterricht an der Hochschule und von der Arbeit im Hafen machte mein Vater einmal ein Nickerchen mit einer Zigarette in der Hand. Die Zigarette ist ausgegangen und brannte eine Wunde auf seine Hand.

In Danzig musste er sich beim Amt für Öffentliche Sicherheit (UB) melden, wurde aber nicht verhaftet (ich weiß, dass einer seiner Kameraden bis 1956 eingesperrt war, danach lebte er in Rzeszów, sie hatten Kontakt miteinander). Danzig wurde für viele Jahre sein Zuhause. Er absolvierte ein Studium an der dortigen Polytechnischen Hochschule und wuchs langsam in die Stadt hinein, in der er mit seiner ersten Frau und ihren drei gemeinsamen Kindern wohnte.

Nach dem Krieg traf ihn noch ein Schicksalsschlag. Die Lungenentzündung, die schon sein Leben beeinflusste und an der sein Vater gestorben war, hat auch seinen Bruder Edward weggerafft. Edward war Pfadfinder und hat sich mit voller Kraft in den Wiederaufbau der Hauptstadt Warschau engagiert. Sein Traum war es, einmal durch den Ost-West-Tunnel unter der Altstadt zu fahren, den er bewunderte. Durch den Tunnel ist er gefahren, aber im Sarg. Nach der Arbeit spielte er Volleyball, danach legte er sich zur Erholung auf den Rasen, trank dabei kaltes Wasser ... und bekam eine Lungenentzündung. Damals gab es keine Antibiotika, die ihn heilen konnten, so hat diese Krankheit, nicht das letzte Mal, das Schicksal meiner Familie bestimmt.

## Die Mutter

Meine vor dem Krieg geborene Mutter war eine schöne, schlanke Blondine mit großen blauen Augen. Sie hat ein Studium an der Polytechnischen Hochschule in Danzig absolviert, Fachrichtung Organische Chemie. Sie war immer die beste Studentin, Siegerin in Schülerwettbewerben, unter anderem hat sie den Schülerwettbewerb in Latein gewonnen, als Preis bekam sie gesammelte Werke von Adam Mickiewicz, eine wunderschöne Ausgabe, die bis heute Auge und Herz erfreut.

Und eben diese Blondine stand einmal auf dem Bahnhof in Olsztyn und wartete auf den Zug nach Gdańsk. Der Zug hatte Verspätung, es gab viele Reisende, die Verspätung betrug mehr als 2 Stunden, die Reisenden fingen an, miteinander zu reden (in dieser Zeit konnten sie noch keine Smartphones herausholen, um Mails oder Facebook abzurufen). Mein Vater hat sie angesprochen, und das Gespräch war so interessant, dass er sehr enttäuscht war, als sie noch vor Gdańsk in Pasłęk ausstieg. Noch vor dem Ausstieg hat sie ihm gesagt – vielleicht aus Versehen, vielleicht aber aus Koketterie – dass sie morgen nach Gdańsk zurückkehrt.

Am nächsten Tag hat mein Vater auf alle Züge gewartet, die aus dieser Richtung kamen, um nach „seinem“ Krystinchen Ausschau zu halten.

Diese Geschichte ist wahr, und sie scheint mir wahnsinnig romantisch zu sein, aber Papa hat sich deswegen unheimlich geschämt, also erzählte er allen, dass er Mutter an der Polytechnischen Hochschule in Danzig kennenlernte, die sie beide abgeschlossen haben. Wahrscheinlich mochte er nicht, die romantische Seite seiner Natur zu zeigen, mag sein, sie stand im Gegensatz zu seinem Stark-Sein. Von ihm habe ich diese Geschichte nie gehört. Dafür erzählte sie mir mehrmals meine Mama, sie fand sie, wer weiß warum, wahnsinnig lustig.

In Paślęk hat meine Mutter ihre Familie besucht – dort wohnten ihre Eltern und Geschwister. Sie war die Älteste, sie kam am 27. März 1939 zur Welt. Der Großvater mütterlicherseits, seine Brüder und sein Vater – alle waren Schmiede. Ihre Schmiedewerkstatt hatten sie in Gostynin bei Płock, aber offensichtlich hatten sie damals nicht nur ihre Berufe ausgeübt, weil sie auf den von den Volksdeutschen vorbereiteten Listen standen und liquidiert werden sollten.

Als der Krieg ausbrach, wurde mein Großvater mobilisiert und musste seine Frau allein lassen. Den Angriff deutscher Truppen im September 1939 erlebte er bei der Belagerung der Festung Modlin, was von vielen als Hölle beschrieben wird.

Meine Oma ging mit der kleinen Krysia nach Płock und suchte Schutz in der Mariaviten-Kirche, wo sie Unterkunft bekamen.

Mein Großvater geriet in Gefangenschaft und wurde als Zwangsarbeiter eingesetzt. Er kehrte aber bald heim, weil er auf Anraten eines Arztes Epilepsie simulierte. Er kam nach Płock, es war aber absolut nicht möglich, mit der Familie in Gostynin zu bleiben. Von seinen vier Brüdern lebten zwei nicht mehr – sie wurden von Hitler-Deutschen festgenommen und im Wald bei Wólka Łącka erschossen. Der ältere Bruder, Stanisław, der verschont geblieben ist, wurde ebenfalls festgenommen und kam mit einem der ersten Transporte nach Auschwitz. Er überlebte das Lager. Meine Mutter erzählte mir, dass er ein sehr ausgeglichener und guter Mensch war.

Der Großvater hat es geschafft, mit Oma zusammen zu kommen, und die beiden wohnten neben der Mariaviten-Kirche. Meine Oma hatte einen deutschen Funker mit seiner Familie als Nachbar. Sie hatten ein kleines Kind, und seine Eltern haben beschlossen, dass es Polnisch lernen sollte. Sie haben die Nachbarin darum gebeten – und so lernte meine Oma Deutsch, aber der Kleine hatte leider Probleme mit der polnischen Sprache.

Diese Bekanntschaft sollte auch einmal von Vorteil sein – als sich die Deutschen aus Polen auf und davon machten, informierte der Funker Oma, bald werde hier gekämpft, die Front sei nah. Wer nur konnte, hat sich im Keller versteckt, darunter meine damals kleine Mutti und ihre zwei jün-

geren Schwestern, unter ihnen die vor Kurzem geborene, wenige Wochen alte Basia. Im Keller fehlte es an allem, auch an Licht und Sonne, das Kind wurde krank – möglicherweise Lungenentzündung – und ist gestorben. Das war ein großer Schlag sowohl für meine Oma als auch für meine Mutter, die 1944 fünf Jahre alt war und nicht viel von all dem verstand, bis auf eines: Sie hat ihre geliebte kleinere Schwester verloren. Die Menschen im Keller bangten um ihr Leben, für das kleine Kind gab es keine Arzneimittel. Als sie starb, war sie kaum sechs Wochen alt.

Es gab eine große Angst vor den Deutschen. Mama konnte sich sehr gut an eine Situation erinnern, als die im Keller zusammengepferrchten Menschen plötzlich sahen, wie die Tür aufging: Im Lichtstrahl stand ein Deutscher mit einer entscherten Granate, die er hineinwerfen wollte. Er sah die herumsitzenden Menschen an, das dauerte einen Augenblick, zögerte kurz, warf aber die Granate nicht, sondern knallte die Tür zu und rannte weiter.

Manchmal denke ich an diese Situation. Wovon ließ er sich leiten? Was hat darüber entschieden, dass er die Granate doch nicht hineingeworfen hat? Was war bloß in den Gesichtern der zu einem Haufen zusammengetriebenen Menschen, dass er, trotz des Krieges, sie alle mit seiner Granate nicht liquidierte?

Ich weiß nicht, wer er war, aber ich bin ihm ungeheuer dankbar dafür.

Glücklicherweise hat Mama das Ende des Krieges erlebt als schlankes, für ihre sechs Jahre hochgewachsenes Mädchen. Sie ging sofort in die zweite Klasse, obwohl sie weder schreiben noch lesen konnte.

Nach Kriegsende hat Opa entschieden, in die ehemaligen deutschen Gebiete zu ziehen. Er hat Gostynin verlassen und zog aus – so ist die ganze Familie in Pasłęk gelandet. Mama hat sich an der Trümmerbeseitigung in der Stadt und an der Kartoffelernte beteiligt („richtige“ Tätigkeiten für ein kleinwüchsiges, vom Krieg ausgemergeltes Mädchen, damals hat das niemand beachtet), sie schloss die Grundschule und das Lyzeum ab.

Dort hat sie den Tod von Stalin und die Tränen ihrer Russischlehrerin, einer Ukrainerin, erlebt, die den Schülern auf ihr eigentümliche Weise die Liebe zur russischen Sprache vermittelte: Sie hat ihre Schutzbefohlenen ausspioniert und bewirkt, dass einige von ihnen zur Strafarbeit in die Gruben nur deshalb geschickt wurden, weil sie selbstständig eine Pfadfinderorganisation gründeten, die damals für eine subversive Organisation gehalten wurde. Die Jungs aus gutem Hause lebten plötzlich unter extrem schlechten Bedingungen, weit weg von ihren Familien.

Aus diesen Verhältnissen wollte meine Mutter so schnell wie möglich weg, in die weite Welt. Trotz ihrer humanistischen Talente hat sie sich für ein technisches Studium entschieden, an der Polytechnischen Hochschule in Danzig, und so hat sie für immer ihr Familienhaus verlassen. Sie war damals 17 Jahre alt.

Aber an jenem Tag, an dem der Zug nach Olsztyn Verspätung hatte, hat sie gerade die Familie besucht, und auf dem Rückweg traf sie jemanden, der für sie zur Familie wurde, bis der Tod sie schied.

## Ich

Meine Eltern haben am 17. September 1974 in Gdańsk geheiratet. Meine Mutter hatte lange, blonde Locken und ein Kleid der Topmarke *Moda Polska*, in diesem Kleid werde ich in Zukunft in einer Theatervorstellung in meiner Schule die *Balladyna* spielen. Mein Vater hat einen kirschroten Anzug getragen, auf den meine Mutter eigenhändig wundervolle Strickmuster aufgenäht hat. Auf den Hochzeitsfotos sind sie ein schönes Paar. Sie wurden auf der Seebrücke in Sopot aufgenommen, wo alle nach der Trauung spazieren gingen und wo in der Nähe ein Imbiss gereicht wurde.

Nach der Hochzeit haben meine Eltern in Gdańsk-Wrzeszcz in der Hiberna-Straße gewohnt.

Ich kam am 10. Mai 1975 in Olsztyn zur Welt. Und so lag Olsztyn zum zweiten und vollkommen unerwarteten Mal auf dem Weg meiner Eltern – dieselbe Stadt, in der sich vor zwei Jahren ein Zug verspätete.

Mein Vater war mit der Re-Elektrifizierung der Dörfer beschäftigt. Er ging mit einem hölzernen Messgerät, im Polnischen *krokiewka* genannt, ins Gelände und legte damit den Verlauf der neuen Stromleitungen fest. Meine Mutter war damals hochschwanger und wollte nicht alleine in Gdańsk bleiben. Daher ist sie auch mit ihm, wenn seine Arbeit es erforderte, in das sogenannte „Gelände“ gefahren. Sie wohnten in einem Feriendorf, in Szypry, und als „alles angefangen hat“, wurde sie in das Wojewodschafts-Krankenhaus nach Olsztyn gebracht. Zur Entbindung wurde sie mit einem Trecker gefahren. Ganz am Rande – den Mann, der sie dorthin gefahren hat, hat sie später wieder getroffen, er hat die ganze Geschichte nicht vergessen und sich über das Treffen sehr gefreut.

Nur wenige Tage nach meiner Geburt begann die erste Reise in meinem Leben – von Olsztyn nach Gdańsk. Mein Vater fuhr mich mit einem Pkw der Marke Syrena 105, den er zusammen mit meiner Mutter noch vor der Hochzeit gekauft hatte. Das war nur möglich mit einer Sondergenehmigung des Wojewoden, die er nur wegen seiner Arbeit „im Gelände“ bekam. (Als ich mein Jurastudium begann und diese Geschichte hörte, konnte ich das nicht verstehen: Nicht die Tatsache, dass damals Autos mit einer Sondergenehmigung gekauft werden konnten, sondern dass meine Eltern so unvernünftig waren, ein Auto zu kaufen, ohne einen Vertrag untereinander abzuschließen und ohne die Eheschließung!). Der Syrena blieb bis 1993 in unserer Familie.

Ein Jahr nach meiner Geburt hat mein Vater, der sich immer als Warschauer fühlte und der sich einfach sehr nach Warschau sehnte, mit den Bemühungen angefangen, die Wohnung zu wechseln. Das mit Warschau hat nicht ganz geklappt, aber wir sind 1976 in das 20 km von der polnischen Hauptstadt entfernte Wołomin umgezogen. Meine beiden Eltern haben hier neue Arbeit gefunden – mein Vater zunächst im Betrieb für Erdöl- und Gasexploration und dann im Unternehmen für Elektrifizierung und Technischen Dienst für die Landwirtschaft ELTOR, meine Mutter hingegen im Zentralen Forschungs- und Entwicklungszentrum für Bautischlereiindustrie STOLBUD, im Volksmund „Kobra“ genannt – von den ersten Buchstaben des Namens – COBR (Abkürzung der polnischen Bezeichnung *Centralny Ośrodek Badawczo-Rozwojowy*). Sie arbeiteten in ihren Betrieben bis zur Rente, die für beide kein Ende ihres Berufslebens bedeutete. Mein Vater wurde Vermögensgutachter und Gerichtsgutachter in Sachen Elektrizität, meine Mutter beschäftigte sich wiederum mit Übersetzungen aus den vielen Sprachen, die sie beherrschte. Ich lese diese Abkürzungen (COBR, ELTOR), die seit meiner Kindheit in meinem Leben gegenwärtig waren, und komme nicht aus dem Staunen, dass die Welt einmal so ausgesehen hat!

Wołomin – für meinen Vater war das nicht der Gipfel der Träume. Als mein Bruder zur Welt kommen sollte, beschloss er, dass er in Warschau geboren wird. Er hat seinen Willen durchgesetzt und war glücklich, dass er einen Warschauer zum Sohn hat.

Mit der Zeit habe ich verstanden, dass unsere Familie nicht wie die anderen Familien um uns herum war ... Auf den ersten Blick lebten wir gleich wie die anderen – und im Sozialismus sollte das Leben aller gleich sein – mit den gleichen Möbeln, dem gleichen Kindergarten wie die Kinder aus dem benachbarten Wohnblock, und trotzdem habe ich gefühlt und gewusst, dass es anders ist.

Niemand in meiner Klasse und keines von den mir bekannten Kindern hatte Eltern, die vor dem Krieg geboren wurden und den Krieg am eigenen Leib erfahren haben.

## Ich und Deutschland

Der Krieg war in unseren täglichen Gesprächen nicht gegenwärtig, obwohl in dieser Zeit im (schwarz-weißen) Fernsehen vormittags viele Kriegsfilme gezeigt wurden. Die Kinder spielten in den Höfen weiterhin Krieg, und alle konnten auf Deutsch *hende choch* und *raus* sagen, selbst wenn sie überhaupt nicht verstanden haben, was das bedeutete.

Aber seit meiner Kindheit habe ich Deutschland mit Krieg assoziiert, mit dem Zweiten Weltkrieg als Teil des Lebens in meinem Land und als

Teil des Lebens meiner Eltern – und ich habe niemals gedacht, dass sich das ändern könnte.

Als ich zur Welt kam, waren meine Eltern bereits in reifem Alter, und sie wünschten sich sehr eine Tochter. Sie setzten alle Ideen ins Leben um, die sie mit der Geburt des ersehnten Babys verbanden – für meinen Vater waren es Sport und Spiel, für meine Mutter Wissen und Kultur.

Anderen Kindern wurden damals als Gute-Nacht-Geschichten Märchen vorgelesen, meine Mutter las mir die „Mythologie“ von Jan Parandowski vor.

Andere Kinder fuhren aufs Land zur Oma, und ich ging mit meiner Mutter in Museen und in die Operette und mit meinem Vater ins Schwimmbad oder aufs Fahrrad.

Meine beiden Eltern arbeiteten sehr viel, Samstage waren damals auch Arbeitstage, und richtige Familientreffen von uns vier fanden nur sonntags statt. Da gab es Gespräche über Geschichte. Während eines dieser Gespräche habe ich über Katyn erfahren. Und auch über Jalta, Churchill und die Sowjets.

Aus heutiger Sicht weiß ich, dass weder mein Vater noch meine Mutter die Deutschen beschuldigt haben und dass keiner den Deutschen gegenüber offen negativ eingestellt war. Bei uns zu Hause wurde über Deutschland nicht schlecht gesprochen.

Meine Mutter sprach sieben Sprachen und hatte schon sehr früh den Wunsch gehabt, dass auch ich anfangen sollte, Fremdsprachen zu lernen. Als erstes war Russisch an der Reihe. Sie zeigte mir die kyrillischen Schriftzeichen, kaufte mir ein russisches Abc-Buch, und als ich in die fünfte Klasse ging und der Unterricht mit dieser Sprache begann, habe ich bereits alle Buchstaben gekannt. Russisch war damals ein Pflichtfach. Diese Fremdsprache gefiel mir sehr, aber ich habe keinen großen Sinn darin gesehen, sie zu beherrschen – niemand in unserer Umgebung, weder Kinder noch Lehrer in Wołomin oder in unserer Familie haben Russisch gesprochen, und deswegen war das Lernen der russischen Sprache für mich eine Art Spiel – eine Kunst um der Kunst willen.

Mit der Zeit hatte meine Mutter die Idee, dass ich eine weitere Sprache lernen sollte – Englisch. Eine ziemlich exotische Idee – niemand in unserer Umgebung außer meiner Mutter konnte Englisch sprechen, und keiner reiste außerhalb Polens. Keiner in unserem Haus hatte einen Pass gehabt.

Aus dem Englischlernen ist nichts geworden, und ich habe mich nur davon überzeugt, dass man Fremdsprachen nicht mit seinen eigenen Eltern lernen sollte.

1980 kam mein Bruder zur Welt, ein Jahr vorher haben meine Eltern mit dem Bau eines Hauses begonnen – ein Doppelhaus auf einem Grundstück von ca. 300 m<sup>2</sup>. Auf diese Weise haben sie in Wołomin Wurzeln geschlagen, einer Stadt, die anfangs für meinen Vater nur eine Basis für Ausflüge in das geliebte Warschau war.

Ich habe die gemeinsamen Augenblicke mit meinem Vater, unsere gemeinsamen Ausflüge in die Hauptstadt gemocht. Wir sind in den Zug eingestiegen, mein Vater holte eine Zeitung hervor und teilte die Seiten aus, sodass ich einen Teil hatte und er einen anderen. Auf der Fahrt mit dem Zug lasen wir. In Warschau fühlte sich mein Vater wie ein Fisch im Wasser. Er führte mich durch die Höfe des Warschauer Stadtteils Praga (irgendwo zwischen den Straßen Brzeska, Żąbkowska und Białostocka, oder Stalowa, oder Inżynierska) und das auf eine solche Weise, dass ich nicht wusste, wie und warum wir plötzlich in einem Hof oder in einem Treppenhaus gelandet sind.

Wenn er eine Sache zu erledigen hatte, nahm er die kleine Natalia mit, und auf diese Weise kam ich als ein Kind von nur wenigen Jahren an Orte, die ich bis heute regelmäßig besuche – das Gericht in der Aleja Solidarności 58 oder Aleja Solidarności 127. Ich habe in meiner Erinnerung, dass ich allein auf einer Fensterbank im Flur des Gerichts saß, der mit einer dunklen Holztafel beschlagen war.

Meine Mutter nahm mich hingegen oft in die Operette oder in die Oper mit, weil der Betrieb meines Vaters ein Opernabonnement gekauft hatte – heutzutage ist das kaum denkbar! Ich habe den Eindruck, dass wir als die Einzigen dieses Abonnement für alle ELTOR-Beschäftigten genutzt haben – ich habe nie gehört, dass einer der Bekannten meines Vaters oder von meinen Freunden oder Freundinnen in die Oper gegangen ist.

In Wołomin bin ich ebenfalls ins Lyzeum gegangen, in dem ich mich wiederum entscheiden musste, welche Sprachen ich weiter lernen wollte. Zur Wahl standen Englisch und Deutsch oder Englisch und Russisch. Ich hatte keine Zweifel, dass ich weiterhin Russisch lernen wollte, und dadurch ist diese Sprache bis heute in meinem Leben präsent. Ich mache mir Gedanken darüber, warum ich damals nicht Deutsch gewählt habe. Um wie viel einfacher wäre mein Leben heute.

Im Lyzeum habe ich begonnen, eine Pfadfindergruppe zu leiten. In meiner Uniform über die Waldlichtungen laufend habe ich irgendwie nebenbei mein Abitur mit Auszeichnung im Wołominer Lyzeum gemacht, und es kam die Zeit, dass ich meinen zukünftigen Lebensweg wählen musste.

Meine Mutter hat gehofft, dass ich Ingenieurin werde (und das für Wasser- und Kanalisationsleitungen, brrr...), und mein Vater war der Meinung, dass ich eine einfache Wahl habe – entweder Medizin oder Jura. Damals habe ich mit ihm darüber nicht diskutiert, ich war mir dessen völlig bewusst, dass ich für das Jura-Examen weniger lernen musste als für Medizin. Und so wurde das Jurastudium zur Tatsache.

Bereits während meines Studiums organisierte der Bund Polnischer Pfadfinder das Programm „Britische Partner“, dessen Ziel ein Austausch der Pfadfinderjugend war. Meine Freunde von damals sind bis heute Teil meines Lebens und hatten großen Einfluss darauf, wie ich die Welt wahrnehme. Diese Treffen in den Jahren 1996 und 1997 waren meine

ersten Erfahrungen mit dem westlichen Lebensstil. Aber mein Weg in den Westen führte überhaupt nicht durch Deutschland, obwohl das doch der kürzeste Weg wäre.

Meine Eltern waren niemals auf ihre Kriegserlebnisse oder auf den Hass den Deutschen gegenüber fixiert. Meine Meinung über unsere Nachbarn jenseits der Oder bildete ich mir auf der Grundlage von Literatur, insbesondere habe ich hierbei Gefallen an historischen Romanen gefunden.

Gelinde gesagt war ich, was Deutschland und die Deutschen anbelangt, recht zurückhaltend, ihnen gegenüber sehr reserviert. Im Grunde genommen weiß ich nicht warum, da ich sehr lange persönlich keine Deutschen getroffen habe und keine Erfahrungen mit ihnen gemacht habe. Ich spreche hier von meinem eher bewussten Leben, da Deutschland zum ersten Mal in meinem Leben gegenwärtig wurde, als meine Eltern mit unserem Syrena in den Urlaub in die DDR nach Karl-Marx-Stadt fuhren.

Ich war damals zwei Jahre alt und habe viel geredet. Aber meine Mutter hat mir erzählt, dass die deutschen Kinder, die mit mir gespielt haben, sich bei ihr beschwert haben, dass ich stumm bin, dass ich nicht sprechen kann! Und ich habe mit der Zeit verstanden, dass die Deutschen für uns „stumm“ waren. Im Polnischen ist das Substantiv *Niemiec* – der Deutsche – mit dem Adjektiv *niemy* – stumm verwandt. Die Deutschen hätten also lange die Polen in ihrer Sprache ansprechen können, und niemand würde sie verstehen. Als ob sie wirklich stumm wären. Und umgekehrt.

In meinem bewussten Leben hatte ich also sehr lange keine Kontakte mit Deutschen. Na gut, vielleicht einmal eine halbe Minute lang. In einem Haus in Pasłęk, es war ein altes deutsches Haus mit einem hölzernen Treppenhaus und einem WC auf halber Treppe, ohne Heizung, wohnte Frau Erika. Meine Mutter erzählte mir über sie nur, dass sie Pasłęk nicht verlassen hat, als die anderen Deutschen vor den Polen geflohen sind. Sie ist geblieben. Frau Erika hat niemals gelernt, gut Polnisch zu sprechen, sie war immer anders. Ich war dort mit meinen Eltern als Kind auf der Durchfahrt. Auf der Treppe traf ich junge, bunt angezogene Menschen, die in einer fremden Sprache sprachen und mich in die Wohnung von Frau Erika einluden. Es war ihre Familie, die aus der BRD zu Besuch gekommen war. Ich habe kein Wort von dem verstanden, was gesagt wurde, aber ich habe Süßigkeiten bekommen – auflösbare Kaubonbons, von deren Existenz ich vorher keine Ahnung hatte. Diese Leute haben mich sehr nett angelächelt. Das war vielleicht 1981, die Zeit um das Kriegsrecht herum in Polen. Es war also nicht erstaunlich, dass die Leute aus einer anderen Welt mit Rührung in den Augen Kinder betrachteten, die für sie selbstverständlichen Güter nicht kannten.

Seit meiner Jugend habe ich gelesen, gelesen und gelesen. Auf Polnisch, Englisch und Russisch, mit der Zeit auch auf Spanisch (ich habe während meines Studiums begonnen, auch diese Sprache zu lernen). Als ich also

1998 ein Praktikum in einer ausländischen Rechtskanzlei machte, das mit meiner ersten festen Anstellung endete (und das sofort in einem Großunternehmen), und als ich endlich begann, die Vorteile eines solchen Konzerns zu nutzen, d. h. die Möglichkeit, mich zu einem Fremdsprachenkurs anzumelden, habe ich darum gebeten, Deutsch zu lernen. Es war eine der zwei zur Auswahl stehenden Sprachen, und Englisch konnte ich bereits. Auf diese Weise habe ich den ersten Deutschen in meinem Leben kennengelernt. Es war mein Lehrer Ralf, ein überaus freundlicher Mensch, der uns über sich nur so viel erzählte, dass er beim Fall der Berliner Mauer in einem Panzer in Szczecin saß, im Rahmen der alliierten Streitkräfte des Warschauer Pakts. Er konnte bestimmt etwas Polnisch, und das hat darüber entschieden, dass er in Polen Deutschlehrer wurde. Meine Fortschritte im Deutschen waren damals nicht sehr zufriedenstellend (schade!), und die Möglichkeit, diesen Kurs zu belegen, ging auch sehr bald zu Ende.

Nach vielen Jahren habe ich während eines Urlaubs auf Sri Lanka eine Deutsche getroffen. Ich sprang im Meer durch hohe Wellen, und sie tat es neben mir auch. Als sie erfahren hat, dass ich aus Warschau komme, hat sie begeistert ausgerufen, dass es eine sehr schöne Stadt sei, da ihr Vater die Stadt in den 70ern besuchte. Meine Einstellung den Deutschen gegenüber in dieser Zeit wird wohl am besten mit der Antwort beschrieben, die ich ihr damals gab – „Schön war Warschau vor dem Krieg, bevor die Deutschen die Stadt vollständig zerstört haben“.

Eine Spur ähnlicher Einstellung habe ich letztens auch im Buch *Wywiad-rzeka z prof. Bartoszewskim* (deutsch: Langes Interview mit Prof. Bartoszewski) gefunden. Ich habe das Buch aus dem Regal geholt. Im Inneren habe ich eine Reihe meiner Randbemerkungen sowie mit einem Bleistift unterstrichene Textpassagen gefunden, die – so wie ich es heute bewerte – auf meine kämpferische Einstellung gegenüber den Deutschen hindeuteten, die stark negativ geprägt war. Aber, wie ich schon am Anfang geschrieben habe: Nichts ist im Leben immer gleich, und so sollte sich auch das bald ändern.

## Ich und Berlin

Es war Liebe auf den ersten Blick nach sechs Jahren Bekanntschaft. Und sie hat in meinem Leben buchstäblich alles auf den Kopf gestellt, ich glaube selbst das Atmen, geschweige denn meine Ernährung, mein Verständnis von Kunst und der Welt oder die Art, wie ich das Licht sehe. Und plötzlich kam durch diese Liebe auch Berlin in mein Leben, zusammen mit einer wunderschönen, gemütlichen Wohnung in der Oranienstraße, mit lauter Wunderlichkeiten und Entdeckungen. Und es haben sich Deutsche und die deutsche Sprache in meinem Leben gefunden.

Berlin betrachtete ich mit den Augen meines Liebsten, und es gibt wohl keine schönere Rosabrille. Im schmutzigen und nicht sehr angenehm rie-

chenden Kreuzberg, in ganz Berlin und Brandenburg, zeigte er mir Orte, die mich mit Gerüchen betört, berauscht und entzückt haben.

Was ich in Berlin mag?

- Meinen Liebsten, der heute mein Ehemann ist, und der eine wundervolle und einmalige Fähigkeit hat (und er hat so viele Fähigkeiten!) – er kann schön leben.
- Das Grün, besonders, wenn am Landwehrkanal die Kastanienbäume blühen.
- Die Seen – man muss nicht einmal aus der Stadt fahren, um an einem See zu sein oder in einem See zu schwimmen (angeblich gibt es in Olsztyn ganze zehn Seen im Stadtgebiet – und auf diese Weise findet Olsztyn zum dritten Mal seinen Weg in meine Erzählung).
- Fahrräder – weil man überall hinfahren, ein Picknick oder eine Pause machen kann, in Gedanken versinken und etwas Neues entdecken, ein neues Stückchen Welt.
- Kunst – weil es wundervoll ist, spontan neue Ausstellungen, Musik- oder Opernveranstaltungen zu besuchen.
- Freiluftkinos, wo man sich weltberühmte Meisterwerke in Begleitung von zirpenden Grillen anschauen kann.
- Den am Tempelhof versteckten Tennisklub, der 1848 gegründet wurde, als wir noch während der europäischen Revolutionen unsere Wunden leckten.
- Und was ich noch mag, ist, dass ich namenlos bin; ich kann ausgehen, wann ich will, und kann anziehen, was ich will, und die Stadt lebt um mich herum, sie zieht mich an und lockt mit ihrer Einzigartigkeit.

Und ich mag in Berlin meinen Engel. Mein Engel ist um die 60 Jahre alt, und manchmal schmerzen ihn seine Gelenke. Dafür hat er ein schönes Lachen und ist ein Engel, weil er aus sich selbst heraus Gutes geben kann. Ganz ungebeten. Über meinen Engel werde ich noch erzählen.

Was ich in Berlin nicht mag?

- Lautes Feiern von Menschenmassen mit jeder Menge Dreck, z. B. die 1.-Mai-Demos im Stadtteil SO 36, obwohl ich es mag, dass danach alles sehr schnell aufgeräumt wird.
- Aber am wenigsten mag ich, wie der Zweite Weltkrieg dargestellt wird. Ich habe einmal eine Ausstellung im Historischen Museum besucht, in der gezeigt wurde, wie die verschiedenen Gesellschaftsschichten von der Ideologie Hitlers erfasst wurden – Uniformen für Lehrer, Krankenschwestern, eugenische Theorien. Ein gemeinsamer Faktor aller Ausstellungstücke waren Angaben, dass sie von den Nazis stammen und deren Überzeugungen widerspiegeln. Aus der ganzen Ausstellung ging hervor, dass das ganze Übel und die ganze komplizierte Struktur von den Nazis

ausgedacht wurde – irgendwelchen Außerirdischen, die auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands in den Dreißigern erschienen und nach 1945 anscheinend einfach verdampften, die keine Nationalität hatten, keine Sprache sprachen und diese Gebiete wieder für die Deutschen freigegeben haben. Nazis, Wesen, die wohl überhaupt nicht viel mit Deutschen gemeinsam hatten, die nicht von ihnen stammen, schamhaft (oder geradezu sorgfältig) vergessen. Solch eine Art der Darstellung von Realität, als ob nur irgendwelche Nazis für den Krieg verantwortlich wären, eine andere Art von Menschen, passt mir nicht, und ich bin damit nicht einverstanden! Wenn ich das sehe, kommt wieder die mit den Deutschen kämpfende Natalia zum Vorschein.

Manchmal kommt meine Straßenbahn sehr spät. Bis ich zu Hause ankomme, ist es fast Mitternacht. Einmal bin ich so mit meinem Liebsten zurückgekehrt, wohl wissend, dass es zu Hause nichts zu essen gibt, und es war Samstag, die Perspektive, irgendetwas zu ergattern, war nicht rosig. Beladen mit unserem Gepäck kletterten wir in das dritte Stockwerk hinauf, machten die Wohnungstür auf und fingen an, die Zimmer nach einer längeren Abwesenheit „einzuwohnen“.

Nach einigen Minuten des Herumtrampelns in der Wohnung klopfte jemand an die Tür. Es erschien uns nicht normal, dass jemand so spät zu uns kommen konnte und etwas von uns wollte. Aber es klopfte erneut. Krzyś öffnete die Tür. An der Türschwelle stand der Engel – in der Hand hielt er einen Teller und auf dem Teller Brot. Er lächelte breit und sagte, das sei für uns, weil seine Tochter in einer Bäckerei in der Nähe des Kudamms arbeite und das Brot mitgebracht habe. Wir könnten es sicherlich gebrauchen. Ich war wie vom Blitz getroffen. Und das Brot haben wir gebraucht wie noch nie zuvor – an Sonntagen sind in Berlin die Geschäfte geschlossen ...

Meinen Engel treffen wir hauptsächlich im Treppenhaus. Manchmal schleppt er schwere Einkaufstaschen nach oben, und dann helfen wir ihm. Er wohnt uns gegenüber, in demselben Stockwerk. Damals, mit dem Brot, ist er zum ersten Mal zu uns gekommen. Das erste Mal überhaupt, obwohl mein Liebster schon lange dort wohnt und mein Engel auch.

Das zweite Mal ist er ganz überraschend gekommen, eine Woche nachdem meine Mutter verstorben ist. Mein Engel hat mich und meinen Liebsten auf der Treppe getroffen und im gebrochenen Deutsch gefragt, ob alles in Ordnung sei. Es war nicht alles in Ordnung, und wahrscheinlich hat man es mir angesehen. An diesem Freitag klopfte es an der Tür, und dieses Mal stand mein Engel mit einem Mittagessen in der Tür – auf dem Teller waren noch dampfende, frische Speisen. Hausgemacht. Extra für mich, weil mein Engel wusste, dass ich keine Mutter mehr habe, die für mich kochen könnte.

Mein Engel spricht Deutsch mit einem starken türkischen Akzent, und vielleicht würde sogar jemand sagen, dass er gar kein Deutsch spreche. Na und? Er hat fünf Kinder und 17 Enkelkinder. Sonntags kommen sie alle

zum Familienessen, und der gesamte Treppenabsatz ist mit Schuhen in verschiedenen Größen vollgestellt, und das ganze Haus riecht nach hausgemachtem Essen.

Ich wundere mich gar nicht, dass mein Engel, obwohl er seit Jahrzehnten in Deutschland lebt, kein gutes Deutsch spricht. Ich akzeptiere es. Ich und mein Engel können uns doch trotzdem verständigen.

Und Deutsch ist eine schwere Sprache. Als ich mein zweites Zuhause bekommen habe, entstand die Notwendigkeit, sich in dieser Sprache zu verständigen, in der Welt außerhalb von unserem Zuhause, weil wir mit meinem Liebsten Polnisch reden.

Ich wollte in Warschau Deutsch lernen. Ich habe einen Native Speaker (wie nennt man ihn auf Deutsch?) gefunden. Artur war viel jünger als ich, frisch von der Uni. Er hat sich während des Erasmus-Programms verliebt und folgte seiner Liebe hierher. Er ist ein in Deutschland groß gewordener und ausgebildeter Tadschike.

Leider gibt es in einem Leben, in dem man stets unterwegs ist, keine Zeit zum Lernen. Jetzt lerne ich gar nicht.

Auf diese Weise wurde die Welt der Literatur zu einem wahren Deutschlehrer, insbesondere die Poesie.

Mein Liebster führte mich in die deutsche Sprache durch den schönsten Garten. Im Garten blühten die Blumen der Wörter, ausgedacht und aufgeschrieben von Rilke, Lorient, Tucholsky. Die Blumen in diesem Garten schaukelten verlockend zum Rhythmus der von Max Raabe gesungenen Lieder.

Vor nicht allzu langer Zeit hätte ich noch gesagt, dass ich kein Deutsch spreche. Und vielleicht spreche ich es auch nicht. Aber ich liebe diese Sprache und die Schöpfungen ihrer Kultur (wenn mir das jemand vor sechs Jahren gesagt hätte, dann hätte ich ihm nicht geglaubt...).

Und eben diese Liebe hat in Bezug auf Rilke folgende Früchte getragen (deutsche Zitate, deren Übersetzung ich mir erlaubt habe, stammen aus dem „Rilke Projekt“):

***Życia nie musisz rozumieć***

*Nie musisz z życia nic rozumieć  
A wtedy świętem stanie się  
Niech się po prostu uda umieć  
Jak dziecko w kwiatach się wyszumieć  
I z woni bzu unieść  
Naręcza kwiatów by je mieć*

*Aby je zbierać i przechować  
Nie idzie dziecku zbytnio w smak  
Po włosach splywa woń kwiatowa*

***Du musst das Leben nicht verstehen***

*Du musst das Leben nicht verstehen,  
dann wird es werden wie ein Fest.  
Und lass dir jeden Tag geschehen  
so wie ein Kind im Weitergehen  
von jedem Wehen  
sich viele Blüten schenken lässt.*

*Sie aufzusammeln und zu sparen,  
das kommt dem Kind nicht in den Sinn.  
Es löst sie leise aus den Haaren,*

Choć miło było tam się schować  
 Młodymi dniami rozkoszować  
 Ale już nowych wyzwań czas

drin sie so gern gefangen waren,  
 und hält den lieben jungen Jahren  
 nach neuen seine Hände hin.

-----  
 Zaczęło się od posiłku  
 I stało się nagle święto –  
     nie wiadomo jak  
 Wysokie płomienie trzepotały  
 Nad głosami, co ćwierkały  
 Zmieszane pieśni tryskały  
 brzęcząc ze szkła i odbłyśków  
 i wreszcie z dojrzałych tak  
     w takt zmysłów  
 Zaczął się taniec

-----  
 Als Mahl begann's.  
 Und ist ein Fest geworden,  
     kaum weiß man wie.  
 Die hohen Flammen flackten,  
 die Stimmen schwirrten,  
 wirre Lieder klirrten aus Glas  
     und Glanz,  
 und endlich aus den reifgewordnen  
     Takten:  
 entsprang der Tanz.

I wszystkich z sobą porwał  
 Jak bicie fal  
 o ściany sal  
 by dać się spotkać i dać się wybrać  
 dać się pożegnać i znowu się spotkać  
 i cieszyć blaskiem i gasnącym światłem  
 tak się kołysać w rytm letniego wiatru  
 z sukien kobiecych i dźwięczących  
     taktów

Und alle riß er hin.  
 Das war ein  
 Wellenschlagen in den Sälen,  
 ein Sich-Begegnen und ein Sich-Erwählen,  
 ein Abschiednehmen und ein Wiederfinden,  
 ein Glanzgenießen und ein Lichterblinden  
 und ein Sich-Wiegen in den Sommerwinden,  
 die in den Kleidern warmer Frauen sind.

Wprost z ciemnego wina i tysięcy róż  
 Płynie szemrząc godzina  
 wprost do sennych zórz

Aus dunklem Wein und tausend Rosen  
 rinnt die Stunde  
 rauschend in den Traum der Nacht.

### Pożegnania

Gdzieś daleko kwitnie kwiat rozstań  
 Rozsiewa nieustannie pyłek  
 Który wdychamy  
 I tak wraz z nadchodzącym wiatrem  
 wnika w nas  
 Pożeganie

### Abschied

Irgendwo blüht die Blume des Abschieds  
 und streut immerfort Blütenstaub, den wir  
 atmen herüber, und auch noch im  
 kommenden Wind atmen wir Abschied.

Ich liebe Berlin.

Ich habe hier Freunde und ich habe auch eine deutsche Freundin in Warschau.

Wir sprechen ein wenig Polnisch und ein wenig Deutsch.

Ich hätte niemals gedacht, dass ich Deutschland lieben könnte.

Aber es ist doch passiert.

Mein Wunsch- und Traumort liegt in Bayern, am Starnberger See, wo sich im Wasser die schneebedeckten Gipfel der Alpen spiegeln und im Abenddunst die fernen Lichter miteinander kuscheln.

## Moral

Das Leben ist hier und jetzt.

Man muss den Augenblick erleben, der gerade kommt. Er ist dafür da, um die Zukunft zu schaffen.

Wer in der Vergangenheit lebt, verliert sowohl die Gegenwart, weil er sie nicht durchlebt, als auch seine Chance auf die Zukunft, weil er keine Zeit hatte, sie zu formen.

Und man muss Augen und Ohren offenhalten, weil das Wichtige JETZT passiert.

## Epilog

Das bin ich – ich stehe auf dem Bahnsteig, an einer roten Leine habe ich einen Hund, auf meinen Rücken einen Rucksack, auf der Schulter eine gelbe Tasche. Gleich kommt meine Straßenbahn, es ist August 2014, ein Sonntag, die Straßenbahn ist voll, in den Ferien kommen viele Leute nach B., so nenne ich meine Stadt heute, und sie fahren mit dem letzten Zug zurück. Ich finde einen Platz in der Mitte, zwischen zwei Personen. Ich überrede den Hund, dass er sich unter die Bank legt, und der Zug fährt ab.

Ich werde meinem Liebsten noch ein paar Tränen hinterher weinen, bis mein Nachbar von der Fensterseite, der von Links, mich auf meinen Hund anspricht. Dass er brav sei. Und er sagt, dass er gerade von einem Ausflug nach Sachsen zurückkommt. Er erzählt ein paar Worte über das ost-west-forum. Und dass er normalerweise, wenn er mit dem Zug fährt, mit niemandem redet. Wir haben einen Großteil der Fahrt mit einem angenehmen Gespräch verbracht.

Dieser Nachbar war Professor Karol Czejarek. Ich bin ihm dankbar, dass ich diesen Artikel schreiben durfte.

AGNIESZKA OZDARSKA

# Erste Erfahrungen mit den Deutschen

Ich heiße Agnieszka Ozdarska und bin am 22. Oktober 1979 in Żagań, einer kleinen Stadt im Westen von Polen geboren. Diese Stadt liegt ungefähr in der Mitte zwischen den Großstädten Cottbus und Breslau auf etwa 100 Metern über dem Meeresspiegel, rund 40 km von der deutsch-polnischen Grenze und 100 km von der polnisch-tschechischen Grenze entfernt. Meine Heimatstadt ist vielen deutschen Städten ähnlich, und man kann dort viele deutsche Touristen treffen. Ich bin dort aufgewachsen und bin sehr stolz darauf. Dort habe ich bis zu meinem 18. Lebensjahr gelebt.

Im Jahr 2004 habe ich an der Universität in Zielona Góra meine Magisterarbeit mit dem Titel „Das Motiv der Einsamkeit und der Angst im Leben und im Prosawerk von Franz Kafka“ verteidigt. Mein Berufsleben habe ich aber schon im Jahr 2001 angefangen. Zuerst habe ich eine Einstellung bei einer deutschen Firma in Nowa Kopernia gefunden. Sie hat sich mit dem Recycling von Holzresten beschäftigt. Nach drei Monaten habe ich meine Arbeitsstelle gewechselt. Seit dieser Zeit bin ich als Deutschlehrerin in einer Schule tätig.

Ich gehöre zu einer Generation, die über die Geschichte von Polen und Deutschland von den Großeltern erfahren hat. Natürlich habe ich auch viele Bücher zur Verfügung gehabt, aber die von meinen Großeltern erzählten Geschichten waren am interessantesten. Sie haben mir sowohl die Licht- als auch die Schattenseiten der deutsch-polnischen Verhältnisse gezeigt. Meine Oma mütterlicherseits hat mir immer erzählt, dass sie während des Zweiten Weltkrieges viele gute Erfahrungen mit den Deutschen gemacht hat. Sie waren sicherlich freundlicher als die Russen. Diese Erfahrungen hat sie schon als fünfzehnjähriges Mädchen gesammelt. Damals hat sie die Schule in Przemyśl besucht. Am ersten September 1939 sollte sie die dritte

Klasse des Gymnasiums beginnen. Auf dem Weg nach Przemyśl war an den Bahnhöfen ein riesiges Chaos zu sehen. Als sie es geschafft hat, dorthin zu gelangen, ist der Krieg ausgebrochen. Przemyśl war in zwei Teile geteilt, die Grenze zwischen ihnen bildete der Fluss San. Den südlichen Teil haben die Russen eingenommen. Der Norden hat zu den Deutschen gehört. Die Klosterschule, die meine Großmutter besucht hat, war auf der russischen Seite. Die Schüler dieser Schule sind vertrieben worden, und das Gebäude war besetzt, so dass es für sie unmöglich war, ihre Bildung fortzusetzen. Die nächsten Wochen verbrachte meine Großmutter mit den Nonnen im Kloster, und in der Zwischenzeit hat sie versucht, einen Pass zu bekommen, um auf die deutsche Seite zu gehen. Sie wollte unbedingt nach Hause fahren und sich selbst überzeugen, ob alle ihre Familienmitglieder in Krajno noch leben. Es war nicht einfach, weil es viele Leute gab, die eine solche Erlaubnis kriegen wollten. Sie hat natürlich oft versucht, bis es ihr eines Tages endlich gelungen ist. Am Morgen ist sie wie an den vorangegangenen Tagen in das Gebäude gegangen, in dem die Deutsche Kommission solche Genehmigungen ausgestellt hat, und hat wie immer eine Menschenmenge bemerkt. Sie begann zu weinen, aber gleich danach hat sie sich zusammengerissen und ist zu einem deutschen Offizier gegangen und hat auf Deutsch gesagt, dass sie nach Hause fahren möchte, und dass sie hier allein ist und nicht weiß, was zu Hause passiert ist und ob alle ihre Familienmitglieder noch leben. Nach einer Weile hat sie ihren Ausweis mit dem Namen Ginter gezeigt. Als der deutsche Offizier das gesehen hat, hat er sie bei der Hand gefasst und hat das fünfzehnjährige Mädchen nach oben, in den Warteraum des Gebäudes geführt. Er hat ihr befohlen, eine Weile zu warten und hat gesagt, dass er alles erledigen wird, aber sie muss warten. Die ganze Situation hat ein russischer Soldat beobachtet, der meine Oma wieder nach unten genommen hat, aber dann ist der deutsche Soldat gekommen, der auf der Suche nach ihr war und hat ihr den Pass gegeben. Dank des Passes konnte meine Oma auf die andere Seite des Flusses gehen. Das ist die erste schöne Erinnerung meiner Oma, die mit den Deutschen verbunden ist.

Auf der anderen Seite des Flusses musste jeder einer Quarantäne unterzogen werden. Sie hat rund zwei Wochen gedauert. Diese Zeit hat meine Oma mit den Benediktinerinnen verbracht. Sie hat dort eine sehr nette Familie mit ihren Töchtern kennengelernt. Sie waren sehr nett, und meine Oma hat sich mit ihnen angefreundet. Eines Tages ist ein Mann gekommen und hat allen gesagt, dass morgen in Żurawica, 7 Kilometer von Przemyśl entfernt, um 9.00 Uhr ein Zug nach Krakau bereitgestellt wird. Wenn jemand in diese Richtung will, muss er das auf eigene Faust machen, um den Zug zu erreichen. Damals gab es einen sehr starken Frost und es war nicht leicht. Als meine Großmutter schon auf dem Bahnhof in Żurawica war, hat sie nicht gewusst, was sie tun sollte. An dem Ort war ein riesiges Chaos und sie war nicht in der Lage, eine Fahrkarte zu bekommen. Sie hat es auf-

gegeben, und für einen Moment hat sie sich auf eine Bank gesetzt, um sich auszuruhen. Sie begann zu weinen. Sie war sehr schläfrig, und plötzlich hat sich ihr ein deutscher Offizier genähert, der sie in den Zug geführt hat, er hat zu ihr gesagt, dass sie warten muss, und nach einer Weile ist er mit einer Fahrkarte nach Krakau gekommen. Sie konnte endlich nach Hause fahren, nach Kielce und dann nach Krajno, wo ihr Familienhaus war.

Weitere positive Erinnerungen sind mit dem Jahr 1944 verbunden, als die deutschen Soldaten auf der Linie der Weichsel waren und Häuser und Besitzgüter der Polen im Raum Krajno besetzten, das damals aus mehreren Dörfern bestanden hat. Es war Weihnachtszeit, als in dem Haus meiner Großmutter acht deutsche Offiziere einquartiert worden sind. Das Haus war recht groß, gepflegt und bestand aus zwei größeren Zimmern, so dass meine Großmutter und ihre Familie in einem von ihnen bleiben durfte. Die Soldaten haben in das Zimmer, in dem sie gewohnt haben, Stroh gebracht und alles so eingerichtet, dass es dort wirklich gemütlich war. Sie waren auch richtig zufrieden, weil es schon die Weihnachtsatmosphäre war und meine Urgroßmutter sehr gut gekocht hat. Sie haben Gelegenheit dazu gehabt, um polnische Gerichte jener Zeit zu kosten. Die Atmosphäre zu Hause war aber mit Spannung geladen, weil der Vater meiner Großmutter verschwunden und nicht zu Hause war. Die deutschen Offiziere wollten den Kindern eine Überraschung machen und haben den Weihnachtsbaum mit verschiedenen Lebkuchen geschmückt. Sie waren wirklich ganz nett und kultiviert.

Eines Tages, als die Kommission die Unterbringungsbedingungen der Wehrmacht überprüft hat, haben die Soldaten alles gemacht, um in dem Haus der Familie meiner Großmutter bleiben zu können. Auch zum Zeitpunkt der Kontrolle haben sie aus dem Nachbarzimmer den Offen genommen und gleich danach wieder zurückgegeben.

Es war auch ein anderes Ereignis, das auf meine positive Einstellung zu den Deutschen einen großen Einfluss hatte. Ich kenne es gut von den erzählten Geschichten meiner Großmutter. Es war der 4. Juni 1943. Die Deutschen haben an diesem Tag eine gute Entscheidung für unsere ganze Familie getroffen. Es war Nacht, meine Großmutter schwanger, als die Deutschen an die Tür meiner Großeltern geklopft haben, um ihren Plan zu realisieren. Meine Oma war sehr ruhig. Sie war sich dessen nicht bewusst, was passieren konnte. Die Soldaten haben meinem Großvater gesagt, dass er sich anziehen soll und sofort vor das Schulgebäude gehen muss. Es gab dort auch andere Männer, zusammen elf. In der Zwischenzeit haben sie auch an die Türen anderer Häuser geklopft. Viele Menschen haben gewusst, was dieser Besuch bedeutet, so haben sie versucht zu fliehen. Sie sind dann in der Regel sofort ums Leben gekommen. An diesem Tag sind so viele Menschen getötet worden, dass die Deutschen vor der Schule nur zwei Männer erschossen haben. Der Rest ist also glücklich freigelassen worden. Unter diesen Männern war mein Großvater.

Am 4. Juni 1993 fand an der gleichen Stelle in Krajno eine Gedenkfeier anlässlich all jener Ereignisse statt. Mein Großvater war dort mit meiner Großmutter. Er wollte seine Kollegen, mit denen er vor der Mauer gestanden hat, sehen und sie treffen. Aber es waren für ihn zu viele Erlebnisse, und er ist an demselben Tag gestorben. Es war genau 50 Jahre nach all diesen Ereignissen. Als Kind wollte ich mich deswegen nur auf die positiven Seiten der Beziehungen zwischen den beiden Nationen konzentrieren.

Mein Opa und sein Freund sollten an einem Tag in der Kriegszeit im Heiligkreuzgebirge von den deutschen Soldaten erschossen werden. Die Deutschen haben aber an diesem Tag eine Entscheidung getroffen, zwei Personen freizulassen. So haben sich mein Opa und sein Kollege aus dem Gemetzel gerettet. Als Kind wollte ich mich deswegen nur auf die positiven Seiten zwischen den beiden Nationen konzentrieren.

Mein Abenteuer mit den Deutschen hat angefangen, als ich 16 war. Ich war zum ersten Mal auf einem Schüleraustausch in Deutschland in der Stadt Cottbus. Ich kann mich aber daran nicht so gut erinnern. Eines habe ich aber behalten: Ich habe in einem schönen Haus am Rande der Stadt bei einem netten Mädchen gewohnt. Seine ganze Familie war sehr freundlich und wollte mit mir nur auf Russisch sprechen. Sie haben gedacht, dass man bei uns in Polen an den Schulen keine anderen Fremdsprachen, sondern nur Russisch unterrichtet. Um das Haus herum waren viele grüne Bäume, und im Haus hat es immer schön geduftet. Das waren verschiedene Waschmittel, die damals in Polen noch nicht vorhanden waren. Während dieses Aufenthaltes habe ich auch den Film *Men in Black* gesehen. Das riesengroße Kino war in einem großen Einkaufszentrum. Es war für mich ein großes Erlebnis, weil wir in Żagań und in der Umgebung weder ein Kino noch ein Einkaufszentrum hatten. In jener Zeit war ich daran nicht gewöhnt, die Einkäufe unter einem Dach zu machen. Wir hatten bei uns nur viele kleine Geschäfte und natürlich nicht so viel Geld. Während dieses Aufenthalts ist mir aber etwas Peinliches passiert. Am zweiten Tag meines Besuches wollte ich baden. Ich bin ins Bad gegangen, und es hat sich erwiesen, dass es nur kaltes Wasser gab. Ich habe die Familie darüber sofort informiert, und sie haben mir gesagt, dass sie nur einmal in der Woche das Wasser aufwärmen, und ich muss bis Ende meines Besuchs kalt baden. Das war meine erste negative Erfahrung mit den Deutschen und mit ihrer Gastfreundlichkeit, die aber keinen negativen Einfluss auf meine künftigen Beziehungen mit dieser Gastfamilie hatte. Wir standen sehr lange im Briefwechsel.

Meine Schulzeit an der Oberschule war eine schwere Zeit für meine Eltern. Obwohl sie beide berufstätig waren, konnten sie sich viele Sachen nicht leisten. Besonders schwer war es für sie, wenn sie auf meine und die Sommerferien meiner Schwester wegen Geldmangels verzichten mussten. Sie sind deshalb auf die Idee gekommen, eine andere Möglichkeit zu finden, damit ich und meine Schwester unsere Sommerferien sinnvoll hätten verbringen

gen können. Es ist gelungen. Meine Eltern haben Kontakt mit einem Lehrer aus einem kleinen Ort aufgenommen, der eine Auslandsreise nach Deutschland im Rahmen der Aktion „Polnische Schülerinnen helfen den Landfrauen“ für Jugendliche organisiert hat. So konnten insgesamt 14 Mädchen aus Polen, darunter auch ich, ihre Ferien auf Höfen des Münsterlandes verbringen. Der Sommer der Begegnung ist durch die Katholische Landvolkbewegung im Bistum Münster seit ein paar Jahren vermittelt worden. Ich und die anderen Mädchen haben den Landfrauen im Haus und im Garten sowie bei der Kinderbetreuung geholfen. Für mich war das mein erster Aufenthalt im Westen von Deutschland. Alles war für mich ganz anders als in Polen. Die Straßen und Häuser waren in einem guten Zustand, außerdem gab es in der Stadt viel Grün. Es war bei uns nicht so. Es gab viele Unterschiede. Überraschend für mich war auch der enge Kontakt, den die Nachbarn untereinander gepflegt haben. Ich habe mich sehr gewundert. Immer wenn ich damals mit dem Fahrrad in die Stadt gefahren bin, um Einkäufe zu machen, haben mich alle Nachbarn herzlich begrüßt. Solche Verhältnisse unter den Leuten haben mir viel Mut gegeben, weil es eine schlimme Zeit für mich war. Ich war fast 900 Kilometer von zu Hause entfernt, und im Umkreis von 60 Kilometern gab es kein Mädchen von den 14, die mit mir aus Polen nach Deutschland gekommen sind. Meine Sprachkenntnisse waren auch nicht befriedigend. Ich musste die ganze Zeit mein kleines Wörterbuch mithaben. Obwohl die Familie von Anfang an sehr nett zu mir war und mir helfen wollte, habe ich die erste Woche über immer nur geweint. Sie haben mich die ganze Zeit getröstet, ich durfte auch jederzeit meine Eltern anrufen. Wenn meine Eltern zu diesem Zeitpunkt ein Auto gehabt hätten, wäre ich mit Sicherheit nach Hause zurückgekommen. Zum Glück war es anders.

Arbeiten musste ich auf dem Hof ganz viel. Zu meinen Aufgaben hat es gehört, die Wäsche zu bügeln und zu rollen. Das war unter anderen Pflichten eine von meinen Lieblingsbeschäftigungen. Ich konnte ganz alleine in einem eigens für mich eingerichteten Zimmer sitzen und das Radio laut anmachen. Ich habe niemanden gehört und hatte meine Ruhe. Ich erinnere mich nur an eine Situation, die für mich sehr komisch war. Eines Tages habe ich wie immer Wäsche gebügelt, und in der Tasche einer Hose hat etwas gesteckt. Das war eine große Summe Geld. Ohne darüber nachzudenken, habe ich Elisabeth und Heinrich darüber informiert (es waren die Hausbesitzer) und habe ihnen das Geld gegeben. Sie waren aber nicht so sehr überrascht. Damals habe ich gespürt, dass sie kein großes Vertrauen zu mir hatten. Ich fühlte mich merkwürdig. Heute weiß ich, dass sie damals wissen wollten, mit wem sie es zu tun hatten. Diese Situation hat deutlich gemacht, dass es in Deutschland zu jener Zeit noch viele Vorurteile gegen Polen gab.

In dem Haus von Heinrich und Elisabeth lebten sieben Personen, darunter vier Kinder. Ich musste das Haus aufräumen und das Frühstück vorbereiten. Ich musste sehr früh aufstehen und habe frisches Brot gebacken. Das Brot

war damals teurer als in Polen. Gartenarbeiten haben auch zu meinen Pflichten gehört. Ich musste auch 109 Fenster im Schweinestall putzen. Sie waren aber klein. Nach einer Woche habe ich auch angefangen, das Mittagessen vorzubereiten. Immer wenn wir zu Mittag gegessen haben, hat mich jemand von meiner Familie aus Polen angerufen. Das war blöd, weil immer, wenn ich an den Mittagstisch zurückkam, hat es nichts mehr zum Essen gegeben. Nach kurzer Zeit habe ich schon gewusst, was ich eigentlich machen sollte. Ich habe bei den Vorbereitungen des Mittagessens und des Desserts etwas genascht. Im Laufe der Zeit habe ich verstanden, dass die Familie ganz normal und nicht wie mit einem Gast mit mir umgehen wollte. Ich sollte mich wie in der Familie fühlen. Und es war so. Aber bei uns in Polen wäre eine solche Situation mit dem Gast nicht möglich.

Nach meiner Ankunft habe ich wie andere Kinder in dem Haus eine Eintrittskarte ins Schwimmbad für einen Monat bekommen. Nachmittags, wenn ich schon arbeitsfrei hatte, konnte ich mich dort richtig entspannen. Ich muss hier aber betonen, dass ich die ganze Zeit über verschiedene Gedanken im Kopf hatte: Wozu brauchen die Leute das Mädchen aus Polen, um alle diese Hausarbeiten zu erledigen? Sie haben doch vier Kinder, die ihnen genauso gut wie ich helfen könnten. Ich habe mich manchmal ausgebeutet gefühlt. Während ich im Haus gearbeitet habe, hatten die Kinder oft frei. Wir waren fast gleichaltrig, deshalb habe ich mich blöd gefühlt.

In Deutschland waren viele Sachen für mich neu, auch das, dass meine deutsche Gastfamilie ihre Freizeit so gut gestalten konnte. Sie hatten immer Ideen, um keine Langeweile zu haben, um etwas zu unternehmen. Ich habe vor der Reise nach Deutschland gedacht, dass ich die meiste Zeit zu Hause mit der Familie verbringe. Es war aber nicht immer so. Sie wollten mit mir viel unternehmen. Wir haben oft zusammen Golf und Bowling gespielt. Häufig sind wir 30 Kilometer Rad gefahren, um Eis zu essen. Am Wochenende war immer ein Fest, zum Beispiel ein Straßenfest, oder sie haben Geburtstag eines Familienmitgliedes gefeiert. Es war faszinierend, neue Leute und Kultur kennenzulernen, meine Sprachkenntnisse zu verbessern und die Zeit so angenehm zu verbringen. Einmal habe ich einen Mann kennen gelernt, der Bankdirektor war. Er war so nett, dass er mir vorgeschlagen hat, ein Praktikum auf einer Bank in Ochtrup zu machen. Ich habe das Angebot leider nicht angenommen, weil ich dachte, dass mein Deutsch nicht gut genug war, und dass ich das nicht schaffe. Den größten Eindruck haben dort auf mich die Leute aus der nahen Umgebung gemacht, die so offen und kontaktfreudig waren. Obwohl ich eine Polin war, haben sie nie gezeigt, dass sie etwas gegen Polen haben. Ich habe das nie gespürt. Ich bin ihnen dafür sehr dankbar.

Im Laufe der Zeit habe ich immer mehr positive Seiten bei unseren Nachbarn entdeckt. Wir sind ab und zu in die Niederlande gefahren. Die Familie hat mich dort so behandelt, als ob ich ihr Kind wäre. Sie haben

einmal mir und ihren Kindern vorgeschlagen, dass wir uns in der Stadt Enschede kaufen können, was wir wollen. Das war ganz nett. Ich habe mich dort so gut amüsiert, dass ich blitzschnell mein Heimweh vergessen habe. Ich habe mit meiner Gastfamilie auch die Bundesgartenschau besucht. Sie hat in der nahen Umgebung von Ochtrup stattgefunden. Durch diese Initiative sollen in Deutschland die Lebensqualität und das ökologische Klima in den Städten verbessert werden. Ich war überrascht, dass die Leute in Deutschland so viel an den Umweltschutz denken. Bei uns in Polen war das kein Topthema. Das war aber auch eine Zeit, in der ein Artikel über mich in der örtlichen Zeitung erschienen ist. Alle Leute aus der Umgebung von Ochtrup haben mich dort erkannt. Sie wollten mit mir sprechen und haben mich sehr herzlich begrüßt. Vor dem Interview war die Familie die ganze Zeit unruhig und hat mich ständig gefragt, was ich dem Journalisten über sie sage. Ich konnte aber damals meine Gefühle wegen meiner schwachen Sprachkenntnisse nicht richtig ausdrücken. Aber ich bin deswegen sehr glücklich, weil man nach so vielen Jahren die Zeit damals ganz anders sieht.

Ende August waren die Ferien in Polen zu Ende. Ich musste nach Hause zurück, um mich auf das Abitur gut vorzubereiten. Nach diesem Aufenthalt habe ich mich entschieden, die deutsche Sprache zu studieren. Ich bin sicher, dass die Aktion „Polnische Schülerinnen helfen den Landfrauen“ viel zur deutsch-polnischen Verständigung beigetragen hat. An der Aktion haben junge Mädchen teilgenommen, für die die deutsch-polnischen Beziehungen nicht so kompliziert waren. Alle Mädels, die mit mir nach Hause zurückgekommen sind, wollten so ein Abenteuer wieder erleben. Wir hatten Lust, eine neue positive Zukunft ohne Vorurteile zu bilden.

Ich habe fünf Jahre deutsche Sprache studiert, und das war für mich die schönste Zeit meines Lebens. Ich hatte in dieser Zeit Gelegenheit, mehrmals nach Deutschland zu fahren. Während meines Studiums habe ich auch ein zweiwöchiges Praktikum am Alexander-von-Humboldt-Gymnasium in Schweinfurt gehabt. Ich habe bei einem Erdkundelehrer, Reinhold Jordan und seiner Familie, gewohnt. Das Praktikum hat mein Literaturlehrer Michael Lamm organisiert, der früher als Lehrer an dem Gymnasium tätig war. Er hat Leuten auf der ganzen Welt geholfen. Zuerst war er in Afrika. Nach vielen Jahren ist er nach Polen gekommen und hat den jungen Leuten gezeigt, dass die deutsch-polnischen Beziehungen unkompliziert sein können. Man muss es nur wollen. Bis heute nehme ich mir ihn zum Vorbild.

Heute arbeite ich selbst als Lehrerin und habe immer öfter die Möglichkeit, die Verhältnisse zwischen den Jugendlichen genau zu beobachten. Sie denken nicht viel über die Vergangenheit. Sie kommen sehr gut miteinander aus. Sie haben viel Gemeinsames und genießen das Zusammensein. Die Jugendlichen beider Nationen interessieren sich füreinander. Sie befinden sich bestimmt auf dem Weg zur Normalität, wir müssen ihnen nur

ein bisschen helfen, öfter zusammen zu sein und die Vorurteile der älteren Generationen zu bekämpfen. Deshalb will ich zusammen mit Frau Marta Milewska die Initiative ergreifen und ein Treffen junger Leute aus beiden Nachbarländern organisieren. Wir haben mit Unterstützung des Germanisten und Hochschullehrers Karol Czejarek Axel Schmidt-Gödelitz gebeten, uns bei dieser Aufgabe zu helfen. Er ist ein Mensch, der sagt, dass die jungen Menschen sowohl aus Polen als auch aus Deutschland unsere Zukunft gestalten. Es ist wichtig, ihnen bewusst zu machen, dass sie die glücklichsten Menschen der Welt sind, weil sie die Gelegenheit haben, ohne Krieg zu leben. Das müssen sie pflegen, damit es weiter so geht.

CHRISTIAN PFEIFFER

# Aus einem Leben, das an der deutsch-polnischen Grenze begann

## 1. Eine Kindheit, die von zwei Fluchterfahrungen geprägt war

**I**ch bin im Februar 1944 als viertes Kind des Bauernhepaares Anneliese und Kurt Pfeiffer in Biegen, in der Nähe von Frankfurt/Oder geboren. Unser Hof gehörte seit dem Jahr 1648 der Familie meiner Mutter. Wir wissen das so genau, weil der erste Eintrag im neu eingerichteten Kirchenbuch des Jahres 1648 die Hochzeit der Tochter unserer Urahnen dokumentiert. Mein Vater war ebenfalls auf einem Bauernhof aufgewachsen. Aber der lag auf der heute polnischen Seite von Frankfurt/Oder. Mit zu unserer Familie gehörte ferner Dora Mudrack, die Schwester meiner Mutter.

Meine Kindheit verlief in den ersten neun Monaten bis zum November 1944 noch sehr ruhig und friedlich. In dieser Zeit profitierten wir vier Kinder (neben mir meine Schwester und zwei Brüder) auch davon, dass auf unserem Hof eine besondere Gemeinschaft mit Menschen aus Polen entstanden war. Vier von ihnen waren Zwangsarbeiter, also Kriegsgefangene, die zum Dienst auf unserem Hof verpflichtet worden waren. Dies hatten die deutschen Behörden so angeordnet, weil durch den Krieg auf den Bauernhöfen ein ausgeprägter Mangel an männlichen Arbeitskräften bestand.

Zwischen meiner Mutter und diesen freundlichen und fleißigen Männern hatte sich im Laufe der Zeit eine sehr gute Beziehung entwickelt. Meine Mutter hatte ihnen deshalb angeboten, dass ihre Frauen und, soweit vorhanden, auch ihre Kinder bei uns auf dem Hof leben könnten, weil das für die polnischen Familien mehr Sicherheit und eine gute Ernährung be-

deutete. Drei der Zwangsarbeiter haben das Angebot gerne angenommen. Als Folge davon wurden wir vier Kinder von diesen polnischen Familien regelrecht verwöhnt, die so ihre Dankbarkeit dafür zeigen wollten, dass sie mitten im Krieg gemeinsam auf unserem Hof leben konnten.

Diese friedliche Zeit eines guten deutsch-polnischen Zusammenlebens dauerte bis Ende 1944. Dann jedoch signalisierten die immer stärker werdenden Flüchtlingsströme von Osten nach Westen, dass die russischen Truppen näher rückten. In Biegen war das deutlich spürbar, weil in Sichtweite unseres Dorfes die Autobahn von Frankfurt/Oder nach Berlin verlief. Die Berichte der Flüchtlinge zeigten meiner Mutter, dass die russische Armee möglicherweise schon in zwei- bis drei Monaten die Oder überschreiten würde. Sie hatte deshalb ins Auge gefasst, mit uns vier Kindern zu Verwandten zu flüchten, die in der Nähe von Braunschweig in Schöppenstedt einen großen Hof besaßen. Die Option einer Zugreise hatte sie schnell verworfen, weil man da nur sehr begrenzt Gepäck mitnehmen konnte. Stattdessen hatte sie sich dafür entschieden, die Flucht mit unseren beiden besten Pferden und einem für diese Zwecke umgebauten großen Wagen in Angriff zu nehmen.

Doch bevor sie den Plan umsetzen konnte, erreichte uns Mitte Dezember 1944 eine schlimme Nachricht. Unser Vater, in dieser Zeit Hauptmann und Bataillonskommandeur an der Front in Rumänien, war durch eine Granate sehr schwer verletzt worden. Daraufhin entschloss sich unsere Mutter, ihn zu Weihnachten im Lazarett in Schlesien zu besuchen. Erst nach ihrer Rückkehr wollte sie dann die Reise nach Schöppenstedt starten. All das hatte sie mit Kowalczyk besprochen, dem ältesten der polnischen Zwangsarbeiter, der mit seinem 15-jährigen Sohn bei uns lebte. Sie bat ihn, unsere Flucht organisatorisch vorzubereiten und vereinbarte mit ihm und den anderen Zwangsarbeitern, dass sie alle nach unserer Abreise frei entscheiden sollten, wohin sie vor den anrückenden russischen Truppen flüchten wollten. Kowalczyk machte sich sofort an die Arbeit, den Wagen mit Hilfe unseres großen Wohnzimmerteppichs zu einem Planwagen auszugestalten und ihn mit all dem auszurüsten, was wir für die Flucht brauchten (Nahrungsmittel, Pferdefutter, Schlafplätze usw.).

Aber dann kehrte unsere Mutter von der Reise nach Schlesien nicht zurück. Sie hatte sich dort im Lazarett mit Diphtherie angesteckt. Da die nötigen Medikamente fehlten, schwebte sie zunächst in Lebensgefahr und war für lange Zeit nicht reisefähig. Doch zu Hause rückten die russischen Truppen immer näher an Frankfurt/Oder heran. Da entschlossen sich Dora und Kowalczyk, uns vier Kinder gemeinsam nach Schöppenstedt zu bringen. Mitte Januar 1945 begann diese gefährliche und extrem anstrengende Flucht. Auf dem Wagen saßen Kowalczyk, sein 15-jähriger Sohn, unsere Tante, wir vier Kinder und eine ältere Verwandte. Ich habe davon allerdings nichts in persönlicher Erinnerung, weil ich erst 11 Monate alt war. Das

wiederum hat sich aber nicht selten als Vorteil erwiesen. Mit mir auf dem Arm ist es meiner Tante unterwegs leichter gelungen, das Herz von Bauersfrauen zu erweichen und für uns nicht nur Milch und Brot zu bekommen, sondern auch einen Schlafplatz im Haus oder im Stall. Die Winternächte waren kalt.

Als wir schließlich etwa drei Wochen später in Schöppenstedt eintrafen, stand zufällig meine Mutter am Gartenzaun. Sie war mit dem Zug dorthin gereist und hatte immer darauf vertraut, dass Kowalczyk gemeinsam mit seinem Sohn und unserer Tante schon dafür sorgen würden, dass auch uns diese Flucht gelingt. Bei Kowalczyk und seinem Sohn konnten wir uns nur dadurch für ihre großartige Unterstützung unserer Flucht bedanken, dass wir ihnen zwei Fahrräder und zwei Rucksäcke mit Nahrungsmitteln besorgten. Im Februar 1945 machten sich beide dann auf den langen Weg in die Heimat nach Polen. Bald darauf traf auch unser Vater in Schöppenstedt ein – auf Krücken mit einem steifen Bein – und gezeichnet von den Strapazen des Krieges und seiner Verwundung. Aber entscheidend war, dass wir das Kriegsende gemeinsam und in Sicherheit erleben konnten.

Ein Jahr später kehrten meine Eltern, zusammen mit Dora und uns vier Kindern, wieder auf unseren Hof in der sowjetischen Besatzungszone zurück. Es dauerte weitere sechs Jahre, bis sie die durch Kriegseinwirkung teilweise zerstörten Gebäude restauriert hatten und der landwirtschaftliche Betrieb wieder richtig in Schwung gekommen war. Wir vier Kinder haben diese Jahre in allerbesten Erinnerung, weil das Leben in diesem kleinen Dorf und auf unserem Hof große Freiräume eröffnete, sich gemeinsam mit den Kindern der Nachbarfamilien tolle Spiele auszudenken, herumzutoben und sich in den umliegenden Wäldern auf Kinderabenteuer einzulassen. Ich hatte zudem den Vorteil, dass ich in unserer Familie der Jüngste war. Ich wurde von allen Seiten verwöhnt und durfte ohne Konkurrenz von jüngeren Geschwistern viel länger als die anderen auf dem Schoß von Mutter oder Tante Dora sitzenbleiben. Ich schmuste so gerne und lange, dass das eine Nachbarin zu einem kritischen Kommentar veranlasste. „Ein Achtjähriger immer noch auf dem Schoß von Mutter – das ist zu viel Verwöhnung“. Ich habe nie vergessen, was meine Mutter da antwortete. „Mit Geschenken überschütten, das wäre schon falsch. Aber Verwöhnung mit Mutterliebe, das gibt es doch gar nicht. Davon kann man nicht genug kriegen. Außerdem wird mein Kleiner so später mal ein richtig zärtlicher Liebhaber werden.“ Vor lauter Verlegenheit wurde ich da richtig knallrot, rutschte vom Schoß runter und rannte davon.

Mit meinen Geschwistern hatte ich richtig Glück. Mit mir als dem Kleinsten, waren sie fast immer nett und unterstützend. Und wenn es mal kritisch wurde, hat mich Ulli, der Älteste, immer verlässlich beschützt. Auch Gine war eigentlich stets eine hilfreiche Schwester. Aber sie selber war in jungen Jahren sehr am Wasser gebaut. Vater sagte manchmal zum

Scherz: „Gine, weine doch mal“. Und dann verzog Gine ihr Gesicht und fing tastsächlich zu heulen an. Das fand ich dann gar nicht nett von dem ansonsten eigentlich liebevollen Vater. Jochen, der Dritte von oben, war immer schon ein Draufgänger. Wenn es ans Kämpfen mit anderen Jungen ging, durfte ich seine Brille halten. Ich selber habe mich da rausgehalten. Einmal kriegte ich von ihm ausnahmsweise aus irgendeinem Grund eine Ohrfeige. Daraufhin verpasste ihm Ulli zur Strafe einen kräftigen Schlag. Das wiederum rief Vater herbei, der Ulli mit einer Ohrfeige bestrafte. Aber das war eine extreme Ausnahme. Geschlagen wurden wir eigentlich nicht. Ich selber habe nur einmal eine richtige Abreibung gekriegt, doch dazu später.

Aus der Zeit in Biegen sind mir zwei gefährliche Geschichten gut in Erinnerung geblieben.

- Im Winter liebten wir es, mit dem Schlitten auf dem Bauch liegend, Kopf voraus einen Abhang herunterzufahren und dann hinaus auf den zugefrorenen Dorfteich. Wer am Weitesten kam, war der Sieger. Ich schaffte es bis zu einem großen Loch im Eis, das man wohl für das Fischen offengehalten hatte. Und schon war ich mit Schwung unter dem Eis verschwunden. Zum Glück waren Jugendliche mit Schlittschuhen unterwegs und hatten selbstgebastelte Eishockeykellen dabei. Damit konnten sie mich gerade noch rechtzeitig wieder hervorholen.
- Oft gab es in der DDR im Winter gegen Abend Stromsperre. Für eine Stunde oder länger musste man dann mit Kerzen auskommen. Auch ich hatte (streng verboten für Sechsjährige) im Kinderzimmer eine Kerze angezündet und wollte sie nun in eine Märchenlampe stecken. Dabei entzündete sich der Ärmel meines Popeline-Nachthemdes. Ich versuchte die Flamme auszupusten und entfachte so erst richtig das Feuer. Zum Glück sah mich ein Arbeiter, der gerade draußen vorbeiging, in Flammen stehen und brüllte so laut er konnte. Mein Vater, der sich gerade rasierte und deshalb nasse Hände hatte, stürzte herein und löschte das Feuer mit bloßen Händen. Danach musste eine Ente ihr Leben lassen, damit die Eltern in West-Berlin die nötigen Medikamente zur Heilung der Brandwunden eintauschen konnten.

Doch dann fand diese schöne Kindheit auf unserem Hof ihr plötzliches Ende. Mein Vater hatte gemeinsam mit anderen Bauern des Dorfes gegen die geplante Zwangskollektivierung der Höfe protestiert und sich geweigert, einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) beizutreten. Hinzu kam, dass meinem ältesten Bruder trotz bester Schulleistungen in der Grundschule anschließend der Zugang zum Gymnasium verwehrt wurde. Als die Polizei dann meinen Vater auch noch damit bedrohte, dass er ins Gefängnis kommen würde, falls er sich weiter weigert, den von der SED vorgegebenen Kurs zu akzeptieren, entschlossen sich die Eltern und Dora zur Flucht. Am 23. Oktober 1952 war es soweit.

Plötzlich erlebte ich den so machtvollen Vater einmal ganz anders. An diesem Vormittag hatte ein alter Bauer, Vater Schulz, der nach dem Krieg als Heimatvertriebener bei uns geblieben war, unsere beiden besten Pferde angeschirrt und meinen Vater und mich mit unserer Kutsche zum Bahnhof nach Jakobsdorf gebracht. Außerdem hatte mein Vater seinen besten Anzug an. Das war alles sehr ungewöhnlich. Und dann umarmten die beiden sich plötzlich zum Abschied, beide mit Tränen in den Augen. Als ich Vater fragte, warum er denn weint, meinte er unwirsch, ihm sei doch nur eine Fliege ins Auge geraten. Erst am Zielort unserer Überraschungsreise erfuhr ich dann in Berlin den Hintergrund der Geschichte. Am selben Tag trafen dann auch Mutter, Dora und die drei Geschwister in Berlin ein. Sicherheits halber waren wir mit drei verschiedenen Zügen angereist, weitgehend ohne Gepäck und zur Tarnung mit einer Fahrkarte, die als Zielbahnhof einen Ort westlich von Berlin hatte. Auf einmal waren wir wieder Flüchtlinge. Es gab kein Zurück mehr auf den Hof, kein Zurück zu Jutta, meiner geliebten schwarz-weißen Sau, die man mir ein Jahr zuvor als Ferkel geschenkt hatte, kein Zurück mehr zu den schönen Orten unserer Kinderspiele.

## 2. Nach der Flucht – Bücherwurm und Außenseiter

Einige Wochen später durften wir dann kostenlos mit einem Militärflugzeug der Amerikaner von Berlin nach Frankfurt am Main fliegen. Mein Magen revoltierte wie noch nie zuvor in meinem Leben. Auch meine Geschwister hatten sichtlich Angst. Da gab uns ein amerikanischer Offizier zum Trost ein Fünfmärkstück. Von Frankfurt ging es weiter zu Verwandten über Ulm nach Vöhringen und schließlich für ein Jahr zu einem Bauernhof in Illertissen. Danach folgte für zwölf Jahre das Leben auf einem Bauernhof, dem sogenannten Strohhof, den meine Eltern in Kirchweidach, Oberbayern, gepachtet hatten. Die Zwischenstation in Vöhringen vermittelte mir ein Erlebnis, das mich für das ganze Leben positiv geprägt hat.

Im Bücherschrank von Onkel Siegfried, bei dem wir vorübergehend wohnten, fand ich auf der Suche nach Kinderbüchern einen dicken Wälzer: „Deutsche Heldensagen“. Das waren die alten Geschichten über den unverwundbaren Siegfried mit seinem Lindenblatt und dem bösen Hagen von Tronje, der ihn wegen Kriemhild umbringt, und vieles andere mehr. Dieses Buch hat mich total gefangengenommen. Es war die perfekte Ablenkung gegenüber all der Trauer, die mich nach wie vor wegen der Flucht sehr beschäftigte. Von früh bis spät las ich, wann immer ich konnte. Und wenn man mir das Buch wegnahm, dann träumte ich vor mich hin und sah mich in irgendwelchen Heldenrollen. Dadurch habe ich das Bücherlesen entdeckt. Das wurde zu meiner großen Leidenschaft. Später, auf dem Strohhof in Oberbayern, hatte ich beispielsweise immer heimlich irgendeinen Roman auf den Knien, wenn ich Schularbeiten machte. Solange

ich mit Mathe, Deutsch und Englisch beschäftigt war, musste ich nämlich nicht im Stall oder auf dem Hof mithelfen. Die Schularbeiten waren ein guter Schutzschild. Heimlich verlängerte ich diese Rückzugsphasen durch den jeweiligen Roman. Und bis heute gibt es immer ein spannendes Buch auf dem Nachttisch oder im Reisegepäck. Man weiß ja nie, ob sich nicht plötzlich eine Chance ergibt, in der ich meine kleine Flucht in die Welt der Literatur antreten kann.

Natürlich kriegten meine Eltern und Tante Dora irgendwie mit, dass ich ständig in diesen Traumwelten meiner Bücher lebte und versuchten, das auf ein vernünftiges Maß einzuschränken. Weil ich früh morgens bereits um fünf Uhr aufstehen musste, damit ich mich um halb sechs aufs Fahrrad schwingen konnte, um den Zug zu erreichen, der mich jeden Tag nach Mühldorf brachte, galt für die Abende die strikte Anordnung: Ab 20.30 Uhr Licht aus. Die Eltern kontrollierten das, indem sie kurz nach draußen gingen und nach oben zu meinem Fenster schauten, ob ich gehorsam das Licht ausgemacht hatte. Dieser Anordnung folgte ich durchaus. Aber ich hatte eben auch eine starke Taschenlampe, mit der ich unter der Bettdecke „Vom Winde verweht“ oder andere spannende Schmöcker lesen konnte. Blöderweise bin ich dann einmal mit noch brennender Taschenlampe und dem Buch im Arm eingeschlafen. Mutter fand mich so am nächsten Morgen. So musste ich mir andere Tricks einfallen lassen, meiner Leselust zu frönen.

Als ich etwa 13 Jahre alt war, hat mich diese Bücherleidenschaft, auf dem Bauernhof, den meine Eltern 1953 gepachtet hatten, in richtige Schwierigkeiten gebracht. Damals war ich von den wunderbaren Novellen, die Theodor Storm geschrieben hat, völlig fasziniert. An einem Herbstnachmittag nahm ich deshalb das Buch mit zum Kühehüten. Auf einem großen Stoppelfeld war Klee nachgewachsen. Mein Job war es, darauf aufzupassen, dass die Kühe aus dem behelfsmäßig von einem Elektrozaun umgebenen Areal nicht ausbrechen. Mit dem „Schimmelreiter“ in der Hand ließ es sich an einen Baum gelehnt in der Sonne gut aushalten. Die Geschichte war unglaublich spannend. Aber irgendeine Mücke störte mich. Ich schaute hoch – und sah zu meinem Entsetzen keine einzige Kuh mehr. Ein nahegelegenes Maisfeld des Nachbarn hatte es ihnen angetan. Irgendwie waren sie ausgebrochen. Nur an der heftigen Bewegung der Blätter konnte ich erahnen, wo sie geblieben waren. Es bedurfte erheblicher Anstrengungen und der Hilfe unserer gesamten Familie und der des Nachbarn, die große Herde wieder nach Hause zu treiben. Danach gab es kräftiges Schimpfen von Seiten der Eltern. Aber geschlagen wurde ich, von einer Ausnahme abgesehen, niemals.

Diese Geschichte ist es wert, erzählt zu werden. Von den Eltern eines Mitschülers war ich dazu eingeladen worden, jeden Schultag nach meiner Bahnankunft in Mühldorf (ca. 6.30 Uhr) zu ihnen zu kommen. Unterwegs kaufte ich für sie immer frische Brötchen ein. Das Geld wurde mir danach sofort erstattet. Und so konnte ich bei ihnen zum zweiten Mal frühstücken.

Danach ging ich dann gemeinsam mit ihrem Sohn Enzio gegen 7.30 Uhr zur Schule. Zum Dank für diese Gastfreundschaft gab mir Mutter frische Eier mit oder Radieschen oder andere kleine Köstlichkeiten, die aus unserem Garten stammten.

Meine Gastgeberin, Frau Amarotico, versuchte immer wieder, mir für die mitgebrachten Sachen Geld zu geben. „Ihr seid doch Flüchtlinge und könnt jeden Pfennig gut gebrauchen“, war ihr Argument. Aber ich sagte lange Zeit nein, weil mir meine Mutter eingeschärft hatte, dass ich kein Geld nehmen dürfte. Aber dann lag mir Enzio in den Ohren, was wir mit dem Geld alles kaufen könnten, wenn ich es doch mal annähme. Und schließlich gab ich seinem Drängen nach und hielt die Hand auf. Mit dem Geld kauften wir uns zwei wunderbare Taschenlampen, mit denen man auch rote und grüne Lichtsignale versenden konnte. Außerdem reichte es noch, Mitschüler zum Eis einzuladen und für uns Heftchen zu kaufen über die Abenteuer von Prinz Eisenherz sowie wunderbare Mickey Maus Geschichten. Als wir dann einige Wochen später einen größeren Finanzbedarf hatten, erhöhte ich einfach den Preis für die Eier. Das ging drei Wochen lang gut. Aber dann rief Frau Amarotico bei meiner Mutter an und meinte, sie würde jetzt doch lieber auf die Eier verzichten, weil der Preis etwas hoch sei im Vergleich zu dem, was sie im Laden zu zahlen hätte. Als ich an diesem Tag nach Hause kam, gab es durch eine weinende Mutter die einzige Tracht Prügel, die mir je verabreicht wurde. Das besonders Schreckliche daran war aber nicht der körperliche Schmerz, sondern dass Entsetzen meiner Mutter darüber, dass ich zu einer solchen Tat fähig gewesen war.

Doch das war schon ein Vorgriff auf meine Gymnasialzeit. Ich möchte noch einmal zurückblicken auf die knapp zwei Jahre, die ich nach der Flucht in Illertissen und in Kirchweidach in die dritte und vierte Klasse der Grundschule ging. Das erste Problem war für mich, dass ich in Illertissen den schwäbischen Dialekt meiner Mitschüler kaum verstehen konnte. Außerdem gab es zum Einstieg, ohne dass ich das irgendwie provoziert hätte, eine kräftige Abreibung durch zwei großgewachsene Mitschüler. Sie mussten sich offenbar erst einmal beweisen, dass sie stärker sind als ich. Richtig warm geworden bin ich mit dieser Klasse jedenfalls nicht. Nur ein einziger Mitschüler (Wolfgang Tögel – und prompt habe ich mir dessen Namen bis heute gemerkt) hat mich zu seinem Kindergeburtstag eingeladen. Ansonsten war ich das Flüchtlingskind, das sich ängstlich bemühte, nirgendwo anzuecken.

Einmal luden mich zu meiner Überraschung drei Mitschüler zu einem Spiel ein, bei dem es darum ging, seinen Vordermann in der Reihe, der zunächst einen kleinen Vorsprung erhielt, möglichst schnell einzuholen und ihm auf den Rücken zu schlagen. Dann musste er die Rolle des Fängers übernehmen. Auf einem benachbarten Bauernhofgelände, das sich an den Schulhof anschloss, machte mein Vordermann aus meiner Sicht den Fehler,

einen unnötigen Bogen zu laufen, um das andere Hauseck zu erreichen. Ich nahm die Abkürzung über eine von Stroh und Mist bedeckte Fläche und fiel prompt in eine tiefe Jauchegrube. Wie ich später erfuhr, war das die Absicht der anderen gewesen. Zwar sorgten sie dann schon dafür, dass ich mit Hilfe eines Knechtes aus der Grube wieder herauskam. Aber der Schock des Untertauchens begleitete mich noch lange und die Scham darüber, dass ich nach Jauche stinkend durch die ganze Stadt laufen musste, bis ich schließlich in der Waschküche des Bauernhofes den ganzen Dreck wieder loswerden konnte.

Nach dem Umzug von Illertissen auf den Strohhof in Kirchweidach erlebte ich dort in etwas abgeschwächter Form dasselbe noch einmal. Der Dialekt der Oberbayern unterschied sich deutlich von dem der Schwaben in Illertissen. Wieder war ich schon durch meine Sprache ein Außenseiter. Und wieder gab es zum Willkommen ein anstrengendes Kräftemessen. Dieses Mal musste ich zum „Kampfringen“ antreten. Zum Glück gab es in der Klasse aber nur einen, der stärker war als ich – der hieß Stummer Franz. Zum Einstieg hatte ich ein richtiges Großmaul aufs Kreuz legen können. Das brachte mir etwas Respekt ein. Aber erneut entwickelte sich zu keinem meiner Mitschüler eine echte Freundschaft. Zum Geburtstag wurde ich, im Unterschied zu den anderen Mitschülern, von keinem eingeladen. Ich gehörte einfach nicht dazu.

Das erste Buch meines Lebens hatte später den Titel „Die Kriminalisierung junger Ausländer“. Gemeinsam mit Peter Alexis Albrecht ging ich Ende der 70er-Jahre der Frage nach, wie es zu erklären ist, dass die soziale Integration türkisch-stämmiger Schulkinder damals überwiegend misslungen war und warum viele von ihnen dann ins kriminelle Abseits geraten sind. Mit deren Lebenssituation als ethnische Außenseiter konnte ich mich wohl auch deshalb leicht identifizieren, weil ich in abgeschwächter Form früher als evangelisches Kind von sogenannten „Saupreußen“ in einer katholisch-bajuwarischen Gesellschaft Ähnliches erlebt hatte.

In der Schule in Kirchweidach gab es im Übrigen eine besondere Erfahrung: Einen Lehrer, der mit dem Stock zuschlug – bei den Mädchen auf die Innenseite der Finger, bei den Jungen auf den Körper. Die härteste Strafe war, wenn wir zuerst die Lederhose ausziehen mussten und es die Schläge dann auf den nur noch von der Unterhose geschützten Hintern gab. Und die ganze Klasse johlte, wenn einer dann eine schmutzige Hose anhatte. Besonders in Erinnerung geblieben sind mir aus der Grundschule in Kirchweidach ferner die Religionsstunden. Als einziges evangelisches Kind durfte ich mich dann immer in die letzte Reihe setzen und still meine Hausaufgaben erledigen. Aber das, was der Pfarrer erzählte, war manchmal durchaus spannend. Der Geistliche Rat, ca. 60 Jahre alt, weißhaarig, streng und mit oft drohend lauter Stimme, machte den katholischen Kindern richtig Angst vor dem Fegefeuer. Sehr anschaulich und schaurig beschrieb er, was hier

mit den Sündern geschieht und zeigte uns sogar die Fotografie eines Gemäldes, in dem schreiende Menschen von Flammen umzingelt grausige Qualen erleiden müssen. Da war ich dann heilfroh, dass ich nicht katholisch war. Denn diese Strafe gab es ja offenbar nur für katholische Sünder, die besonders schlimme Sachen gemacht hatten. Als Beispiel für eine solche verbotene Tat nannte der Geistliche Rat das Herumspielen mit den eigenen Genitalien. Das sei richtig schlimm. Beim Waschen dürfe man Penis und Scheide nur so lange anfassen, wie das zur Säuberung zwingend nötig sei. Jegliches längere Berühren sei eine richtige Sünde und müsste ihm gebeichtet werden.

### 3. Die Gymnasialzeit – der lange Weg zum eigenen Kurs

Erst im Gymnasium kam ich aus der Sonderrolle des evangelischen Zuschauers heraus. Meine Klasse setzte sich etwa zur Hälfte aus Flüchtlingskindern zusammen, die ganz überwiegend evangelisch waren. In dieser Gruppe war ich allerdings der Einzige, der erst zwei Jahre zuvor seine frühere Heimat verlassen hatte. Alle anderen Flüchtlingskinder waren gegen Ende des Krieges oder kurz danach nach Oberbayern zugewandert. Das hatte Auswirkungen, die mir durchaus zu schaffen machten. In den ersten Jahren meiner Gymnasialzeit waren wir zu Hause wirklich von Armut betroffen. Nur das Essen war von bester Qualität, weil wir schließlich auf einem Bauernhof lebten. Aber ansonsten wurde für mich bald spürbar, dass nur wenig Geld zur Verfügung stand.

So war es an unserer Schule üblich, dass alle Klassen im Winter für zwei Wochen in einem Landschulheim in den Alpen zur Schule gingen. Aber dafür brauchte man natürlich Skischuhe, Skier und das nötige Geld für den Skilift. Für meine Eltern war das zu teuer, mit der Folge, dass ich diese zwei Wochen immer in die Parallelklasse gehen musste. Danach kamen die anderen braungebrannt mit tollen Geschichten vom Skifahren wieder in die Schule zurück. Ich hatte richtige Probleme damit, mich in dem veränderten sozialen Gefüge meiner Klasse zurechtzufinden und wieder Anschluss zu halten. Als ich 16 Jahre alt war, konnte ich dann zum ersten Mal in das Landschulheim mitfahren, weil endlich finanzieller Spielraum dafür da war. Aber ein großer Freund des Skifahrens bin ich nicht mehr geworden. Im Alltag nervte mich außerdem, dass ich zum Anziehen meist nur das zur Verfügung hatte, was ich von meinen älteren Brüdern „erbte“. Ich erinnere mich noch gut an den großen Augenblick, als ich als Vierzehnjähriger zum ersten Mal in meinem Leben ein neues Paar Schuhe erhielt. Mein Vater hatte auf der Viehauktion in Mühldorf erfolgreich einen Stier verkauft. Auf der Rückfahrt kamen wir im VW-Käfer unseres Nachbarn an einem Schuhladen vorbei. Angesichts des finanziellen Erfolges bat mein Vater den

Nachbarn kurz in zweiter Reihe zu halten. Der Motor lief weiter. Wir beide eilten in den Schuhladen. Zum Glück passte das erste Paar. 14 Tage später durfte ich es stolz bei der Konfirmation anziehen.

Doch noch einmal zurück zu meinen ersten beiden Jahren am Ruperti-Gymnasium Mühldorf. Sie waren von einem grauenhaften Klassenlehrer geprägt. Er war extrem streng und im Grunde ein perfider Sadist. Jedes Mal, wenn wir zu Hause einen Deutschaufsatz schrieben, hielt er danach das Papier vor die Deckenlampe der Klasse und prüfte, ob wir irgendetwas radiert hatten. Wenn das der Fall war, wurde das Blatt sofort zerrissen und wir erhielten die Auflage, am nächsten Tag den Aufsatz erneut abzuliefern – und dies, ohne dass wir einen einzigen Buchstaben korrigiert hätten. Und so saß ich dann an vielen Abenden und schrieb zum zweiten oder dritten Mal das ab, was zuvor von Herrn Kopp zerrissen worden war. Immer wieder weinte ich, wenn mir ein Schreibfehler unterlaufen war und ich von vorne beginnen musste. Und jedes Mal beruhigte mich Tante Dora. Geduldig fing sie wieder von vorne an, mir den Text Wort für Wort zu diktieren. Sie war wirklich ein großer Schatz. Ohne sie hätte ich wohl resigniert und wäre freiwillig aus dem Gymnasium ausgeschieden. Aber sie hat nie aufgegeben und mich in Mathe, Englisch und Deutsch engagiert begleitet.

In dieser Zeit hatte ich überwiegend schlechte Schulnoten. Ich konnte gerade so das Sitzenbleiben vermeiden. Mein Vater vertrat deshalb die Meinung, ich sollte vielleicht doch wieder zurück auf die Hauptschule gehen. Danach könnte ich ja ab 15 erst einmal auf dem Bauernhof mitarbeiten und dann eine Lehre absolvieren. Aber da gab es von drei Seiten entschiedenen Widerstand. Mutter, Tante Dora und auch Ulli, der gerade aus dem Internat in Illertissen für die Ferien zu Hause war, protestierten mit Nachdruck. Es gab eine lautstarke Auseinandersetzung, die ich von draußen teilweise mitbekam. Zu meinen Gunsten wurde argumentiert, ich sei doch nicht dümmer als die anderen Drei, hätte nur Anpassungsprobleme. Schulisch würde das sicher allmählich besser werden. Es sei absolut ungerecht, mir die Chance zu verweigern, durch eine gute Schulbildung voranzukommen. Vater hat dann schließlich nachgegeben.

Zu dieser Erfahrung, dass unser machtvoller Vater zu Hause nicht einfach so dominieren konnte, passte eine Geschichte aus der Zeit, als wir noch in der DDR lebten. Bei der Hochzeit einer entfernten Cousine durfte ich als Sechsjähriger gemeinsam mit meiner Freundin Gunda vor dem Brautpaar auf ihrem Weg in die Kirche Blumen streuen. Danach saß ich während der Trauung neben meiner Mutter. Mit Erstaunen hörte ich, dass die Braut in der Trauformel, die sie nachzusprechen hatte, geloben musste, dass sie ihrem Mann immer gehorchen wird und ihm, wohin er auch geht, immer folgen wird. Da flüsterte ich meiner Mutter ins Ohr „Aber Du gehorchst doch dem Vati nicht immer“. Und sie flüsterte zurück: „Ja und das ist auch

richtig so. Die Kirche ist eben da noch sehr rückständig. Aber da wird sie sich schon noch ändern.”

Nachdem meine Eltern sich geeinigt hatten, dass ich das Gymnasium bis zum Abitur besuchen sollte, hatte ich mich zwar schulisch schrittweise verbessert. Nach dem Abitur wusste ich aber nicht recht, was ich eigentlich studieren sollte. Außerdem stand die Entscheidung an, ob ich aus Gewissensgründen den Militärdienst ablehnen oder doch zur Bundeswehr gehen sollte. Ich hatte mich für Letzteres entschieden, weil mir im Geschichtsunterricht über die Nazizeit etwas bewusst geworden war. Die Hitler-Diktatur sind wir nur losgeworden, weil Churchill sich für den Kampf entschieden hatte und andere ihm gefolgt sind. Aus meiner Sicht gibt es nun einmal fundamentale Bedrohungen, die den Einsatz des Militärs erforderlich machen. Nach dem Motto: „Die USA wird es dann schon richten“, wollte ich nicht verfahren. Also hatte ich mich für den Wehrdienst entschieden und bin dabei dem Motto gefolgt: „Wenn schon, dann auch richtig“. Ich verpflichtete mich für zwei Jahre mit dem Ziel, am Ende Leutnant der Reserve zu sein.

Hierbei hat auch eine Rolle gespielt, dass ich insoweit dem Vorbild des Vaters folgte. Schließlich war auch er Reserveoffizier gewesen. Doch wie kann man sich mit jemandem identifizieren, der für Nazideutschland in den Krieg gezogen ist? Dies wurde mir zum einen dadurch erleichtert, dass Vater sehr viel über seine Kriegserfahrungen erzählt hatte. Er beschönigte dabei nichts. Das Grauen der Nahkämpfe kam ebenso vor, wie die Konfrontation mit Massenerschießungen oder die Gerüchte über das, was in den Konzentrationslagern ablief. Und schließlich gab es da eine Geschichte über ihn, die ich als 17-Jähriger zunächst nicht von ihm, sondern von meinem Patenonkel Heinz erfahren hatte. Er war in den letzten zwölf Kriegsmonaten Vaters engster Freund gewesen und erzählte mir von dessen Rolle beim 20. Juli 1944.

Der Divisionskommandeur meines Vaters gehörte zu den Verschwörern des 20. Juli. Aus manchen Gesprächen wusste er, dass mein Vater ein Gegner der Nazis war und nur aus Patriotismus und Gehorsamspflicht engagiert gekämpft hat. Eines Tages hat er ihm viel Vertrauen entgegengebracht und ihn in groben Zügen über das informiert, was am 20. Juli geschehen sollte. Danach war mein Vater bereit, hier eine Sonderaufgabe zu übernehmen. Er sollte an diesem Tag mit einer kleinen Schar von ausgesuchten Soldaten in einem Rundfunkgebäude von Berlin das Mikrophon schützen, von dem aus einer der Verschwörer nach gelungenem Attentat eine Rede an das deutsche Volk halten sollte. Kurz vorher hatte Vater deshalb Heimaturlaub erhalten.

Angesichts der großen Flüchtlingsströme, die die Straßen verstopften, hatte er sich dazu entschieden, am 20. Juli frühmorgens mit dem Zug von Frankfurt/Oder nach Berlin zu fahren. Ein bestimmter Bahnhof war als Treffpunkt mit den Soldaten dieses Sondereinsatzkommandos vereinbart.

Doch dann wurde die Bahnstrecke durch einen Fliegerangriff zerstört. Vater hatte dann mühsam ein Auto akquiriert und war irgendwie nach Berlin durchgekommen. Aber den Bahnhof erreichte er mit so großer Verspätung, dass er aus dem Lautsprecher die Nachricht über das gescheiterte Attentat hörte. Da blieb ihm nur noch, die Soldaten alle nach Hause zu schicken und selber den Rückzug nach Biegen anzutreten. Da ihn niemand verraten hat, ist ihm danach nichts geschehen. Natürlich wussten neben Heinz auch Mutter und Dora genau darüber Bescheid, wie dieser Tag gelaufen war. Aber Vater wollte nie, dass über seine Rolle bei dem gescheiterten Attentat irgendetwas öffentlich bekannt wird. Dieser 20. Juli gehörte zu den schlimmsten Erinnerungen seiner Kriegszeit. Mit mir hat er darüber erst gesprochen, als Heinz ihn nachträglich informiert hatte, dass ich nun Bescheid wusste.

Rückblickend gesehen habe ich die Entscheidung, zur Bundeswehr zu gehen, nicht bereut. In diesen zwei Jahren habe ich viel über mich gelernt und musste die Herausforderung bestehen, vor anderen aufzutreten und kleine Führungsaufgaben zu übernehmen. So wird mir immer in Erinnerung bleiben, dass mir bei einem Manöver die Aufgabe zufiel, 300 Soldaten im Gleichschritt Marschlieder singend durch die Stadt Bamberg zu führen und sie dort vor dem Kommandeur antreten zu lassen, damit dieser sie zum großen Manöverball einladen konnte. Für mich als 20-Jährigen war das schon eine echte Prüfung.

Besonders in Erinnerung geblieben sind mir ferner die beiden letzten Tage des Offizierslehrgangs. Die Geschichte beginnt mit dem Freitagnachmittag. Wir alle hatten die schicke Ausgehuniform an, freuten uns richtig darauf, dass um 17 Uhr endlich Schluss des Lehrgangs sein sollte und wir dann in der Kleinstadt ein bisschen Freiheit genießen konnten. Aber für 16 Uhr hatte der Lehrgangsleiter noch einmal auf dem großen Paradeplatz eine Formalübung angesetzt: Im Gleichschritt auf bestimmte Weise marschieren und dabei die bekannten Lieder singen. Aber in Vorfreude auf den bevorstehenden Abend nahmen es einige nicht mehr ganz genau mit dem, was er da von uns verlangte. Auf einmal wurde getrippelt und das Singen klappte auch nicht. Der von uns allen wenig geliebte Oberleutnant brüllte herum. Die Sache wollte nicht besser werden. Da griff er zum letzten Mittel „Atomblitz!!!“. Kurz vorher hatte es einen starken Regenschauer gegeben. Der lehmig-sandige Exerzierplatz hatte plötzliche eine richtig matschige Oberfläche mit richtig großen Wasserpfützen. Aber der Befehl war klar. So wie wir waren, sollten wir uns in Ausgehuniform auf den Boden werfen. Da überfiel mich eine riesige Wut. Ich blieb stehen und meine beiden Zimmerkollegen, Wilderich und Enzo taten es mir gleich. Wir standen.

Der Oberleutnant brüllte was von Befehlsverweigerung und schlimmsten Konsequenzen. Wilderich sagte neben mir: „Ade schöner Leutnantsstern – aber das war es wert!“ Doch in dem Augenblick öffnete sich im

Gebäude, das an den Exerzierplatz angrenzte, ein Fenster. Wir drei und der Oberleutnant wurden gebeten, zum Kommandeur heraufzukommen, der die Szene offenbar beobachtet hatte. Wir wurden als erste hereingebeten und durften berichten. Dann kam der Oberleutnant dran. Danach folgte Schweigen – zunächst also keine Reaktion. Am Tag darauf stand nur noch die Abschlussveranstaltung mit den Zeugnissen auf dem Programm. Plötzlich wurden wir drei gesondert nach vorne gebeten. Ich dachte: „Jetzt kommt die Standpauke für gestern und die Disziplinarstrafe“. Aber stattdessen wurde ich als Lehrgangsbester ausgezeichnet, Wilderich als Zweitbester und Enzo als Drittbester. Zur Begründung hob der Kommandeur hervor, dass wir abgesehen von unseren sehr positiven Lehrgangsleistungen am Vortag etwas richtig erkannt hatten. Der Befehl des Lehrgangslleiters war schlichte Schikane. Unsere Weigerung, ihm Folge zu leisten, war korrekt. Wir drei waren nach all der Anspannung so erleichtert, dass wir Tränen in den Augen hatten und es kaum fassen konnten, dass die Geschichte so gut ausgegangen war.

#### 4. Der lange Weg zu den beruflichen Perspektiven

Wenn ich heute auf meine Kindheit und Jugend zurückblicke, war das trotz aller Probleme, die sich durch die Flucht ergeben hatten, für mich eine gute Zeit. Als jüngstes Kind hatte ich große Vorteile. So musste Ulli als Ältester viele Wege freikämpfen. Das hat ihn geprägt. Für mich wirkte er sich wie ein Schneepflug aus. Bis ich in das Alter kam, in dem man seine eigenen Vorstellungen umsetzen möchte, hatten Vater, Mutter und Dora schon viele Lernerfahrungen mit Ulli, Gine und Jochen hinter sich.

Der Status als jüngstes Kind, das im Schatten von drei schulisch sehr erfolgreichen Geschwistern aufwuchs, hatte freilich eine Konsequenz: Ich wurde in vielfacher Hinsicht ein Spätentwickler, der als Jugendlicher sehr in seinen Träumen lebte. Das viele Bücherlesen verstärkte diesen Trend. Im Alltag funktionierte ich einigermäßen und erfüllte mit wachsendem Alter immer besser die Erwartungshaltungen der liebevollen Menschen, von denen ich umgeben war. Aber ich versäumte es, mich auf echte Herausforderungen einzulassen. Anders als meine drei Geschwister entwickelte ich über lange Zeit kein eigenes Profil. Typisch für mich ist etwa, dass ich mich ständig bemühte, Sachbücher zu lesen, von denen Ulli behauptete, sie seien sensationell gut. Aber wirklich verstanden habe ich das, was beispielsweise Ortega y Gasset im „Aufstand der Massen“ an Gedanken präsentierte, nur ansatzweise oder gar nicht. Es reichte lediglich so weit, dass ich mit Ulli ein bisschen mitreden konnte.

Faszinierend war für mich, als Kind zu erleben, dass sowohl die älteren Geschwister als auch die Eltern trotz großer Probleme ihre Vorstellungen davon weitgehend verwirklichen konnten, was sie persönlich erreichen

wollten. So kaufte mein Vater, gestützt auf den Kredit, den meine Eltern als Flüchtlinge erhalten hatten, fünf junge Kühe, von denen er annahm, dass sie sich prächtig entwickeln würden. Und das Großartige war: genau das taten sie. Sie bekamen ein Kalb nach dem anderen, waren gesund und gaben mehr Milch als die Kühe aller anderen Bauern rund um uns herum. Drei wurden sogar auf Ausstellungen in München, Frankfurt und Mühlendorf prämiert. Bei den Viehauktionen erntete Vater zudem große Verkaufserfolge. Einmal erhielt er sogar vom bayerischen Landwirtschaftsminister eine Verdienstmedaille für seine erfolgreiche Viehzuchtarbeit. Das alles verstärkte zu Hause den Optimismus, dass wir es schaffen können, aus den drückenden Schulden heraus zu kommen, wenn wir nur zusammenhalten und fleißig arbeiten. Und das geschah dann ja auch.

Mein Problem war freilich, dass ich als Jugendlicher diese Botschaft noch nicht so richtig in meinem eigenen Leben umsetzen konnte. Ich schaffte es lange Zeit nicht, meine Kraft auf den Reifen zu bringen. Zwar wurde ich mit wachsendem Alter schulisch schrittweise besser. Aber das führte noch nicht dazu, dass ich wirklich ein stark ausgeprägtes Selbstvertrauen entwickeln konnte. Ich lernte zunächst lediglich, wie man richtig funktioniert. Es ist wohl kein Zufall, dass ich im Abiturzeugnis im Vergleich zu Ulli fast identische Noten hatte. Ich wollte unbedingt so werden wie er. Es hat sehr lange gedauert, bis ich dies als Belastung meiner Identitätsentwicklung entdecken konnte. Ich war 26 Jahre alt. Mit einem Stipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes wollte ich an der renommierten London School of Economics and Political Science (LSE) an einem Masterkurs für Public Law teilnehmen. Mein Ziel war es, in diesem Jahr meine Doktorarbeit über die Eigentumstheorie der englischen Staatsphilosophen Hobbes und Locke ein Stück voranzubringen. Aber dann kam alles anders.

Nach einem Monat wurde mir bewusst, dass mir der innere Antrieb völlig fehlte. Zum ersten Mal in meinem Leben gab es nicht mehr dieses Gerüst von liebevoll und freundschaftlich an mich herangetragenen Erwartungshaltungen der Eltern, der Geschwister, der Freunde und des Vertrauensdozenten der Studienstiftung. Erst da merkte ich, dass ich es bis hin zu diesem Auslandsjahr weitgehend versäumt hatte, von innen nach außen zu leben. Ich entdeckte die Quelle meiner Verunsicherung in dieser innerfamiliären Rolle des Jüngsten, der immer bemüht war, es den anderen Recht zu machen und so zu werden, wie der bewunderte Überflieger Ulli, der als ältester Bruder nun einmal mein Vorbild war. Es kostete mich viel Kraft, mir im Alter von 26 erstmals einzugestehen, dass ich es bis dahin noch nicht richtig geschafft hatte, mir Ziele zu setzen, die sich aus mir heraus entwickelt hatten. Aber England bot nun die große Chance, dies nachzuholen. Niemand kannte mich, niemand wollte etwas von mir. Also musste ich nur noch den großen Schritt tun, die Erwartungshaltungen zu

kappen, die mir von Seiten meines Doktorvaters, von Seiten der Familie, der Freunde und der Studienstiftung entgegengebracht wurden.

Der sicherste Weg war der, all das, was mich damals bewegte, so ehrlich wie möglich zu Papier zu bringen, den Text zu fotokopieren und all den Menschen zuzuleiten, deren Erwartungshaltungen mir zu schaffen machten. Genau das habe ich dann im Oktober 1970 getan. Leider ist der Text verloren gegangen. Aber noch heute erinnere ich mich an die Reaktion meines Vertrauensdozenten der Studienstiftung. Er schrieb mir, dass das doch genau der Sinn des Auslandsjahres sei. Gerade durch die Distanz zur Heimat würde sich die große Chance ergeben, alles auf den Prüfstand zu stellen und möglicherweise sogar danach einen völlig neuen Weg einzuschlagen. Aus seiner Sicht sollte ich dieses Jahr in England für die Selbstfindung nutzen. Es sei ihm völlig egal, was ich dort treibe. Ich könnte auch als Straßenkehrer tätig sein. Aber wichtig sei, dass ich auf keinen Fall nach Deutschland zurückkomme, sondern meine Zeit nutze, in London herauszufinden, was ich mit meinem Leben anfangen möchte. Und so geschah es. Dieses Jahr in London ist die Basis für all das geworden, was ich in den mehr als 40 Jahren seitdem in Angriff genommen habe. Einige Zeit später wurde ich durch ein Theaterstück in München noch einmal an diese spannende Selbstfindungsphase in London erinnert. Der erste Satz, den ein Schauspieler auf der Bühne sprach, lautete: „Ich möchte einmal so werden, wie ein anderer geworden ist“. Der Einakter endete ca. 30 Minuten später mit dem Satz „Ich bin nur zufällig ich.“ Und mir war wieder einmal klar, wie wichtig es für mich war, während meiner Zeit in London dieser Identitätsfalle zu entgehen, in die ich mich in meiner Jugendzeit manövriert hatte.

Bei meiner Suche nach beruflichen Perspektiven half mir die Begegnung mit dem Psychologen Prof. Eysenck. Wegen seiner jüdischen Herkunft war er während der Nazizeit von Deutschland nach London geflohen und hatte es dort zu beachtlichem wissenschaftlichem Ruhm gebracht. Ich hatte eine Vorlesung von ihm besucht und war über das, was er dort berichtete, schlicht entsetzt. Kriminalität sei primär genetisch bedingt. Neger seien im Vergleich zu Weißen in verschiedener Hinsicht weniger begabt. Das Gleiche gelte auch im Verhältnis von Frauen zu Männern. Zum Beleg verwies er auf verschiedene Publikationen. Eine davon war sein gerade erschienenes Buch *Crime and Personality*. Als ich meinem Supervisor, Dr. Healey, hiervon berichtete, fragte er, ob ich bereit wäre, dieses Buch gründlich durchzuarbeiten und hierüber eine Kritik zu verfassen. Für mich war das eine echte Herausforderung. Ich hatte vorher Jura studiert und mich mit sozialwissenschaftlichen Theorien und Methoden noch gar nicht näher befasst. Aber es machte richtig Spaß, hier einzusteigen und mich schrittweise in diese fremde Welt einzuarbeiten.

Sechs Wochen lang war ich von früh bis spät damit beschäftigt, die Thesen des Buches kritisch zu überprüfen, Gegenmeinungen heranzuziehen, nachzulesen, ob der Autor andere Forschungsbefunde korrekt zitiert hatte und ob er ausreichende empirische Belege für seine Positionen vorweisen konnte. Nach und nach entdeckte ich, wie oberflächlich und einseitig er beim Schreiben seines Buches vorgegangen war. Ich konnte den Nachweis führen, dass er an vielen Stellen Inhalte anderer Untersuchungen falsch zitierte, empirische Befunde von Kollegen nicht berücksichtigte und im Ergebnis unhaltbare Behauptungen aufstellte. Meine 25-seitige, schriftliche Stellungnahme war der erste englischsprachige Text, den ich bis dahin erarbeitet hatte. Zum Glück hatte ich mit Rob Gage in meinem Studentenheim einen amerikanischen Freund, der mich engagiert dabei unterstützte, meinen sprachlich schwachen ersten Entwurf in ein gutes Englisch zu bringen. Mein Supervisor war dann so begeistert, dass er den Text sofort an Prof. Eysenck weiterleitete und ihn um eine Stellungnahme bat. Leider hat der auf meine Kritik nie reagiert. Aber das war mir letztlich auch egal. Entscheidend war für mich, dass ich durch diese Arbeit mein berufliches Themenfeld gefunden hatte.

Die Zeit in London nutzte ich anschließend dafür, mich an der LSE intensiv mit kriminologischen Fragestellungen auseinanderzusetzen. Nach der Rückkehr konnte ich daran zwar zunächst nicht unmittelbar anknüpfen. Erst einmal stand an, während der Referendarzeit meine juristische Ausbildung fortzusetzen und das 2. Staatsexamen zu absolvieren. Aber während dieser Zeit nutzte ich meine Freiräume dazu, als ehrenamtlicher Bewährungshelfer Strafgefangene beim Übergang in die Freiheit zu unterstützen und so praktische Erfahrungen in dem Feld zu gewinnen, das ich in London wissenschaftlich kennengelernt hatte. Glückliche Zufälle haben später dazu beigetragen, dass ich durch mein Engagement für die soziale Wiedereingliederung von Straftätern Prof. Schüler-Springorum kennenlernte, einen hoch renommierten Kriminologen, der gerade auf einen Lehrstuhl für Jugendstrafrecht, Strafvollzug und Kriminologie an die Universität München berufen worden war. Er bot mir an seinem Institut eine Assistentenstelle mit der Zusatzaufgabe an, ehrenamtlich als Geschäftsführer der Deutschen Jugendgerichtsvereinigung zu fungieren. Diese Kombination von wissenschaftlichem Engagement und der Verbreitung von praxisrelevanten Erkenntnissen an die Jugendgerichtsbarkeit, die Sozialarbeit und die Polizei entsprach genau dem, was ich gerne machen wollte.

Für die nächsten acht Jahre hatte ich damit meinen Traumjob gefunden. Da ich zudem 1975 mit der Jurastudentin Anna meine spätere Frau kennenlernte, geriet mein Leben auf einmal auf einen guten Kurs. 1985 wurde ich zum Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) berufen, der größten Forschungseinrichtung, die es in Deutschland

in diesem Bereich von Wissenschaft gibt. Hinzu kam, dass mich die Deutsche Jugendgerichtsvereinigung ein Jahr später als Nachfolger von Prof. Schüler-Springorum zu ihrem 1. Vorsitzenden wählte – ein Amt, das ich 10 Jahre lang mit großer Freude ausübte.

1995 lernte ich dann bei einem New York-Aufenthalt das Konzept der *Community Foundation* kennen – einen Zusammenschluss von Ideenreichen, Zeitreichen und Geldreichen, die gemeinsam in ihrer Stadt Projekte für Jugend, Kultur, Soziales und Umwelt finanzierten. Diese Idee faszinierte mich. Ein Jahr später entwickelte ich gemeinsam mit Freunden eine Initiative zur Gründung der ersten deutschen Bürgerstiftung, die wir 1997 ins Leben rufen konnten. Als ehrenamtlicher Vorsitzender der Stiftung konnte ich später durch viele Vorträge dazu beitragen, dass sich das Konzept bundesweit verbreitete. Heute gibt es in Deutschland 340 solcher Bürgerstiftungen. Doch da gab es noch einen unerfüllten Traum. Mein Leben lang hatte ich mich für Politik interessiert. Im Dezember 2000 rief mich plötzlich Sigmar Gabriel an, der damalige Ministerpräsident von Niedersachsen und fragte, ob ich Justizminister werden möchte. Da gab es kein Zögern. Für den Rest der Legislaturperiode habe ich mich bis März 2003 mit Begeisterung auf diese Aufgabe eingelassen, konnte mit dem Ausbau der Opferhilfe und der Mediation ein paar Akzente setzen und kehrte dann wieder, bereichert durch viele gute Erfahrungen, an das KFN zurück.

## 5. Zum Abschluss noch einmal eine deutsch-polnische Geschichte

1986 gab es in Hannover einen großen internationalen Wissenschaftskongress. Ich lebte damals vorübergehend im Gästehaus der Universität, weil das von uns gerade gemietete Haus noch renoviert wurde. Dadurch lernte ich als Nachbarn in diesem sogenannten „Leibniz-Haus“ einen der Referenten des Kongresses kennen, einen polnischen Professor, der damals an der Universität Warschau tätig war. Ich lud ihn zum Abendessen ein und erzählte ihm dabei, in welchem hohem Maß wir Kinder unsere geglückte Flucht dem polnischen Zwangsarbeiter Kowalczyk und seinem Sohn zu verdanken hatten. Daraufhin schwieg er lange. Dann meinte er, auch er könnte eine deutsch-polnische Geschichte erzählen. Im Unterschied zu meiner sei sie aber sehr schrecklich. Aus diesem Grund habe er bisher nach dem Krieg niemals Deutschland besucht. Und dann berichtete er.

Im Jahr 1944 lebte er als Sechsjähriger zusammen mit seiner Mutter in einer polnischen Kleinstadt. Der Vater war damals der Chef der polnischen Untergrundarmee dieser Region. Deshalb kam er höchst selten nach Hause – und dies dann auch nur in der Dunkelheit, wenn ihn niemand erkennen konnte. Aber nun hatte der kleine Adam (Name geändert) seinen siebten

Geburtstag. Die Mutter ging mit ihm zum Bäcker, um den vorher bestellten Geburtstagskuchen zu holen, der nachmittags dann von ihm und seinen Freunden bei einem kleinen Fest vertilgt werden sollte. Außer den beiden war noch ein uniformierter deutscher Soldat im Laden, der einen Kaffee trank und eine deutsche Zeitung las.

Die Bäckerin begrüßte die Mutter mit ihrem Namen, gratulierte Adam zum Geburtstag und äußerte ihr Bedauern darüber, dass der Vater trotz des Festtages ja wohl nicht kommen könnte. Die Mutter bestätigte das, nahm den Kuchen und ging mit Adam nach Hause. Alle drei ahnten nicht, dass der deutsche Soldat perfekt Polnisch sprach und deshalb ihr kurzes Gespräch verstanden hatte. Hinzu kam, dass er den Namen des Chefs der Untergrundarmee kannte. Das hatte ihn auf die Idee gebracht, dass es sich bei dem kleinen Adam um den Sohn dieses Mannes handeln könnte und dass sich nun vielleicht doch eine Chance ergeben könnte, diesen gefährlichen Feind endlich zu fassen. Er informierte die Gestapo. Spät am Abend stand der kleine Adam am Fenster. Nach dem schönen Geburtstagsfest mit seinen Freunden, hoffte er nun, dass der Vater vielleicht doch noch kommen könnte. Aber die Mutter versuchte ihm klar zu machen, dass damit wirklich nicht zu rechnen sei. Sie schickte ihn ins Bett und ging selber schlafen.

Adam wartete noch einige Zeit. Dann stand er auf und ging wieder ans Fenster. Und auf einmal beobachtete er, wie sich jemand verborgen hinter einem Busch eine Zigarette anzündete. Im kurzen Moment der brennenden Feuerzeugflamme, erkannte er das Gesicht seines Vaters. Er rannte nach draußen, stürzte auf ihn zu und umarmte ihn. Doch plötzlich wurde er von seinem Vater weggerissen. Drei Gestapo-Männer hatten sich nämlich hinter dem Haus versteckt und die Szene zwischen Vater und Sohn beobachtet. Jetzt prügelten sie den Vater mit Gewehrkolben, bis er ohnmächtig zusammensank, schleppten ihn zum Auto und fuhren davon. Am nächsten Tag fand man seine geschundene Leiche, entstellt durch Folterspuren.

Angesichts dieser Geschichte hatte Adam später jeden Besuch Deutschlands vermieden. Aber die Einladung, bei dieser Weltkonferenz einen der zentralen Hauptvorträge zu halten, hatte ihn dann doch nach Hannover gebracht. So waren wir uns begegnet. Und nun saßen wir uns weinend gegenüber, öffneten eine weitere Flasche Rotwein und redeten. Unsere Begegnung fand kurz vor Weihnachten statt. Spontan fragte ich Adam, ob er und seine Familie zu diesem Fest unsere Gäste sein möchten. Er stimmte zu. So entstand eine deutsch-polnische Freundschaft.

Bei diesem Weihnachtsbesuch zeichnete sich ab, dass der älteste Sohn Interesse daran hatte, ein Jahr lang in Hannover eine Schule zu besuchen. Wir fragten bei einer befreundeten Familie an, die Kinder in seinem Alter hatten. Sie nahmen ihn gerne auf. Zu uns hatte er während dieses Schuljahres aber immer engen Kontakt gehalten. Aus den vielen Gesprächen entwickelte sich ein wachsendes Interesse an unseren juristischen Berufsfel-

dern und der Rechtswissenschaft. So war es nicht überraschend, dass er nach dem Abitur Jura studierte und später Rechtsanwalt wurde.

Sehr bewegt hat mich dann, dass er mich eines Tages fragte, ob ich sein Trauzeuge werden möchte. So hatte ich Gelegenheit, bei diesem großartigen Fest in Krakau eine kleine Rede zu halten. Ich konnte die Geschichte erzählen, wie Kowalczyk und sein Sohn uns diese Flucht nach Westen ermöglicht hatten, und ich konnte mich bei Adam und seiner Familie für die wunderbare Freundschaft bedanken, die sich zwischen uns trotz der entsetzlichen Kriegsgeschichte entwickelt hatte.



PIOTR ROGUSKI

# Was verblieb von jenen Jahren ...? Die DDR in Erinnerungen

So oft man mich nach dem Ziel meiner Reisen in die DDR fragte, so oft hatte ich auch Schwierigkeiten, die „richtige“ Antwort zu finden. Fragen und Antworten wurden durch die Zeit und den Gesprächspartner modifiziert, ich spürte jedoch immer die Last der komplizierten polnisch-deutschen Beziehungen. Die gegenseitige Einstellung der Bürger der beiden damaligen sozialistischen Länder (Volkspolen und DDR) zueinander war von Grund auf negativ, jede Seite hatte ihre Gründe, aber auf der ideologischen Ebene baute man das Trugbild, dass uns eine auf neue Grundsätze gestützte Freundschaft verbindet. Wer im System der „sozialen Gerechtigkeit“ lebte, weiß, dass sich hinter dieser Fassade alte Vorurteile wie auch neue Animositäten verbargen und dass mit sozialistischer Rhetorik die Wirklichkeit nicht geschönt werden konnte. Im Vergleich zur BRD stand die DDR in der Meinung der Polen „auf verlorenem Posten“: die erstgenannte Republik wurde idealisiert, die zweite verachtet. Jeder träumte von einer Reise nach Westdeutschland, kaum jemand, außer Bauarbeitern und Händlern, plante eine Reise in das „schlechtere“ Ostdeutschland. Meine Reisen, hauptsächlich in das historische Sachsen, hatten einen wissenschaftlich-touristischen Charakter, was bei meinen Gesprächspartnern Misstrauen und regelmäßig Erstaunen hervorrief, gewiss aber überraschte. Man könnte viele Beispiele bringen. Hierfür einige:

Während der vielstündigen Zugreisen in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von Warschau nach Dresden, Leipzig oder Ostberlin, wenn das Abteil sich mit Landsleuten füllte, die über Handel und Schmuggel, über die Einträglichkeit oder Nichteinträglichkeit

bestimmter Transaktionen, über die ungezügelte Gerissenheit der Unseren im Austricksen der Zöllner plauderten, revanchierte ich mich bei den Mitreisenden, indem ich über die polnisch-sächsische Vergangenheit erzählte, über gemeinsame Könige, über den begeisterten Empfang der Teilnehmer des Novemberaufstands von 1830 auf ihrem Weg nach Frankreich, über das positive Erscheinungsbild der Polen, über die deutschen Lieder über Polen („Polenlieder“) ... Natürlich hatte die Mehrheit meiner Zuhörer von diesen Fakten nie etwas gehört, mir eher misstrauend! Dann berief ich mich auf das nicht zu erschütternde Argument *a posteriori*, ich fragte, ob jemand von den Anwesenden den Alten Katholischen Friedhof in Dresden im Stadtteil Neustadt besucht habe, ganz nahe am Bahnhof Dresden-Neustadt, wo einige ausstiegen. Das Schweigen erklärte alles, auf den Gesichtern erschien ein nur schwach verhüllter Vorwurf, wozu für „irgendeinen“ deutschen Friedhof Zeit und Beine zu verschwenden, die doch nötig für die Erledigung sofortiger Geschäfte sind. Ich setzte meine Ausführungen fort und erzählte von erhaltenen alten Grabsteinen mit polnischen Symbolen, Zeichen und Namen, die unsere Anwesenheit in dieser Stadt bezeugten. „Und eines Friedhofs wegen kommen Sie nach Dresden?“ – fiel die Frage gegen Ende der Reise. Mein „Ja“ weckte nicht das Interesse meiner Landsleute am Friedhof und an anderen Denkmälern gemeinsamer Vergangenheit, aber es löste die Zungen, um mir bei der Beschaffung zusätzlicher Geldmittel zu helfen, denn jeder wusste, dass die 150 DDR-Mark, die man legal nur einmal in einer Bank erwerben konnte, selbst für einen nur von Brot und Wasser lebenden Wissenschaftler nicht ausreichten. Das Leben kennt kein Vakuum, für den geplanten zweiwöchigen Aufenthalt in Dresden musste ich eine entsprechende Deckung haben, was bedeutet, dass ich den Rest auf dem Schwarzmarkt in Warschau kaufte. Das Problem aller damals Reisenden waren die Grenzkontrollen, wobei es eigentlich ohne Bedeutung war, wo man sich ihnen zu unterziehen hatte. Im Verhältnis Volkspolen – DDR galt der Grundsatz, den ich als „verdoppeltes Misstrauen“ bezeichnen würde. In den sog. Volksdemokratien war praktisch jeder Reisende verdächtig, aber an dieser Grenze spürte man eine zusätzliche Nervosität. Beide Seiten, die Kontrollierenden und die Kontrollierten, wussten genau, dass ein unaufhörlicher Kampf tobt um alle im Besitz befindlichen Gegenstände, welche die einen einführen bzw. ausführen, und die anderen – sich auf rechtliche Verbote, Beschränkungen, Reglementierungen berufend – sie daran hindern wollten. Es ist hier kein Platz für breite Ausführungen über die Arten der Grenzüberschreitung. Das Leben verlief mit wechselndem Glück, man musste die Grenze irgendwie überschreiten, ohne das zu verlieren, was sorgfältig im Schuh, im Hosenbein oder im Ärmel versteckt worden war. Meine Methode der Tarnung von Geld vor den Zöllnern verursachte bei den alten Hasen im Zugverkehr immer Salven von Gelächter. Aber sie wirkte. Sie war mir einmal von einem wohlwollenden Schmuggler

beigebracht worden. Sie beruhte auf einem psychologischen Trick, also „der Opferung des Geringeren zugunsten des Schutzes des Größeren“. Im Schuh 600 DDR-Mark transportierend, hatte ich „unter der Hand“, also in der Jacken- bzw. Hosentasche oder im Portemonnaie einen 10-20 Markschein, den ich auf die Aufforderung des Zöllners, alle mitgeführten Devisen vorzuzeigen, gehorsam hervorholte. Der davon überraschte Beamte musste darauf mit der Anfertigung eines Protokolls über die Konfiskation der illegal eingeführten Summe reagieren. Dieser Vorgang dauerte lange genug, so dass von einer weiteren besonderen Kontrolle nicht mehr die Rede war. Auf diese Weise finanzierte ich viele längere Aufenthalte in der DDR. Schlimmer war es mit der Ausfuhr gekaufter Sachen. Sich an die Limits zu halten, reichte nicht aus. Kleines Gepäck war erst recht Verdacht erweckend. Wie die versierten Händler einvernehmlich behaupteten, wenn man etwas für sich Kostbares ausführen wollte, musste man die genehmigten Mengen von Rosinen, Pfeffer, Schokolade ... überschreiten und sogleich beim Öffnen des Koffers offenbaren. Die Konfiskation raubte den Zöllnern kostbare Zeit, und die Kinderschuhe, in der Regel versteckt im Ärmel des Mantels, gelangten ruhig ins Land.

Die Grenze Volkspolen – DDR überschritt ich zum ersten Mal 1975 in der Zeit eines erstaunlichen Experiments, und zwar des visafreien Reiseverkehrs zwischen zwei sozialistischen Ländern, ausschließlich auf der Grundlage eines gültigen Personalausweises. Ich arbeitete damals als Redakteur eines Verlages und besuchte fleißig Deutschkurse. Um mich in der Sprache zu üben, entschloss ich mich für einen Urlaub in der DDR, den ich von der Journalisten-Vereinigung zugeteilt bekam. Bestimmungsort war, soweit ich mich erinnere, die Ortschaft Waltersdorf in Sachsen, in der Nähe der Stadt Zittau. Mich auf die Ausreise freudend, erstellte ich einen eingehenden Reiseplan, der die Fahrt mit dem Zug von Warschau nach Dresden und weiter nach Zittau und von dort mit dem Bus vorsah. Als ich in Waltersdorf eintraf, sehr müde schon, an einem samstäglichen sommerlichen Nachmittag, war es bereits gegen achtzehn Uhr. Ein typisches Feriendorf, kein großer Ortsverkehr, auf der Hauptstraße bewegten sich einige wenige Personen. Ich beschloss, das Dorf kreuz und quer auf der Suche nach einem an ein Ferienheim erinnernden Gebäude zu durchlaufen. Meine Suche erbrachte jedoch kein Resultat, ich musste also *nolens volens* jemanden fragen. Vor einer Gastwirtschaft saßen einige ältere Männer, an die ich mich hilfeschend in gebrochenem Deutsch wandte. Sie verstanden mich überhaupt nicht, ich holte also die Ferien-Überweisung hervor, der sie entnehmen müssten, worum es mir ging. Sie schauten sich das Papier mehrmals an, schüttelten die Köpfe, begannen auch sorbisch zu sprechen, weil aus meinem Mund viele polnische Worte fielen. Aus ihren Erklärungen ergab sich für mich ein ziemlich düsteres Bild. Es stellte sich heraus, dass es in der Ortschaft Waltersdorf kein Ferienheim gab, ich müsste in ein anderes

„Dorf“ in der Sächsischen Schweiz, so-und-soviel Kilometer entfernt ... Was tun? Die Sonne ging bald unter, ich war hungrig und schrecklich müde und „nach Hause war es weit“. Ich fragte, ob man hier übernachten könnte? Sie verneinten, aber ich sah, dass es gutmütige und besorgte Menschen waren, die helfen wollten. Die einzige Rettung wäre, sagten sie, auf die polnische Seite zurückzukehren und dort suchen. „Wie?“ „Nach Zittau und über die Brücke.“ „Und wie weit ist es bis Zittau?“ „Es werden 10 Kilometer sein, nur fährt um diese Zeit nichts mehr.“ Ich hatte die legalen 150 Mark, schlug daher gegen Bezahlung eine Fahrt mit dem Trabant zur Grenze vor. Jedoch verbat ihnen die slawische Ehre, einen anderen Slawen im Stich zu lassen, und so wurde ich kostenlos bis zum Grenzübergang gefahren. Der Danksagungen war kein Ende, sie hatten mich schließlich aus einer großen Notlage befreit. Der DDR-Grenzwächter überprüfte meinen Ausweis, und über die Brücke erreichte ich das Dorf Sieniawka (dt. Kleinschönau). Es war gegen einundzwanzig Uhr und wurde schon dunkel. Ich strebte auf ein erleuchtetes Gebäude zu, das sich als das örtliche Restaurant erwies, wie samstags üblicherweise voller Menschen, pulsierendes Leben. Alles bestens, dachte ich, hier bekomme ich etwas zu essen und guten Rat für das Weitere, hier bin ich schließlich im Vaterland. Mein Bericht betrubte die Kellnerinnen; sie fütterten mich, fanden aber keine Lösung. „Bei uns hier gibt es kein Hotel, Grenzgebiet. Sie müssen zur Milizwache gehen, sollen die entscheiden.“ Als ich mit dem Essen fertig war, kam eine Kellnerin angerannt und sagte: „Nicht weit von hier ist eine Klinik für psychisch Kranke, unsere Klapsmühle, vielleicht versuchen Sie es dort?!“ Was tun, wenn es keinen anderen Ausweg gibt? Ich nahm den Rucksack und wanderte den gezeigten Weg lang, jetzt wenigstens satt. Am Tor hörte mir der Wächter geduldig zu, schüttelte jedoch die ganze Zeit den Kopf. Ich appellierte an sein Gemüt, einen Verirrten nicht wegzujagen. Schließlich nahm er den Hörer, wählte eine Nummer und meldete das Problem dem diensthabenden Arzt. Ich hörte seine befürwortende Stimme, danach reichte er mir den Hörer. Ich erzählte noch einmal, was mir zugestoßen war, sparte keine Einzelheiten aus, malte den Schrecken einer Übernachtung auf freiem Feld aus. Am Ende fiel die Entscheidung des Arztes: „Der Portier lässt Sie in die Isolationszelle, schließen Sie sich von innen ein und lassen Sie keinen herein, morgen wird Ihnen geöffnet“. Was für eine Erleichterung! Am frühen Morgen weckte mich der Pförtner, und sobald es dämmerte, machte ich mich auf den Weg in umgekehrter Richtung, um das richtige „Dorf“ zu suchen. Der verschlafene Grenzwächter winkte mich durch, und ich befand mich wieder in der DDR. Nicht zu glauben! Dieses sozialistische visafreie Experiment gefiel mir sehr, es dauerte allerdings nicht lange. Es gab so viele Spannungen, dass die Ideologie vor der Praxis des täglichen Lebens kapitulieren musste. Auf die eigentliche Freiheit im Grenzverkehr zwischen Polen und Deutschland, schon ohne die DDR, hieß es noch 30 Jahre warten.

Unter den Andenken bewahre ich zahlreiche Dokumente von den vergangenen Reisen in das Bruderland jenseits der Oder auf. Eines der ersten ist die Erlaubnis des Ministeriums des Inneren der DDR vom 5. November 1975 zur Durchführung von Forschungen in den Archiven Merseburgs, Dresdens und Potsdams. Ich bemühte mich um diese im Zusammenhang mit meiner Dissertation, die der „Literarischen Tätigkeit von Polen in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Novemberaufstands von 1830“, so der Arbeitstitel, gewidmet war. Die Betonung des „literarischen“ Charakters der Recherche sollte das Misstrauen der über die besagte Erlaubnis entscheidenden Beamten schwächen, was in einem Polizeistaat, wie es die DDR im Grunde war, nicht so einfach war. Eine allgemeine Erlaubnis erteilend, beraubten sie sich ja nicht der Auswahlkontrolle oder ganz einfach – der Schikanen. Zu der täglichen Praxis in Archiven und Bibliotheken der sozialistischen Länder gehörte die Ablehnung der Herausgabe bestimmter Positionen, die zwar offiziell in den Katalogen vermerkt waren, aber aus den unterschiedlichsten Gründen „augenblicklich“ oder dauerhaft unzugänglich waren. Man bediente sich der verschiedensten Ausflüchte: „sehr kostbare seltene Drucke“, „zeitliche Begrenzung“, „konservatorische Arbeiten“, „Verlust“ usw. Ich wusste nie, welches Ergebnis meine Bestellung bringen würde. Zum Glück wurde die Mehrheit meiner Bestellungen realisiert, und die Bibliothekare erwiesen sich als nette und hilfsbereite Menschen, im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten.

Außer den erhaltenen Materialien, die polnischen Forschern wenig oder gar nicht bekannt waren, machten auf mich jedes Mal die Aufenthalte in der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden einen großen Eindruck. Die Hälfte des beträchtlichen Komplexes der Bibliothek besetzte damals das sowjetische Heer. Durch ein Fenster im Korridor der ersten Etage konnte man die Übungen der Rekruten beobachten, die Befehle hören, die häufig vom „Militär-Latein“ durchsetzt waren, die täglichen Gewohnheiten und Bräuche der „brüderlichen Armee“ verfolgen. Die Umgebung der Bibliothek gehörte natürlich den Russen, die dort wohnten und sich erholten. Es gab also etwas zu sehen, und in der Bibliothek ... zu lesen und zu notieren. Die Früchte dieser Aufenthalte, hauptsächlich in Dresden und Leipzig, waren zwei Veröffentlichungen: die gedruckte Dissertation *Tulacz polski nad Renem. Literatura i sprawa polska w Niemczech po upadku powstania listopadowego 1832-1845* (Der polnische Flüchtling am Rhein. Literatur und die Sache Polens in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Novemberaufstands 1832-1845), herausgegeben 1981 im PIW (Staatliches Verlags-Institut), sowie die Bildband-Monographie polnischer Gräber auf dem katholischen Friedhof in Dresden, erschienen 2000 unter dem Titel *Cmentarz polski w Dreźnie* (Der polnische Friedhof in Dresden) im Verlag Śląsk.

Die Arbeitstage eines jeden Forschers verliefen damals ähnlich: die normalen Arbeitstage in der Bibliothek, die Samstage und Sonntage in Kultur-

Einrichtungen. Meine Aufenthalte in Dresden beschränkten sich praktisch auf die Anwesenheit im Staatlichen Archiv in der Archivstr. 14, in der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, und an Wochenenden besuchte ich regelmäßig den Katholischen Friedhof in der Friedrichstr. 54 im Stadtteil Neustadt, den Zwinger und die Gemäldegalerie Alter Meister. Das war die Kost für den Geist. Größere Probleme gab es in Fragen des Alltags, besonders bei der Beschaffung von Übernachtungen, die viele Monate vor der Ankunft zu bestellen waren. In meinen Sammlungen habe ich einige Postkarten mit vordruckten Absagen des zentralen Informationszentrums in der Prager Straße nicht weit vom Hauptbahnhof, die mich darüber informierten, dass in dem von mir vorgetragenen Zeitraum ein Aufenthalt „im Hotel/Interhotel/Fremdenheim/Privatquartier“, also in den von den Behörden kontrollierten Übernachtungsstätten, nicht möglich sei! Was sollte man tun? Ich schrieb an verschiedene Personen und Institutionen, darunter an das polnische Kultur-Zentrum. Aber erfolgreich war erst die Intervention der unvergessenen, leider nicht mehr lebenden, Frau Elżbieta Zimmermann.

Frau Elżbieta war die Gattin des Komponisten Udo Zimmermann. Sie führte in Dresden ein für Polen offenes Haus. Für mich als Forscher der polnisch-deutschen Verbindungen im 19. Jahrhundert symbolisierte sie die erstaunliche Kontinuität der liebenswerten Haltung von Polinnen, die sich in der Fremde um das Wohl der Landsleute sorgten und auch die Denkmäler des Polentums behüteten. Sogar in der schwierigen DDR-Wirklichkeit gelang es ihr, verschiedene kulturelle Initiativen zu erwecken, Treffen zu organisieren, die polnische Kultur zu propagieren. Während der Zeit meiner Forschungen über die polnischen Gräber auf dem Alten Katholischen Friedhof in Dresden half sie mir in existentiellen Angelegenheiten, indem sie mir Übernachtungsmöglichkeiten und geringe finanzielle Unterstützungen vermittelte. Die Rettung der Überreste polnischer Grabsteine, ihre Sicherung für die Nachfahren, lag ihr sehr am Herzen. So gut sie konnte, bemühte sie sich, die entsprechenden Behörden, die Presse und lokale Kultur-Institutionen für diese Sache zu interessieren. Ich habe noch einen Ausschnitt aus dem Tageblatt „Sächsische Zeitung“ vom 16./17. November 1989, mit einem umfangreichen Bericht über das Treffen im Dresdner Klub der Intelligenz zu meinem Thema der polnischen Gräber, an dem ich zusammen mit Professor Jan Kosim teilgenommen hatte. Das Treffen wurde von Frau Elżbieta Zimmermann organisiert. 2007 fand sie selbst die ewige Ruhe zwischen den Gräbern ihrer Landsleute aus dem 19. Jahrhundert auf dem Friedhof, in dessen Rettung sie so viel Herz und Mühe eingebracht hatte.

Meine Verbindung zu Dresden hörte nach dem Abschluss der Dissertation und der Monographie über den „polnischen“ Friedhof nicht auf. Nicht nur, weil ich diese Stadt liebgewonnen habe, auch mit ihren Menschen

habe ich mich angefreundet. In Erinnerung verblieb mir ein damals junger Student der Berliner Polonistik, der aus Dresden stammende Jürgen B. 1989 kam er zusammen mit Prof. Alois Hermann und einer Gruppe Kolleginnen und Kollegen zu einem halbjährigen Sprach-Praktikum an der Universität Warschau. Als Mitarbeiter der Fakultät Polonistik der Uni Warschau wurde ich ihr Betreuer. Jürgen war mir von Anfang an sympathisch, er sprach am besten polnisch, interessierte sich sehr für polnische Kultur und Literatur, war neugierig auf alles. Die Zeiten waren recht stürmisch. In den Läden herrschte gähnende Leere. In der Politik traten revolutionäre Änderungen ein. Im Juni 1989, nach achtjähriger Pause, erschien erneut das Wochenblatt „Solidarność“. Ich konnte es regelmäßig ergattern. Einmal lud ich Jürgen zu mir nach Hause ein. Wir unterhielten uns über verschiedene Angelegenheiten, aber politische Themen mied er wie das Feuer. Als er auf dem Schreibtisch ein Exemplar des Wochenblatts sah, wurde er davon wie von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen. Er fragte, ob er es durchsehen dürfte. Wie sehr doch waren wir damals alle durchdrungen von Angst und Misstrauen. In Polen tat sich viel, Änderungen des Systems bereiteten sich vor, wohingegen sich in der DDR noch das Regime hielt und den Menschen viel Schaden zufügen konnte, besonders wegen Kontakten mit Polen. Ich verstand Jürgen, er war der Typus eines Wissenschaftlers, er konnte viel im Leben erreichen, allerdings unter der Bedingung, dass er bei den Behörden kein Missfallen erregte, und das war leicht, hierfür reichte eine Denunziation. Als er wegfuhr, riss der Kontakt ab, bald danach hörte die DDR auf zu existieren ...

Noch kurz einige weitere flüchtige Eindrücke, die sich irgendwo in den Winkeln des Gedächtnisses eingenistet haben: Meine ersten Schritte nach der Ankunft auf dem Hauptbahnhof in Dresden richtete ich in der Regel zum Informationszentrum in der Prager Straße, etwa 300 Meter entfernt. Auf dem Wege dorthin befand sich ein Selbstbedienungsrestaurant mit warmen Speisen. Ich begann die morgendliche Stärkung mit der unersetzlichen Soljanka, einem typischen „Eintopf“, einer im Geschmack scharfen dicken Suppe nach russischem Rezept mit Fleischeinlage. Ein anderes üppiges Gericht entdeckte ich im ziemlich obskuren Restaurant „Am Zwinger“. Jeden Donnerstag wurde dort in den Nachmittagsstunden Schweineschnitzel serviert, also unser *schaboszczak*. Es kam in der Regel eine ältere Gesellschaft mit noch gesunden Mägen zusammen, um bei ein paar Bieren und Schnitzeln manche Stunde zu verbringen. Da gab es etwas zu sehen. Im Allgemeinen übertraf die Versorgung in der DDR entschieden das Angebot polnischer Geschäfte, nicht nur was Lebensmittel anbelangte. Besonders Schuhe, darunter Kinderschuhe, waren Objekt des Verlangens, die jedes Mal unbedingt zu kaufen waren. Es ist leicht gesagt: Kaufen und mitbringen, aber wie? Etwas anders war es mit für sich selbst Erworbenem. Kinderschuhe schmuggelte man auf verschiedene Art und Weise, worüber ich

schon zuvor geschrieben habe. Ich kann auch einen mir gut im Gedächtnis haften gebliebenen Eindruck nicht auslassen, und zwar einen Duft. Auf einer der Leipziger Gassen, die vom Hauptbahnhof zum Marktplatz führen, kam ich an einem Geschäft mit Tabakwaren vorbei. Ich rauchte nicht, der Inhalt des Ladens interessierte mich deshalb nicht, aber auf dem Wege „überfiel“ und begleitete mich noch lange ein so intensiver, durchdringender und gleichzeitig „anziehender“ Zigarren-Duft, dass ich ihn wahrscheinlich noch heute ohne Schwierigkeiten wiedererkennen würde.

Die frühere DDR existiert nicht mehr, sie ist in die Rumpelkammer der Geschichte gekommen. Aber die Städte und Orte sind geblieben. Es ist sicher höchste Zeit, sie wieder zu besuchen!

(Übers. von Erhard Brödner)

IWONA ROSZKOWSKI

„Nur die Augenblicke  
sind schön, aber es lohnt sich,  
für sie zu leben ...”

(Diese Geschichte widme ich meinen Töchtern)

*Naive Fragen*

*Als ich klein war  
wollte ich immer an das Ende der Welt gelangen  
Als ich klein war  
fragte ich, wo und ob die Welt überhaupt endet*

*Als ich klein war  
Im Leben sind nur die Augenblicke schön  
Im Leben sind nur die Augenblicke schön  
Ja, ja*

*Als ich klein war  
fragte ich, was Leben sei, was ist Leben, Mama*

*Siehst du, Leben das sind du und ich  
der Vogel, der Baum und die Blume  
antwortete sie mir  
Im Leben sind nur die Augenblicke schön  
Jetzt bin ich groß  
und weiß, dass im Leben nur die Augenblicke schön sind  
Deswegen lohnt es sich manchmal zu leben*

*Deswegen lohnt es sich manchmal zu leben  
 Im Leben sind nur die Augenblicke schön ...  
 Einst war ich klein  
 fragte, wo und ob ja. Ja,  
 einst war ich so klein, klein, klein*

Rysiek Riedel und Dzem<sup>5</sup>

Der Text dieses Liedes spiegelt meine Fragen, meine Bedenken, meine Gefühle und Empfindungen. Dieses Lied ist einfach ich und mein Leben.

Mai 1988, Flughafen Frankfurt. Endet hier die Welt, meine Welt? Werde ich hier die Augenblicke durchleben, für die es wert ist zu leben?

Im Moment fühle ich nur Angst, riesige Angst. Ich fürchte mich vor diesem Land, der Sprache, die ich nicht kenne, meinem Mann, den ich seit einem Jahr nicht mehr gesehen habe. Gerade spüre ich nur Angst, die Sehnsucht/das Heimweh kommt etwas später.

Wir fahren nach München, wo meine Tante wohnt, die Schwester meines Vaters. Mein Mann und meine Tante reden fast nur miteinander, als wäre ich gar nicht da. Sie reden über mich und nicht mit mir. Ich höre fremde Worte: Übergangshomein, Registrierungsschein, Arbeitslosengeld ... Selbstverständlich kenne ich damals weder ihre Bedeutung noch die Schreibweise. Ich fühle, dass etwas neben mir vorgeht. Ich nehme daran zwar physisch teil, aber mein Kopf ist woanders. Ich fühle mich wie im Vakuum. Als ob ich da wäre und doch auch nicht.

Schon damals umgibt mich Einsamkeit. Ich bin nicht nur mit meinen Gedanken allein, sondern auch einsam.

Am nächsten Tag fahren wir nach Murnau, dort wohnt mein Mann. Ein paar Stunden verbringe ich mit meiner Tochter in der Wohnung meines Mannes, der in die Schule gehen musste. Er besucht noch zwei Monate lang einen Deutsch-Kurs. Ich selbst habe Angst, das Zimmer zu verlassen, Angst davor, dass mich jemand anspricht und ich nicht verstehe, um was es geht. Ich spiele verschiedene Spiele mit meiner Tochter, die wir mitgebracht haben. Letztendlich schläft Magda erschöpft ein. Ich sehe die Bücher und Magazine durch und finde einen Brief. Den Brief der „Freundin“ meines Mannes.

So endete meine „eheliche Welt“.

Ein Ozean voller Fragen, tausend Ozeane voller Fragen. Fragen, die auf eine Antwort warten, rhetorische Fragen, Fragen, Fragen, Fragen ohne Antworten.

Die Lust, sofort nach Polen zurückzukehren, aber wieder Angst. Viele, viele Jahre ist die Angst mein Lebensbegleiter. Manchmal der einzige Be-

---

<sup>5</sup> Rysiek (Verkleinerungsform von Ryszard) Riedel ist Sänger und Texter der polnischen Blues- und Rockband Dzem. Anm. d. Hrsg.

gleiter, den ich besitze, vielleicht sehe ich deswegen nicht, dass er nicht der beste Ratgeber ist.

Wir bleiben in Deutschland. Für drei Tage müssen wir nach Nürnberg fahren, in ein „Heim“. Klingt nicht besonders einladend, aber so ist der Lauf der Dinge. Ich und meine Tochter bleiben dort allein, mein Mann muss in die Schule.

Ich danke Gott, dass viele Polen im Lager sind. Ich kann mich mit jemandem unterhalten, und meine Tochter hat Freundinnen zum Spielen. Meine Tochter fällt häufig hin, so unglücklich, dass sie innerhalb dreier Tage fünf Paar Strumpfhosen kaputtmacht. Woher nehme ich Stumpfhosen für sie? „Naive Fragen“.

Abends, einen Tag vor der Fahrt nach Straubing in das „Übergangsheim“, kommt mein Mann. Er muss uns am nächsten Tag nach Straubing fahren. Er schläft bei einem Freund, lässt sein Auto aber auf einem Parkplatz neben unserem „Heim“. In der Nacht kommen in unser Zimmer: Soldaten? Polizisten?

Sie schreien in einer mir unbekanntem Sprache, schauen in den Schrank, unter das Bett und schreien, schreien. Meiner Tochter schaut unter der Decke nur die Nase hervor, sie hat solche Angst, dass sie sich ganz verstecken möchte. Die Frau aus Rumänien, die mit uns in dem Zimmer wohnt, übersetzt ihnen etwas, und ich stehe bewegungslos da und habe Aufnahmen aus Kriegsfilmern vor meinen Augen. Diese Gewehre, sind das Kalaschnikows? Ich versuche, mich an den Film „Vier Panzersoldaten und ein Hund“ zu erinnern, um in etwas Bekanntes zu flüchten, etwas Vertrautes, nicht so Schreckliches wie diese Situation hier.

Sie suchten meinen Mann. Es stellte sich heraus, dass sein Auto das einzige auf dem Parkplatz war, und sie waren überzeugt davon, dass er illegal in unserem Zimmer schläft. „Illegal, illegal“, Worte, die ich nie kannte und nie gebrauchte im Zusammenhang mit einem Menschen. Seit diesem Zeitpunkt weiß ich, dass man einen Menschen auch „illegal“ nennen kann. Bin ich auch illegal? „Naive Fragen“.

Straubing. Übergangsheim. Auch viele Polen, Rumänen. Ich habe die Möglichkeit, mich mit jemandem auf Polnisch zu unterhalten. Die deutsche Sprache ist für mich weiterhin schwarze Magie. Jedoch brauche ich sie hier nicht so sehr. Es gibt immer jemanden, der übersetzt, wenn es notwendig ist. Neues Wort „Hausmeister“. Das ist wahrscheinlich irgendein großer Chef, er regiert hier. Alle haben Respekt vor ihm. Mit ihm musst du gut zusammenleben – sagen mir die, die hier schon länger sind. Also versuche ich zu lächeln, wenn er vorbeigeht, etwas zu mir sagt, obwohl ich ihn nicht verstehe.

Wenn jemand neben mir ist, der übersetzen kann, bin ich ruhig. Wenn ich allein bin, habe ich Angst, dass ich ihn anlächle und er mich vielleicht beleidigt, etwas Böses sagt. Ich beschließe, dass es am Wichtigsten für mich ist, die deutsche Sprache zu lernen. Warum war ich so genau, wie? Dumm,

naiv, dass ich sie nicht schon in Polen gelernt habe, obwohl ich vorhatte, hierher zu kommen? Verspätete Fragen.

Meine Tochter hindert die Unkenntnis der Sprache nicht, es gibt hier nämlich viele polnische Kinder, mit denen sie spielt. Einmal lief sie aus dem Garten zu mir und rief „Mama, Mama ich habe schon etwas auf Deutsch gelernt. Weißt du Mama, ‘Spodnie’ heißen auf Deutsch ‘galoty’“.

Gut, dass es manchmal etwas gibt, worüber man lachen kann. Genau, genau das fehlt mir – Lachen, glücklich zu sein. Ob meine Tochter eine Mutter im Gedächtnis behält, die ständig Angst vor etwas hatte, besorgt war? Wie wird sie in Zukunft sein? War es richtig, hier zu bleiben? Gut für mich, trotz einer beendeten Ehe, gut für sie? So sehr brauchte ich jemanden, der mir eindeutig auf diese Fragen antworten könnte. Naive Fragen.

Ich bekomme eine Vorladung (in Polen bekam ich nie eine „Vorladung“, ich habe ja nichts angestellt) zum Arbeitsamt. Ein Freund meines Mannes kommt mit, um zu übersetzen. Schon auf dem Weg dorthin erklärt er mir, dass mich der schlimmste Beamte, Herr Huber, kommen ließ. Vor ihm hätten ALLE Angst. Mut brachte mir das nicht, aber was sollte ich machen, ich MUSSTE erscheinen. Herr Huber gibt mir eine Zuweisung für einen Sprachkurs an einer staatlichen Schule. Die Schule hat einen guten Ruf unter den Flüchtlingen. Man muss nicht viel lernen, dafür geht man häufig mit den Lehrern einen Kaffee trinken. Nun ja, jeder, der auf den Kurs wartete, wäre froh gewesen, aber nicht ich. ICH MÖCHTE SCHNELL DIE DEUTSCHE SPRACHE LERNEN. Der Freund sagt, wenn Herr Huber dies anweist, dann muss ich in diesen Kurs gehen. Der nächste Kurs an einer anderen Schule, an der man lernen muss und nicht Kaffee trinkt, fängt erst in einem Monat an. Ich versuche, dem Herrn Huber mit Händen und ... Füßen zu erklären, dass ich auf eine anständige Schule gehen möchte, ich möchte lernen und nicht Kaffee trinken. Die Füße halfen. Ratlos, nicht wissend, wie ich ihn überzeugen soll, stampfte ich mit dem Fuß und sagte „Nein, nein“ und erstarrte, als ich das entsetzte Gesicht des Freundes sah, den erstaunten Gesichtsausdruck von Herrn Huber, der nach hundert Jahren (sicher waren es Sekunden, aber für mich dauerten sie eine Ewigkeit) lachte und dem Kurs in einer anderen Schule zustimmte.

Ich lerne schnell, gierig, jedoch es dauert. Ich hätte gerne alles auf einmal. Vor allem, da ich die Unkenntnis der Sprache am eigenen Leib ertrage. Ich verdiene mir etwas dazu, indem ich in einem renovierten großen Geschäft, dem Modehaus Hafner, putze. Eigentlich weiß ich, was sie von mir erwarten, aber eines Tages bringe ich statt eines Besens einen Staubsauger. Lachen im Saal. Und der Saal war groß, Putzfrauen, Bauarbeiter. Viele Leute hatten einen gelungenen, fröhlichen Tag, weil ich den Unterschied zwischen einem Besen und einem Staubsauger nicht kannte. Ich nahm ihnen das nicht mal übel. Auf mich selbst war ich wütend, dass ich zu langsam lerne, wozu ich in die Arbeit gehe, wenn ich die Sprache nicht kann. Ich

blieb jedoch bis zum Ende der Renovierung und zum Aufräumen danach. Und nachdem ich den Lohn bekommen hatte, zog ich mich an wie der Engel an Heiligabend, ging in das Geschäft und kaufte mir einen Rock. Das war eine kleine Genugtuung. Aber für was? Für meine Unkenntnis der Sprache? Jedenfalls fühlte ich mich besser, und das war wichtig.

Meine Tochter geht schon in den Kindergarten und kommt sehr gut mit der deutschen Sprache zurecht. Wir fahren häufig nach Polen. Das Auto ist bis zum Dach vollgepackt. Wir transportieren ALLES. Und ich füge dem Ganzen noch meine Sehnsucht hinzu, und dann wird der Wagen schwer. Nach Jahren erfahre ich von meiner Tochter, dass sie auch zu diesem Ganzen ihre Sehnsüchte, Gefühle hinzufügte. Als sie aus Deutschland fortfuhr, war sie traurig, weil sie für eine Zeit lang ihre Freundinnen verließ. Als sie aus Polen fortfuhr, war sie traurig, weil sie Oma, Opa und die Familie verließ. Schon als Kind stellte sie sich die elementare Frage: „Wer bin ich, eine Polin oder eine kleine Deutsche?“

Wahrscheinlich ist es gut, dass sie mir davon erst nach Jahren erzählt hat. Die Last der Verantwortung für ihre Zerrissenheit trage ich erst seit diesem Moment, vielleicht hätte ich sie vorher nicht heben können.

Wir haben Bekannte, Polen, die mein Mann kennengelernt hat, als er in Straubing im „Übergangsheim“ war. Gut, sehr gut, dass wir sie haben. Wir verbringen mit ihnen fast jeden Samstag. Meine Tochter hat einen Freund zum Spielen, mein Mann einen Freund zum Trinken und ich eine Freundin für Geplauder. Dauern vergliche ich meine Freundinnen aus der Kindheit mit ihr, selbstverständlich zu ihrem Nachteil, aber ich bin dankbar. Dankbar für die neuen Freunde. Außer meiner Tochter und meinem Mann habe ich hier keine Familie. Freunde wurden ganz wichtig, vielleicht sogar wichtiger als in Polen. Ich hatte Glück, dass ich sie getroffen habe. Wir waren viele Jahre sehr eng miteinander verbunden. Sogar nach meiner Scheidung konnte ich auf sie zählen, obwohl sie auch Freunde meines Mannes waren. Das Leben hat uns jetzt getrennt, aber ich bin ihnen sehr dankbar, dass sie da waren und weiterhin irgendwo dort sind. Jetzt weiß ich bestimmt, dass ich ohne sie nicht mit dem Leben klargekommen wäre.

Ich werde schwanger. Neun Monate verbringe ich zu Hause, ich bekomme Arbeitslosengeld. Ich schleiche durch das Haus, denke nach, lese, denke nach, lese und so weiter. Am Ende der Schwangerschaft, drei Tage bevor ich keinen Anspruch mehr auf Arbeitslosengeld habe, bekomme ich eine Vorladung. Montag, 8 Uhr soll ich im Arbeitsamt erscheinen. Vor diesem Amt hat jeder Angst. Dieses Amt bedeutet Geld fürs Leben, deshalb muss man bei jeder Vorladung erscheinen.

Ich rolle (in der Schwangerschaft habe ich 24 kg zugenommen) in der Früh ins Amt, mein Mann ist in der Arbeit, weshalb ich zu Fuß gehen muss. Ich frage, warum ich heute erscheinen musste, obwohl ich in drei Tagen sowieso abgemeldet werde, und die Beamtin stellt mir die Frage meines

Lebens: „Haben Sie ihre Adresse geändert?“. Ich komme schon besser mit der deutschen Sprache zurecht und sage, dass es meine Pflicht ist (wenn ich Geld vom Amt bekomme), jede Änderung zu melden, also hätte ich Sie darüber informiert, wenn sich meine Adresse geändert hätte. Und dass ich die Vorladung heute um 8 Uhr als eine Schikane empfinde. Ohne auf die Antwort zu warten, bin ich hinausgegangen. Die Folgen spürte ich ein paar Tage nach der Geburt meiner zweiten Tochter. Das Arbeitsamt forderte eine Rückzahlung für die letzten sieben Tage aus Gründen, die mir nicht bekannt waren. Ich war nicht in der Lage, kurz nach der Geburt meines Kindes zu ergründen, um was es ging. Ich hätte zu einem Anwalt gehen müssen, aber mit einem einjährigen Kind war das schwierig.

Genau, „Anwalt“! In Polen hatte ich nie mit einem Anwalt zu tun. In Deutschland hat jeder, muss er haben, einen Anwalt. Das ist auch eine wichtige Persönlichkeit, so wie der Hausmeister.

Wir mieten eine Wohnung. Der Auszug aus dem „Heim“ ist auch schmerzhaft. Ich habe einige Mitbewohner lieb gewonnen und werde jetzt wieder allein sein. Aber irgendwann muss man ausziehen, und dazu finden wir noch eine Dreizimmerwohnung. In Polen lebten wir in einer Zweizimmerwohnung (38 qm) gemeinsam mit meiner Mutter. Diese Wohnung ist Luxus, obwohl sie im Dachgeschoss ist und kein Fenster in der Küche hat. Drei Zimmer, der Gipfel meiner Träume. In dem gleichen Haus wohnen auch polnische Familien. Erleichterung! Man wird mit jemandem reden, im Notfall um Hilfe bitten können. Und wieder eine Begegnung mit dem regierenden Hausmeister. Meine Tochter geht mit einem Freund, dem Kind einer anderen polnischen Familie, auf den Spielplatz neben dem Haus. Nach kurzer Zeit kommen sie zurück und schreien schon von Weitem, dass so ein Mann gesagt hätte, dass sie dort nicht spielen dürften. Gut, dass mein Mann zu Hause ist, mein Deutsch ist zwar viel besser, aber nicht so gut, dass ich mich mit fremden Menschen streiten könnte. Wieder erscheint in meinem Leben der wichtige Herr Hausmeister. Auf die Frage, warum er den Kindern nicht erlaubt hat, hier zu spielen, antwortete er, dass das ein Spielplatz für bedächtige Kinder sei!!!

Anscheinend war der Hausmeister Diplomat. Er hätte doch auch sagen können, dass das kein Spielplatz für polnische Kinder sei.

Und wieder naive Fragen. Was habe ich durch die Migration nach Deutschland meinem Kind angetan? Ist die Verbesserung der Lebensbedingungen das Wichtigste im Leben? Ist eine Dreizimmerwohnung wichtiger als die Familie, das „Bei-sich“-Sein in seinem Land? Viel zu viele Fragen, keine Antworten.

Ich versuche, die Zukunft zu organisieren. Die berufliche Zukunft. Wenn die jüngere Tochter in den Kindergarten geht, gehe ich in die Arbeit. Ich will in die Arbeit, zu den Leuten!

Ich verfasse Schreiben an das Ministerium, damit mein Beruf anerkannt wird. Ich bin Grundschullehrerin. Mir ist bewusst, dass ich die deutsche

Sprache nicht so gut beherrsche, dass ich in einer Schule unterrichten kann, aber ich werde es ja lernen, noch drei Jahre, bis die jüngere Tochter in den Kindergarten geht.

Das Ministerium antwortet sogar schnell: „Wir können Ihnen das Abitur nicht anerkennen, unter anderem deswegen, weil Sie nur 12 Jahre in die Schule gingen. Ihren Lehrerberuf auch nicht. Wir können ihnen lediglich den Beruf als ‘Pädagogische Hilfe’ anerkennen.“

Schluss mit dem Wunsch, in der Schule zu arbeiten! Meine berufliche Zukunft wird für mich zu einer großen Ungewissheit. Ich erkundige mich, ich kann in eine Schule (Fachakademie) gehen und nach gutem Abschluss der Prüfungen die Berufsbezeichnung „Staatlich anerkannte Erzieherin“ erhalten. Zum Glück wird mir ein Teil der Fächer und Prüfungen anerkannt, also muss ich nicht fünf Jahre in die Schule gehen. Ich bestehe am Schluss die Prüfungen und bekomme ein offizielles Schreiben vom Ministerium, dass ich nun „Staatlich anerkannte Erzieherin“ bin.

Ich schreibe unzählige Bewerbungen. Ich bekomme nicht eine Antwort. Nicht eine! Keiner möchte herausfinden, wer sich hinter dem Namen „Roszkowski“ verbirgt. (Nach Jahren erfahre ich, dass viele Firmen ein Computerprogramm besitzen, das in der ersten Bewerbungsphase alle ausländisch klingenden Nachnamen herausfiltert).

Ich lese in der Zeitung die sich wiederholenden Anzeigen der Institutionen, bei denen ich mich beworben habe. Ich verstehe nicht, möchte nicht verstehen, was los ist. Ich habe mich doch assimiliert, spreche gut Deutsch, habe die Prüfungen mit einer Zwei bestanden, bin nett und aufgeschlossen. Aber ich heiße nicht Müller, Bauer oder Huber.

Den Nachnamen kann man ändern, aber nicht die Seele. Ich bin Polin, spreche polnisch, sogar im Geschäft. Wie viele Male habe ich polnische Flüchtlinge in einem gebrochenen Deutsch miteinander sprechen hören? Das will ich nicht. Ich bringe meiner Tochter bei, Polnisch zu lesen und zu schreiben. Nach Jahren dankt mir meine ältere Tochter genau dafür. Auch dafür, o Ironie des Schicksals, dass ich in Deutschland geblieben bin, trotz aller Widrigkeiten des Schicksals, weil sie hier – ihrer Meinung nach – eine sicherlich bessere Zukunft hat.

Meine jüngere Tochter geht bereits in den Kindergarten.

Ich helfe den Erzieherinnen beim Organisieren von Festen, bringe immer Süßigkeiten aus Polen mit. Wahrscheinlich mögen mich die Kindergärtnerinnen, ich bekomme nämlich ein Jobangebot genau in diesem Kindergarten. Zwar als Kindergartenhilfe (trotz anerkanntem Beruf der Erzieherin), aber ich bin trotzdem glücklich. Endlich Arbeit!! Nach einem Jahr Wechsel, der gleiche Kindergarten, aber ich stieg zur Erzieherin auf. Ich mag meine Arbeit, meine Freundinnen, die Kinder, aber immer häufiger merke ich, dass etwas mit mir nicht in Ordnung ist. Es fällt mir schwer, das zu bezeichnen, was mit mir los ist. Mir tut nichts weh, aber ich habe das

Gefühl, krank zu sein. Ich schlafe nachts nicht, kann nichts essen, ich bin sehr weinerlich. Es erinnert mich an meinen Zustand, als ich am Anfang meiner Ankunft in Deutschland bei meiner Tante in München war. Als ob ich da wäre und auch nicht. Das Schlimmste für mich ist, dass ich mich nicht um meine Kinder kümmern kann. Ich zwingen mich dazu, ein Wort zu sagen, etwas zu kochen, zu leben. Heute weiß ich, dass mich meine Kinder gerettet haben, das mütterliche Gefühl der Verantwortung für sie. Ich bringe meine Mutter aus Polen mit nach Deutschland, weil ich weiß, dass ich es allein nicht schaffe. Damals taucht in meinem Kopf zum ersten Mal das Wort „Depression“ auf. Ich fange an, sehr viel über diese Krankheit zu lesen. Ich mache mir Termine beim Arzt und Psychologen, jedoch sind die sehr spät, ich soll zwei Monate warten. An einem Freitag setze ich mich nach der Arbeit in den Sessel und habe das Gefühl, dass er mich aufsaugt. Dass ich mich immer weiter darin verliere, bis ich die Lehne festhalte, um nicht in seinem Schlund zu verschwinden. Diese drei Tage bis zum Montag habe ich aus meiner Erinnerung gelöscht. Ich kann mich an nichts erinnern: was ich gemacht habe, wo ich war. Der Sessel hat mich für drei Tage verschluckt und dann wieder an die Oberfläche ausgespuckt. Am Montag gehe ich zu dem Arzt, bei dem ich in zwei Monaten einen Termin habe, und sage, dass ich den ganzen Tag warten werde, aber nicht hinausgehe, bevor er mich empfängt. Ich warte von 8.00 bis 16.30 Uhr. Das macht nichts, im Wartezimmer fühle ich mich sicher, ich weiß einfach, dass dieser Arzt mir helfen wird. Meine Unsicherheit beschränkt sich lediglich darauf, was ich ihm eigentlich sagen soll. Ich weiß doch nicht, was mir fehlt. Endlich darf ich in das Sprechzimmer. Der Arzt, ägyptischer Abstammung, spricht mit leiser, angenehmer Stimme. „Bitte sagen Sie mir, was Ihnen fehlt“. Noch im Wartezimmer schlug ich mich mit meinen Gedanken herum, wusste nicht, was mir fehlt, und nun kommen die Worte aus mir heraus wie ein Schwall. Das reichte, damit der Arzt seine Diagnose stellte. Depression! „Es gibt keinen Zweifel, Sie haben eine tiefe Depression, die einer pharmazeutischen Behandlung bedarf sowie Besuchen bei einem Psychotherapeuten“. Ich bekomme ein Rezept für Medikamente sowie ein paar Namen von Psychotherapeuten. Aber so wirklich empfiehlt er mir nur eine Psychotherapeutin. Noch am selben Tag rufe ich bei ihr an und habe schon wieder Glück. Sie hat lediglich zweimal in der Woche Zeit für Telefongespräche mit Patienten. Termine erst in drei Monaten. Ich weiß nicht mehr, was ich ihr gesagt habe, welche Argumente ich hervorbrachte, aber schon wieder hatte ich Glück. Ich bekomme einen Termin in zwei Tagen. Wir treffen uns vier Jahre lang mit kleinen Unterbrechungen. Das erste Treffen ist schwierig, ich erzähle wenig und weine viel. Ich bekomme zwei, drei Termine in der Woche. Nach einer Zeit gewöhne ich mich an die Psychotherapeutin und sie sich an mich. Sie gibt zu, dass sie Bedenken hatte, mit einer Polin zu „arbeiten“. Ihre Patienten waren bis dahin nur Deutsche.

Ich bin jedoch weiterhin sehr krank. Die Psychotherapie und Tabletten wirken keine Wunder. Da ich keine schnelle Besserung sehe, beschließe ich, zurück nach Polen zu gehen. Nach der Entscheidung wird mir leichter ums Herz, aber nur für kurze Zeit. Die ältere Tochter ist 15 Jahre alt und möchte nicht zurückkehren. Mein Ex-Mann wohnt in München, er hat geheiratet, aber meine Tochter möchte nicht bei ihm wohnen. Erst nach Bewältigung der Depression habe ich gemerkt, in welchem fatalen Zustand ich mich befand, dass ich zugelassen habe, dass meine Tochter bei einer Freundin wohnt. Die Mutter von Lisi ist Psychologin, nomen est omen?

Die jüngere Tochter ist auch verzweifelt, aber noch zu jung, um sich meiner Entscheidung zu widersetzen.

Wir sind zwei Monate in Polen, Sommerferien. Die Situation ist nicht so toll, wie ich gedachte hatte. Mich zerreißen Gewissensbisse in Bezug auf meine Kinder. Ich bin verloren. So wirklich weiß ich wieder nicht, was ich tun soll. Kurz vor Beginn des neuen Schuljahres kehre ich zurück nach Deutschland. Meine jüngere Tochter ist wohl ruhiger. Hier und nicht in Polen ist ihr Platz. Nur wo ist mein Platz? Wo werde ich schneller gesund? Von was soll ich leben? Wieder Fragen, tausend Fragen. Als ich nach Polen fortgefahren bin, habe ich meine Arbeit verloren, jetzt bekomme ich Arbeitslosengeld. Trotz Depression entdecke ich in mir die Kraft, gegen die Krankheit anzukämpfen. Ich fahre zu einem Yogakurs für Menschen mit Depression, ich suche Arbeit für ein paar Stunden die Woche (ich habe keine Kraft, mehr als 2-3 Stunden zu arbeiten), und natürlich ist das einzige, was ich finde, das Putzen. Zweimal in der Woche in einem Haus, zweimal in einem anderen. Danach kommt noch zweimal die Woche eine Zahnarztpraxis. In die Praxis nehme ich manchmal meine jüngere Tochter mit, sie hilft mir ein wenig. Und wieder ein schlechtes Gewissen: Wie kann ich mein Kind mit in die Arbeit nehmen und erwarten, dass es mit mir putzen wird?

Allein habe ich jedoch keine Kraft, und das Geld fehlt.

Die jüngere Tochter geht nach der Schule in den Hort. Er wird von einer sehr netten Frau geführt, die ebenfalls aus dem Ausland stammt, der einstigen DDR. Dank ihr bekomme ich eine Stelle im Hort. Ein paar Stunden in der Woche, aber immerhin etwas, jedoch zu wenig, um mit dem Putzen aufzuhören. Drei Jahre lang arbeite ich im Hort, putze ein Haus und die Praxis. Ich habe keine Zeit für die Kinder, für mich, weil ich Geld verdienen muss, um zu leben. Und wieder Glück. Ich bekomme eine Ganztagsstelle im Kindergarten. Ich höre mit dem Putzen auf und fange an zu leben. So dachte ich damals, dass ich endlich anfangen zu leben. Nicht lange! Die ältere Tochter fängt an, krank zu werden. Sie hat eine tiefe Depression, die ihr die Erde unter den Füßen wegrißt.

Es folgen schwere Jahre, viel härter, als ich es mir jemals hätte vorstellen können. Die jüngere Tochter rückt in den Schatten, sie weiß, dass ich jetzt

viel Kraft brauche für ihre Schwester, für uns drei. Und das wird die Ursache, weshalb auch bei meiner jüngeren Tochter eine Depression diagnostiziert wird. Medikamente und ein sehr guter Psychologe helfen. Ich danke dir, Gott. Von diesem Moment an kehre ich immer öfter zum Glauben zurück. Ich glaube nicht an die Kirche, den Pfarrer, aber an meinen Gott, der mir hilft, aus all diesen schwierigen Situationen heil rauszukommen. Der mich und meine Kinder am Leben gehalten hat. Es muss doch einen Gott geben, weil wir leben! Ich höre auf, pessimistisch zu denken, mir im Voraus Sorgen zu machen, ich erfreue mich am Augenblick. Ich bin dankbar für jeden Tag, jeden Augenblick. Dafür, dass ich zwei Hände habe und zwei Beine, dass meine Kinder endlich gesund sind. Dankbar für alles. Ich fange an, selbst in der schlimmsten Situation etwas Positives zu sehen. Jetzt weiß ich schon, dass es nichts Böses gibt, was nicht zum Guten wird. Ein altes, kluges polnisches Sprichwort, und doch habe ich so lange gebraucht, um es zu verstehen und vor allem zu akzeptieren.

Meine Eltern, die in Polen wohnen, helfen mir soviel sie können und vergessen dabei auch ihr eigenes Leben. Das ist eine große Hilfe, und ohne sie würde ich nicht zurechtkommen. Ich werde ihnen immer dankbar sein. Ich nehme auch die Last dieser Hilfe wahr, dieser Opferung für mich. Ich erzähle meiner Mutter nicht von allen Problemen. Sie kann aus der Entfernung nicht immer helfen, würde es aber gerne tun. Die täglichen Telefonate sind belastend, Fragen, auf die ich nicht antworten kann. Mein Vater ist etwas anders, er fragt, hilft, aber nicht um jeden Preis. Er lässt mir mehr Luft zum Atmen. Ich bin erschöpft, so schrecklich erschöpft. Selbst indem ich das heute schreibe, fühle ich nach so vielen Jahren die physische und psychische Erschöpfung, die mich damals begleitet hat.

Ich frage nicht, ob hier meine Welt aufhört (wie in diesem Lied von Rysiek), ich bin davon überzeugt, dass es so ist. Arbeit – Haus, Haus – Arbeit. Ich habe mich damit abgefunden, dass das alles ist, worauf ich zählen kann, und ich war glücklich. Ich hatte damals wohl auch keine Kraft für mehr. Aber das Leben hatte andere Pläne mit mir, und auf einmal zeigte sich mehr als nur Arbeit und Haus.

Der Vater eines der von mir im Hort betreuten Kinder war gebürtiger Türke. Er überredete mich dazu, für den Ausländer- und Migrationsbeirat zu kandidieren. „Es gibt so viele Polen in Straubing, und keiner ist in dem Beirat, ändern Sie das“, sagte er. Ich wurde Mitglied des Beirats. Neue Leute, neue Herausforderungen, neue Ziele, die ich erreichen wollte. Am Anfang gab es viele Versammlungen, Gespräche, aber wenig Taten. Es passiert nichts. Nach einem Jahr übernimmt Roman die Betreuung des Beirats als Mitarbeiter der Stadt. Man sieht, er hat Elan, hilft gerne, man muss ihm nur seine Ideen vorstellen. Und ich hatte eine Idee! Ich wollte den Bewohnern von Straubing uns Polen näherbringen. Und weil mich die Literatur schon lange begleitet, habe ich mir ein literarisches polnisch-

deutsches Treffen ausgedacht. Mein Onkel ist Dichter, er organisiert den Welttag der Poesie in Warschau, vielleicht könnte man ihn nach Straubing einladen. Ich gehe mit dieser Idee zu Roman, und wir handeln. Ich finde einen jungen Lyriker aus Straubing. Mit meinen Töchtern übersetze ich die Gedichte des Onkels und der Tante ins Deutsche und des jungen Künstlers ins Polnische. Das Treffen mit den Bewohnern der Stadt Straubing und den Dichtern ist sehr gelungen. Im Gegenzug dazu lädt mein Onkel Roman und seine Band sowie den jungen Lyriker nach Warschau ein. Für mich ist es eine Probe für meine physischen Kräfte, zum einen, da die Pläne in Warschau sehr eng organisiert sind, und zum anderen aufgrund der Fähigkeit, „live“ zu dolmetschen. Ich muss in den Konzerten die Texte der Lieder sowie die Gespräche mit den Mitgliedern der Band und dem Publikum dolmetschen. Der Aufenthalt in Warschau erledigt mich physisch, aber ich bin zufrieden mit mir selbst, dass ich es geschafft habe. Ich fange ein neues Leben an. Ich bin eine Schnecke, die sich getraut hat, ihr Gehäuse zu verlassen. Ich lerne, „Nein“ zu sagen, ich nehme mein Leben in die Hand und warte nicht, was es mir bringt. Ich lerne einen „gesunden Egoismus“. Mit über 50 Jahren wechsle ich den Arbeitsplatz. Über zwölf Jahre arbeitete ich in einer Institution, in der Mobbing an der Tagesordnung war. Ich verlor dort fast den Glauben an mich selbst. Fünf Jahre lang bekam ich jeden Herbst eine Lungenentzündung. Bis ich endlich „Nein“ gesagt habe. In meiner neuen Arbeit habe ich keine freien Wochenenden, Weihnachtstage, arbeite auch in der Nacht, aber ich bereue es nicht. Ich bin endlich was wert, man schätzt mich und meine Meinung. Ich bereue nicht, dass ich den alten Arbeitsplatz nicht früher verlassen habe. Anscheinend war die Zeit noch nicht reif. Und ich habe eine Menge gelernt. Es ist ein großer Schatz, zu wissen, was man NICHT will, und dank der alten Arbeit weiß ich das.

Das Leben verläuft etwas schneller. Neben der Arbeit und dem Haus gibt es noch einige Projekte und immer meine Kinder. Ich habe einen größeren Kontakt zu Polen, nicht nur wegen der Familie, sondern auch aufgrund der Menschen, die ich bei der Realisierung der Projekte kennenlerne. Wunderbare Menschen. Ich frage mich nicht mehr: „Hört hier meine Welt auf?“. Mir ist bewusst geworden, dass sich eine Tür öffnet, sobald sich eine schließt. Und dass die Augenblicke im Leben schön sind, und genau für die lohnt es sich zu leben.

PS: Ich wusste nicht genau, in welchem Format meine Erinnerung geschrieben sein sollen. Natürlich habe ich nicht alles aufgezeichnet, das wäre zu viel. Ich habe mich auf ein paar Dinge konzentriert. Ich schreibe nichts über die politische Situation in Polen und Deutschland zur damaligen Zeit, weil das für mich nicht das Wichtigste war. Trotz Mauerfall und großer Veränderungen. Ich schreibe auch nicht über die Geschichte meiner Familie. Meine Oma (die Mutter meiner Mutter) heiratete 1944 einen deutschen

Offizier. Der wurde zur Strafe dafür, dass er eine Polin geheiratet hatte, an die Front in Riga geschickt (er war Pilot) und starb dort. Selbstverständlich reichte ihre Liebe bereits in die Jahre davor, angeblich bis 1942 zurück. Meine Oma arbeitete in einem Postamt in Warschau, wo mein Opa Briefe verschickte. Meine Oma verließ hochschwanger nach dem Tod meines Großvaters Bad Schandau, wo ihr Schwager wohnte, und kehrte im Frühling 1944 nach Polen zurück. Meine Mama wird in der Tschechoslowakei, in Opava, geboren. Meine Oma bekommt eine Zuteilung nach Schlesien, in Bieruń Stary, wo sie eine Schule eröffnet. Nach ein paar Jahren eröffnet sie in diesem kleinen Ort eine Bank. Sie ist Vorsitzende des „Polnischen Bundes der Frauen“. Als Repräsentantin dieses Bundes fährt sie häufig ins Ausland. Sie hat zum Beispiel Kontakt zu Frau Tereschkowa, Kosmonautin. Aber bis das alles passiert, wird sie in den 50er-Jahren ins Gefängnis gesperrt und gefoltert. Man bohrt ihr Nadeln unter die Fingernägel, um ein Geständnis zu erzwingen. Sie ist sicher eine Spionin, ihr Mann war ja ein Faschist.

Ich habe nicht viele Informationen über meinen Großvater aus Bad Schandau, zu Hause sprach man nicht viel darüber. Vielleicht wollte meine Oma uns schützen? In Bad Schandau wohnte noch viele Jahre nach dem Krieg mein Urgroßvater. Als er starb, erbte meine Mama 1/4 des Hauses und eigentlich alles, was meinem Großvater gehört hatte. Aber sie ist nicht vor Ort, und so wird aus „all“ diesem Erbe „nichts“. Mein Großvater war wohlhabend, z.B. hatte seine Bettwäsche ein Monogramm. Meine Mutter bekommt Bettwäsche mit dem Monogramm des Notars, der den Nachlass im Namen des Staates verwalten sollte. Anscheinend war die von meinem Großvater besser.

JULIA SCHUCH

# Auf den Spuren des Vaters

**P**olen – das Wort „Polen“ – ist für mich verbunden mit einem tiefen Lächeln. Und dieses Lächeln verdanke ich meiner Oma.

Ich weiß um die Geschichte meiner Vorfahren im heutigen Polen, aber eine Verbundenheit spüre ich nicht im Wissen dessen, es ist vielmehr ein Gefühl, das den Ursprung in meinem Erleben als Kind hat.

Oma ist in Danzig aufgewachsen, hat diese so geliebte Stadt im zweiten Weltkrieg verlassen und kehrte in diese Stadt nur noch zweimal zurück. Wenn sie aber von Danzig oder Polen erzählte – und das tat sie oft – dann strahlte ihr ganzes Gesicht. Ich war noch klein, ich kannte die Hintergründe nicht, aber für mich war Danzig etwas unendlich Gutes, denn es ließ meine Oma glücklich sein.

Auch mein Vater nährte dieses Lächeln.

Auf den Spuren seiner Mutter, kombiniert mit seinem inneren Interesse für Geschichte und Ungerechtigkeiten, war er dem Land Polen immer nah. Schon Ende der 70er Jahre – und da war ich noch klein – fuhr er mit einem vollgeladenen Auto nach Schlesien, um dort eine Familie zu unterstützen. Meistens fuhr er nachts los – ich erinnere mich daran, dass wenn ich ihm nachwinkte, das Gefühl von „es ist gut“ hatte. Noch mehr aber erinnere ich mich an seine Rückkehr: Er war sichtlich müde, aber eben auch strahlend. Erfüllt von Etwas. Auch hier konnte ich dies nicht einordnen, es war die Bestätigung des Gefühls, das ich eh schon hatte.

Heute weiß ich, dass diese ersten Fahrten nach Polen seine Verbundenheit und Freundschaft zu den Menschen Polens gesät und genährt haben.

Aus den privaten Hilfstransporten wurden groß angelegte Hilfstransporte für zwei Gemeinden der Stadt Danzig, die mehrere Jahre andauerten und in einem Schüleraustausch mündeten, mein Vater war Gymnasiallehrer. Papa gehört zu den Menschen, die das Tun und das Leben mit Sinn füllen. Und so reifte in ihm der Gedanke, seine große Leidenschaft, das Theater

hier mit einzubeziehen, um den Austausch noch weiter zu intensivieren: Es entstanden zwei deutsch-polnische Theaterproduktionen der beiden Schulen, die eine Verbundenheit schufen, die unglaublich beeindruckend war und auch von der Öffentlichkeit auf vielerlei Ebenen ausgezeichnet und geehrt wurden.

Es geht nicht um die Ehrung. Ich weiß, es geht meinem Vater darum, bei seinen Schülern und Schülerinnen eine Achtsamkeit zu wecken, die zu einem persönlichen Anteil wird. Und ich weiß, es ist ihm und all den beteiligten Menschen – denn derart große Projekte kann man nur erreichen, wenn viele Menschen ein gemeinsames Ziel haben – gelungen.

Man kann es Erziehungsziel nennen, das Wort aber trifft nur in Ansatz den Kern, es ist vielmehr ein Vorleben von Werten. Ein Vorleben, das in seiner Authentizität sich überträgt bzw. sich verbreitet, indem es wirklich zum eigenen Anteil wird.

Mein Vater und meine Mutter haben uns Kindern Werte vorgelebt und damit auch auf uns übertragen, die die Basis zu dem legten, was wir heute sind.

Sah ich das Strahlen meiner Oma, meines Vaters – dann berührte es mich auf wärmende Weise. Ohne zu wissen, um was es geht, ist es ein Schatz geworden, den ich erst viel, viel später mit Inhalt gefüllt habe. So aber ging es mir an vielen Stellen meines Lebens: Etwas spüren, erahnen ohne zu wissen oder zu verstehen, dennoch im Inneren bewahren – irgendwann hervorholen, dann fragen, vielleicht sogar zweifeln, in Zusammenhang stellen und verbinden und – noch wichtiger – so etwas wie Frieden finden.

Ich bin im Jahr 1972 im Emsland zur Welt gekommen. Mein ein Jahr älterer Bruder ist noch in Freiburg, wo meine Eltern studiert haben, geboren. Wir wuchsen in dem kleinen Dorf wie Zwillinge auf, waren grundverschieden und uns doch unendlich nah. 5 Jahre später kam unsere kleine Schwester dazu, sie war der Nachzügler, sie war die Kleine, aber sie eroberte sich den eigenen Platz.

Meine Eltern waren „Dazugezogene“, das war in den Siebzigerjahren ein kleines Stigma – zumal sie nicht an Aktivitäten wie Schützenverein oder Ähnlichem teilnahmen. Meine Eltern haben uns Kindern immer alles ermöglicht, was ihnen möglich war. Sie erzogen uns zu ehrlichen und auch selbstständigen Kindern. Sie erwarteten viel von uns, diese Erwartungen aber waren gut. Denn niemals waren es Erwartungen, die uns selbst fern waren. Schulisch ließen sie uns machen. Keiner von uns wurde irgendeinem Notendruck ausgesetzt, auch was unsere berufliche Entscheidung betraf wurde uns nicht reingeredet. Kritisch hinterfragt ja – sobald wir aber vor uns glaubhaft machen konnten, dass es richtig ist, haben meine Eltern es mitgetragen. Wir hatten an so vielen Stellen die Möglichkeit der wirklich freien Entfaltung und auch – was ich noch wichtiger finde – die Möglichkeit zu korrigieren, ohne dabei das Gesicht zu verlieren.

Beide gaben uns durch ihr eigenes Sein unendlich viel an Vorbildlichem mit. Wir bekamen keine Predigten, aber wir erlebten viel und konnten so viel für uns selbst daraus ziehen.

Wir wurden katholisch erzogen und besuchten auch alle drei das von Nonnen geleitete katholische Gymnasium.

Ich war nie ein Rebell. Aber ich nahm wenig hin, ohne mir meine eigenen Gedanken dazu zu machen. Ernsthaftigkeit und Nachdenklichkeit gehören seit früher Kindheit zu mir. Dies schulte meine Beobachtungsgabe und mein Gespür für andere. Ungerechtigkeiten machten mich wahnsinnig.

Ich ging nicht gerne zur Schule. Fächer wie vor allem Religion und Deutsch, in denen es darum ging, sich eine Meinung zu bilden, zu interpretieren, mochte ich sehr gerne, traf dort aber immer wieder auf vorgefertigte Meinungen, die ich bitte zu glauben und zu vertreten hatte. Das tat ich aber oft nicht, womit der Grundstein für ein Sich-Fremd-Fühlen gelegt wurde.

Ein Schlüsselmoment ergab sich während meiner aktiven Zeit in der Gemeinde. Ich war Mitglied der Jugendzeitschrift und erlebte, dass ein nicht provokativer, aber zum Nachdenken anregender Artikel von mir zensiert und nicht gedruckt wurde. Damit konnte ich noch umgehen, aber es ging weiter. Im Planungsteam einer Glaubenswoche diskutierten wir über die Inhalte. Ich wollte mehr als nur Singen und Beten. Ich wollte auch hier ein Forum zum Nachdenken und natürlich auch Hinterfragen bieten. Und es ging mir dabei ganz und gar nicht darum, den Glauben in Frage zu stellen oder gar zu vernichten, es ging mir darum, wirkliche Antworten zu finden. Das Ende einer jeden Diskussion war die Aussage oder vielleicht besser flehentliche Bitte einer Gleichaltrigen, ich möge ihr nicht das letzte nehmen, das sie noch habe, ich möge still sein. Wenn ich damals schon Camus gekannt hätte, ich hätte viel besser mir selbst erklären können, was in diesem Moment geschah.

In Folge wurde mir verweigert, den Jugendleiterschein zu machen. Ich sei nicht konform, in einer christlichen Gemeinde nicht tragbar als Leiterin einer Jugendgruppe. Das war für mich ein Tiefschlag. Sie hatten mich beurteilt, verurteilt – ohne mich auch nur in Grundzügen zu sehen, wie ich bin. Und ich hatte keine Möglichkeit der Korrektur.

1992 machte ich mein Abitur. Ich wusste lange nicht, ob ich mich für das Studium Sozialarbeit oder Lehramt entscheiden soll. Ich entschied mich für die perfekte Mischung: Hauptschullehramt – und das war die goldrichtige Entscheidung. Ich habe mich für einen Studienort entschieden, der möglichst weit weg von meinem Heimatort ist. Entscheidend war mein Wunsch, mir ein eigenständiges Leben aufzubauen. Die allgemein übliche Art, möglichst heimatnah zu studieren und die Wochenenden bei den Eltern zu verbringen, empfand ich an dieser Stelle als kontraproduktiv. Ich ging also nach Koblenz, 350 km von Lingen entfernt – mein Traum war Freiburg (im Süden von Deutschland), da ich die Stadt durch Urlaube

und meine Arbeit in den Ferien in einem Hotel von Freunden meiner Eltern gut kannte und liebte. Koblenz war mir fremd, aber das war nicht schlimm. Mein Studium war mir wichtig, ja. Noch wichtiger aber war mir, ein eigenes Leben aufzubauen – und so sortierte ich mich immer wieder neu. Zur Selbstständigkeit gehört für mich auch eine möglichst finanzielle Selbstständigkeit – und so suchte ich mir Jobs. Ich gab Nachhilfe, betreute Kinder, arbeitete in einem Notariat, arbeitete als Kellnerin, im Jugendamt, gab Gitarrenunterricht und Musikalische Früherziehung in einer Musikschule, organisierte und leitete integrative Freizeiten für behinderte Menschen, gab Tutorien für Erstsemester im Fach Pädagogik. Jeder dieser Jobs hat mich geprägt, hat mir etwas mitgegeben. Ich musste mich auch mit Dingen auseinandersetzen, die nicht zu meinem persönlichen Leben gehören – aber eben zum Leben gehören. Und genau das ist gut. Und wichtig.

Meine Studienfächer waren – neben den obligatorischen Fächern Pädagogik und Didaktik – Mathematik, Musik und katholische Religion. Letzteres wählte ich, weil ich dachte, ich könne hier die Antworten finden, die noch immer in mir waren. Ich fand sie nicht und in Folge erwarb ich die kirchliche Unterrichtserlaubnis bewusst nicht, die Fächer Ethik und Philosophie sind meinem Wesen wesentlich näher. Ich nahm Vieles sehr ernst, Anderes gar nicht. Die Mathematik, die wir lernen sollten, hatte nichts mir der Mathematik zu tun, die ich in meinem Beruf brauchen würde – und so fehlte mir die Motivation, mich dort wirklich einzuarbeiten. Ich fiel durch viele Klausuren, das Fach aber wollte ich unbedingt. Diese meine Haltung blieb einem Mathematikprofessor nicht verborgen – und er lehnte diese verständlicherweise vollständig ab – es hatte zur Folge, dass ich auf ungerechte Art um mein erstes Staatsexamen kämpfen musste. Immerhin hatte ich endlich die Motivation, die Inhalte des Faches zu lernen, denn bestehen wollte ich.

Als ich 1998 mein Referendariat in der Pfalz begann, konnte ich auf sechs Jahre zurückblicken, die mir das gegeben hatten, was ich erhofft hatte: ein selbstständiges, mir nahes Leben. Dennoch wusste ich schon im Vorfeld, dass die kommenden anderthalb Jahre schwierig werden würden, denn das Referendariat ist nicht der Ort, wo selbstständige – vielleicht auch eigenwillige – Menschen gern gesehen sind. Und ich sollte Recht behalten. Allerdings in einer Schärfe, die ich dann doch nicht erwartet hatte. Nach jeder Lehrprobe hörte ich von meinen Fachlehrern, ich sei für den Beruf nicht geeignet. Manchmal kam diese Aussage durch die Blume, andere Male wortwörtlich, ergänzt durch die Aufforderung, das Referendariat zu beenden und mir einen anderen Beruf zu suchen. Sie machten dies nicht an meinem Fachwissen fest, sie bezogen sich auf meine Lehrerpersönlichkeit. Erneut wurde ich beurteilt und verurteilt. Und vor allem: nicht gesehen. Ich hörte nicht auf, tief in mir wusste ich, es ist der richtige Beruf, und sie haben nicht Recht mit dem, was sie sagen – in Frage gestellt aber habe ich mich nicht nur in kleinen Teilen, sondern ganz und gar.

Mein zweites Staatsexamen bestand ich, obwohl es dank der Vornote schon fast nicht mehr möglich war. Ein unbeteiligter Prüfer wurde hinzugezogen, was bei der Vornote üblich war. Glücklicherweise war er tatsächlich unparteiisch, obwohl er mit einem meiner Seminarleiter befreundet war – er entschuldigte sich bei mir. Genugtuung konnte ich nicht spüren, die anderthalb Jahre haben tiefe Furchen hinterlassen, denn in einer solchen Zeit, in der man beständig in Frage gestellt wird, bleibt es nicht aus, dass man im Zuge des sich selbst In-Frage-Stellens auch an Erinnerungen kommt, die tief in einem vielleicht sogar verborgen liegen.

Noch immer auf der Suche des Verstehens trat ich im Februar 2000 meine erste Stelle als Lehrerin in Koblenz an. Ich wollte eigentlich nach Koblenz zurück, mein Traum war Schleswig-Holstein, aber die Vernunft sagte mir, nimm die Stelle. An dieser Schule fühlte ich mich völlig unwohl, die Schulleitung war katastrophal. Gedanken des Aufhörens waren da, das Gefühl, in einem System gefangen zu sein, war zu groß. Ich konnte keine weiteren Abhängigkeiten ertragen. Hier aber wurde endgültig der Grundstock zu meiner heutigen Arbeit gelegt: Ich suchte mir innerhalb des in meinen Augen kranken Systems Nischen und Räume, in denen ich an meine Schüler das weitergeben konnte, was mir wichtig war. Und es gelang – ohne Schwierigkeit. Die Gewaltprävention und Intervention ist schon im Referendariat meine Herzensangelegenheit gewesen, und sie ist es bis heute und wird es auch bleiben. Zwei Dinge sind an dieser Stelle entscheidend: Ich kann die Haltung „Da kann man sowieso nichts machen!“ nicht teilen, aufgeben ist etwas, das für mich nicht in Frage kommt. Und gleichzeitig weiß ich, dass ich mit jeder erfolgreichen Prävention und Intervention gleichzeitig Opferschutz betreibe. Beides ist mir wichtig. Niemand ist böse, weil es in ihm so angelegt ist. Es sind oft fehlende Alternativen, zu niedrig das Selbstwertgefühl, um Schwächen zugeben zu können.

Anfänglich war ich in diesem Bereich völlig unstrukturiert – nicht planlos – und handelte intuitiv reagierend auf das, was sich mir bot. In den ersten zwei Jahren bildet sich ein erstes Konzept, das darauf aufbaute, in einer verlässlichen Runde all das zu besprechen und anzugehen, was der Klasse wichtig war. Es ging nicht nur um Konflikte, es ging auch um Wünsche, und schnell war ich bei dem Prinzip der Selbstreflexion und dem Eindringen und Einfühlen in die Perspektiven der Mitschüler. Bei meinen Schülern ein Selbstbewusstsein im Sinne von sich bewusst darüber zu sein, wer er ist – mit allen Stärken und Schwächen, zu bilden, wurde mein erstes Ziel. Dass dies nur in der Kombination zu den anderen geht, im Sinne von Achtung, Achtsamkeit und Respekt den anderen gegenüber, macht dieses Ziel so komplex.

2004 wechselte ich an eine von mir gewählte Schule im sozialen Brennpunkt von Koblenz. Eine Hauptschule mit hohem Migrationshintergrund, eine Schule mit vielen, vielen Schülern mit herausforderndem Ver-

halten, eine Schule mit Schülern, wie ich sie mag – und eine Schule mit einer guten Schulleitung. Ich übernahm ein 5. Schuljahr, meine Form des „Klassenrates“ wurde immer präziser, die Arbeit war gut. Ein Zufall sorgte dafür, dass ich eine weitere Entscheidung traf: Als klar war, dass ich im Schuldienst bleibe, war mir gleichzeitig wichtig, mir ein zweites Standbein aufzubauen, damit ich gehen kann, wenn ich es möchte. Ich schwankte zwischen einer Ausbildung zur Supervisorin und einer zur Antiaggressions-trainerin. Bei beidem aber war mir auch klar, dass ich mich nicht blind entscheiden kann, sondern gucken muss, wer der Ausbilder ist. Ich würde keine weitere Ausbildung machen, wenn die Gefahr, wieder nicht gesehen zu werden, vorhanden wäre. Ich traf auf einen Ausbilder zum Antiaggressions- und Coolnesstrainer, und wir teilten Ansicht und innere Haltung. Einen Monat später begann ich mit der Ausbildung, die mich auf allen Ebenen weitergebracht hat. Es war ein Glücksfall.

In der Schule habe ich neben einem Programm zur Primärprävention inzwischen Streitschlichter ausgebildet und diese in ihrer Arbeit begleitet und betreut, durch meine Ausbildung zum AAT/CT-Trainer meinen Klassenrat verfeinert und begann in schwierigen Klassen ein Coolnesstraining zu integrieren. Nach meiner Zertifizierung überarbeitete ich das Konzept des AATs für die Schule und implementierte es dort. In dieses Training wurden die Schüler aufgenommen, die aufgrund ihres Verhaltens den Schulabschluss vermutlich nicht erreichen würden. Es war erfolgreich. Weniger erfolgreich war das Coolnesstraining. Die Nachhaltigkeit ist nur gegeben, wenn der Klassenlehrer mitarbeitet und fortführt, was im Training als Basis gelegt wird. Ich war unzufrieden, ich wollte mehr, ich wollte wieder einmal Veränderung. Und so entstand KiG – Klasse im Gespräch, ein Klassenrat auf der Basis der konfrontativen Pädagogik. Dieser wurde von mir in jeder Klasse der Schule eingeführt und begleitet, die gesamte Schule hatte also ein einheitliches System, das präventiv und interventiv arbeitet. Im Laufe der Jahre wurde zuerst das AAT, dann die Streitschlichter und zuletzt auch das CT überflüssig. Und ich war zufrieden.

Acht Jahre war ich an dieser Schule, dann wechselte ich nach Bonn an eine vergleichbare Schule. In den beiden Schulen zuvor habe ich mich aktiv an der Schulentwicklung und Gestaltung beteiligt. So scheint es nur logisch, dass ich mich im Sommer 2015 auf die freigewordene Konrektorenstelle an meiner Schule bewarb – obwohl das nie in meiner Lebensplanung stand. Im Gegenteil, ich wollte nie in die Schulleitung. Aber es war Zeit, zu überprüfen, wie viel von dem Ich-würde-aber umsetzbar ist.

Ich habe meinen beruflichen Werdegang niemals dezidiert geplant, obwohl ich immer Ideen hatte und habe. Es ging seinen eigenen Weg, geradlinig, kontinuierlich und aufeinander aufbauend. Was mich auf diesem Weg noch alles erwartet, kann und will ich gar nicht wissen – denn ich vertraue darauf, dass ich auch in Zukunft wissen werde, was das Richtige ist.

So geradlinig mein beruflicher Weg ist – für meinen privaten Weg gilt das nicht. Ich bin viele Umwege gegangen, bin in Sackgassen gelandet, bin gefallen und gestürzt, habe aber niemals aufgegeben. Bei allem, was sich mir bot, sind meine Sturheit, mein Kämpfersein und mein Optimismus ziel führend. Das Meer, die Musik – das Leben hat so viel Schönes und Gutes zu bieten, dass es sich lohnt. Seit 2009 bin ich mit meinem heutigen Mann zusammen, lebe in Bonn, habe zwei wunderbare Stiefkinder (ein furchtbares Wort!) und bin angekommen.

Angekommen im Leben.

Angekommen in meinem Leben.

Angekommen in einem gemeinsamen Leben.

Meine polnischen Wurzeln spielen in meinem Leben keine wirkliche Rolle. Die Offenheit für alles, was unbekannt ist und die Achtsamkeit für das Strahlen dieser Welt aber sehr wohl.

Es ist mir egal, wer woher kommt.

Es ist mir egal, was wer gelernt hat oder nicht.

Es ist mir aber nicht egal, wie dieser Mensch ist, wie er handelt.



HALINA STANO

# Auf der Suche nach Wahrheit über Deutschland

Ich wurde in Warschau im November 1954 in einer polnischen Intelligenzlerfamilie geboren. Mein ganzes Leben war und ist mit dieser Stadt verbunden, mit ihrer Geschichte und ihrem Erbe aus der Zeit der Nazibesatzung und des Zweiten Weltkrieges. Den Krieg und die Deutschen kannte ich vor allem durch die in den Straßen meiner Stadt sichtbaren Folgen sowie aus dem Geschichtsunterricht, Büchern, Filmen und Familienberichten.

In meiner Kindheit wohnte ich im Zentrum von Warschau und erinnere mich an Ruinen der ausgebrannten Häuser, an die von Kugeleinschüssen beschädigten Wände alter Mietshäuser und an die zahlreichen Gedächtnisorte und Hinrichtungsstätten der Bewohner Warschaus sowie der Aufständischen des Warschauer Aufstands von 1944. Bis heute trägt Warschau die Spuren seiner tragischen Geschichte.

Ich war Mitglied des Polnischen Pfadfinderverbandes, und die Pflege der Gedenkstätten des Zweiten Weltkrieges war für uns von fundamentaler Bedeutung. Es ging darum, dass die tragischen Geschehnisse des Volkes eine Mahnung und Lehre für die Zukunft sein sollten.

Am stärksten sind in meiner Erinnerung folgende Stätten haften geblieben:

- der leere Schlossplatz mit einem Wandskelett, dem einzig erhalten gebliebenen Teil des Warschauer Königsschlusses,
- die Friedhofsreviere der Aufständischen auf den Friedhöfen Powązki und Wola,
- das Stadion des 10. Jahrestages der VR Polen, das auf Trümmern und aus Trümmersteinen des zerstörten Warschaus erbaut wurde.

Meine echten und faktischen Kontakte mit Deutschen begannen viel später, während meines Studiums, d.h. Ende der Siebzigerjahre des vorigen

Jahrhunderts. Damals lernte ich meinen künftigen Ehemann kennen, einen Studienkommilitonen, der häufig zu seiner Mutter, einer Sängerin, nach Deutschland reiste. Seit 15 Jahren lebte und arbeitete sie in der Deutschen Oper am Rhein in Düsseldorf.

Die materiellen Güter, mit denen er mich im damals armen Polen beeindruckte, seien nur kurz erwähnt, wichtiger waren aber die emotionsgeladenen Diskussionen, die wir führten. Später lernte ich seine Mama kennen, und dann heirateten wir. Unsere Diskussionen wurden offener und ehrlicher.

Ich, die ich in der VR Polen erzogen und nach propagandistischem Muster ausgebildet wurde, war von ihren Ansichten und Berichten berauscht. Meine Schwiegermutter behauptete immer voller Überzeugung, dass die Deutschen sich vereinigen würden, weil sie sich als Staat vereinigen müssen. Für mich war das eine Häresie, aber so ist es dann gekommen! Oder dass die UdSSR auch eine Besatzungsmacht war, weil sie unschuldige Menschen nur deshalb mordete und nach Sibirien verschleppte, weil es Polen waren. Das ist auch wahr.

Langsam, aber immer tiefen drang ich in die Geschichte ein und bekam vor Erstaunen und wegen meiner Naivität immer größere Augen. Nichtsdestotrotz hörte ich den Berichten meiner Schwiegermutter wie auch denen meiner Familienangehörigen, der Onkel und Tanten zu.

Nina, meine Schwiegermutter, erzählte mir über ihre Familie, über ihre Eltern: Wilhelmina und Fryderyk, über ihre Kriegsgeschicke. Sie erzählte, wie sie fassungslos aus Lwów (Lemberg) buchstäblich mit einem Kofferchen flohen. Sie hinterließen ihr Hab und Gut, um ihr Leben zu retten. Ihr Vater, ein Offizier der Legionen Piłsudskis und der polnischen Armee, früher Offizier des österreichischen Heeres, im zivilen Leben Bankangestellter in Lwów, war für den NKWD höchst verdächtig. Er versteckte sich lange Zeit, aber als er vom Abtransport nach Sibirien hörte, beschloss er, seine Familie zu beschützen und floh in die damals einzig mögliche Richtung, d.h. auf die deutsche Seite. Sie fuhren also an die sowjetisch-russische Grenze, aber dort erwies es sich, dass die Grenze nur Flüchtlinge aus Zentralpolen passieren durften. Die Bewohner der Gebiete am östlichen Ufer des Bugs, aus Lwów, wurden der UdSSR zugeschrieben. Der verzweifelte Vater, der hervorragend Deutsch konnte, trat an einen deutschen Offizier und sagte zu ihm ganz offen, dass sie von den Russen verschleppt und ermordet würden, wenn sie nicht durchgelassen werden. Der Offizier lenkte schließlich ein, und so sind sie vor der gnadenlosen sowjetischen Maschinerie geflohen.

Fryderyk verstarb aber bald, denn infolge monatelangen Versteckens in Kellerräumen wurde sein Lungenleiden schlimmer. Wilhelmina überlebte den Krieg in Krakau, wo sie einige Jahre ihre Freundin aus Lwów, eine Jüdin, versteckt hielt. Sie konnte sich aber in der neuen Nachkriegswirklichkeit nicht zurechtfinden und verstarb bald, wie es hieß, aus Sehnsucht.

Der Onkel und die Familie meines Papas, die unweit von Tarnopol wohnten, wurden nach Sibirien verschleppt. Sie konnten es nicht ahnen, dass sie deportiert werden. Da sie aber eine Landwirtschaft besaßen und der Onkel in der polnischen Armee diente, wurde die ganze zehnköpfige Familie in Viehwaggons in das ferne und kalte Sibirien abtransportiert. Sie mussten binnen einer Stunde ihre Sachen packen. Die Tante schaffte es nicht, das Brot aus dem Backofen herauszunehmen, und unterwegs gebar sie ein Kind. Sie erzählte später über den schrecklichen Hunger und die fürchterliche Kälte, aber sie haben irgendwie überlebt.

Nach dem Krieg kamen sie als Repatrierte, die ihr Hab und Gut verloren haben, nach Niederschlesien und übernahmen eine deutsche Landwirtschaft, die einst deportierten Deutschen gehört hatte. Sie wohnen dort bis heute ...

Die Geschichte hat sich gegen den Willen ihrer Teilnehmer wiederholt. Die Deutschen, die „verloren“ haben, wurden aus ihren Häusern ausgesiedelt, und die Polen, die „gewonnen“ haben, wurden ebenfalls aus ihren Häusern verjagt und zur Ausreise gezwungen. Letzten Endes waren alle die Verlierer. Die Sieger und die Besiegten bezahlten einen schrecklichen Preis. Sie kehrten nie wieder heim. Die Geschichte lehrt die Menschen Demut.

Das erste Mal fuhr ich in die Bundesrepublik noch als Studentin, im Jahr 1976. Dort roch alles anders, selbst der Benzindunst aus der Tiefgarage im Treppenhaus eines Hauses in der Düsseldorfer Altstadt. Das war ein Schock und zugleich eine Anregung zum Nachdenken, dass nicht alles so ist, wie es im Fernsehen gezeigt wurde ...

Später besuchte ich Deutschland mehrmals – alleine oder mit meinem Mann oder mit den Kindern. Den längsten Aufenthalt hatte ich durch die Verhängung des Kriegsrechts im Dezember 1981. Ich kam am 5. Dezember, und mein Mann sollte am 17. nachkommen, aber er schaffte es nicht, denn am 13. Dezember wurden die Grenzen geschlossen und die Telefone ausgeschaltet, so dass niemand etwas wusste. Nach vier Monaten kehrte ich heim nach Polen mit meiner zweijährigen Tochter. Ich habe eingesehen, dass mein Platz doch in Polen ist, obwohl ich von Seiten der Deutschen viel Wohlwollen und Sympathie erfahren habe. Selbst mein Visum wurde ohne große Formalitäten um 6 Monate verlängert.

Das Deutschland, das ich zu Gesicht bekam, hatte mit der mir bekannten Geschichte nichts zu tun. Die Menschen dort sind wohlwollend, freundlich und freigebig. Wie konnten sie einst so grausam und rücksichtslos sein? Ihre Städte sind schön und gepflegt. Wie konnten sie den Befehl zur Vernichtung der Stadt erteilen und vorsätzlich ein Haus nach dem anderen in Warschau sprengen, damit nur Schutt und Asche übrigbleiben?

Ich hatte das Gefühl von Groll und Traurigkeit, hatte aber ein Ziel. Warum sollte ich schlechter, ärmer sein? Man kann doch die Erfahrungen der Anderen nutzen, ein neues Polen und neue Beziehungen aufbauen. Deshalb habe ich den Beitritt Polens zu Europäischen Union mit Enthusiasmus

aufgenommen und glaube im Ernst an den Bau eines neuen, gemeinsamen Europas.

In solchem Geiste habe ich meine Kinder erzogen. Ich habe sie mit Erzählungen aus vergangenen Zeiten gelangweilt, damit sie sich die historischen Lehren, die schwierige Vergangenheit zu eigen machen und lernen, über die bestehenden Trennlinien und Vorurteile hinaus in die Zukunft zu schauen. Die jungen Menschen hatten sich aber für die Geschichte nicht interessiert und wollten mir nicht immer zuhören. Nach Jahren denke ich aber, dass einiges in ihrer Erinnerung geblieben ist.

Ich wusste auch, dass persönliche Kontakte zwischen jungen Polen und Deutschen ihre gegenseitigen Beziehungen verändern, ihnen helfen können, einander zu verstehen, die Unterschiede zwischen ihnen zu akzeptieren. Deshalb lernten meine Töchter in der Deutschen Schule in Warschau. Sie lernten die Sprache, die Kultur ihrer deutschen Altersgenossen kennen. Es fiel ihnen nicht leicht, denn sie mussten verschiedenen Problemen im Zusammenhang mit ihrer Nationalität und mit ihrem schwierigen Teenageralter gerecht werden. Parallel dazu mussten sie die polnische Sprache, Literatur und Geschichte lernen. Sie haben es hervorragend gemeistert. Sie unterhalten ihre schulischen Freundschaften bis heute. Sie haben ihr Hochschulstudium absolviert und können fließend Deutsch und Englisch. Für sie ist also Europa wirklich ohne Grenzen.

Die erinnerte und konfrontierte Geschichte ist aus meiner Sicht ein Schlüssel zum Öffnen von geschlossenen Türen, zum Kennenlernen der eigenen Hoffnungen und Ängste, ein Schlüssel zur Verständigung und Koexistenz.

(Übers. von Tomasz G. Pszczółkowski)

MAGDALENA ULLRICH

# Meine Sprachen

*Mit jeder Sprache mehr, die du erlernst,  
befreist du einen bis daher in dir gebundenen Geist.*

Friedrich Rückert (1788–1866)

Hätte ich damals im Gymnasium gewusst, wohin mich meine weiteren Wege führen werden, hätte ich bestimmt nicht alles darauf gesetzt, die Konfrontation mit der deutschen Sprache zu vermeiden. Ich habe doch immer die Sprachbildung gemocht; es hat gut funktioniert und ließ neue, geordnete Welten entstehen. An die Sprachbildung ging ich wie an die Mathematik oder die Physik heran; es „genügte“, die Regeln zu erkennen, um mit großem Erfolg die Gesamtlösung anzuwenden und auf diese Weise voranzukommen.

Als Erste war natürlich die polnische Sprache. Es begann im Kindergartenalter, als ich allein mit den Märchenbüchern klarkommen musste. Ich wollte sie unbedingt kennen lernen, aber die Eltern hatten nicht immer Zeit, sie mir ständig vorzulesen. In einem verzweifelten und entscheidenden Moment habe ich entdeckt, dass über die einzelnen Buchstaben ein übergeordnetes System regiert. Umso mehr Symbole ich erkenne, desto schneller werde ich erfahren, was als Nächstes im Buch geschah. Dabei waren die Schulbücher mit Buchstaben und erklärenden Zeichen meines älteren Bruders sehr hilfreich.

In der Grundschule habe ich gern Russisch gelernt. Auf einmal aber wurde diese Sprache nicht mehr aktuell. Praktisch von einem Tag auf den anderen wurde sie vom Englischen ersetzt, als ob Russisch nie existieren würde. Die neue Sprache entpuppte sich aber bald sogar als reizvoller, weil sie praktisch angewendet werden konnte. Filme, Lieder, Bücher konnten mithilfe der damals noch geheimnisvollen, aber vergleichsweise einfachen Sprache entziffert werden. So war nach wie vor das Sprachenlernen ein Spiel, bei dem es um die Entschlüsselung von geheimen Botschaften ging.

Dann kam die Zeit des Gymnasiums. Russisch war nicht mehr willkommen, nicht mehr angesehen und wurde nicht mehr gelehrt. Dank meiner Leidenschaft für die Sprachen hatte ich in dem neuen Englischen auch gute Ergebnisse. Und dann sollte die zweite Fremdsprache gelehrt werden. Es war vorgesehen, dass auf Englisch Deutsch folgte. Schade nur, dass allein schon der Klang dieser Sprache in mir den Abscheu auslöste. Menschen aus meiner Generation kennen bestimmt diese Assoziationen, die uns begleiteten. Trotz der Tatsache, dass wir absolut nichts mit dem vergangenen Krieg zu tun hatten, waren wir mit seinen Bildern so überfüllt, dass sie als Nacht- und Tagesgespenster kursierten. Meine Gespenster waren so stark, dass sie mich zum Terrorisieren der Lehrer und zum Sprachwechsel vom Deutschen zum Französischen zwangen. Trotzdem brachte mir die durchgesetzte französische Sprache alles andere als Zufriedenheit.

Aber woher kam dieser Widerwille gegen die deutsche Sprache? Seit meiner Kindheit haben mich die emotionsgeladenen schemenhaften schwarz-weißen Bilder geprägt. Bilder aus Filmen, Büchern, Biografien.

Der Geschichtsunterricht war überfüllt mit bösen, grimmigen, grausamen Deutschen, die die edlen, stolzen, heroischen Polen quälten. Die ersten Worte, die ich in dieser Sprache lernte (dieses Wissen teilt mit mir eine ganze Generation), waren „Hände hoch!“, „Achtung! Achtung!“, „Halt!“, „Schneller! Schneller!“, gerichtet an die Verfolgten. Bilder aus Filmen waren noch durch die Botschaften der Jugendliteratur gestärkt. „Vier Panzersoldaten und ein Hund“ (*Czterech pancernych i pies*), „Sekunden entscheiden“ (*Stawka większa niż życie*), „Operation Arsenal“ (*Akcja pod Arsenalem*), Biografien des heiliggesprochenen Paters Maximilian Kolbe und des Pädagogen Janusz Korczak haben uns während der Pfadfinderlager und Ferienlager begleitet. Leider kann ich meine Jugendbücher zum Thema Krieg nicht mehr finden – aus den Bibliotheken sind sie entfernt worden und werden auch nicht mehr verlegt. Es ist auch verständlich, da sie recht einseitige und bewusst propagandistische Inhalte, gehüllt in spannende Aktion, enthielten.

Für andere Schüler war das Sprachenlernen ein notwendiges Übel, für mich war das eine Bestätigung meiner selbst. Im Endeffekt meines Kampfes gegen die deutsche Sprache erhielt ich, was ich wollte; ich durfte Französisch lernen, das ich als romantisch und melodisch empfand. Meine Enttäuschung war groß, als sich herausstellte, dass die Lehrerin meine Begeisterung nicht teilte. Ihre Unterrichtsstunden bestanden darin, uns Schüler den Lehrbüchern zu überlassen; wir sollten sie selbst lesen und Grammatik verinnerlichen. Da sparte sich die Lehrerin schon einige Mühe! Bei solchen Unterrichtsmethoden hilft das attraktivste Lehrbuch auch nicht. Kein Wunder, dass die Ergebnisse solchen Lernens katastrophal waren und schnell zum Albtraum wurden. Trotz zwei Jahren intensiven Lernens kann ich heute besser Russisch als jemals Französisch.

Meine nächste Begegnung mit der deutschen Sprache hat während des Studiums stattgefunden, als ich meinen späteren Ehemann kennen lernte. Dabei erschien mir die deutsche Sprache erstaunlicherweise als nicht zwingend erforderlich. Mehrere Jahre hat auch die Kommunikation zwischen meinem Freund und mir auf Englisch ausgereicht. Deutsch dagegen war nicht präsent. Großer und plötzlicher Bedarf entstand in dem Moment, als ich nach dem Studium zu meinem Mann in die deutsch-polnische Grenzregion zog. Unweit von Stettin, auf der deutschen Seite der Grenze, in Vorpommern war meine neue Heimat. Drei Faktoren haben mich zum Lernen von Deutsch motiviert: Ich wollte mich beruflich entwickeln, mit Freunden und Nachbarn kommunizieren und nicht zuletzt einen Zugang zur reichhaltigen Bibliothek meines Mannes erhalten. Ich fasse es kurz, was danach passierte – nach nur einem Jahr, also in atemberaubendem Tempo habe ich die Sprache begriffen. Nach 14 Jahren in Deutschland lerne ich sie immer noch. Wenn mich jemand staunend anspricht; „Sie sprechen aber gut Deutsch“, sage ich: „Man braucht sich nicht zu wundern, letztendlich habe ich sehr viel Arbeit und Zeit investiert, das sind nur dessen Ergebnisse“.

Die wichtigsten Instrumente zum Erlernen der deutschen Sprache waren Gespräche, Autodidaktik und ... Harry Potter. Dank den damals fünf Bänden dieses Buches, die mir Bekannte zum Geburtstag schenkten, kam ich aus meiner Sprachlosigkeit heraus. Es war ein Durchbruch. So wie ich meine Muttersprache lernte – die Bücher entziffernd – so lernte ich auch Deutsch. Nach mehreren Wochen mit Harry Potter ist plötzlich das Deutsche für mich möglich geworden. Am Anfang war das Lesen sehr mühselig, aber mit der Zeit habe ich aufgehört, die Wörter zu unterstreichen und sie im Wörterbuch nachzuschlagen, sondern ich begann sie aus ihrem Kontext heraus zu deuten. Es war eine umso günstigere Lösung, als sich das neue Vokabular in der originalen Bedeutung festigte. Jeder, der mindestens zwei Sprachen beherrscht, weiß, dass die Zweitsprache eine Erweiterung der eigenen Welt von Empfindungen und Vorstellungen bedeutet. Es kommen unendlich viele neue Wörter hinzu, die am besten nicht übersetzt werden sollten, weil sie mehr oder weniger unterschiedliche Färbungen enthalten. Neue Worte vergrößern unsere Welt.

Nach 14 Jahren meines Lebens in Deutschland beherrsche ich die Sprache dermaßen gut, dass ich problemlos meine Verwaltungsarbeit im Bereich Kultur erledigen kann. Manchmal bitte ich Kollegen, dass sie einen Blick auf meine Texte werfen, besonders wenn sie eher literarisch sind. Schwierigkeiten bereiten mir nach wie vor Artikel, die es in der polnischen Sprache nicht gibt. Artikel muss man einfach auswendig lernen. Ich spreche immer noch mit polnischem Akzent. Allerdings mag ich nicht, wenn Deutsche, die, meinen Akzent hörend, fragen, woher ich denn komme, dann ihre Frage begründen: „Weil Sie gebrochen Deutsch sprechen“. Darauf

antworte ich mittlerweile: „Ich bitte Sie, ich spreche grammatikalisch ordentlich, lediglich mit polnischem Akzent“.

Aber mit der Zeit entstand ein anderes, dringenderes Problem, mit dem ich gar nicht gerechnet habe. Es ist mir schon mehrmals passiert, dass ich bei Telefonaten mit polnischen Partnern gefragt wurde: „Wo haben Sie so gut Polnisch gelernt“? Solch eine Frage verursacht bei mir zuerst ein Innehalten. Letztendlich war ich immer die erste, die sich über die mit amerikanischem Akzent sprechenden Polen lustig gemacht hatte. Und heute kann ich die Entfernung von der Muttersprache selbst nicht bewältigen. Sogar beim Schreiben der polnischen Version dieses Textes fallen mir zuerst die deutschen Formulierungen ein.

Meine Deutschkenntnisse verdanke ich Büchern, und dank meinen Deutschkenntnissen erhielt ich auch einen Zugang zu ihnen. Ohne Bücher wäre es für mich schwierig, mich in der neuen Realität zurechtzufinden. Der Lesestoff macht mein Leben normaler, verringert die Distanz, das „Fremdsein“ in einem anderen Land. Dadurch bekomme ich Zugang zur Gedanken- und Kulturwelt der Deutschen und kann sie ein bisschen besser verstehen. Dabei ist die Bücherwelt in Deutschland beeindruckend gut ausgebaut. Hier kann man aus dem Vollen schöpfen. Ca. 95.000 Titel werden jährlich in Deutschland veröffentlicht. Umso bezeichnender ist der Erfolg des deutschen Autors Steffen Möller, der es mit seinen polnischen Themen in die Spiegel-Bestsellerliste geschafft hatte. In dem Dickicht der Veröffentlichungen ist es gar nicht einfach, sich durchzusetzen. Zu jedem beliebigen Thema gibt es eine oder mehrere Publikationen. Auch der Zweithand-Markt ist leserfreundlich – im Internet, in Antiquariaten, auf Flohmärkten sind für 2 Euro Bücher mit einem Erstveröffentlichungsdatum von vor einem Jahr zu bekommen. Hierzu gehört allerdings Geduld.

Zurück zu meinem Werdegang. Im Jahr 2002 bin ich zu meinem Mann gezogen; ohne nennenswerte Deutschkenntnisse in die deutsch-polnische Grenzregion. Mithilfe meines Englischen habe ich ein Praktikum in einer benachbarten Kultureinrichtung gefunden, wo ich bei deutsch-polnischen Kontakten ausgeholfen habe. Die polnischen Akzente hier in der Grenzregion sind mittlerweile allgegenwärtig. Dabei existierte damals die reale Grenze, und die grenzüberschreitenden Kontakte hatten eher einen institutionellen und sporadischen Charakter. Personen, die beide Sprachen des Alltags, aber vor allem beide Mentalitäten kannten, waren rar gesät. Durch Zufall „entdeckte“ mich als so einen deutsch-polnischen Zwischenmenschen der damalige Regionalmanager und übertrug auf mich sein visionäres Projekt zur Gewinnung polnischer Studenten aus Stettin für den verheerenden Leerstand, der damals in den grenznahen Regionen herrschte. Überzeugt durch den Regionalmanager, ohne große Erfahrung, aber mit umso größerem Eifer habe ich die Projektleitung übernommen. Dabei muss ergänzt werden, dass das, was heute zum Alltag gehört – also das Zusammenleben von Deutschen und

Polen, vor allem auf der deutschen Seite der Grenze, damals als etwas Neues, Kontroverses, Utopisches erschien. Die Realität hat auch schnell die anfängliche Vision korrigiert. Statt bequemer Studenten, die weniger Interesse an entfernten, ländlichen Quartieren hatten, zeigten sich polnische Familien umso begieriger. Der damals initiierte Trend hält bis heute an, und das Interesse polnischer Immobilienkunden gilt immer höheren Preissegmenten. Die internationalen Medien mit ihrer intensiven Berichterstattung halfen dabei und beeinflussten den Trend positiv. Für sie war es eine überraschende Wendung in den deutsch-polnischen Beziehungen, die manchmal als angespannt, manchmal als eingeschlafen galten. Bis dahin herrschten eher Befürchtungen der polnischen Bevölkerung vor dem angeblichen Aufkauf von Immobilien sowie von Grund und Boden in Polen durch reiche Deutsche. Es kam aber anders: Es sind die polnischen Bürger, die sich in der Grenzregion niederlassen. Hiervon profitieren beide Seiten. Die Deutschen haben in dem von Abwanderung geplagten Land Bevölkerungszuwachs, die Neubürger profitieren von der guten Infrastruktur und hohen Lebensqualität.

Als sich herausstellte, dass das „Ansiedlungsprojekt“ Früchte trägt und zum Selbstläufer wurde, zeigte sich mein Beitrag dazu als nicht mehr benötigt. Mit fadenscheiniger Begründung beeilten sich die bisherigen Partner, die Verträge vorzeitig aufzulösen. Ich war dazu gezwungen, mir was Neues zu suchen, und mit geringer Hoffnung habe ich auf eine Anzeige der Stadt Pasewalk geantwortet. Es war für mich damals kaum denkbar, dass eine Person mit polnischem Akzent eine Verwaltungsstelle bekleiden könnte. Aber es ist möglich geworden. Zuerst habe ich mehrere Jahre lang zeitlich befristete Projekte zu Themen der deutsch-polnischen Zusammenarbeit im Bereich der Wirtschaft realisiert. Derzeit arbeite ich im Bereich Kultur, mit Einsatzort Museum der Stadt Pasewalk, und zu meinen Aufgaben gehören: Vereinsförderung, Übersetzungen, Museumsarbeit und Museumspädagogik. Als einen großen Meilenstein empfinde ich die derzeit realisierten Übersetzungsarbeiten an Tafeln und Beschriftungen von Exponaten ins Polnische sowie die Sonderausstellung „Nachbar aus Papier – Sąsiad z papieru“, welche die deutsch-polnischen Beziehungen in den Jahren 1945-1980 sehr gut in beiden Sprachen darstellt.

Vor einigen Monaten sind wir mit dem Zug nach Berlin gefahren. Ich war sehr erstaunt über die Veränderungen, die sich in Deutschland tun; innerhalb von nur wenigen Monaten hat sich dieses Land durch die große Zuwanderungswelle komplett verändert. Auch ich, als hier lebende Nicht-Mehr-Ausländerin, muss mich der neuen Realität stellen. Es ist nicht mehr die homogene deutsche Gesellschaft, gespickt mit polnischen integrationswilligen Mitbürgern, die ich bisher kannte. Besonders hier im Osten war der Ausländeranteil sehr gering. Dazu zähle ich nicht die Polen, die sehr schnell die Sprache lernen und die Kulturgepflogenheiten übernehmen. Es steht uns eine andere, eine multinationale, von den

gewohnten Vorstellungen entfernte Gesellschaft bevor. In den Zug nach Berlin stieg auch eine muslimische Familie ein. Ich habe meinen Mann gebeten, ein Gespräch zu initiieren, im Gegenzug zu den vielen Gesprächen, die ich für ihn mit polnischen Menschen geführt habe. Nachdem ich den Gesprächsfaden (auf Englisch) übernommen habe, erfuhr ich, dass es sich um eine sechsköpfige syrische Familie handelte, die aus dem Osten in den Westen zieht. Das junge (20jährige) Mädchen aus Syrien interessierte sich vor allem dafür, wie ich Deutsch lernte und welche kulturellen Unterschiede und Gemeinsamkeiten (Essen und Kleidung) es zwischen uns gibt. Ich habe ihr meine Geschichte mit Harry Potter erzählt. In diesem Moment, in ihrem Eifer, erinnerte sie mich an mich selber von vor vielen Jahren. Durch diese Erinnerung ist sie mir plötzlich nicht mehr so fremd vorgekommen.

HELMUT WAGNER

# Mein Blick zurück

Im folgenden Text möchte ich in vier Schritten davon Rechenschaft geben, woher ich komme und womit ich mich in meiner wissenschaftlichen Laufbahn vornehmlich beschäftigt habe. Ich berichte über meine ostpreußische Herkunft; ich erzähle, wie es meiner Familie im thüringischen Asyl und Exil ergangen ist; ich schildere meine wissenschaftlichen Interessen und Errungenschaften; und ich schließe mit einem Resümee dessen, welche Einstellung ich jetzt zu meinem Heimatland habe. Es ist dies ein sehr persönlicher Rückblick auf meinen Lebensweg und mein Lebenswerk. Der Text hat sozusagen testamentarischen Charakter.

## 1. Meine ostpreußische Herkunft

Ich bin am 21. Dezember 1929 in Rastenburg, Ostpreußen, geboren. Mein Vater, Wilhelm Wagner, geb. 1904, hatte dort von seinem Vater, Albert Wagner, eine Speditionsfirma und eine Kohlenhandlung geerbt. Er war damit selbständiger Unternehmer, wenn auch im kleinen, bescheidenen Rahmen. Im Jahre 1932 kaufte er sich ein am Rande der Stadt Rastenburg gelegenes Gehöft, Wilhelmshöhe, zu dem insgesamt 32 Morgen, d. h. 8 ha, Acker- und Weideland gehörten. Dort sind wir, seine fünf Kinder, aufgewachsen; dort hat er, mein Vater, Kühe und Schweine, Hühner und Gänse, Perlhühner und Tauben gehalten und außerdem auch noch Trakehner Pferde gezüchtet. Er war also zugleich, nebenher, auch ein Hobby-Landwirt. Er ist im Zweiten Krieg, am 30. August 1941, in Beryslaw, Ukraine, beim Übergang über den Dnjepr im Alter von gerade einmal 37 Jahren gefallen.

Meine Mutter, Elisabeth, geb. 1905, war eine geborene Schlegel. Durch ihre Mutter, Anna Schlegel, deren Mädchenname Rosentreter lautete, hatten wir Salzburger Wurzeln. Darauf sind wir stets stolz gewesen; genauso wie andere auf ihre französische oder polnische Abstammung; insbesondere wenn sie der Oberklasse angehört hatten. Ihre Eltern waren Gutsbesitzer

in Julienthal, bei Nikolaiken, heute Mikołajki. Dort ist meine Mutter geboren, bevor ihre Eltern noch vor dem Ersten Weltkrieg ihr Gut verkauft haben und nach Rastenburg verzogen sind. Meine Mutter ist 1983, im Alter von 79 Jahren, in Marburg a. d. Lahn gestorben, wo ihre Tochter, meine Schwester Ulrike, noch heute wohnt.

Bis zu meinem 10. Lebensjahr, 1939, habe ich in meiner Heimatstadt Rastenburg und Umgebung kein Wort polnisch gehört. Das ist erst nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges anders geworden, als nicht nur in Ostpreußen fehlende Arbeitskräfte durch polnische Arbeiter und Dienstmädchen und französische Kriegsgefangene ersetzt wurden. Wir haben auf unserem Hof zeitweise zwei polnische Landarbeiter und zwei polnische Dienstmädchen, im städtischen Geschäft drei französische Gehilfen gehabt, von denen einer, Jean, ein Chauffeur war. Das hat uns fünf Kinder – ich war 1945 fünfzehn, meine Schwester Ulrike gerade einmal fünf Jahre alt – zu ersten, noch ganz schwachen Sprachkontakten verholfen. Ich erinnere mich daran, dass Waclaw, einer unserer polnischen Gehilfen, meinen Bruder Reiner gelegentlich als *karzeł ludek*, also wohl als Zwerglein, bezeichnet und geneckt hat.

## 2. Die Flucht

Wir, meine Mutter mit ihren fünf Kindern, haben Rastenburg am Montag, dem 22. Januar 1945, nachdem die sowjetische Großoffensive am 6. Januar begonnen hatte, in einem Lastwagen der Marke Magirus, von Jean gesteuert, verlassen; alles zurücklassend, bis auf einige wenige Wertgegenstände, Uhren und Gemälde. Noch waren die Landstraßen nicht verstopft, sondern leer. In der Nacht, bevor die Weichselbrücke bei Dirschau (Tczew), am nächsten Vormittag gesprengt wurde, haben wir sie überquert. Damit war Ostpreußen abgeschnitten, ein Entkommen nur mehr über die Frische Nehrung und die Ostsee möglich. In Berlin-Schmargendorf haben wir auf unserer Fahrt kurz angehalten, um unseren Verwandten, der Familie Schupelius, zu sagen, dass wir „rausgekommen“ seien. Bei der Weiterfahrt haben wir in Zossen haltgemacht. Dorthin war das Führerhauptquartier von der Rastenburger „Wolfsschanze“, wo es seit dem Beginn des Russlandfeldzuges stationiert gewesen war, nämlich kurz zuvor verlegt worden. Es gelang meiner Mutter, zwei Offiziere, die sie kannte, zu sprechen. Sie begleiteten meine Mutter zu unserem Auto, wo ich Zeuge der folgenden Unterhaltung wurde. Meine Mutter sagte: „War es richtig, dass wir weggefahren sind?“ Worauf sie die Antwort erhielt: „Rastenburg ist am 26. Januar von sowjetischen Truppen besetzt worden. Was dabei der Zivilbevölkerung angetan worden ist, ist furchtbar, unglaublich. Sie haben sich und das Leben Ihrer Kinder gerettet.“

Unter den Toten waren auch zurückgebliebene, enge Verwandte. Sie hatten der nationalsozialistischen Propaganda nicht getraut, sondern geglaubt,

dass sie auch von den Russen gebraucht werden würden, als Apotheker und als Kaffeeproduzent. Zwei meiner Onkel, Onkel Fried in Rastenburg und Onkel Gustav in Königsberg, sowie meine Tante Adelheid in Rastenburg sind bei der sowjetischen Besetzung Ostpreußens ums Leben gekommen. Der Bruder meines Vaters, Onkel Bruno, von dem meine Mutter einmal gesagt hatte, dass er als Kaffeeproduzent in Rastenburg und Memel ein Millionär sei, hat eine 33-monatige Haft in einem sowjetischen Arbeitslager im tiefsten Russland mit Mühe und Not überlebt.

Auf der Flucht vor der Roten Armee sind wir, die Elbe überquerend, bis nach Thüringen gefahren. Dort fanden wir im kleinen Dorf Ottenhausen, unweit von Erfurt, Aufnahme und Zuflucht. Dies hatten wir in der Annahme getan, dass die Elbe die Grenze zwischen der amerikanischen und der sowjetischen Besatzungszone sein würde. Darin hatten wir uns allerdings geirrt. Einer schon im September 1944 getroffenen Vereinbarung zwischen den Siegermächten zufolge, war Thüringen der Sowjetunion zugeschlagen worden und wurde ihr dann auch, obwohl von den Amerikanern erobert, im August 1945 ausgeliefert. Damit waren wir, obwohl wir über 1000 km gefahren waren, doch auf der falschen Seite gelandet.

Aber da nun Frieden war, blieben wir, wo wir waren, vorerst in Thüringen. Noch hatten wir die Aussicht auf eine Rückkehr in die Heimat nicht aufgegeben. Sie wurde bei uns dadurch genährt, dass meine Mutter sich daran erinnerte, dass sie schon einmal aus Rastenburg geflohen und dann doch wieder zurückgekehrt war. Das war ihr passiert, als sie gerade einmal neun Jahre alt gewesen war. Am Beginn des Ersten Weltkrieges, im Jahre 1914, waren russische Truppen für kurze Zeit nach Ostpreußen eingedrungen. Als sie nach einem Monat wieder hinausgedrängt worden waren, konnte die nach Pommern evakuierte Bevölkerung, darunter auch meine Mutter, wieder in ihre unbeschädigten Häuser und Wohnungen zurückkehren. Für diese Erwartung gibt es auch noch eine andere, bezeichnende Episode, an die ich mich bis jetzt erinnere. Es muss im Frühjahr 1948 gewesen sein, als meine Mutter, die inzwischen in Ottenhausen ein eigenes Gehöft erworben hatte, die Gartenplantage mit jungen Obstbäumen bepflanzen ließ. Der Nachbar Karl Gerlach kam hinzu, da hörte ich, wie meine Mutter besorgt zu ihm sagte: „Was machen wir denn nun mit den Bäumen, wenn wir nach Hause fahren?“ Worauf erforsch erwiderte: „Da machen Sie sich man keine Sorgen, Frau Wagner. Die graben wir Ihnen wieder aus, die werden in einen Wagon gepackt und Sie nehmen sie per Bahn nach Hause mit!“

Mit der Zeit ist die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat zerronnen. Priorität hatte nunmehr für uns, für meine Mutter und uns Kinder, sich in der Gegenwart zu behaupten und zu bewähren. Aber dessen ungeachtet, blieb die Anhänglichkeit an die alte Heimat bei uns noch lange erhalten. In der Regierungszeit von Władysław Gomułka (1905-1982) und Edward

Gierek (1913–2001), also nach 1956, als private Reisen nach Polen möglich wurden, sind wir mit unserer Mutter im Auto viele Male nach Ostpreußen gefahren. Ich kann von mir sagen, dass ich erst dabei Ostpreußen näher kennengelernt habe; denn zuvor, besonders in den Kriegsjahren, sind wir so gut wie gar nicht verreist, nicht einmal ins nahe Masuren.

Aber unsere Mutter kannte sich gut aus in Ostpreußen, sie zeigte uns ihre Lieblingsorte. Sie freute sich, wenn sie große Getreidefelder, gepflegte Gärten und neue Häuser sah, von denen es damals so viele noch nicht gab. Nicht nur bei unserem ersten Besuch, sondern jedes Mal sind wir auch zuhause, sowohl auf unserem Hof Wilhelmshöhe wie in unserem Geschäft, in der Kolmarstraße 5–7, gewesen, deren damalige Telefonnummern, nämlich 425 und 624, ich bis heute behalten habe. Die neuen Bewohner unseres Hauses in Wilhelmshöhe waren zuvor in Litauen ansässig gewesen. Die Verständigung mit ihnen war schwierig, aber als sie begriffen hatten, dass wir die ehemaligen Besitzer seien, waren sie freudig erregt. Der Großvater küsste meiner Mutter galant die Hand und sagte, wenn ich ihn richtig verstanden habe, zu unserer aller Überraschung: „Verehrte Frau, kommen Sie her und sorgen sie hier für Ordnung!“ Daran auch nur zu denken, hatte meine Mutter inzwischen aufgegeben. Für den alten Herrn aber ging es damals in Polen wohl nicht mit rechten Dingen zu.

### 3. Unser Thüringer Asyl und Exil

Unsere Mutter ist insgesamt 17 Jahre lang im thüringischen Exil gewesen, bis wir sie zusammen mit unserem jüngsten Bruder Ortwin 1962 aus der DDR in die Bundesrepublik geholt haben. Das war das Werk ihrer beiden inzwischen im Westen ansässigen Kinder, von meiner Schwester Ulrike und mir. Ein zweites Mal hat unsere Mutter alles, was sie nunmehr in Ottenhausen erworben und geschaffen hatte, zurücklassend, die Flucht angetreten. Dieses Mal ist sie länger als beim ersten Mal unterwegs gewesen, sie ist mehr als 1000 km gefahren: Ihre Fahrt führte sie dieses Mal von Ottenhausen in Thüringen über die Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien und Österreich bis nach Preetz, bei Kiel in Holstein, wo unsere die erste Flucht überlebt habenden Tanten, meine Patentante Traude und Dorothea, wohnten. Und sie fand dieses Mal nicht mit einem Lastwagen, an dessen Steuer ein Franzose saß, sondern in einem alten, in Thüringen erworbenen Škoda-Wagen statt, an dessen Steuer mein Bruder Ortwin saß.

Meine Mutter, die in Ottenhausen ein Gehöft gekauft hatte, war durch die in der sowjetischen Besatzungszone bereits 1947 erfolgte sogenannte „Bodenreform“, die Enteignung des Großgrundbesitzes und Aufteilung der Staatsgüter, zu einer „Neubauerin“ mit 10 ha Ackerland geworden. Das

hat sie mit Hilfe ihrer Kinder und eines ostpreußischen Landsmannes, August Becker mit Namen, sogar mit Gewinn bewirtschaftet, bis sie im Jahre 1958 im Zuge der dann in der DDR durchgeführten Kollektivierung der Landwirtschaft, der Gründung von „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften“, LPGs, selbst „enteignet“ wurde. Wodurch sie die ihr übereigneten Ländereien wieder verloren hat. Sie war es, die gleichzeitig großen Wert darauf legte, dass ihre Kinder in der nahen Stadt Greußen, in der dortigen „Karl-Marx-Oberschule“, das Abitur machten und danach alle studierten. Was dann auch geschehen ist. Damit erfüllte sie den Wunsch unseres Vaters, hoffend, dass sie auf diese Weise den sozialen Aufstieg ihrer Kinder von Landarbeitern zu bürgerlichen Berufen und Ehren bewirken könne. Was ihr, wie gleich zu zeigen sein wird, denn auch gar nicht so schlecht gelungen ist.

Das Bestreben unserer Mutter, ihre Kinder zum Studium zu bewegen, hatte am Anfang der 60er Jahre den Effekt gehabt, dass sie wegen der Kollektivierung der Landwirtschaft in der DDR nicht nur ihre Ländereien verloren hatte, sondern dass ihr nach und nach auch alle ihre Kinder abhandengekommen waren. Bis auf ihren jüngsten Sohn Ortwin, der an der Jenaer Friedrich-Schiller-Universität Landwirtschaft studierte und von Zeit zu Zeit zu ihr hereinschaute. Alle anderen waren mehr oder weniger weit weg. Wo waren sie? Und was ist aus ihnen im Laufe der Zeit geworden? Das will ich im Folgenden, so kurz wie nur möglich, vor Augen führen, um das Schicksal der Wagner-Familie in ihrem thüringischen Asyl und Exil ein ganz klein wenig zu beleuchten.

Als Ältester der Wagner-Kinder bin ich, **Helmut**, geb. 1929 in Rastenburg, als Erster aus dem Hause in Ottenhausen in die Welt gegangen. Ich habe 1948, damals noch zur Osterzeit, mein Abitur im 4 km entfernten Greußen gemacht und anschließend zwei Jahre lang in unserem eigenen landwirtschaftlichen Betrieb gearbeitet, habe Kühe gemolken, gesät und geerntet, bis ich von meinem drei Jahre jüngeren Bruder Hartmut abgelöst worden bin. Im Jahre 1950 bin ich dann nach West-Berlin gefahren, was damals noch ohne Schwierigkeiten möglich war, und habe zunächst an der gerade neugegründeten Deutschen Hochschule für Politik, später dann an der Freien Universität Berlin die Fächer Politische Wissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert.

Nachdem ich dort 1954 mein Diplom in Politischer Wissenschaft erworben hatte, war ich zwei Jahre lang Hiwi, d. h. wissenschaftliche Hilfskraft, von Prof. Otto-Heinrich von der Gablentz (1898-1972). Damals habe ich mein erstes, noch spärliches Gehalt bekommen. Zuvor, während meines Studiums, habe ich mich mit Stipendien über Wasser gehalten. Im Jahre 1956 habe ich die Universität gewechselt, bin an die Tübinger Universität gegangen, wo ich 1961 von Prof. Theodor Eschenburg (1904-1999) promoviert worden bin, während ich gleichzeitig in der dortigen politischen

Erwachsenenbildung, die in Schwaben damals dem sogenannten „Heimatsdienst“ oblag, als örtlicher Leiter tätig gewesen bin. Weitere Stationen meiner dann wissenschaftlichen Laufbahn waren der Reihe nach: Assistent von Prof. Golo Mann (1909-1994), dem Sohn von Thomas Mann, in Stuttgart, ein Auslandsaufenthalt in Warschau mit einem UNESCO-Stipendium, so dann Rückkehr an die Freie Universität. Dort, nunmehr wieder in Berlin, habe ich zunächst als Lehrbeauftragter und nach der Habilitation im Jahre 1971 durch Prof. Alexander Schwan (1931-1989) 24 Jahre lang als Professor für Politische Wissenschaft mit den Schwerpunkten Politische Ideologien, Osteuropa und Europäische Integration bis zu meiner Emeritierung im Jahre 1995 gelehrt und geforscht. Mit meiner Frau Dr. Heide Wagner-Wachter, einer Internistin, die aus dem Schwabenland stammt, bin ich seit 1971 verheiratet und stehe seither unter ihrer Kontrolle. Wir haben drei Kinder und sechs Enkel.

Mein nächstältester Bruder **Hartmut**, geb. 1932 in Rastenburg, hat nach seinem Abitur, das er 1950 bestanden hat, drei Jahre lang ebenfalls zu Hause, in Ottenhausen, im mütterlichen landwirtschaftlichen Betrieb, gearbeitet, bevor er abgelöst wurde. Nicht von seinem nächstältesten Bruder Reinhart, den wir stets Reiner genannt haben, sondern von dessen um ein Jahr jüngeren Bruder Ortwin. Der hatte nämlich eine Klasse übersprungen und legte deshalb im gleichen Jahr sein Abitur ab, wie sein um ein Jahr älterer Bruder. Hartmut aber ging, von seiner „Hausarbeit“ befreit, an die damalige Technische Universität Dresden, wo er sich im Fach Betriebswirtschaft einschrieb und sein Studium nach vier Jahren, 1954, erfolgreich abschloss. Ohne Schwierigkeiten fand er im Anschluss daran eine feste und leitende Anstellung in einer staatlichen Landmaschinenfabrik in Leipzig. Das entsprach seiner Neigung zur Landwirtschaft, weshalb wir ihn seit jeher „Bauer“ genannt haben. Er wäre wohl, wenn wir noch in Ostpreußen gewesen wären, dort, in Wilhelmshöhe, der Erbhofbauer geworden, ein Titel, der eigentlich jeweils dem ältesten Sohn des Besitzers verliehen wurde.

Kommt hinzu, dass er und seine Frau Angela, die er 1955 geheiratet hat, Reitersleute erster Klasse waren und noch heute Pferdeliebhaber sind. Als bald waren auf ihrem Hof in Machern, unweit von Leipzig, neben einer Eselin mit Namen „Katja“, die er aus Bulgarien mitgebracht hatte, auch eine Trakehner Stute mit dem Namen „Knospe“ zu finden. Diese hatte er durch die Vermittlung unserer Mutter von unserem in Detmold, in Westdeutschland, wohnenden Onkel Ernst Schlegel als testamentarisches Erbe erhalten. Das hatte das ansonsten schier Unmögliche bewirkt, dass das Pferd, dazumal noch ein Fohlen, die doch ansonsten hermetisch geschlossene Grenze zwischen den beiden Deutschlands legal hatte überschreiten und nach Machern in Ostdeutschland hatte gelangen können. Ihre Tochter „Kriemhild“, die inzwischen selbst 24 Jahre alt ist, bekommt derzeit dort

ihr Gnadenbrot. Mein Bruder hat seinen Dienst in einem DDR-Staatsbetrieb nach der Wiedervereinigung quittiert, hat sich an der westdeutschen Gründung einer Kiesgrubenfirma „Wagner/Schlegel Kieswerk GmbH“ beteiligt und ist gegenwärtig begüterter und zufriedener Rentner. Er hat es zu zwei Kindern und fünf Enkeln gebracht.

Der Dritte der fünf Wagner-Geschwister, **Reinhart**, geb. 1935 in Rastenburg, hatte, wie gesagt, das Glück, gleich nach seinem Abitur in Greußen zum Studium nach Dresden gehen zu können. Dem Rat seines Berliner Cousins Heinz Schupelius folgend, hat er sich dort der Elektrotechnik zugewendet. Er hatte ein zweites Mal Glück, als er am Ende seines Studiums, 1958, ausgewählt wurde, zwei Jahre lang einen Auslandsaufenthalt in Leningrad, dem heutigen Sankt Petersburg, anzutreten. Dies geschah, obwohl er kein Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) war und einen Bruder im Westen hatte. Danach war er, neben seiner intensiven gärtnerischen Tätigkeit, in einem Leipziger Großprojekt, dem „Institut für Energetik“, angestellt. In ihm sollte, gemäß einem Wunsch des damaligen SED-Chefs Walter Ulbricht (1905-1986) herausgefunden und entwickelt werden, wie die Prognose von Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin (1870-1924), realisiert werden könnte, die sozialistische DDR-Gesellschaft mittels ihrer Elektrifizierung zu modernisieren. In dieser Zeit hat mein Bruder überdies nebenher auch seine Promotion zum Dr. rer. techn. geschafft. Als die DDR 1989 scheiterte, blieb auch dieses Projekt auf der Strecke. Reiner gründete daraufhin in Leipzig mit einigen seiner ehemaligen Projektkollegen eine eigene Firma, die „Energietechnik Leipzig (ETL)“. Sie hat sich auf die Beratung und Planung von modernen Heizungsanlagen und der lokalen Stromerzeugung spezialisiert, hat sich später dann auch an der Planung und dem Bau von modernen Windkraftträdern zur Gewinnung von elektrischem Strom aktiv beteiligt, als dies in den neuen Bundesländern möglich wurde.

Seine Frau Annemarie, die er 1960 geheiratet hatte, ist 2003 verstorben. Sie war lange Zeit Chefin des „Café Kater“ im Zentrum von Leipzig, das es heute nicht mehr gibt. Beide hatten drei Kinder und vier Enkel. Mein Bruder ist, zuletzt mit seiner Schulkameradin Ingeborg Ermer, die aus Schlesien stammte, zusammenlebend, am 14. Februar 2013, im Alter von 78 Jahren in Dresden gestorben.

Unser jüngster Bruder **Ortwin**, geb. 1936 in Rastenburg, hat es in gewisser Weise am weitesten von uns gebracht, obwohl er als Erster von uns im Jahre 2007 verstorben ist. Dies insofern, als er sich einerseits, dem Vorbild seines Vaters folgend, im rheinischen Todenfeld, bei Rheinbach, ein „kleines Wilhelmshöhe“ mit Pferden und einem Reitplatz geschaffen hat. Es andererseits aber, alle seine Geschwister übertreffend, zu einer leitenden bundesdeutschen Funktion gebracht hat: Er war nämlich, als er 2001 mit 65 Jahren sein Amt in Bonn aufgab, im Deutschen Bauernverband zum

Generalsekretär der 15 regionalen deutschen Landesbauernverbände aufgestiegen. Das haben wir, weil er davon kein Aufheben gemacht hat, erst nachträglich so richtig registriert.

Doch der Reihe nach. Als jüngster Bruder hat er unserer Mutter am längsten bei der Bewirtschaftung ihres „Neubauernhofes“ in Ottenhausen zur Seite gestanden, von 1954 bis 1958. Eben bis es in der DDR zur Kollektivierung der privaten Landwirtschaft kam. Danach hat er zunächst in thüringischen Agrargenossenschaften praktische Erfahrungen gesammelt, bevor er an der Universität Jena sein Studium der Landwirtschaft begann. Dieses hat er nach seiner oben kurz geschilderten Flucht mit seiner Mutter in den Westen im Jahre 1962 an der Kieler Universität fortgesetzt. Dort hat er sein Studium nicht nur abgeschlossen, sondern ist auch promoviert worden. Als Dr. rer. pol. hat er eine Stelle im Deutschen Bauernverband bekommen, der seinen Sitz in Bonn hatte. Damals hat er sich in Todenfeld, das ebenfalls linksrheinisch, aber schon in der Eifel liegt, angesiedelt und sich dort, auf einer Anhöhe hoch über dem Rhein, ein Haus mit einem Stall für Pferde und einer Scheune gebaut. Von ihm aus konnte man bei gutem Wetter in der Ferne den Kölner Dom sehen. Durch seine Beschäftigung beim Deutschen Bauernverband ist er in der Welt viel herumgekommen, nicht zuletzt auch in Osteuropa, wo er nach der Wiedervereinigung in den neuen Bundesländern, aber auch in Polen und Ungarn beratend tätig geworden ist. Im Bauernverband ist er zuletzt zum Generalsekretär der einzelnen deutschen Landesverbände aufgestiegen, der ihre Interessen vertreten und ihre Arbeit koordiniert hat. Als er 2007 im Alter von einundsiebzig Jahren völlig überraschend verstarb, hinterließ er seine aus Königsberg stammende Frau Ursula, drei erwachsene Kinder und vier Enkel, aus denen inzwischen sechs geworden sind.

Was nun nur noch bleibt, ist zu berichten, was aus der Jüngsten der Wagner-Kinder, unserer Schwester **Ulrike**, geb. 1939 in Rastenburg, geworden ist. Sie war, als wir Ostpreußen im Januar 1945 verließen, noch nicht einmal sechs Jahre alt, hat an ihre alte Heimat dementsprechend nur ganz geringe Erinnerungen. Sie ist im thüringischen Ottenhausen zur Grundschule gegangen und hat, wie alle ihre vier Brüder, im nahen Greußen ihr Abitur gemacht. Als sie das im Jahre 1957 spielend geschafft hatte, hat sie sich unverzüglich an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena um ein Medizinstudium beworben und noch im gleichen Jahr zu studieren begonnen. Weil sie beim Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 gerade zu einem privaten, illegalen Besuch über West-Berlin in der Bundesrepublik weilte, hat sie ihr Studium dann an der Universität in Kiel fortgesetzt. Bei einer Rückkehr in die DDR wäre sie wegen ihres verbotenen Besuches in Westdeutschland an der Jenaer Universität gewiss exmatrikuliert, wenn nicht noch härter bestraft worden.

Ursprünglich hatte sie nach einem Kurzaufenthalt in Mecklenburg die Absicht gehabt, dort Landärztin zu werden. Doch dazu ist es nicht gekommen. Nach dem Abschluss ihres Studiums und ihrer Promotion zum Dr. med. an der Kieler Universität ist sie zunächst im Rheinland, in Bochum und Essen, sodann im hessischen Frankfurt am Main und schließlich in Marburg an der Lahn in ihrem Fach tätig gewesen, nicht als niedergelassene Ärztin in einer privaten Praxis, wohl aber als Krankenhausärztin. Nachdem sie sich bereits in ihrer Doktorarbeit mit der Chromosomen-Analyse beschäftigt hatte, gehörte sie in Marburg dem Ärzteteam von Prof. Gerhard Wendt an, welcher der Direktor des Instituts für Human-Medizin an der Philipps-Universität war. Von ihnen ist entwickelt worden, auf welche Weise und mit welchen Schwerpunkten die genetische Beratung in der Bundesrepublik organisiert und zum Studienfach der Human-Medizin gemacht werden konnte, was in Frankreich und Schweden bereits praktiziert wurde.

Das hat sie mit viel Energie und großer Hingabe bis zu ihrem Ausscheiden aus ihrem Dienst im Jahre 2003 getan. In meinen Augen bestand und besteht ihre größte Leistung aber darin, dass sie ihr schönes Haus und ihren großen Garten in Marburg weitgehend im Alleingang tiptopp in Ordnung gehalten hat, wie es unsere Mutter in Ostpreußen mit unserem Geschäft und Hof und in Thüringen mit unserem „Neubauernhof“ getan hat. Ihr Mann, Dr. phil. Götz Hillig, der im sächsischen Chemnitz geboren ist und den sie 1967 geheiratet hat, war Privatdozent an der Marburger Universität. Er hat als Makarenko-Spezialist internationales Ansehen erworben und sich einen Namen gemacht. Sie haben drei Söhne und bislang fünf Enkeltöchter vorzuweisen.

An diesen fünf Kurzbiographien ist zu ersehen, was aus der Wagnerschen Flüchtlingsfamilie geworden ist, die gleich zweimal alles, was sie in Ostpreußen und in Thüringen geerbt, geschaffen und erworben hatte, verloren hat. Ohne ihren im Zweiten Weltkrieg gefallenen Mann hat die „Mutter von Janze“, wie man in Berlin ein wenig verdreht, aber zutreffend sagt, ihre Kinder gerettet, sie allein großgezogen und alle studieren lassen. Sie ist 1983 verstorben. Ihre Kinder aber haben sich hochgearbeitet, es zu sehr verschiedenen, aber ehrenvollen Berufen gebracht, sind weit zerstreut, aber halten zusammen. Allen ist es gelungen, es wieder zu eigenen Häusern und Grundstücken zu bringen; vier von ihnen sind promoviert worden; zweien von ihnen ist es sogar gelungen, es wieder zu eigenen Pferden und Hunden, wie sie es zu Hause, in Ostpreußen, gewohnt waren, zu bringen. Sie haben, könnte man kurz und bündig konstatieren, alle neue „Heimaten“ gefunden. Ihre alte Heimat, Ostpreußen, versinkt, von Generation zu Generation immer mehr, in der Erinnerung. Das ist der Welten Lauf.

## 4. Mein Weg

Im Gegensatz zu allen meinen Geschwistern habe ich eine ganz besondere Beziehung sowohl zu unserer alten Heimat wie auch zu Polen gehabt – und habe sie noch. Warum das so ist, das vermag ich gar nicht exakt zu sagen. Ist es alte Anhänglichkeit, sind es lebendige Erinnerungen, ist es der Wunsch, dass es meiner Heimat auch weiterhin, in der Zukunft, gut ergehen möge, die dabei eine Rolle gespielt haben? Oder ist es Mitleid mit und Hochachtung für Polen wie der Wunsch, seinen Bürgern näher zu kommen, die mich bewogen haben, Polnisch zu lernen? Es könnte gut sein, dass alle diese Regungen plus die Neigungen und Erfahrungen meines Lebens mich zu dem gemacht haben, was ich bin. Dies ist, wie mir scheint, noch die plausibelste Erklärung für die mir eigene Haltung und Sicht – nicht nur in der deutschen, sondern auch in der polnischen Frage.

Diese meine Besonderheit zeigt sich zum einen in den Themen, mit denen ich mich im Laufe meines Lebens beschäftigt habe, zum anderen in meinem Aufenthalt in Warschau in den 60er Jahren und drittens auch in meinen beiden „Alterswerken“.

Als Beleg für meine schon frühzeitige Beschäftigung mit polnischen Themen verweise ich auf vier Schriften. Erstens auf meine Abschlussarbeit nach dem Studium an der Freien Universität Berlin im Jahre 1954. Sie trug den Titel „Das polnische Engagement in der Berliner März-Revolution 1848“. Dieses Thema hatte mir Prof. von der Gablentz gestellt, der mein polnisches Interesse kannte. Darin ging es darum, weshalb Polen sich an den Berliner Ereignissen aktiv beteiligt haben und welche Motive sie dabei hatten. Wenige Jahre nach meinem Studienaufenthalt in Warschau, im Jahre 1969, habe ich zweitens das Buch von Jacek Kuroń und Karol Modzelewski *List otwarty do Partii*, auf Deutsch „Offener Brief an die Partei“, übersetzt und unter dem Titel „Monopolsozialismus“ publiziert und kommentiert. Drittens hatte meine Habilitationsschrift von 1971 den Titel „Marxistische Metamorphosen in Polen. Die Wandlungen des Theoretikers Adam Schaff“ (1913-2006). Darin habe ich zu zeigen versucht, welche Wandlung von einem leninschen totalitären hin zu einem schaffschen humanitären Sozialismus die kommunistische Ideologie in seinen Augen durchgemacht hat bzw. seiner Meinung nach hätte durchmachen sollen. Und viertens habe ich schließlich im Jahre 1981 das Büchlein „Die Doppelgesellschaft: Systemwandel in Polen“ publiziert. In ihm, das in einer Schriftenreihe mit Arbeiten von Peter Haungs, Eckhard Jesse, Peter Steinbach und Hans Fenske im Berliner Colloquium Verlag erschienen ist, habe ich den inneren Auflösungsprozess analysiert, den der polnische Kommunismus damals gerade erlebte.

Der vielleicht kühnste und gewichtigste Schritt in meinem Leben ist allerdings mein Studienaufenthalt in Warschau in den Jahren 1963/1964

gewesen, und mit am aufregendsten ist die Weise gewesen, wie es dazu gekommen ist. Zwischen der Bundesrepublik und Polen hat es dazumal noch keine diplomatischen Beziehungen gegeben. Das hat einen legalen Aufenthalt in Polen für Deutsche nahezu unmöglich gemacht. Nahezu! Mir hat meine persönliche Bekanntschaft mit dem Gründer und Redakteur der damals in Paris beheimateten polnischen Exil-Zeitschrift „Kultura“, Jerzy Giedroyc (1906-2000) dazu verholfen. Am Anfang der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts erwähnte ich in einem Gespräch, das ich mit ihm führte, als ich ihn in seinem Büro in Maisons-Laffitte, in der Umgebung von Paris, besuchte, dass ich gerne nach Warschau fahren würde, um dort Polnisch zu lernen. Das hat er sich zu Herzen genommen und seine offenbar vorhandenen Beziehungen zur in Paris ansässigen UNESCO spielen lassen, so dass ich kurze Zeit später völlig überraschend eine Einladung zu einem zweijährigen Aufenthalt in Warschau in Händen hielt.

Daraufhin habe ich meine Assistenzzeit bei Prof. Golo Mann in Stuttgart kurzer Hand abgebrochen und bin eineinhalb Jahre an der Weichsel gewesen. Dort habe ich, ich war schon dreiunddreißig Jahre alt, mit meiner Privatlehrerin Irena Woziwodzka mühsam genug Polnisch gelernt, habe bei dem Historiker Prof. Jerzy Holzer Vorlesungen gehört und bin später, im Laufe der Zeit, in engeren Kontakt mit dem heutigen Warschauer Germanisten Tomasz Pszczołkowski und den Krakauer Politikwissenschaftlern Erhard Cziomer und Andrzej Młynarski gekommen, der bis heute besteht. Mit dem sich zur gleichen Zeit und in gleicher Mission in Warschau aufhaltenden Japaner Akiyoshi Nakayama habe ich Freundschaft geschlossen. Es war für mich eine lehrreiche, eine unvergessliche Zeit.

Durch meine während meines Aufenthaltes in Warschau erworbenen Polnischkenntnisse war ich nunmehr in der Lage, mich mit den neuen Besitzern von Wilhelmshöhe, Pan Wiesław und Pani Bożena Usewiczowie, wie mit dem neuen Bürgermeister Krzysztof Hećman von Rastenburg, das nun Kętrzyn hieß, in ihrer Sprache unterhalten zu können. Ich habe auch erfahren, wie es zur neuen Namensnennung meiner Heimatstadt gekommen ist. Wojciech Kętrzyński, geb. 1838 in Lötzen, heute Giżycko, war nämlich, als er sich noch Adalbert von Winckler nannte, zwei Jahre lang auf meine Schule, das Herzog Albrecht Gymnasium, gegangen. Das ist alles, was ihn mit der nach ihm 1947 benannten Stadt verbindet. Danach ist er zum Studium an die Königsberger Universität gegangen, wo er Polnisch gelernt und seinen Namen geändert, stattdessen den Namen seiner Vorfahren angenommen hat. Er ist später ein hochangesehener Professor in Lemberg, auf Polnisch Lwów und auf Ukrainisch Lwiw, gewesen, wo er 1919 gestorben ist. Ich habe es als geborener Rastenburger durch meine enge Verbindung zum neuen Kętrzyn im Jahre 2008 immerhin zum Ehrenbürger der Stadt gebracht. Was ich als eine Ehre betrachte und wofür ich dankbar bin.

Von meinem Interesse an Polen zeugen auch meine beiden „Alterswerke“. Ich nenne sie so, weil ich sie nach meiner Emeritierung zu Papier gebracht habe und weil darin meine Einsichten zu zwei zentralen Themen enthalten sind, mit den ich mich ein Leben lang beschäftigt habe. Die Titel meiner beiden Bücher zeigen, worum es sich dabei handelt. Im ersten, 2012 erschienenen Buch nämlich um die „deutsche Frage“:

**Vom Störenfried zum Bürgen**  
**Die „deutsche Frage“ im europäischen Kontext**  
**Ein politikwissenschaftliches Essay**

und im zweiten, 2016 erschienenen Buch um die „europäische Frage“:

**Unser Europa**  
**Die Konstruktion und Zukunft der Europäischen Union**  
**Ein Unikat.**

Im ersten Buch habe ich mich an eine neue Interpretation der jüngeren deutschen Geschichte gewagt. Ich habe mich an die Sicht von George F. Kennan gehalten, von dem nicht nur die Aussage stammt, dass der Erste Weltkrieg die „Urkatastrophe“ Europas gewesen ist, die verheerende Folgen gezeitigt hat. Er hat auch geschrieben, dass die Teilung Deutschlands ein Weg gewesen sei, um die von einem einigen Deutschland ausgehende Störung des europäischen Mächtegleichgewichts durch seine Übermacht zu verhindern und die damit verbundene Kriegsgefahr zu bannen. Dem aber hat er hinzugefügt, dass das gleiche Ziel, die „Bändigung“ Deutschlands, aber auch durch die Integration der europäischen Staaten in irgendeiner Art von Föderation zu erreichen sei. Dieser Lösung hat er den Vorzug gegeben. Im Einklang mit ihm habe ich mir seine Version der jüngeren europäischen Geschichte zu eigen gemacht, halte nichts von der gegenseitigen Aufrechnung der Deutschen Unberechenbarkeit und der Alliierten friedlicher Gesinnung.

Diese von der Geschichtsschreibung insgesamt lange Zeit vertretene Sicht ist neuerdings insbesondere von dem amerikanischen Historiker Sean Mcmeekin in seinem Buch „Der Erste Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe“ korrigiert worden. Die Behauptung, dass Deutschland der Hauptschuldige am Ausbruch des Ersten Weltkrieges gewesen sei, zu der sich auch die deutsche Geschichtswissenschaft weitgehend verstiegen hat, ist unlängst vom Münchener Historiker Prof. Horst Möller als „nationalpädagogische Therapie“ kritisiert worden.

In meinem zweiten Buch habe ich mich bemüht, die von George F. Kennan geforderte, aber nicht erläuterte europäische Föderation, näher zu bestimmen. Ich gehe davon aus, dass diese politische Gemeinschaft weder ein Staatenbund noch ein Bundesstaat in ihrer traditionellen Form,

sondern eine Staatenunion neuer, bisher noch nicht dagewesener Art ist. In ihr sind die Mitgliedstaaten die Verfassungsgeber und bleiben die Herren der Verfassung, dagegen sind die einzelnen Kompetenzen zwischen den Staaten und der Union aufgeteilt. Zur Funktionsfähigkeit der Staatenunion aber gehört, dass nicht nur in Wirtschafts- und Währungsangelegenheiten, sondern auch in außen- und sicherheitspolitischen Fragen gemeinsame Entscheidungen getroffen werden. Ein „liberum veto“ der Mitgliedstaaten in einer oder in allen diesen Bereichen, wie es jetzt noch in der unvollendeten EU möglich und üblich ist, wäre der Tod der Staatenunion, wie es der Untergang des polnischen Adelsstaates im 18. Jahrhundert vor Augen geführt hat.

In diesem Buch befassen sich drei Kapitel vornehmlich mit polnischen Ängsten und Erwartungen im Hinblick auf die Europäische Union, nämlich das Kapitel

**VII. Die Europäische Union und Osteuropa, ferner das Kapitel**

**VIII. Die Europäische Union – Liegt sie im Interesse Polens?** sowie das Kapitel

**IX. Das deutsch-polnische Verhältnis – Gründe und Abgründe.**

Sie zeigen, wie sehr mich das künftige Schicksal Polens beschäftigt hat. Wie sehr mir daran liegt, dass in der EU ein Platz für Polen reserviert ist. In meinen Augen liegt die EU im Interesse beider Völker, um das eine an die Leine zu legen, es vor Eskapaden zur bewahren, und um das andere zu schützen, nicht Gefahren auszuliefern.

## 5. Das Resümee dieser Abhandlung

Wenn ich recht bedenke, verdanke ich mein Leben, abgesehen von meiner Geburt, zwei zusätzlichen Aktionen meiner Mutter. Sie hat mich am Ende des letzten Weltkrieges zweimal vor drohendem Tode bewahrt. Die mir eigene Sicht der Welt aber verdanke ich vor allem meiner ostpreußischen Herkunft und meinen, im Laufe meines Lebens aus der deutschen und polnischen Geschichte gezogenen Schlüssen.

Was meine Lebensrettung betrifft, so stehen mir zwei Episoden vor Augen. Einmal als mich meine Mutter auf unserer Flucht in Bartenstein, jetzt Bartoszyce, auf den Hinweis von Jean, ihrem französischen Chauffeur, aus dem Auto, das nie angekommen ist, in ihr Auto geholt hat, mit dem wir bis nach Thüringen gefahren sind. Und ein anderes Mal, als sie mich und andere fünfzehnjährige Kinder, die in den „Volkssturm“, dem letzten militärischen Aufgebot der Hitlerzeit, eingegliedert worden waren, im Auto, das wiederum von Jean gesteuert wurde, von Erfurt in unser neues Zuhause, nach Ottenhausen, geholt hat. Während die Volkssturmeinheit, der ich kurzzeitig angehört hatte, noch in den letzten Kriegstagen zum kriegerischen Einsatz gekommen ist. Das sind beides Geschichten für sich.

Meine hier geschilderten Erlebnisse und Erfahrungen, meine Interessen und Einsichten wiederum sind ohne die Kenntnis meiner ostpreußischen Herkunft, die erfolgreiche Flucht nach Thüringen und meinen späteren Lebensweg schwerlich zu begreifen und nachzuvollziehen. In den drei, hier erwähnten Kapiteln meines zweiten „Alterswerkes“ bin ich zu dem Schluss gelangt, dass die deutsch-polnischen Beziehungen sich nur im Laufe der Zeit normalisieren werden. Dieser Prozess wird, wie ich annehme, Generationen dauern, von diesen sind, nach 1945, bislang erst zwei vergangen. Noch immer sind die Wunden zu tief, die sich beide Völker durch Knechtung und Vertreibung zugefügt haben. Sie sind noch nicht vernarbt und vergessen. Noch suchen viele Deutsche nach den Schuldigen und klagen Hitler, Stalin oder Churchill abwechselnd an. Dafür habe ich genauso Verständnis wie dafür, dass viele Polen den Deutschen nach wir vor misstrauen, weil sie sie insgesamt und pauschal für das verantwortlich machen, was geschehen ist. Doch was hilft das? Das Geschehene ist nicht rückgängig zu machen. Die Geschichte geht weiter. Alles, was uns bleibt, ist, die begangenen Untaten nicht zu verschweigen, sie bei ihrem Namen zu nennen und ihre Wiederholung zu verhindern, es nicht mehr zu ihnen kommen zu lassen.

Wenn ich es recht bedenke, dann habe ich für meine Person ein wünschenswertes deutsch-polnisches Verhältnis vorweggenommen. Wissend, dass es dazu nur dann kommen wird, wenn unsere beiden Völker Mitglieder einer europäischen Staatengemeinschaft wie der EU, nicht mehr staatliche Rivalen sind. Wissend auch, dass unser Ostpreußen das Schicksal der sagenhaften Stadt Vineta erlitten hat, die in der Ostsee untergegangen ist. Es ist nicht durch Naturgewalten, sondern durch menschliche Gewalt ausgelöscht worden, existiert nur noch in der Erinnerung. Als Landschaft, das ist wahr, wird es seine Reize und Schönheiten auch weiterhin behalten. Die sind ihm nicht zu nehmen. Aber mit seiner nahezu total ausgetauschten Bevölkerung und in drei Zonen aufgeteilt, in einen polnischen und litauischen Teil und in eine russische Exklave, ist es das nicht mehr, was es über fünfhundert Jahre lang gewesen ist, eine aus vielen Stämmen und Nationen zusammengewachsene Gemeinschaft eigener Art, eine deutsche Insel in einem andersartigen Meer. Diesen kurzfristig und gewaltsam vollzogenen Akt der Umwandlung habe ich miterlebt. Dass seine Teile, die von unserem verblichenen Ostpreußen übriggeblieben sind, in der Zukunft gedeihen und wieder blühen mögen, das wünsche ich mir.

ECKART WEIBER

# Das Auf und Ab eines Lebens zwischen Deutschland und Polen

**M**eine Familie hat ihre Wurzeln in Polen. Der Vater ist als Sohn eines Lehrers 1898 in Hohensalza/Inowroclaw geboren. Unmittelbar nach seinem Abitur zog er in den Krieg an der Front in Belgien. Sein Vater ist 1918 an einem Herzleiden gestorben, seine Mutter ist danach nach Lindewiese/Lipowa im Kreis Neisse/Nysa zu ihren Verwandten übergesiedelt. Hier sind seit Generationen die Wurzeln der Weißersippe, die Vorfahren hatten einen Bauernhof.

Mein Vater und sein Schwiegervater haben in den dreißiger Jahren unsere Ahnen erforscht und die Lebensdaten väterlicherseits und mütterlicherseits aus den Kirchenbüchern in einer Ahnentafel zusammengetragen. Die Eintragungen begannen mit dem Ende des 17. Jahrhunderts und wurden bis zum Jahr 1935 lückenlos fortgeschrieben. So weiß ich, dass meine Vorfahren entweder Bauern oder Lehrer waren.

Meine Mutter wurde 1904 in Laurahütte/Simianowitz in Oberschlesien als Tochter eines Lehrers geboren. Sie musste mit ihrer Familie nach der Volksabstimmung 1921 ihren Geburtsort verlassen. Ihr Vater erhielt in Riegersdorf/Rudziczka eine Anstellung als Lehrer.

Die Schwester meines Vaters und die Schwester meiner Mutter besuchten gemeinsam in Neisse/Nysa das Lyzeum und wurden Freundinnen. Sie besuchten sich an den Wochenenden und in den Ferien, die Felder und Wiesen von Lindewiese/Lipowa und Riegersdorf/Rudziczka grenzen aneinander. So haben sich Vater und Mutter kennengelernt und wurden in die gegenseitigen Besuche einbezogen.

Zu dieser Zeit studierte mein Vater Maschinenbau in Breslau/Wroclaw und hat 1923 sein Studium als Diplomingenieur abgeschlossen. In diesen

Zeiten der Inflation war es nicht einfach, eine Arbeit als Fachmann des Maschinenbaus zu finden. Er hat die Zeit mit der Arbeit als Schlosser unter Tage im Kohlebergbau überbrückt. Nach einem pädagogischen Zusatzstudium wurde er 1926 in Neisse/Nysa als Gewerbelehrer fest angestellt, 1928 haben meine Eltern geheiratet.

Ich wurde 1935 in Neisse/Nysa geboren, eine sehr schöne Stadt, mit der ich viele positive Erinnerungen verbinde. Sie war bis Anfang des 19. Jahrhunderts Residenz des Fürstbischofs von Breslau, der gleichzeitig Landesvater der Territorien um Grottkau, Ottmachau und Neisse war. Wegen der vielen Kirchen und Klöster der Stadt wurde sie das „Schlesische Rom“ genannt. Besonders beeindruckt haben mich das Kämmerereigebäude am Ring mit dem gotischen Rathausturm von 89 Metern Höhe, ich habe ihn noch vor seiner Zerstörung 1945 selbst gesehen, und die herrliche Hallenkirche, die dem Heiligen Jakobus geweiht ist.

Mein Vater beschäftigte sich über viele Jahre ehrenamtlich mit der Geschichte von Neisse/Nysa und mit der Frühgeschichte Schlesiens. Dazu hat er eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht. 1941 wurde er zum Direktor des Stadtarchivs berufen. Im Sommer 1944 wurde er in die Wehrmacht eingezogen. Die letzte Nachricht von ihm erhielten wir im Februar aus der Festung Glogau an der Oder. Meine vier Geschwister und ich sind so ohne Vater aufgewachsen.

In den achtziger Jahren, nach der Wiedereröffnung des Museums im Bischofspalais in Neisse/Nysa, habe ich mit meiner Frau meine Vaterstadt besucht, um ihr zu zeigen, wo ich als kleiner Junge aufgewachsen bin. Es war auch mir erstaunlich, woran ich mich alles wieder erinnerte, als ich wieder in den Straßen stand, die ich vor vierzig Jahren verlassen musste. In der Familie wurde aber auch oft über unsere Erinnerungen an die Stadt gesprochen.

Ich wollte meiner Frau neben allen anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt unbedingt das Museum zeigen, das ich als Kind oft mit meinem Vater besuchte. Als wir an der Kasse standen, wurde uns erklärt, dass unser Besuch zurzeit nicht möglich sei, weil eine Reisegruppe aus Deutschland durch das Museum geführt wird. Wir konnten den Kassierer überzeugen, dass es für alle Beteiligten das Beste sei, wenn wir unseren Obolus entrichten und uns der Führung anschließen.

Das Palais wurde Anfang des 18. Jahrhunderts im Barockstil errichtet, nach der Säkularisierung Anfang des 19. Jahrhunderts war es Sitz der Justizorgane und wurde 1945 im Kriegsverlauf schwer zerstört. Heute strahlt es wieder im alten Glanz. Eine Etage widmet sich der Geschichte der Stadt, eine zweite Etage widmet sich der Kunst Schlesiens, die über das Kriegsende 1945 gerettet werden konnte. Die Erläuterungen für die Besucher trug der Oberkustos des Museums, Herr Pawlik, vor, die die Begleiterin der Reisegruppe übersetzte. Meine Frau und ich waren von dem

Museum sehr beeindruckt. Zum Abschluss der Führung gingen wir auf Herrn Pawlik zu und erklärten ihm, wie gut uns sein Museum gefällt und dass sicher auch mein Vater ihn heute beglückwünschen würde. Ich erzählte, dass ich als Kind oft meinen Vater begleitete, wenn wir am Sonntagvormittag aus der Jakobuskirche kamen und dem Museumsdirektor, Herrn Bomba, einen Besuch abstatteten. Während beide Herren sich unterhielten, hatte ich Gelegenheit mich umzuschauen. Herr Pawlik schaute mir tief in die Augen und erklärte: „Dann müssen Sie Herr Weißer sein!“ Das war eine unverhoffte Überraschung. Herr Pawlik hatte meinen Vater nie gesehen, sondern nur aus seinen Veröffentlichungen kennengelernt und darüber einen Artikel in einer Oppelner Zeitung geschrieben.

Ein schwerer Schicksalsschlag traf uns im Januar 1945. Die Rote Armee war in wenigen Tagen von der Weichsel zur Oder durchgebrochen. An einem Nachmittag erhielt unsere Mutter unverhofften Besuch ihres Schwagers aus Oppeln. Dort war er Leiter des Reichsbahnausbesserungswerks und hatte die Order erhalten, in einem Sonderzug wichtige Technik und Dokumente zusammen mit einigen Mitarbeitern zu evakuieren.

Onkel Martin überzeugte meine Mutter, innerhalb drei Stunden das Wichtigste in Koffern einzupacken und zusammen mit ihren 5 Kindern, der Älteste 15 Jahre alt, das Nesthäkchen 5, mit seinem Zug nach Sachsen zu fahren. Nach einigen Tagen Fahrt entlang dem Riesengebirge hatten wir das Ziel in Delitsch bei Leipzig erreicht. Von dort aus haben wir uns nach Auerbach im Vogtland durchgeschlagen. Meine Mutter bekam mit meinem großen Bruder eine Kutscherstube bei einem Spediteur zugewiesen, wir vier kleineren Kinder wurden in einem Kinderheim untergebracht. Erst 1948 konnte meine Mutter alle ihre Kinder unter ihren Fittichen versammeln. Sie bekam eine Wohnung bei einer Apothekerwitwe zur Untermiete zugewiesen mit zwei kleinen Zimmern und eine Wohnküche bei gemeinsamer Toilettenbenutzung. Nach und nach zogen die Kinder zum Studium aus, die Wohnung blieb aber Rückzugsort der Familie bis zum Tod unserer Mutter 1969.

Unsere Mutter hatte noch in den vierziger Jahren Arbeit als Gesundheitsfürsorgerin bei der Bekämpfung der Lungentuberkulose gefunden. In einem Alter von über 50 Jahren hat sie an einer medizinischen Fachschule in Leipzig ihr Staatsexamen abgelegt. Unsere Mutter klagte schon längere Zeit über Leibschmerzen, die Ärzte vermuteten Gallenkoliken, wollten aber unserer Mutter keine Operation zumuten. Silvester 1968, bei ihrer Arbeit in einer Sprechstunde, wurden die Schmerzen so unerträglich, dass der Chirurg sie sofort in das Krankenhaus überwies. Bei der Operation wurde ein fortgeschrittener Leberkrebs festgestellt, der nicht mehr zu heilen war. Die Wunde wurde geschlossen, mit dem Befinden der Mutter ging es 14 Tage aufwärts, wir Kinder wussten aber, das sie nur noch wenige Tage zu leben hatte, am 11. Februar 1969 musste sie uns verlassen. Wir Kinder

bewundern unsere Mutter. Sie hat unseren Vater, den sie sehr liebte, im Krieg verloren, der Verlust der Heimat traf sie schwer. Sie hat die Härten der Nachkriegszeit als Umsiedlerin gemeistert und uns Kinder mindestens moralisch beim Studium unterstützt, die verdiente Altersrente mit ihren Annehmlichkeiten konnte sie nicht mehr erleben.

Von 1949 bis 1953 habe ich die Oberschule (Gymnasium) in Auerbach besucht. Die Zusammensetzung der Klasse war gut gemischt: Jungen und Mädchen, soziale Herkunft, Einheimische und Umsiedler. Es herrschte eine gute Atmosphäre. Alle Lehrer mit Nazi-Vergangenheit waren im Herbst 1945 entlassen worden, im Schnellverfahren wurden politisch unbelastete junge Männer ausgebildet, um in den folgenden Jahren die entstandenen Lücken unter den Lehrern zu schließen. Meine Lücken in der Ausbildung zur deutschen Grammatik wurden durch unseren Lateinlehrer geschlossen, ich kann jetzt Perfekt, Imperfekt und Plusquamperfekt unterscheiden und richtig gebrauchen. Latein ist eine schöne Sprache mit einer bestechenden Logik. Diese Sprache hat mir schon oft bei der Rechtschreibung geholfen, als es noch keine Computer mit Rechtschreibkontrolle gab. Das Abitur habe ich mit guten Ergebnissen abgelegt.

Ich habe mich sehr schnell für ein Landwirtschaftsstudium entschieden. Meine Zeit im Kinderheim hat mich diesem Fach nahegebracht. Hier gab es einen großen Garten, der vom Hausmeister und den großen Jungs bewirtschaftet wurde, er musste auch einen Beitrag zur Versorgung des Heimes mit Obst und Gemüse leisten. Hier habe ich körperlich arbeiten gelernt.

Ich wurde 1953 an der Universität in Leipzig immatrikuliert, unser Studienjahr umfasste 180 Studenten, die Hälfte davon Stadtkinder. Deshalb sah das Curriculum des Studiums vor, dass sich nach dem 1. Studienjahr mit den Grundlagenfächern Botanik, Zoologie, Chemie, Physik u. a. ein Jahr Praxisausbildung in einem Volkseigenen Gut anschloss. Wir Studenten sind alle Stationen wie Kuhstall, Schweinestall, Hühnerstall mit ihren Arbeiten durchlaufen, haben den Umgang mit Pferden und das Traktorfahren gelernt. Zum Schluss des Praktikums wurde eine Prüfung abgenommen. Ich musste unter anderem Kühe mit der Hand melken und ein Stück Wiese mit der Sense mähen.

Es war ja noch die Zeit der Lebensmittelkarten, so war „Schmalhans“ Küchenmeister. Hier im Volksgut konnte ich mich als junger Mann von 20 Jahren zum ersten Mal seit 1945 richtig satt essen.

In den Vorlesungen und Seminaren galt Anwesenheitspflicht, es fiel schon bei 180 Studenten auf, wenn einer bummelte. Am Ende jeden Studienjahres musste in jedem gelehrten Fach eine mündliche Prüfung abgelegt werden, wer in einem Fach durchfiel, konnte die Prüfung wiederholen, bei einem wiederholten Scheitern wurde exmatrikuliert. Auf diese Weise haben wir in den fünf Jahren Studium ein Drittel der Studenten des Studienjahres verloren. So stand eigentlich immer das Studium im Mittelpunkt,

viele Wochenenden habe ich mit der Lektüre in der Deutschen Bücherei, eine der größten Büchereien in Deutschland, verbracht.

Für mein Studium erhielt ich vom Staat anfänglich 130 Mark Stipendium, nach guten Studienergebnissen wurde der Betrag auf 170 Mark erhöht, von meiner Mutter konnte ich keine finanzielle Unterstützung erwarten. Die wenigen Möglichkeiten, durch Gelegenheitsarbeit etwas dazu zu verdienen, wurden genutzt.

Während des Studiums habe ich meine spätere Frau kennengelernt, im 5. Studienjahr haben wir geheiratet.

Nach der erfolgreichen Diplomprüfung und Abschluss der Diplomarbeit wurden alle Absolventen durch staatliche Berater an einen bestimmten Einsatzort vermittelt, unser Ort hieß Ave, ein kleines Dorf tief in Mecklenburg. Hier sprachen die Einheimischen noch Plattdeutsch miteinander, es gab hier Bauern, die in ihrem Leben nicht weiter als in die Kreisstadt gekommen waren. Als wir auf dem Weg in unser Dorf in einem kleinen Gasthaus Pause machten, unterhielten sich drei Einheimische miteinander, wir haben von ihren Gesprächen nicht ein Wort verstanden. Aber als junger Mensch lernt man schnell. Ich habe nach drei Jahren Aufenthalt in Ave so perfekt Plattdeutsch gesprochen, das mich keiner an der Sprache als Zugezoger erkannt hat. Zu meiner Lektüre zählte zum Beispiel Fritz Reuter, der mit seinem Roman „Ut mine Stromtid“ in Plattdeutsch das Leben in den Mecklenburger Dörfern im 19. Jahrhundert beschrieb.

Die erste Wohnung für mich und meine Frau war eine Landarbeiterkate, ein Doppelhaus für Landarbeiter im 19. Jahrhundert. Hier gab es nur einen Ofen, der nach notwendiger Reparatur erst im Dezember zu nutzen war. Aber im Oktober und November kann es schon sehr kalt sein. Geschlafen wurde auf Strohsäcken. Unsere Kate hatte keine Wasserleitung und keine Toilette. Unsere Vorgänger benutzten einen Eimer im Stall. Im Dorf gab es einen Brunnen, mit Eimern holte man sich das Wasser, das man brauchte. Im heißen Sommer 1959 versiegte für einige Wochen der Brunnen, der Milchkutscher sprang ein und brachte mit den Milchkannen Wasser aus der Molkerei zurück. In Ave wurde unser erster Sohn geboren.

Das Leben ging weiter. 1967 wurde ich Mitarbeiter der Hochschule für Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften in Meißen, hier habe ich 1968 promoviert. Seit 1981 arbeitete ich in einer LPG im Kreis Meißen bis zur Währungsunion 1990. Ich wurde als einer der ersten 150 Mitarbeiter der LPG entlassen, weil die Selbstkosten drastisch gesenkt werden sollten. Meine Kündigung bestand aus einem entsprechenden Text, auf einem Blatt Papier DIN A4 kopiert, lediglich mein Name war mit einem Kugelschreiber handschriftlich eingetragen. Das war das Ende einer 32jährigen Arbeit als qualifizierter Spezialist in der Landwirtschaft. Ich war dann 18 Monate arbeitslos und erhielt in dieser Zeit ein Arbeitslosengeld von umgerechnet 700 Euro.

Bis 2009 arbeitete ich als freiberuflicher Lehrer für ein Honorar von 20 Euro brutto pro Unterrichtsstunde inklusive Unterrichtsvorbereitung und Fahrkosten im Fach Buchführung. Ich hatte während meines Studiums eine sehr gute Ausbildung im Rechnungswesen erhalten und konnte so die Philosophie der Doppelten Buchführung in Theorie und Praxis vermitteln. Diese Arbeit war sehr erfolgreich und hat Spaß gemacht, hatte aber leider keinen Einfluss auf die Höhe meiner Altersrente, weil die Beiträge zur Rentenversicherung von dem gezahlten Honorar nicht zu finanzieren waren.

Durch die langjährigen Kontakte mit meinem Freund Rudolf Wojtacha aus Tarnowskie Góry habe ich Vieles über das neue Polen und seine Menschen kennengelernt. Meine Frau und ich haben ihn und seine Familie 1982 im Urlaub in Reka bei Ostrava in Tschechien kennengelernt. Wir waren schon im Ferienhaus angekommen und waren dabei, wie Rudolf und seine Familie in einem Polski Fiat eintrafen. Hier haben wir mit Erstaunen gesehen, was alles in so ein kleines Auto hineinpasst. Es stiegen aus Rudolf und seine Frau Jadwiga, die zwei heranwachsenden Kinder Michał und Kasia, und dann wurde noch Gepäck ausgeladen. Wir kamen bald in Gespräche, weil Rudolf perfekt Deutsch sprach. Er wurde geboren in Polen in der Nähe zur Grenze von Deutschland, ging nach 1939 bis 1945 in eine deutsche Schule, hat in Polen nach 1945 studiert und war Hauptbuchhalter in einem Hüttenbetrieb mit 3000 Mitarbeitern.

Wir haben uns mindestens zweimal im Jahr besucht und waren immer im Gespräch. Jadwiga war immer dabei, sie konnte die deutsche Sprache gut verstehen. Rudolf hat uns in den Jahren viele Sehenswürdigkeiten in Polen gezeigt: Kattowitz, das Schloss Pleß, Krakau, das Salzbergwerk Wieliczka, Oppeln, Breslau und Warschau. Große Eindrücke hat der Besuch von Tschenstochau mit dem Kloster Heller Berg/Jasna Góra hinterlassen. Rudolf hat uns die Schwarze Madonna gezeigt und uns die große Bedeutung dieses Symbols für alle Polen erklärt. Er erzählte uns, dass zum Beispiel jährlich Bergleute aus Oberschlesien zu Fuß über mehrere Tage zur Schwarzen Madonna pilgern. So eine Frömmigkeit habe ich in Deutschland noch nicht kennengelernt. Sehr beeindruckt waren wir auch beim Besuch des Grabes der Heiligen Hedwig in Trebnitz.

Es war für uns eine besondere Ehre, von der Familie Wojtacha zu einem Weihnachtsfest nach Tarnowskie Góry eingeladen zu werden. Wir waren als Deutsche ungewöhnliche Gäste, wurden aber freundlich in den Kreis der großen Familie aufgenommen.

Rudolf war das wichtigste Glied in der Kette unserer Beziehungen. Er ist 2007 nach einer schweren Krankheit gestorben. So ist diese Kette leider zerbrochen.

Was hat meine Frau und mich bei unseren vielen Besuchen in Polen besonders beeindruckt? Die große Gastfreundschaft und die tiefe Fröm-

migkeit der Menschen, die wir in keinem anderen europäischen Land kennengelernt haben.

Nach 1990 habe ich den Umgang mit Computern erlernt und kann das Internet für mich und meine Frau nutzen, die leider an einer Computerphobie leidet. Mich interessieren besonders die aktuellen Fragen der Zeitgeschichte.

2012 habe ich mich über viele Wochen mit den Transformationsprozessen nach 1989 in Polen und Ostdeutschland befasst. Mir war schon 20 Jahre nach der deutschen Einheit aufgefallen, dass in den Festreden aus diesem Anlass für die unzureichenden wirtschaftlichen Ergebnisse im Osten Deutschlands das politische Erbe der ehemaligen DDR als Erklärung herhalten musste, was auch bei oberflächlichem Hinsehen als plausibel akzeptiert wurde. Zweifel kamen auf, wenn man die Entwicklung Polens nach 1989 zum Vergleich heranzog.

Nach meiner Internet-Recherche kann ich bestätigen, dass Polen die ökonomischen Prozesse der Transformation in den vielen Jahren nach 1989 gemeistert hat und jetzt über eine selbsttragende, prosperierende Wirtschaft verfügt.

Ostdeutschland hat die ökonomischen Prozesse der Transformation schlecht gemeistert. Das vierjährige Wirken der Treuhandgesellschaft hat zur Deindustrialisierung ganzer Landstriche geführt.

Ostdeutschland verfügt über keine selbsttragende Wirtschaft, beispielsweise werden gegenwärtig die Haushalte der fünf neuen Bundesländer nicht einmal zu 60 Prozent aus eigenem Steueraufkommen gedeckt.

Heute leben meine Frau und ich zurückgezogen in bescheidenen Verhältnissen, pflegen Kontakte zu unserem kleinen Freundeskreis und zu unseren beiden Kindern in Hamburg und Lorch (Baden-Württemberg). Über das Internet sind mir jetzt die vielen Aufsätze meines Vaters zugänglich, die ich aufmerksam lese, um ihn auch von dieser Seite kennenzulernen.



### III. Einschätzungen und Stellungnahmen



PETER BRANDT

# Deutschland und Polen – Erlebnisse und Reflexionen

**I**ch weiß nicht, wann mir zum ersten Mal bewusst wurde, dass es in Europa östlich von Deutschland ein Land namens Polen gab – so wie ein Frankreich, ein Italien und natürlich ein Norwegen, das Land meiner Mutter. Es wird mehr als flüchtig spätestens im schulischen Geographie-Unterricht der fünften und sechsten Klassenstufe gewesen sein, als zuerst die Mark Brandenburg einschließlich der Neumark östlich der Oder, dann die übrigen deutschen Regionen einschließlich Pommerns, Schlesiens und Ostpreußens behandelt wurden. (Später kam dann auch das „eigentliche“ Polen dran.) Dass ein Großteil dieser Gebiete seit 1945 de facto nicht mehr zu Deutschland gehörte, wurde als ein vorläufiger Zustand zwar erwähnt, spielte aber keine große Rolle.

„Deutschland in den Grenzen von 1937“ war damals die offizielle völkerrechtliche Position der Bundesrepublik, die von allen im Parlament vertretenen Parteien geteilt wurde. Betont wurde durchaus, dass die vollständige oder weitgehende Grenzrevision friedlich geschehen müsse. Jedem halbwegs realistisch Denkenden war indessen klar, dass allenfalls eine Totalkapitulation des von der Sowjetunion geführten östlichen Blocks eine solche Perspektive eröffnen könnte, während die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten, die ebenfalls nicht absehbar war, immerhin auch auf dem Weg eines Kompromisses der beiden weltpolitischen Lager denkbar schien.

Die westdeutsche Politik beharrte hinsichtlich der Ostgrenze auch deshalb immobil auf ihren „Rechtsstandpunkten“, weil keine der konkurrierenden Kräfte einen kühnen Vorstoß wagen wollte; denn sie befürchteten, ihre Anhängerschaft unter den aus den früheren preußischen Ostprovinzen geflohenen oder zwangsweise Ausgesiedelten zu verlieren und in den Verdacht nationalen Defätismus zu geraten.

Konkreter als im Geographie-Unterricht wurde meine Beschäftigung mit Polen, als ich Anfang 1963 im Alter von vierzehn der Sozialistischen Jugend Deutschlands – Die Falken beitrug (übrigens aus eigenem Entschluss, nicht veranlasst vom Elternhaus). Die Falken standen innerhalb der Berliner Sozialdemokratie auf dem linken Flügel, waren antikapitalistisch, antiimperialistisch und auch antistalinistisch orientiert. Sie befürworteten entschieden die Wiedervereinigung Deutschlands als Zusammenschluss der Bundesrepublik und der DDR, traten gleichzeitig aber schon früh für die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze ein, und das war in den frühen und mittleren 60er Jahren ein politisch riskantes Unterfangen.

Auch innerhalb der SPD war die Grenzenerkennung damals noch eine Minderheitsposition. Der Einfluss der Vertriebenenpolitiker, die außerhalb wie innerhalb der SPD präsent waren, spielte ebenso eine Rolle wie die Furcht vor einer nationalistischen Radikalisierung der Millionen Ostflüchtlinge und Heimatvertriebenen und die Resthoffnung, dass Deutschland im Fall einer späteren friedensvertraglichen Regelung wenigstens einen gewissen Teil der verlorenen Gebiete würde zurückgewinnen können. Mein Vater, SPD-Vorsitzender seit 1964, der in der Partei zu den Realisten gehörte, argumentierte noch Mitte der 60er Jahre in einem persönlichen Gespräch, es wäre von großer symbolischer Bedeutung, die Oder-Neiße-Linie selbst nur um einige hundert Quadratkilometer nach Osten zu verschieben.

Kurz danach geriet die sozialdemokratische Haltung zur Ostgrenze Deutschlands in Bewegung: Der Wunsch nach Versöhnung mit Polen wurde dem „Rechtsstandpunkt“ nun vorgeordnet, die Entfremdung vom Bund der Vertriebenen und seinen Landsmannschaften, später dann der Bruch mit ihnen in Kauf genommen. Ab 1968 war klar, dass eine SPD-geführte Regierung die „provisorische“ Grenzziehung von 1945 zwischen Deutschland und Polen zumindest de facto und im Sinne einer politischen Bindewirkung auch für ein künftiges Gesamtdeutschland anerkennen würde. Auf dem Weg dahin waren Organisationen wie die Falken, die regelmäßige Fahrten nach Polen und in die Tschechoslowakei unternahmen und dabei auch nationalsozialistische Konzentrations- bzw. Vernichtungslager besuchten, vorangegangen, ebenso Teile der liberalen Publizistik und der Kirchen.

Ich selbst besuchte Polen zum ersten Mal im Sommer 1966, als ich zusammen mit anderen jungen Laienschauspielern im Dreistädteck Danzig – Gdingen – Zoppot an der Verfilmung der Novelle von Günter Grass „Katz und Maus“ beteiligt war. Das Projekt fußte auf der Zusammenarbeit einer Westberliner Produktionsfirma und der staatlichen polnischen Filmgesellschaft. Das polnische Filmschaffen genoss ja damals hohes Ansehen im Westen. Die Dreharbeiten dauerten etwa zwei Monate und ermöglichten viele unkontrollierte Kontakte mit Einheimischen. Es war offenkundig, dass es sich bei der Volksrepublik Polen um ein freieres Land handelte als es die

DDR war, obwohl die Enttäuschung über den einst mit großen Hoffnungen begrüßten Parteichef Gomulka, der den Sowjets 1956 die Stirn geboten hatte, in Gesprächen spürbar war. Selbst die kleinen Polit-Kommissare, die dem Filmprojekt zugeordnet waren, machten einen freundlichen und wenig verbissenen Eindruck. Dass der Lebensstandard in Polen deutlich niedriger war als in West- und niedriger auch als in Ostdeutschland, war nicht zu übersehen, aber im Hinblick auf die historischen Voraussetzungen und politischen Rahmenbedingungen auch nicht besonders erstaunlich.

Alles in allem verließ ich die drei polnischen Küstenstädte mit neuen Erfahrungen und viel Sympathie für die vielen herzlichen Menschen, die ich im mitteleuropäischen Nachbarvolk kennengelernt hatte. Fasziniert hatte mich zu Recht die vielgelobte städtebauliche Restauration Danzigs (wie anderer Städte) nach den schweren Kriegszerstörungen. Antideutsche Ressentiments waren mir nirgendwo begegnet, was angesichts der zeitlichen Nähe zur Annexions- bzw. Besatzungszeit alles andere als selbstverständlich war, auch gegenüber der jungen unbeteiligten Generation. Zum Teil hatte das sicher auch mit der speziellen Situation eines Filmteams zu tun.

Zu Beginn des mehrwöchigen Aufenthalts in Polen hatte ich übrigens auch Bekanntschaft mit dem dortigen Gesundheitswesen gemacht: Ich war mit einer Leberinfektion angereist, die während der Hinfahrt ausbrach und mich zunächst weitgehend außer Gefecht setzte. Anfangs wurde eine beginnende Gelbsucht vermutet, was sich nicht bewahrheitete, aber ich musste doch etliche Tage im örtlichen Krankenhaus verbringen: in einem mit ca. zehn Männern unterschiedlichen Alters belegten Zimmer. Sie hielten mich zunächst für einen jungen Seemann, waren alle sehr nett zu mir, sprachen teilweise auch etwas deutsch. Einer der Ärzte, ein älterer kultivierter Herr mit perfekter Kenntnis der deutschen Sprache, ist mir besonders in positiver Erinnerung. Als ich nach Berlin (West) zurückgekehrt war und mich kontrollierenden Tests unterziehen musste, lobten die dortigen Klinik-Ärzte übrigens die Gründlichkeit und Präzision der von ihren polnischen Kollegen durchgeführten medizinischen Untersuchungen sowie der zusammenfassenden Diagnose.

Für die ersten regierungsamtlichen Schritte einer Neuen Ostpolitik der Bundesrepublik unter der Regierung der ersten großen Koalition (1966–69) und dann deren heroische Durchbruchphase in der darauffolgenden sozial-liberalen Regierung Brandt/Scheel bin ich kein erstrangiger Zeitzeuge. Ich blieb als mittlerweile Achtzehnjähriger in Berlin, als der Rest der Familie Brandt im Frühjahr 1967 nach Bonn übersiedelte. Obwohl ich ein ziemlich radikaler Linkssozialist war, Trotzist, umgenauzusein, und ich mich von daher mit den innen- und außenpolitischen Projekten der neuen Regierung nicht einfach identifizierte, hoffte ich doch auf positive Effekte der eingeleiteten Entspannungspolitik: menschliche Erleichterungen, Sicherung des Friedens, nicht zuletzt auch ein Abbau der wechselseitigen Feindbildblockade, die

dazu beitrug, freiheitlich-sozialistische bzw. demokratische Bestrebungen auf beiden Seiten der Blockgrenze zu marginalisieren.

Die Neue Ostpolitik der Bundesrepublik hatte realpolitische, auch national-deutsche Aspekte, doch sie war zugleich von der Intention gespeist, der weitgehend schon erreichten Aussöhnung mit dem Westen, insbesondere mit dem „Erbfeind“ Frankreich, die mit dem Osten, insbesondere mit Polen, folgen zu lassen. Polen sollte nicht mehr, wie lange unter Kanzler Adenauer, als reiner „Satellit“ des Kreml missachtet, sondern als Partner eigener Bedeutung gewürdigt werden (auch wenn die Machtverhältnisse es unvermeidlich scheinen ließen, der Devise „Moskau zuerst“ zu folgen). In dem historisch so belasteten Verhältnis zwischen Polen und Deutschland musste Letzteres Vorleistungen erbringen: in den Vertragsverhandlungen wie auch symbolisch.

Es gibt keine politische Handlung oder Geste, die so sehr mit der Person Willy Brandts verbunden wird wie der Warschauer Kniefall am 7. Dezember 1970. Wenn man den Film noch einmal anschaut, wird die Anspannung des Akteurs deutlich: ein unbewegtes Gesicht, wie man es aufsetzt, wenn Gefühle im Zaum gehalten und nicht sichtbar werden sollen. Da ich mit meinem Vater niemals über seine diesbezüglichen Motive und Empfindungen gesprochen habe, kann ich dazu nicht mehr sagen, als ich von meiner Mutter weiß. Diese fragte ihn nach seiner Rückkehr aus Polen, ob er den Kniefall (der nebenbei gesagt, auch eine enorme Körperbeherrschung verlangte) vorher geplant hätte. Die nicht untypische Antwort ließ sie so klug zurück, wie sie schon zuvor gewesen war: „Irgendetwas musste man tun.“ Mir gegenüber legte er Jahre später Wert darauf, dass er vor dem Ghetto-Denkmal und nicht vor dem polnischen Nationaldenkmal gekniet hätte, was bekanntlich nicht allen Polen gefiel.

Wenn ich diesen Vorgang zu deuten versuche, scheint mir außerdem wesentlich, dass die zutiefst christliche, genauer: abendländisch-christliche Geste des Kniefalls in diesem Fall nur von jemandem ausgeführt werden konnte, der persönlich frei von Schuld und, darüber hinaus, völlig unbelastet war. Zugleich musste er bereit sein, die Verantwortung für die NS-Vergangenheit als Repräsentant des (west-)deutschen Staates bewusst und freiwillig aufzunehmen. Dieses beruhte auf einer die negativen wie die positiven Aspekte der deutschen Geschichte einschließenden Identifikation mit der Nation der Deutschen – eine Identifikation, die neben Abscheu auch die Scham kannte über die monströsen Verbrechen, die von Deutschen (nicht den Deutschen) im deutschen Namen verübt worden waren, aber auch Stolz über die kulturellen und zivilisatorischen Leistungen des deutschen Volkes, seine humanistischen und freiheitlichen Traditionen und seinen Wiederaufstieg sowie seine demokratische Läuterung nach 1945, verbunden mit begründeten Hoffnungen auf eine im Sinne der sozialdemokratischen Grundwerte gestaltete Zukunft. Und nicht zu vergessen

ist, was namentlich dem Ausland Achtung abrang: seine im Hinblick auf die NS-Zeit tadellose Haltung. Sie versetzte Willy Brandt in den Stand, Pauschalvorwürfen gegen die Deutschen glaubwürdig entgegenzutreten.

Gegen Ende der 70er und zu Beginn der 80er Jahre verschärfte sich der strukturelle Ost-West-Konflikt erneut und drohte in einen neuen Kalten Krieg zu führen. Stichworte sind die beiderseitige Planung bzw. Aufstellung neuer atomarer Präzisionswaffen und ein allgemeines Wettrüsten auf höherem Niveau, die Afghanistan-Invasion der UdSSR, gegen den Einfluss der USA gerichtete Umstürze, Guerillakriege und Befreiungsbewegungen in der südlichen Hemisphäre sowie die polnische Solidarność-Bewegung. Ich war völlig damit einverstanden, dass die westdeutsche Sozialdemokratie – entgegen dem weltpolitischen Trend und namentlich der Reaganschen Hochrüstungspolitik – die Entspannung verteidigte, hätte mir diesbezüglich sogar mehr Eigenständigkeit gegenüber der NATO gewünscht. Doch meinte ich zugleich, die herkömmliche, auf Stabilisierung der Blöcke gerichtete und die doppelte Hegemonie der Supermächte über sie einschließende Détente sei dabei, an ihre Grenzen zu stoßen, und es müssten neue Impulse zur Emanzipation Europas und zur weitergehenden Annäherung seiner beiden Hälften, namentlich auch der beiden Teile Deutschlands, gesetzt werden. Solche gingen – nicht immer gleichgerichtet – u.a. von der PASOK in Griechenland, der Solidarność in Polen, zeitweise von der französischen Linksregierung und von den Friedensbewegungen in West- und Ostdeutschland aus.

Jedenfalls sollte sich die SPD als Partei nicht derselben diplomatischen Logik unterwerfen, die die Beziehungen der Staaten bestimmten. Neben die Kontakte mit den im Osten regierenden Parteien müssten intensivere Kontakte zu den kritischen und oppositionellen Gruppierungen und Einzelpersonen treten, insbesondere zu solchen, die ähnliche gesellschaftspolitische Ziele verfolgten wie die Sozialdemokratie bzw. Ausdruck einer autochthonen Arbeiter- und Volksbewegung waren, wie es im Fall der Solidarność zweifelsfrei der Fall war. Insofern ging mir die Distanz der SPD gegenüber Solidarność, jedenfalls auf der Spitzenebene, viel zu weit.

Eine gewisse Distanz war auch bei der Mehrheit innerhalb der Friedensbewegung zu spüren. Neben dem Unbehagen über die enge Verbindung der unabhängigen polnischen Gewerkschaft mit dem katholischen Klerus machte sich Furcht vor möglicherweise friedensgefährdender Wirkung einer Erschütterung des europäischen Status quo geltend, ähnlich wie aufseiten der SPD. Immerhin gab es in der Sozialdemokratie, in den Gewerkschaften und in der unabhängigen Linken eine ganze Reihe von Basisgruppen, die ihre Stimme zugunsten der Solidarność erhoben und praktische Hilfe leisteten. Und jenseits der großen Politik dürfte die Welle von humanitärer Hilfsbereitschaft der Westdeutschen zugunsten Polens im Krisenwinter 1981/82 ihre völkerversöhnende Wirkung nicht verfehlt haben.

Nach der Verhängung des Kriegsrechts durch General Jaruzelski am 13. Dezember 1981 gehörte ich zu denen, die in Berlin an einer linken Protestdemonstration teilnahmen. Eine solche Manifestation war, so meine ich noch heute, selbst unter der Annahme richtig, dass die Einführung des Kriegsrechtsregimes objektiv und/oder subjektiv einer sowjetisch-ostdeutschen Militäraktion zuvorkam. Die erwähnte Demonstration vom Dezember 1981 rief die Erinnerung wach an eine ähnliche Protestaktion knapp vierzehn Jahre davor. Damals ging es um die Unterdrückung von Studenten-Unruhen in Polen und die folgende jüdenfeindliche Kampagne der „Partisanen“-Fraktion der PVAP. Zweien der Protagonisten des Protests von 1968, Jacek Kuroń und Karol Modzelewski, Verfasser eines trotzkistisch inspirierten, systemkritischen „Offenen Briefs an die Polnische Arbeiterpartei“, der in deutscher Übersetzung vorlag, wurde in Sprechchören und Flugblättern gehuldigt. Sie gehörten dann in den 70er Jahren zu den Begründern des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter (KOR) und dann zu den intellektuellen Beratern der Solidarność. Wenngleich Kuroń, Modzelewski und andere wie Adam Michnik ihre Position gegenüber den 60er Jahren verändert hatten, gab es doch, so scheint mir, eine Verbindung zwischen der damaligen Oppositionshaltung und der Beteiligung an der Verweigerungsrevolution der 80er Jahre.

Meinen ersten akademischen Vortrag in Polen hielt ich im Jahr 2001 an der Breslauer Universität. Es ging um die Neuvereinigung Deutschlands in weiterer historischer Perspektive. In Breslau, einer lebendigen, aufstrebenden Stadt, die viele Polen heute mit dem früheren deutschen Namen bezeichnen, wenn sie mit Deutschsprachigen reden, nahm ich einen erstaunlich unbefangenen Umgang mit der deutschen Vergangenheit der Stadt wahr. Das fand ich bei späteren Besuchen bestätigt, wo ich auch von regelmäßigen, freundschaftlichen Besuchskontakten früherer, nach 1945 vertriebener Bewohner erfuhr und einen diesbezüglich besonders engagierten alten Breslauer traf. Allein in Berlin kenne ich inzwischen drei deutsch-polnische Kreise, und das ist mit Sicherheit nur ein Bruchteil. Vieles ist auf unterer Ebene schon weiter als es der wechselnde Wärmegrad der Beziehung zwischen den Regierungen vermuten lässt.

Deutschland und Polen gehören heute zu den wichtigsten Gliedern der Europäischen Union. Sie teilen insofern wesentliche Interessen, und sie sind beide in einer repräsentativ-demokratischen staatlichen Grundordnung verfasst. Das über zwei Jahrhunderte hindurch höchst problematische Verhältnis der Nachbarstaaten ist weiter verbesserungsfähig, aber viel besser als man sich vor 30 Jahren vorstellen konnte. Die Deutschen haben die Oder-Neiße-Grenze nicht nur in mehreren Stufen anerkannt, sondern, bis auf winzige Grüppchen, auch innerlich akzeptiert. Zudem haben sie sich – mit der totalen Niederlage von 1945 als Ausgangspunkt – zunächst zögernd und eher widerstrebend, dann seit den 60er Jahren immer entschiedener

dener mit dem Ausmaß der nationalsozialistischen Verbrechen im In- und Ausland beschäftigt. Ihr Rückweg in die Zivilisation hing und hängt davon ab, und nur unter der Voraussetzung einer rückhaltlosen selbstkritischen Auseinandersetzung mit dem Schrecken der Vergangenheit gibt es für sie die Chance eines auch positiven nationalen Selbstverständnisses, dessen sie bedürfen wie andere Völker.

In Polen wird inzwischen kritischer auf die eigene, auch die jüngere Nationalgeschichte geschaut, als das lange der Fall war. 1939–1945 und in anderer Weise auch danach war Polen eindeutig Opfer und Deutschland (und in anderer Weise die Sowjetunion) die unterdrückende, menschenmordende Macht. Doch ungeachtet der polnischen Teilungen im langen 19. Jahrhundert und der verinnerlichten Mythen war der polnische Staat nicht immer nur Opfer: Das zunehmend autoritäre Regime der Zwischenkriegszeit diskriminierte die nationalen Minderheiten, nicht zuletzt die jüdische, und zeigte auch nach außen hin eine aggressive und expansive Haltung. Es schloss als erster Staat im Januar 1934 einen Nichtangriffs- und Freundschaftspakt mit Hitler-Deutschland und beteiligte sich noch im Herbst 1938 an der Aufteilung der Tschechoslowakei. Das macht den deutschen Überfall und die folgende Besatzungspolitik um nichts harmloser. Die knappen Hinweise sollen nur andeuten, dass auch auf der polnischen Seite manches aufzuarbeiten ist, nicht nur im internen fachwissenschaftlichen Diskurs und nicht nur im Hinblick auf den eigenen Anteil an der parteikommunistischen Diktatur. Zugleich will ich konzedieren, dass das aus dem Erleben einer siegreichen Selbstbefreiung weniger naheliegt als unter dem Eindruck, am katastrophalen Endpunkt eines nationalen Irrwegs zu stehen.

Während die Deutschen fortfahren, sich die Massenverbrechen an den Juden und an den slawischen Völkern, darunter nicht zuletzt den Polen, zu vergegenwärtigen – für ein dementsprechendes Denkmalprojekt in der deutschen Hauptstadt wird gerade geworben – sollten die Polen ohne noch mutiger als bislang die millionenfache Flucht und Vertreibung aus den früheren deutschen Ostgebieten mit teilweise grauenhaften Begleiterscheinungen und mit zahlreichen Todesopfern öffentlich thematisieren. Natürlich ist dieses Geschehen ohne die NS-deutsche unmittelbare Vorgeschichte nicht zu verstehen, aber es ergab sich auch nicht zwingend daraus, sondern war machtpolitisch induziert. Betroffen waren ganz überwiegend Menschen ohne persönliche Schuld; auch sie waren Opfer im „Zeitalter der Extreme“ (E. Hobsbawm) – die sogar unter heutigen Deutschen gern gepflegte Vorstellung einer fast durchgehend und durchgängig nazifizierten „Volksgemeinschaft“ ist von der Wirklichkeit so weit entfernt wie die in der frühen Bundesrepublik verbreitete Vorstellung einer von einer kleinen Clique von Gangstern und Rassenideologen okkupierten, ansonsten intakt gebliebenen bürgerlichen Gesellschaft.

Erst wenn wir die dunkle Seite der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, die Weltanschauungsdiktaturen, Genozide, imperialistischen Exzesse, brutalen Ausbeutungsverhältnisse, statt sie ausschließlich zu externalisieren, übergreifend erinnern und bearbeiten, ohne Unterschiede zu verwischen, kann daraus auch Gemeinsamkeit erwachsen. Für kaum zwei benachbarte Nationen gilt das in demselben Maß wie für die deutsche und die polnische.

Und ebenso benötigen wir den Willen und die Fähigkeit, die Dinge mit den Augen der jeweils anderen wahrzunehmen, nicht um die Sicht kritiklos zu übernehmen, sondern um das Gegenüber in seinem Denken und Handeln zu verstehen. Gewiss handelt es sich bei Polen wie bei Deutschland heute um pluralistische Gesellschaften mit einem breiten Meinungsspektrum. Und doch sind gewisse Perzeptionsmuster auszumachen, die „typisch polnisch“ oder „typisch deutsch“ genannt werden dürfen, etwa in der unterschiedlichen Einstellung und Haltung zu Russland. Es wäre viel geholfen, wenn man sich beiderseits bemühte, die in der jüngsten, manchmal auch etwas älteren Vergangenheit liegenden Gründe dieser oder jener Präferenzen zu verstehen, statt den Dialog durch wechselseitige Unterstellungen zu erschweren. Dass Polen auf alle Anzeichen einer neuen russischen Großmachtpolitik empfindlicher reagiert als Deutschland, ist ebenso nachvollziehbar wie Deutschlands Abneigung gegen einen neuen Kalten Krieg mit Russland, das im Zweiten Weltkrieg ebenso zum Objekt eines NS-deutschen Angriffskriegs sowie folgender Vernichtungs- und Versklavungspolitik geworden ist wie Polen. Und ohne die Entscheidung Michail Gorbatschows und seiner Anhänger in der Führung der KPdSU, die Warschauer-Pakt-Staaten aus der Kuratel zu entlassen, gäbe es heute vermutlich weder ein freies, souveränes Polen noch ein vereintes Deutschland.

JAN CHRIST

# Kurze Überlegungen eines Schriftstellers...

**W**enn ich mich an die Zeit erinnere – und es hört damit gar nicht auf bis in mein hohes Alter als Achtziger – gab es unter uns die Redensart WIR KOMMEN DURCH, wo immer wir auch sind, kommen wir durch – was besagt das? Alles muss ein Ende haben, aber eines, das uns weitergehen lässt, mehr noch: dass uns Eröffnungen ermöglicht, Weiterungen, die auf neue Wege führen, Wandlungen, auf die wir uns einzustellen haben, das erfordert Kräfte, Veränderungen, Selbstkritik, die nie aufhören darf. Erst dann KOMMEN WIR DURCH. Ich werde oft gefragt, meine Töchter tun es unentwegt – wie standet ihr den Nachkrieg durch, den Heimatverlust, den Hunger, den Hass, der euch als Flüchtlingen entgegenkam? Der Verlust des eigenen Hauses, der Vorteile als Besatzer in Polen, die Flucht vor der Roten Armee etc., dann sagte ich: WIR KAMEN DURCH. Wie machtet ihr das? Es ergab sich. Hattet ihr Verluste? Na und? Aus Verlusten lernt man. Die Alteingesessenen – deren Hass und Größenwahn – standet ihr das durch? Natürlich – wir setzten Größenwahn gegen Größenwahn. Und wie war das möglich, wenn man in Ruinen lebte? Nicht, indem man blieb, der man war. Nur durch WANDLUNGEN war es möglich. Du musstest dich neu erfinden. War das ein Verlust? O nein! Wir wurden stärker, belastender, gesünder etc. Hunger macht erfinderisch.

## ABSATZ EINS

Diese Voraussetzungen waren die Günstigsten für einen ERZÄHLER, zu dem ich wurde. Meine Lektüre bestand fast ausschließlich aus Reisebüchern in fernste Länder. Entdeckungen interessierten mich. Wandlungen in ein anderes Ich. Ich erfand neue Erdteile, zeichnete und erzählte Fantasiegegenden. Utopien. Schließlich schrieb ich meine ersten autobi-

ographischen Erzählungen. Vorbilder waren Amerikaner. Weltbereisende. Der Schulalltag wurde zu einem Desaster. Zumal man meine Fantasien aus pädagogischen Gründen ad absurdum führte. Ich gab die Schule auf, verlor mich und begab mich auf Wanderschaft.

#### ABSATZ ZWEI

Von einer Zwischenzeit abgesehen, als Schulmeister, 12 Jahre lang meinen gesellschaftlichen Tribut gezahlt, wurde ich ERZÄHLER. REPORTER. HÖRSPIELAUTOR. DRAMATIKER. ROMANCIER bis heute. Resümee: ICH KAM DURCH. Aber auf welcher Art? Ich holte mir meinen Stoff als Reporter aus der Gesellschaft. Beispiel I: Als Reporter des ZEIT MAGAZIN bat ich darum, längere Zeit im Hamburger Knast Fuhlsbüttel mit den Einsitzenden zu leben. Man duldete es dank der großen Reformatorin GRÄFIN DÖNHOF. Nun konnte ich in den Zellen die Leute auf ihre Vorgänge befragen. Ohne Rücksicht und Taktik. Bei ähnlicher Freiheit machte ich Besuche bei den Arbeitern der Atomwerke, fuhr mit einer Flotte der Marine durch die Ostsee. Beschrieb die grandiosen Restaurationen polnischer Künstler in Toruń. Fuhr durch das Skagerrak und wurde seekrank.

#### ABSATZ DREI

Aus diesem Material schrieb ich Hörspiele, Theaterstücke, Erzählungen, Romane, Gedichte. Es waren Weiterungen, aber auf einem realen Grund. Als man spürte seitens meiner journalistischen Auftragsgeber, dass meine Berichte immer fantastischer wurden, schickte man mich nach Hause, genauer gesagt: an den Schreibtisch des Erzählers, an dem ich noch immer bin. In meiner Berliner Umgebung bin ich inzwischen berüchtigt als Anquatscher, bis die Leute merken, dass ich kein Denunziant bin, im Gegenteil. Sie mit ihren Fragmenten an Lebensstoff werden durch mein genaues Zuhören erweitert, nicht wie es Analytiker tun, Historiker u.a., sondern durch mein Einfühlungsvermögen. Ich bestätige sie damit, ich als der Erzähler von Beruf. Diese Weiterungen werden schließlich LITERATUR. Ich bleibe bei dieser Arbeit unterwegs, genau so wie damals, als Flüchtling. Eröffnungen sind es. Es gibt nichts Anderes – der unbekannt bleibende Flaneur liefert die stofflichen Grundlagen, und ich schreibe sie in ungeahnte, aber dennoch mögliche Gegenden, die unsere Fantasie, unser Mitfühlen bereits, für möglich gehalten haben – wenn sie beeindruckend sind –, zu einer neuen Wahrheit oder Weltvorstellung. Das ist DICHTEN.

JERZY JASKIERNIA

# Einige Gedanken über Deutschland und die Deutschen

Das Denken über Deutschland und die Deutschen war eines der wichtigsten Elemente meiner Kindheit. Es war vom Trauma des Zweiten Weltkrieges und von Ängsten vor einer möglichen Revision der Grenzen geprägt. Es ist unübersehbar, dass eines der Schlüsselmomente der damaligen polnischen Politik – nicht nur derjenigen, die von den Staatsorganen herausgehoben wurden, sondern auch im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert waren – die Angst um das Schicksal der polnischen Westgebiete war<sup>1</sup>. Ich fühlte mich davon besonderes betroffen – ich wurde in Kudowa Zdrój (früher Bad Kudowa – Anm. d. Übers.) in Niederschlesien geboren. Meine Eltern, Zofia, geb. Stobińska, und Mieczysław Jaskiernia bekamen nach ihrem Studium an der Handelsakademie in Krakau eine Anstellung in den Kudowaer Baumwollbetrieben. Obwohl ich seit meinem zweiten Lebensjahr mit der Stadt Sandomierz verbunden war, fühle ich mich von meinem Geburtsort immer noch angezogen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet war für mich die Unterzeichnung des Vertrages zwischen der Volksrepublik Polen und der Bundesrepublik Deutschland von großer Bedeutung<sup>2</sup>. Ich war damals inmitten meines Jurastudiums an der Jagiellonen-Universität in Krakau und erinnere mich an meine Freude über die Unterzeichnung dieses internationalen Abkommens. Die Bedeutung dieses Ereignisses wurde von den Unruhen im De-

---

<sup>1</sup> Vgl. H.-A. Jacobsen, M. Tomala, *Warszawa-Bonn 1945–1991. Stosunki polsko-niemieckie. Analiza i dokumenty*, PISM, Warszawa 1992.

<sup>2</sup> Vgl. *Układ między Polską Rzeczpospolitą Ludową a Republiką Federalną Niemiec o podstawach normalizacji ich wzajemnych stosunków, podpisany w Warszawie dnia 7 grudnia 1970 r.*, Polnisches Gesetzblatt 1972, Nr. 24, Pos. 168.

zember 1970 und vom Sturz Władysław Gomułkas getrübt. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, dass die Normalisierung der polnisch-deutschen Beziehungen eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür war, den Weg zur Evolution der Beziehungen beider Staaten und Völker zu ebnen. Es war der Anfang vom Ende der Darstellung Deutschlands als eines von den Landsmannschaften dominierten Staates, der auf Veränderungen der 1945 festgelegten Grenzen gedrängt hätte. Die Angst davor war eine der hervorstechendsten Voraussetzungen für die Legitimierung der Machtorgane in der VR Polen, denn – laut damaliger offizieller Propaganda – ohne die Regierung der Linken und ohne das Bündnis mit der Sowjetunion hätte es keine Rückkehr auf die Westgebiete gegeben, und deren Nutzbarmachung wäre auch nicht möglich gewesen.

Ich habe mir mehrmals die Frage gestellt, ob es einen Kausalzusammenhang zwischen der Unterzeichnung des polnisch-deutschen Vertrages und den Dezemberunruhen von 1970 gibt. Viele Beobachter haben damals überlegt, warum Władysław Gomułka den Posten des Ersten Sekretärs des Zentralkomitees der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP) räumen musste, zumal es kurz nach seinem größten Erfolg in der Außenpolitik geschah – man beachte die Bedeutung dieses Vertrages. Die Unterzeichnung des Vertrages und die Dezemberereignisse stehen scheinbar nicht in einem logischen Zusammenhang – an der Ostseeküste galt der Protest einer drastischen Erhöhung der Fleischpreise, was zum Ausbruch der Unzufriedenheit in der Bevölkerung führte. Man kann jedoch – wie mir scheint – auf einen logischen Zusammenhang hinweisen. Die Angst vor den Deutschen – sie manifestierte sich z.B. darin, dass Konrad Adenauer im Gewand eines Deutschordensritters abgebildet wurde, dass über die Forderungen der Landsmannschaften palavert wurde oder dass den Menschen eingebläut wurde, die angeschlossenen Gebiete seien als Provisorium zu betrachten etc. – war ein wesentlicher Faktor bei der Disziplinierung der polnischen Bevölkerung. Sie erhob keine Ansprüche, solange die polnische Staatsraison als gefährdet schien, und unter solchen Umständen sei die Politik der PVAP und das Bündnis Polens mit der UdSSR, das als Garant des Status Quo in den an Polen angeschlossenen Gebieten exponiert wurde, hinzunehmen. Als nun diese Voraussetzung für Angstzustände nach der Vertragsunterzeichnung entfallen war oder wesentlich gemildert worden war, konnte die Bevölkerung ihre politischen Ansprüche geltend machen. Zweifelsohne können nämlich die Dezemberereignisse nicht auf einen gesellschaftlichen Protest mit ökonomischem Hintergrund reduziert werden. Sie waren nämlich – was aus der Perspektive der Ereignisse von 1989 viel deutlicher wurde – einer der ersten Versuche, die Legitimität der kommunistischen Machthaber in Polen in Frage zu stellen.

Gewisse Anzeichen für polnisch-deutsche Annäherung gab es noch in der Zeit der Volksrepublik. Von damaliger Warte aus gesehen, würde ich

die Ergebnisse der Öffnung der Grenze zwischen der Volksrepublik Polen und der Deutschen Demokratischen Republik zur Zeit der Umgestaltungen der Ära Gierek in den 70er Jahren nicht geringschätzen. Obwohl dies ein Experiment von beschränkter Tragweite war und die Politik der Öffnung gegenüber dem Ausland Korrekturen unterlag, war es, angesichts der allgemeinen Einschränkungen beim Reisen „in den Westen“ damals, das erste, obgleich nur auf die DDR beschränkte Feld einer weit angelegten Annäherung zwischen Polen und Deutschen. Nicht ohne Bedeutung war zudem ein umfangreicher Jugendaustausch zwischen der VR Polen und der DDR in den 80er Jahren.

Nach 1989, in einer neuen geopolitischen Konfiguration angesichts der Umgestaltungen in Ländern Mittel- und Osteuropas, insbesondere durch den Zerfall der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, wurde es möglich, die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen qualitativ neu zu gestalten. Das vereinigte Deutschland<sup>3</sup> (unter Berücksichtigung der Rolle, die im Einigungsprozess die Entstehung der „Solidarność“ gespielt hat) und die demokratische Republik Polen konnten endlich ihre Beziehungen partnerschaftlich gestalten. Damals traten an die Stelle der historischen Traumata neue Werte: die gemeinsame Sorge um die Sicherheit (im Rahmen des Nordatlantischen Bündnisses) und die wirtschaftliche Entwicklung (im Rahmen der Europäischen Union). Die denkwürdige Begegnung von Tadeusz Mazowiecki und Helmut Kohl in Krzyżowa (Kreisau) am 12. November 1989, bei der sie einander während der heiligen Messe zum Zeichen der Versöhnung umarmten, war dafür ein spektakulärer Beweis. Es wurde darauf verwiesen, dass dies eine weitere Geste der Versöhnung war, nach dem berühmten Brief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder von 1965.

Der Höhepunkt dieses Prozesses war der „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“, unterzeichnet 1991 in Bonn durch den polnischen Ministerpräsidenten Jan Krzysztof Bielecki und Bundeskanzler Helmut Kohl<sup>4</sup>. Es kehrte die Atmosphäre der Annäherung von 1970 wieder, gestützt diesmal – angesichts der Umwälzungen in Mittel- und Osteuropa – auf festeren Grundlagen, die durch die Bemühungen Polens um aktive Beteiligung am europäischen Integrationsprozess vertieft wurde.

Die neuartige Situation in den polnisch-deutschen Beziehungen war nicht nur für die beiderseitigen Beziehungen von Bedeutung, indem die Frage der Entschädigungen für die Naziopfer<sup>5</sup>, unter anderem im Rahmen

<sup>3</sup> Vgl. E. Nowak, *Zjednoczenie Niemiec a stosunki polsko-niemieckie*, „Sprawy Międzynarodowe”, 1991, Nr. 1, S. 19.

<sup>4</sup> Polnisches Gesetzblatt Nr. 14, Pos. 56.

<sup>5</sup> Vgl. J. Barcz, *Pomoc dla ofiar prześladowania nazistowskiego (polsko-niemieckie porozumienia z 16.X.1991)*, „Państwo i Prawo”, 1992, Nr. 1, S. 49.

der Stiftung Deutsch-Polnische Versöhnung<sup>6</sup>, oder die Lage der polnischen Minderheit in Deutschland aufgeworfen werden konnte<sup>7</sup>, sondern sie bedeutete auch eine neue Qualität beim Prozess des Aufbaus einer neuen Ordnung in Europa<sup>8</sup> und der Gestaltung der Sicherheit auf dem europäischen Kontinent<sup>9</sup>. Man sprach damals von einem „Neuanfang“ in den polnisch-deutschen Beziehungen<sup>10</sup>.

Manche Leute ärgern sich, dass die alljährlichen Feierlichkeiten anlässlich des Mauerfalls in Berlin die Bedeutung der Entstehung der „Solidarność“ und deren Rolle beim Sturz des kommunistischen Systems quasi in den Hintergrund rücken, hätte es doch den Mauerfall ohne die Rolle, die die Umwälzungen in Polen bei Veränderungen in Mittel- und Osteuropa gespielt haben, nicht gegeben.

Ich konnte mich am Prozess der Veränderungen in den polnisch-deutschen Beziehungen als Abgeordneter des Sejms der 1., 2., 3. und 4. Wahlperiode aktiv beteiligen. Beim Prozess der europäischen Integration hatte die interparlamentarische Zusammenarbeit einen wichtigen Stellenwert<sup>11</sup>. Wir haben mit deutschen Parlamentariern im Forum der Konferenz der Europaausschüsse der nationalen Parlamente der Europäischen Union (COSAC)<sup>12</sup> eng kooperiert. Dem war der Umstand förderlich, dass der Vorsitzende der polnischen Delegation der ehemalige Ministerpräsident, der Abgeordnete Tadeusz Mazowiecki, und die Vizevorsitzenden das Senatsmitglied Władysław Bartoszewski und ich waren. Zweifelsohne war die Tatsache, dass T. Mazowiecki und W. Bartoszewski als prominente Fürsprecher des polnisch-deutschen Dialoges wahrgenommen wurden, ein Grund dafür, dass sich die Zusammenarbeit mit deutschen Parlamentariern im

<sup>6</sup> Siehe J. Kranz, *Dostęp do sądu a świadczenie Fundacji „Polsko-Niemieckie Pojednanie”*, „Państwo i Prawo”, 2006, Nr. 8, S. 62.

<sup>7</sup> Siehe L. Laska, E. Mrozik, *Reforma prawa o obywatelstwie w Niemczech i jej wpływ na stosunki polsko-niemieckie*, in: *Problemy prawne w stosunkach polsko-niemieckich u progu XXI wieku*, hrsg. von W. Czaplinski, B. Łukańko, Wydawnictwo Naukowe „Scholar”, S. 292.

<sup>8</sup> Siehe W. Wiczorek, *Europejskie wyzwanie*, „Przegląd Polityczny”, 1994, Nr. 24, S. 36.

<sup>9</sup> Siehe J. Fiszer, *Stosunki polsko-niemieckie po roku 1989 oraz ich znaczenie dla bezpieczeństwa Europy*, „Studia Polityczne”, 1996, Nr. 5, S. 141.

<sup>10</sup> Siehe B. Koszel, „Nowe otwarcie”? *Stosunki polsko-niemieckie w okresie rządów koalicji PO-PSL (2007–2009)*, „Przegląd Zachodni”, 2009, Nr. 4, S. 193.

<sup>11</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Działalność parlamentu polskiego a proces integracji europejskiej*, in: K. Kik (Hrsg.), *Traktat z Amsterdamu a polskie aspiracje prointegracyjne*, Wydawnictwo Phaenomena, Kielce 1998, S. 31.

<sup>12</sup> Über die Rolle dieses Ausschusses siehe J. Jaskiernia, *Polska jako gospodarz posiedzenia Konferencji Komisji Wyspecjalizowanych w Sprawach Wspólnotowych i Europejskich Parlamentów Unii Europejskiej (COSAC) w ramach prezydencji w Unii Europejskiej*, in: *2011: Polska prezydencja w Unii Europejskiej*, hrsg. von R. Riedel, P. Klimontowski, Uniwersytet Opolski, Opole 2010, S. 193.

COSAC-Forum musterhaft entwickelte. Es sei daran erinnert, dass die COSAC als wichtigste Form der parlamentarischen Zusammenarbeit in der Europäischen Union eine wichtige Rolle bei der Begutachtung des Gestaltungsprozesses der EU-Politik gespielt hat, insbesondere in Sachen EU-Erweiterung, und dass die in diesem Forum erarbeiteten Stellungnahmen durch die Entscheidungsgremien der EU berücksichtigt worden waren. Nach dem Inkrafttreten des Vertrags von Lissabon ist die Bedeutung von COSAC gestiegen, denn die nationalen Parlamente bekamen das Recht, das Subsidiaritätsprinzip in Bezug auf die von der Europäischen Kommission erarbeiteten Dokumente zu kontrollieren<sup>13</sup>.

Ich habe noch das Treffen der Leitungsgremien des Sejms unter Vorsitz des Marschalls Józef Oleksys und des Bundestags unter der Führung Wolfgang Thierses, das in Słubice an der Oder am 18. Oktober 2004 stattfand, in Erinnerung. Es waren dabei die Mitglieder der Präsidien der beiden Kammern, unter anderem der Vize-Sejmmarschall Donald Tusk und die Vorsitzenden der bilateralen Gruppen, Markus Meckel und Jan Rzymelka, zugegen. Das Treffen hatte partnerschaftlichen Charakter, begegneten sich doch die Vertreter der Parlamente zweier Mitgliedsstaaten der Europäischen Union nur wenige Monate nach dem EU-Beitritt Polens. Ich als Vorsitzender des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten des Sejms der Republik Polen war aktiver Teilnehmer der damals geführten Debatte über die Perspektiven des europäischen Integrationsprozesses. Das Treffen sollte Missverständnisse in den polnischen-deutschen Beziehungen in jener Zeit ausräumen. Zum ersten Mal in der Geschichte – wie es in seinem Bericht der Abgeordnete Jan Rzymelka festhielt – versuchten beide Kammern, die strittigen Probleme zu klären. Viele davon resultierten aus Unwissen, stereotypischem Denken, Vorurteilen, wie auch aus unterschiedlichen Rechtsdoktrinen. Ein Impuls zum Treffen war die Irritation der deutschen Partner über den Sejmbeschluss vom 1.9.2004 „Über die Rechte Polens auf deutsche Kriegsreparationen und über rechtlose Forderungen“. Der Bundestagspräsident würdigte den Beitrag Polens zur Wiedervereinigung Deutschlands, und der Sejmmarschall unterstrich die Schlüsselposition Deutschlands in der polnischen Außenpolitik. Es hat sich herausgestellt, dass staatliche Kontakte den Aussöhnungsaspekt nicht ausschöpfen, und deshalb bewegen sich die Parlamente im Bereich der Außenpolitik, und der Prozess des Vergessens des während des Krieges erlittenen Unrechts ist in Polen langsamer als in Deutschland. Es wurde betont, dass die europäische Perspektive, die politische und wirtschaftliche Partnerschaft Polens und Deutschlands in den beiderseitigen Beziehungen dominieren sollte. Die Polen unterstrichen

<sup>13</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Mechanizm kontroli przez parlamenty narodowe stosowania zasady pomocniczości w świetle prac Konferencji Komisji Wyspecjalizowanych w Sprawach Wspólnotowych i Europejskich Parlamentów Unii Europejskiej (COSAC)*, „Politologia i Stosunki Międzynarodowe” 2011, Nr. 3.

ihre Erwartung, dass die deutsche Regierung die Verantwortung für die zivilen Forderungen gegenüber Polen übernehmen würde, und die Deutschen unterstrichen, dass die Frage der Entschädigungen erledigt sei, dass aber in einem demokratischen Staat weder die Regierung noch das Parlament es den Bürgern verbieten könne, bei den Gerichten verschiedene Klagen einzureichen<sup>14</sup>.

Ein wichtiges Ereignis war auch der Besuch des Sejm-Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten, unter meiner Führung, in Berlin 2005. Er war ein Beweis für die Bedeutung der „parlamentarischen Diplomatie“, an der sich die Mitglieder des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten des Sejms und des Bundestages aktiv beteiligten<sup>15</sup>. Die in diesen Gremien geführten Diskussionen waren nicht frei von politischen Emotionen, betrafen sie doch die Einschätzung der Vergangenheit und der aktuellen Bedingungen der polnisch-deutschen Beziehungen. Einer der aktivsten Teilnehmer der Debatte über den aktuellen Stand der polnisch-deutschen Beziehungen war der Abgeordnete Antoni Macierewicz. Die Teilnehmer des Treffens waren von dem restaurierten Bundestagsgebäude und den Bedingungen, unter denen die deutschen Parlamentarier arbeiten, stark beeindruckt.

Wie könnte diese Entwicklungsphase unserer Völker betrachtet werden? In der Nachkriegsgeschichte wurde die Bundesrepublik Deutschland als ein Land gesehen, das in der wirtschaftlichen Entwicklung die Führungsrolle spielt, ein Land technologischer Innovationen und arbeitsamer Menschen. Dieses Image wurde jedoch durch Angstzustände korrigiert, die sog. revisionistische Initiativen und die fehlende Sicherheit bezüglich der Beständigkeit der Grenzen begleiteten. Deutschland wurde also zum einen bewundert, unter anderem für die effektive Nutzung des Marshall-Plans und die Lebensqualität seiner Einwohner, zum anderen hatte man Angst vor den Deutschen, und dies kann nicht einfach auf die Folgen der von den Behörden der VR Polen betriebenen Propaganda zurückgeführt werden. Die Nachkriegsängste waren nämlich damals noch dermaßen groß, dass sie sich in der Psyche der polnischen Bevölkerung niederschlugen, und die fehlenden Entscheidungen bezüglich der Grenzen verstärkten die Atmosphäre der Befürchtungen.

Für die Sicht Deutschlands und der Deutschen hatte die Öffnung der Grenzen, insbesondere seit dem Beitritt Polens zur Europäischen Union (am 1. Mai 2004), eine Schlüsselbedeutung. Infolgedessen konnten die Polen sich persönlich damit vertraut machen, wie man in Deutschland arbeitet und lebt. Zweifellos hatte die EU-Mitgliedschaft Polens vielerlei Auswirkungen, worüber ich in einer deutschen Zeitschrift berichten konnte,

<sup>14</sup> [rzymelka.sejm.pl/page\\_type+arch,10.2004&page=52](http://rzymelka.sejm.pl/page_type+arch,10.2004&page=52) (Zugriff am 16.08.2015).

<sup>15</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Charakter prawny i funkcje Komisji Spraw Zagranicznych Sejmu RP*, „Polski Przegląd Dyplomatyczny” 2004, Nr. 6, S. 25.

die den Kontakten zwischen polnischen und deutschen Juristen gilt<sup>16</sup>. Es wurden unter anderem neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit von Regionen eröffnet, was ich anhand von Erfahrungen in der Świętokrzyskie-Region analysieren konnte<sup>17</sup>. Der Einfluss der landsmannschaftlichen Organisationen auf die Politik Deutschlands war nicht mehr so groß wie in der Vergangenheit<sup>18</sup>, obwohl er von der Öffentlichkeit in Polen beobachtet wurde. Während meiner Besuche in Deutschland bin ich mehrmals mit der These konfrontiert worden, dass die Öffentlichkeit in Polen solchen Aktivitäten zu viel Gewicht beimisst, z. B. der Rolle Erika Steinbachs, deren faktische Bedeutung eine andere ist als die in der Perzeption der deutschen Bevölkerung und der deutschen Eliten. Unter den neuen geopolitischen Bedingungen evolvierten auch die Einstellungen der deutschen Minderheit in Polen<sup>19</sup>.

Sicherlich wird die Rolle Deutschlands bei der Unterstützung polnischer Bestrebungen zur Mitgliedschaft in der Europäischen Union im Bewusstsein des polnischen Volkes bewahrt bleiben. Zu wenig wird heute die Rolle der SPD in dieser Entwicklung herausgehoben, insbesondere die von Gerhard Schröder. Während heute die Rolle der polnischen Linken auf der politischen Bühne schwächer wird, kann niemand leugnen, dass die Endphase vor dem Beitritt Polens zur EU gerade in die Regierungszeit von Demokratischer Linksallianz (SLD) und Polnischer Bauernpartei (PSL) fällt, und dass die persönlichen Kontakte Leszek Millers, des Vorsitzenden der SLD, mit Bundeskanzler G. Schröder, dem SPD-Führer, von Schlüsselbedeutung waren. Die Demokratische Linksallianz war damals übrigens von dem von Bundeskanzler G. Schröder und dem britischen Premierminister Tony Blair angestrebten Konzept des „dritten Weges“ beeindruckt und versuchte, es in Polen umzusetzen.

Es darf nicht vergessen werden, dass in der Zeit, als die Linke in Polen 2001 die Regierungsverantwortung übernahm, der Nachholbedarf, besonders im Bereich der Anpassung des polnischen Rechts an das europäische<sup>20</sup>, so

---

<sup>16</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Fünf Jahre Mitgliedschaft der Republik Polen in der Europäischen Union. Umgestaltungen des polnischen Rechtssystems und des Bewusstseins der Bevölkerung*, „Deutsch-Polnische Juristen-Zeitschrift“ 2009, Nr. 2, S. 13.

<sup>17</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Die Politik der Regionalisierung im Europarat und in der Europäischen Union*, in: K. Kik, S. Westermann (Hrsg.), *Europa der Regionen: Die Świętokrzyski-Region im Prozess der Integration Polens in die Europäische Union*, Kielce 1999, S. 11.

<sup>18</sup> Vgl. B. Ociepka, *Związek Wypędzonych w systemie politycznym RFN i jego wpływ na stosunki polsko-niemieckie 1982–1992*, Wrocław 1997, S. 46.

<sup>19</sup> Vgl. R. Kochnowski, *Mniejszość niemiecka na Górnym Śląsku w procesie polskich przemian demokratycznych lat 1989–1995*, [in:] *Stosunki polsko-niemieckie w okresie przemian ustrojowych w Polsce. Wybrane problemy*, hrsg. von P. Dobrowolski, Uniwersytet Śląski, Katowice 1997, S. 52.

<sup>20</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Badanie zgodności projektów ustaw z prawem Unii Europejskiej*

groß war, dass die Aufnahme Polens in die Gruppe von Staaten, die von der Erweiterungswelle erfasst werden sollten, bedroht war. Nicht vergessen werden darf die Rolle des EU-Kommissars für die Erweiterung, Günther Verheugen, eines prominenten SPD-Funktionärs. Gute Beziehungen zwischen den deutschen Sozialdemokraten und der Demokratischen Linksallianz, mehrere Treffen des Premierministers L. Miller mit Bundeskanzler G. Schröder und EU-Kommissar G. Verheugen hatten für den Aufbau gegenseitigen Verständnisses und den erfolgreichen Abschluss des Erweiterungsprozesses der Europäischen Union im Jahre 2004 eine Schlüsselbedeutung.

Am wichtigsten ist allerdings die Tatsache, dass Deutschland bei der Unterstützung der Mitgliedschaft Polens in der Europäischen Union die Schlüsselrolle gespielt hat. Es hatte dabei mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass die Erweiterung der EU ohne Polen den geopolitischen Erwartungen im Zusammenhang mit diesem Prozess nicht gerecht werden wird. Betrachtet man vor allem die Führungsrolle Deutschlands in der Europäischen Union, so war folglich das Engagement der deutschen Regierung der Faktor, der der polnisch-deutschen Annäherung, die unter den neuen Bedingungen infolge der Wende von 1989 zustande kam, eine neue, beständige Dimension verlieh. Das führte zur Suche nach einem neuen Paradigma dieser Beziehungen<sup>21</sup>.

Im Ergebnis des europäischen Integrationsprozesses begannen die Stereotypen des „gefährlichen Deutschen, der revisionistischen Losungen Gehör schenkt“<sup>22</sup>, allmählich an Aktualität zu verlieren, stattdessen begann in der polnischen Öffentlichkeit das Image eines Staates und Volkes zu dominieren, das gut organisiert, ökonomisch effektiv und technologisch hochentwickelt ist. Dies war zum Teil eine Folge der damals einsetzenden Migrationsbewegungen<sup>23</sup>.

Die Schlüsselbedeutung hatte hierbei die Entwicklung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Die Tatsache, dass die Bundesrepublik Deutschland zum wichtigsten Wirtschaftspartner Polens werden sollte, musste sich auch auf die Wahrnehmung der Staatsräson durch die polnische Bevölkerung auswirken. Hinzu kamen die Erfahrungen hunderter polnischer Unternehmen und deren Mitarbeiter, die sich aus den Kooperationsverbindungen mit der deutschen Industrie ergaben. Ich hatte die Gelegenheit, diesen Prozess zu beobachten und ihn als Abgeordneter beispielsweise in der Firma WSK Gorzyce bei

*kiej w sejmowym postępowaniu ustawodawczym*, „Państwo i Prawo” 1999, H. 7, S. 19.

<sup>21</sup> Siehe P. Buras, *Stosunki polsko-niemieckie: w poszukiwaniu nowego paradygmatu*, „Stosunki Międzynarodowe”, 2007, Nr. 1/2, S. 9.

<sup>22</sup> Vgl. J. Kranz, *Polsko-niemieckie cienie przeszłości*, „Sprawy Międzynarodowe”, 2005, Nr. 1, S. 5.

<sup>23</sup> Siehe W. Tegtmeier, *Bilans współpracy polsko-niemieckiej w dziedzinie polityki społecznej i migracji*, in: *Ład społeczny w Polsce i Niemczech na tle jednoczącej się Europy. Księga pamiątkowa poświęcona Czesławowi Jackowiakowi*, hrsg. von B. von Maydell, T. Zieliński, Wydawnictwo Polsko-Niemieckie, Warszawa 1999, S. 520.

Sandomierz zu unterstützen. Die Kooperation bei der Herstellung von Kolben für Brennmotoren, obgleich von sehr geringer Bedeutung im Gesamtvolumen der polnisch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen, machte aber die Möglichkeiten einer solchen Kooperation beim technologischen Fortschritt, bei der Zusammenarbeit des technischen Personals und im humanen Bereich deutlich. Die Kooperation war – im schwierigen Prozess der wirtschaftlichen Transformation – ein sichtbares Zeichen der Umgestaltungen der Wirtschaft Polens, die in der Zeit der Volksrepublik auf Zusammenarbeit mit dem östlichen Nachbarn orientiert war und nun auf die Kooperation mit Ländern der Europäischen Union und speziell mit Deutschland umgestellt worden ist.

Die auf freiem Markt basierende Transformation und die Öffnung Polens für den Westen brachten jedoch eine Reihe neuer Folgen für die polnische Wirtschaft, die für die Gesellschaft und sogar für die Politik von Belang waren. Hierzu sei insbesondere die starke Position deutscher Konzerne auf dem polnischen Medienmarkt zu rechnen<sup>24</sup>.

Unter den neuen Bedingungen konnte die zwischenmenschliche Kooperation einen größeren Impetus bekommen, unter anderem in Bezug auf die Städtepartnerschaften. Mehrere Jahre lang hatte ich als Abgeordneter aus Sandomierz die Gelegenheit, die Dynamik dieser Zusammenarbeit zwischen Sandomierz und Emmendingen zu beobachten. Der Umfang und die Vielschichtigkeit dieser Zusammenarbeit waren beeindruckend. Sie machte vor allem deren Authentizität, die Einbeziehung breiter Bevölkerungskreise, also nicht nur der Selbstverwaltungseliten deutlich. Man suchte die Vorzüge dieser Kooperation in Bereichen, in denen sie messbare Nutzen zeitigen kann, z. B. im Gesundheitswesen und im Umweltschutz. Wichtige Vorteile – aus meiner Sicht als Justizminister und Generalstaatsanwalt in der Regierung von Premierminister Józef Oleksy – brachte die Zusammenarbeit von Richtern. Ich nahm als Abgeordneter an einer Reise von Richtern aus der Wojewodschaft Tarnobrzeg nach Emmendingen teil, während der die Gerichte Baden-Württembergs besucht wurden.

Die Mitgliedschaft Polens in der Europäischen Union und die polnisch-deutsche Zusammenarbeit in diesem Forum schufen in den internationalen Beziehungen eine neue Qualität, was jedoch nicht bedeutet, dass Bereiche von Interessenkonflikten verdeckt wurden, die in Foren der bilateralen oder mitunter sogar der multilateralen Zusammenarbeit gelöst werden mussten<sup>25</sup>.

Meine persönlichen Erfahrungen mit Kontakten zu Deutschen betreffen insbesondere die parlamentarische und interparlamentarische Zusam-

<sup>24</sup> Siehe Z. Oniszczyk, *Kapitał niemiecki w polskich mediach. Polityczne implikacje tego zjawiska*, in: *Stosunki polsko-niemieckie ...*, a.a.O., S. 70; I. Kowol, *Niemcy a transformacja mediów w Polsce*, ebenda, S. 61.

<sup>25</sup> Siehe J.J. Węc, *Relacje polsko-niemieckie w Unii Europejskiej. Międzywspółpracą a konfliktem interesów*, „Przegląd Zachodni”, 2009, Nr. 3, S. 148.

menarbeit. Es geht insbesondere um die Zeit, als ich Mitglied der Parlamentarischen Versammlung des Europarats in Straßburg war (1994–2005). Der Europarat spielte bei der Förderung der Prinzipien von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Schutz der Menschenrechte eine wichtige Rolle<sup>26</sup>. Das war für die Transformation der politischen Ordnung in Staaten Mittel- und Osteuropas von großer Bedeutung<sup>27</sup>. Ich arbeitete in zwei Ausschüssen: für Recht und Menschenrechte sowie im Monitoring-Ausschuss, wo ich Berichterstatter für Kroatien und Armenien war. Die Ausschüsse ergriffen Initiativen im Bereich der Demokratie und der Menschenrechte<sup>28</sup>, die Vervollkommnung des Systems des Schutzes der Menschenrechte in Europa<sup>29</sup> und insbesondere die Effektivität des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte betreffend<sup>30</sup>.

Die Arbeit in der Parlamentarischen Versammlung<sup>31</sup> wurde für mich eine wichtige Quelle des Wissens über die Rolle dieser Organisation bei demokratischen Umgestaltungen in Mittel- und Osteuropa<sup>32</sup>, sie war auch eine Anregung zum Nachdenken über den Einfluss von Erfahrungen des Europarates auf die Tätigkeit der Europäischen Union<sup>33</sup>. Das war insofern wichtig, als der Europarat auch die Form des politischen Ordnungssystems der Republik Polen aktiv beeinflusst hatte<sup>34</sup>.

<sup>26</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Conceptions et évolution des droits de l'homme*, in: *Les droits de l'homme, aujourd'hui*, Paris - 9 décembre 1998, Assemblée Nationale, S. 27-29.

<sup>27</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Wpływ Rady Europy na przemiany polityczno-ustrojowe w państwach Europy Środkowo-Wschodniej po 1989 roku*, in: *Świat w okresie przemian. Księga pamiątkowa dedykowana Profesorowi Longinowi Pastusiakowi na 65-lecie urodzin*, hrsg. von M.J. Malinowski, Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, Gdańsk 2000, S. 107.

<sup>28</sup> Siehe J. Petaux, *Democracy and Human Rights for Europe Contribution*, Council of Europe Publishing, Strasbourg 2009, S. 24.

<sup>29</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Czy Europolie potrzebne jest General Judicial Authority?*, „Prawa Człowieka – Humanistyczne Zeszyty Naukowe”, 2000, Nr. 7, S. 9.

<sup>30</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Projekty zmian struktury i kompetencji Europejskiego Trybunału Praw Człowieka w celu zwiększenia efektywności systemu kontroli Europejskiej Konwencji Praw Człowieka*, „Humanistyczne Zeszyty Naukowe – Prawa Człowieka” 2003, Vol. 9, S. 57.

<sup>31</sup> Vgl. *The Parliamentary Assembly: Practice and Procedure*, eds. P. Evans, P. Silk, Council of Europe Publishing, Strasbourg 2013.

<sup>32</sup> Vgl. *Rada Europy a przemiany demokratyczne w państwach Europy Środkowej I Wschodniej w latach 1989–2009*, hrsg. von J. Jaskiernia, Wydawnictwo Adam Marszałek, Toruń 2010.

<sup>33</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Democracy: Council of Europe experience and its meaning for the European Union – A view from the candidate countries*, in: *Democracy: Council of Europe Experience and its meaning for the European Union. Roundtable organized by the International Institute for Democracy, Strasbourg – 25 September 2002*, S. 3.

<sup>34</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Oddziaływanie organizacji międzynarodowej na kształt ustroju politycznego państwa (Na przykładzie Rady Europy)*, in: *Konstytucja i władza we współczesnym świecie. Doktryna – prawo – praktyka. Prace dedykowane Profesorowi*

Bei meinen Aktivitäten im Ausschuss für Recht und Menschenrechte, in dem ich unter anderem die Funktion des ersten Vizevorsitzenden und des Vorsitzenden des Unterausschusses für Menschenrechte innehatte, erinnere ich mich besonders an die Zusammenarbeit mit dem deutschen Abgeordneten Rudolf Bindig, der 29 Jahre Mitglied des Bundestags war und auch in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates und in der Parlamentarischen Versammlung der Westeuropäischen Union (WEU) aktiv war<sup>35</sup>. Rudolf Bindig war kein großer Star im Bundestag, aber er hat sich eine bedeutende Position in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates erworben. Sie resultierte daraus, dass er sehr wichtige Themen aufgriff – unter anderem war er Berichterstatter in Sachen Russland<sup>36</sup>. Er analysierte die Situation in Tschetschenien. Er war für seine Kompromisslosigkeit, seinen Arbeitseifer und seine Redlichkeit bekannt, was bei den Berichten für den besagten wie auch für den Monitoring-Ausschuss besonders bedeutsam war<sup>37</sup>. Er kandidierte einmal für den Posten des Menschenrechtskommissars des Europarates. Diese Einrichtung des Europarats wurde 1999 gebildet und war eine wichtige Ergänzung des europäischen Systems zum Schutz der Menschenrechte<sup>38</sup>. R. Bindig kandidierte für diesen Posten 2004. Wir Mitglieder des Ausschusses für Recht und Menschenrechte unterstützten seine Kandidatur. Es stellte sich aber heraus, dass das Ministerkomitee diese Kandidatur unter denjenigen, über die in der Parlamentarischen Versammlung abgestimmt wurde, nicht berücksichtigt hatte. Sollte über dieses Vorgehen die Tatsache entschieden haben, dass Bindig als ein kompromissloser Parlamentarier galt, der den Regierungen der Mitgliedsstaaten des Europarates, namentlich Russlands, das Leben erschwerte? Noch einmal sollte hierbei der Zwiespalt zwischen der Sensibilität des Ministerkomitees (welches den Prinzipien einer vertraulichen Diplomatie nachging) und der der Parlamentarischen Vereinigung von sich reden machen. Ich möchte hinzufügen, dass eine wichtige Ebene der Zusammenarbeit mit R. Bindig

---

*Wojciechowi Sokolewiczowi na siedemdziesięciolecie urodzin.* Warszawa 2002, Wydawnictwo Sejmowe, S. 210.

<sup>35</sup> Rudolf Bindig feiert 70. Geburtstag, SPD Weingarten, 6. September 2010.

<sup>36</sup> Siehe O. Melzer, *Der Europarat und Russland 1992–2006. Demokratieförderung in Russland*, Springer, Wiesbaden 2012, S. 287. Vgl. J. Jaskiernia, *Влияние Совета Европы на системные изменения в государствах бывшего Советского Союза*, in: *Problemy konstytucjonalizmu i jego sudebnoy zaszczyty w gosudarstwach wostoczhnoy Jewropy*, „Studia Politologiczne”, Vol. 32, 2014, S. 11.

<sup>37</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Wpływ procedury akcesyjnej i monitoringowej Rady Europy na transformację systemów wymiaru sprawiedliwości w państwach Europy środkowej i Wschodniej*, in: *Transformacja systemów wymiaru sprawiedliwości*, Bd. I: *Pozycja ustrojowa władzy sądowniczej i uwarunkowania transformacji*, hrsg. von J. Jaskiernia, Wydawnictwo Adam Marszałek, Toruń 2011, S. 251.

<sup>38</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Komisarz Praw Człowieka Rady Europy – dorobek i perspektywy*, „Humanistyczne Zeszyty Naukowe – Prawa Człowieka” 2008, Nr. 11, S. 202.

die Sozialistische Gruppe der Parlamentarischen Versammlung des Europarates war, in der wir die Stellungnahmen dieser Gruppe zu wichtigen, von der Parlamentarischen Versammlung aufgegriffenen Problemen gemeinsam erarbeiten konnten, was besonders bei Fragen des Rechts und der Menschenrechte von wesentlicher Bedeutung war<sup>39</sup>.

Aus der Zeit meiner Aktivität in der Parlamentarischen Versammlung möchte ich auch die Zusammenarbeit mit dem Stellvertreter des Generalsekretärs und zugleich des Sekretärs der Parlamentarischen Versammlung, Heinrich Klebes, vermerken. Er war eine sehr verdienstvolle Persönlichkeit im Generalsekretariat des Europarates, verband aber diese seine hohe Position mit wissenschaftlicher und publizistischer Tätigkeit. Sie galt insbesondere der internationalen interparlamentarischen Zusammenarbeit<sup>40</sup> und der internationalen Aktivität der Parlamentarier<sup>41</sup>. Besonders wesentlich waren seine Überlegungen zur Parlamentarischen Versammlung des Europarates<sup>42</sup>. Das war für mich von besonderer Bedeutung, da ich über die Tätigkeit des Europarates und seiner Organe geschrieben habe. Schon nach seiner Emeritierung war Klebes Präsident des mit dem Europarat und dem Europaparlament verbundenen Internationalen Instituts für Demokratie, in dessen Aufsichtsrat ich als Vertreter des Europarates Mitglied sein durfte. Klebes hatte nicht nur ein großes Wissen über das System des Europarates, sondern kannte sich auch wie kaum jemand anderer in den Bedingtheiten der „parlamentarischen Demokratie“<sup>43</sup> aus, die die Mitglieder der parlamentarischen Organe internationaler Organisationen betreiben<sup>44</sup>. Er hat eine wichtige Studie über die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen dem Europarat und den Vereinigten Staaten in Sachen Gewährleistung der demokratischen Sicherheit erarbeitet<sup>45</sup>. Er schrieb auch – gemeinsam mit

<sup>39</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Lewica w Parlamencie Europejskim i Zgromadzeniu Parlamentarnym Rady Europy*, „Myśl Socjaldemokratyczna” 2011, Nr. 1–2, S. 24.

<sup>40</sup> Siehe H. Klebes, *The Development of International Parliamentary Institutions*, „Constitutional and Parliamentary Information” 1990, Nr. 159, S. 91.

<sup>41</sup> H. Klebes, *Les institutions parlementaires internationales*, „Revue Générale de Droit international public” 1998, Nr. 4, S. 820.

<sup>42</sup> Siehe H. Klebes, *Die Rechtsstruktur des Europarats und insbesondere der Parlamentarischen Versammlung*, Universität des Saarlandes, Saarbrücken 1996, S. 24.

<sup>43</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Dyplomacja parlamentarna – nowe oblicze dyplomacji?*, in: *Nowe oblicza dyplomacji*, wiss. Red.: Beata Surmacz, Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej, Lublin 2013, S. 165. Vgl. dess.: *Aksjologia dyplomacji parlamentarnej w ujęciu Zgromadzenia Parlamentarnego Rady Europy*, [in:] *Ustroje. Historia i współczesność. Polska – Europa – Ameryka Łacińska. Księga jubileuszowa dedykowana Profesorowi Jackowi Czajowskiemu*, red. M. Grzybowski, G. Kuca, P. Mikuli, Wydawnictwo Uniwersytetu Jagiellońskiego, Kraków 2013, S. 554.

<sup>44</sup> Siehe H. Klebes, *Le Rôle de la Diplomatie Parlementaire à l'Exemple de l'Assemblée Parlementaire du Conseil de l'Europe*, „Romanian Journal of International Affairs” 1995, Nr. 3, S. 35–36.

<sup>45</sup> Siehe H. Klebes, *The Quest for Democratic Security. The Role of the Council*

Prof. Benoît-Rohmer – eine wichtige Monographie über das System des Europarates<sup>46</sup>, zu der ich einen Rezensionartikel geschrieben habe<sup>47</sup>. Zur Würdigung seiner Leistungen erschien eine Festschrift, in der ich die Ehre hatte, einen Artikel zu veröffentlichen<sup>48</sup>.

Aus der Zeit meiner Arbeit in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates erinnere ich mich auch gern an die Zusammenarbeit mit Hans Christian Krüger, der Sekretär des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte war und anschließend den Posten des stellvertretenden Generalsekretärs des Europarates übernahm. Es war eine hochkultivierte Persönlichkeit, ein Mann mit breitem Wissen, besonders über das europäische System der Menschenrechte. Ich habe mit ihm viele Gespräche geführt, insbesondere während der alljährlich stattfindenden internationalen Justizkonferenzen. Es hat sich so gefügt, dass ich mit Herrn Krüger um den Posten des Generalsekretärs des Europarates rivalisierte. Letztendlich hat der polnische Außenminister, Dariusz Rosati, meine Kandidatur nach einem Treffen mit dem deutschen Außenminister zurückgenommen. Stattdessen haben die Deutschen Polen ihre Unterstützung bei den Bemühungen um einen anderen wichtigen internationalen Posten angeboten.

Ein anderer Deutscher, mit dem ich fruchtbar zusammenarbeiten konnte, war Bruno Haller, stellvertretender Generalsekretär des Europarates und Generalsekretär der Parlamentarischen Versammlung. Ich hatte oft die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, besonders während der Sitzungen des Ausschusses für Recht und Menschenrechte in Paris. Seine Eigenschaften waren Professionalität, ausgewogene Urteile und der Glaube daran, was der Europarat für die Entwicklung der Demokratie, namentlich in Staaten Mittel- und Osteuropas, tun kann. Ich schätzte sein Wissen über den Europarat, das er – obgleich nicht in einem so breiten Umfang wie Heinrich Klebes – zu Papier zu bringen versuchte. Bereits nach seiner Emeritierung veröffentlichte er eine wichtige Arbeit über die Parlamentarische Versammlung des Europarates bis 1989<sup>49</sup>.

---

*of Europe and U.S. Foreign Policy*, United States Institute of Peace, Washington D.C. 1999.

<sup>46</sup> F. Benoît-Rohmer, H. Klebes, *Prawo Rady Europy. W stronę ogólnoeuropejskiej przestrzeni prawnej*, SCHOLAR, Warszawa 2007 (Titel des Originals: *Le droit de Conseil de l'Europe. Vers un espace juridique européen*).

<sup>47</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Rola Rady Europy w kreowaniu ogólnoeuropejskiej przestrzeni prawnej* (Rezension), „Państwo i Prawo” 2007, H. 8, S. 96.

<sup>48</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Council of Europe's Activities in the Field of Setting-up Constitutional Standards*, in: *Law in Greater Europe. Towards a Common Legal Area. Studies in Honour of Heinrich Klebes*, hrsg. von B. Haller, H. Ch. Krüger, H. Petzold, Kluwer Law International, The Hague – London 2000, S. 22–26.

<sup>49</sup> Siehe B. Haller, *An Assembly for Europe: the Council of Europe's Parliamentary Assembly 1949–1989*, Strasbourg 2007.

Schließlich kann ich einen anderen herausragenden deutschen Parlamentarier nicht unerwähnt lassen, mit dem ich an anderer Stelle, in der Europäischen Assoziation ehemaliger Abgeordneter aus Mitgliedstaaten des Europarates (FP-AP), zusammenarbeiten konnte. Prof. Uwe Holtz, ehemaliger Bundestagsabgeordneter (1972-1994) und Delegierter für die Parlamentarische Versammlung des Europarates (1973-1995), ist eine Schlüsselperson dieser Vereinigung. Er war ihr Präsident und hat nun den Status ihres Ehrenpräsidenten. Er ist Herausgeber wichtiger Arbeiten über die Aktivitäten des deutschen Parlaments<sup>50</sup>. Seine Aktivität bei der Suche nach Wegen zur Einschränkung des „Demokratiedefizits“ in der Europäischen Union, das mit einer relativ schwachen Position von gewählten Organen zusammenhängt, ist von wesentlicher Bedeutung<sup>51</sup>.

Über U. Holtz erfuhr ich zum ersten Mal, als ich meine Monographie über die Parlamentarische Versammlung des Europarates vorbereitet habe<sup>52</sup>. Er war nämlich, als Professor der Universität in Bonn<sup>53</sup>, Herausgeber eines Sammelbandes über den Europarat, der zum Jahrestag der Entstehung dieser internationalen Organisation entstanden war<sup>54</sup>. Die Position von Prof. U. Holtz ergibt sich nicht nur aus den Funktionen, die er innehatte. Als Ehrenpräsident steht ihm das Recht zu, an den Sitzungen des Vorstandes und an den Generalversammlungen der FP-AP teilzunehmen. Er ist nach wie vor sehr rege an den Aktivitäten dieser Organe beteiligt und ist für die Erweiterung der Zusammenarbeit mit neuen Vereinigungen ehemaliger Parlamentarier verantwortlich. Seine Stimme ist in den Debatten von Belang. An vielen Stellen ist sie sogar entscheidend. Das ergibt sich sowohl aus dem tiefen Wissen von U. Holtz als auch aus seiner Fähigkeit, andere zu überzeugen. Diejenigen, die die Gelegenheit hatten, in den internationalen parlamentarischen Gremien zu arbeiten, wissen sehr wohl, wie schwierig es ist, Kompromisse auszuhandeln und bei Arbeiten an den vorzubereitenden Akten einen Konsens zu erreichen.

---

<sup>50</sup> Siehe U. Holtz (Hg.), *Entwicklung und Rüstung. Öffentliche Anhörung des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit des Deutschen Bundestages*, Baden-Baden 1984; U. Holtz, (Hg.), *Verschuldungskrise der Entwicklungsländer. Anhörung im Deutschen Bundestag. Positionen der Fraktionen*, Baden-Baden 1988.

<sup>51</sup> Siehe J. Jaskiernia, *European Constitution and National Constitutions – How to Overcome a ‘Democratic Deficit’ in the European Union*, [in:] *European Constitution and National Constitutions*, ed. by Z. Maciag, Krakow Society for Education – AFM Publishing House, Kraków 2009, S. 91.

<sup>52</sup> Siehe J. Jaskiernia, *Zgromadzenie Parlamentarne Rady Europy*, Centrum Informacyjne Rady Europy, Uniwersytet Warszawski, Warszawa 2000; Übersetzung ins Englische: *The Parliamentary Assembly of the Council of Europe*, Warsaw 2003, Information Office of the Council of Europe, S. 436; Übersetzung ins Armenische – Eriwan 2003.

<sup>53</sup> Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

<sup>54</sup> Siehe U. Holtz (Hrsg.), *50 Jahre Europarat*, Schriften des Zentrums für Europäische Integrationsforschung, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1999.

Die Erinnerung an U. Holtz ist für mich ein Anlass, meine Überlegungen zum Stil der Aktivitäten der Delegation der Assoziation ehemaliger deutscher Abgeordneter in der FP-AP zu formulieren. Die Arbeit dieser Vereinigung kann als modellhaft bezeichnet werden. Sie besticht durch die Regelmäßigkeit der Arbeit der deutschen Assoziation und durch die Kollegialität der von ihr gefassten Beschlüsse. Das wird insbesondere in den Debatten über Reporte, über die die FP-AP arbeitet, deutlich. Die deutsche Delegation bringt eine Reihe beachtenswerter Verbesserungen ein und macht zugleich deutlich, in welchen Fragen sie keinen Konsensus erreicht hat. Die ehemaligen deutschen Parlamentarier halten regelmäßige Treffen ab, bei denen sie über die im Rahmen der FP-AP vorbereiteten Reportentwürfe diskutieren. Der letzte dieser Reporte betraf die Herausforderungen der Demokratie in der Zeit der Globalisierung. Die deutschen Erfahrungen nutzend, habe ich als Marschall der Assoziation Polnischer Parlamentarier diese Praxis in die polnische Vereinigung übernommen. Ich muss aber zugeben, dass wir uns nach wie vor nach dem Arbeitsstil ehemaliger Mitglieder des Bundestags orientieren müssen. Eine andere, obgleich eine sehr wichtige Sache ist, dass die Letzteren von Seiten des Bundestags und seiner Verwaltung auf vielfältige Weise unterstützt werden. Sie sind in den Foren von FP-AP breit vertreten und geben ein Informationsbulletin heraus. Wir verweisen darauf als auf ein Vorbild und appellieren an die Organe des polnischen Parlaments, die Assoziation Polnischer Parlamentarier breiter zu unterstützen.

Den Höhepunkt der sehr guten Zusammenarbeit zwischen Vertretern ehemaliger Parlamentarier Polens und Deutschlands im Vorstand der FP-AP bildete der Vorschlag der deutschen Delegation, mich als Kandidaten zum Präsidenten der FP-AP im Jahre 2014 zu nominieren. Letztendlich wurde ich Vizepräsident, aber die Initiative der deutschen Delegation wurde in FP-AP-Kreisen wohlwollend vermerkt. Ich denke nicht, dass es nur eine symbolische Geste war. Die deutsche Delegation ließ sich von der Einschätzung meiner Aktivitäten im Vorstand der FP-AP leiten, insbesondere beim Redigieren wichtiger Dokumente. Ich gehörte, neben U. Holtz, zu den aktivsten Teilnehmern beim Redigieren von Beschlüssen und Stellungnahmen der FP-AP, namentlich ihrer Erklärungen, in denen sie die Standpunkte der FP-AP deutlich machten. Ich hatte mehrmals die Gelegenheit, die Initiativen ehemaliger deutscher Parlamentarier zu unterstützen, indem ich dabei half, deren Projekten die endgültige Form zu geben. Im Falle U. Holtz' und dem meinigen war zweifellos die unter anderem in den Arbeiten der Parlamentarischen Versammlung des Europarates gesammelte Erfahrung förderlich.

Das FP-AP-Forum wurde für mich auch ein Ort, die Zusammenarbeit mit Leni Fischer fortzusetzen. Sie war ehemalige Bundestagsabgeordnete in den Jahren 1976-1998 und wirkte auch aktiv in der Parlamentarischen Ver-

sammlung der Westeuropäischen Union (WEU), aber auch in der Parlamentarischen Versammlung des Europarates, in der sie von 1996 bis 1999 die Funktion der Vorsitzenden der Parlamentarischen Versammlung innehatte. Ihr Vorsitz fiel also in die Zeit meiner ersten Aktivität in der Parlamentarischen Versammlung. Im FP-AP-Forum konnten wir unsere Bekanntschaft aus der Zeit vor 15 Jahren erneuern, indem wir an unsere gemeinsamen Aktivitäten im Europarat anknüpften.

Auf meinem Lebensweg hat also eine grundsätzliche Transformation in den polnisch-deutschen Beziehungen stattgefunden. Anstelle von Feindschaft und Misstrauen traten Vertrauen und partnerschaftliche Zusammenarbeit. Ab und an kommt es aber zu Angstzuständen wegen der deutsch-russischen Annäherung (z.B. beim Bau der Nord-Stream-Pipeline), aber sie sind nicht im Stande, die grundsätzliche Veränderung im Kontext der Mitgliedschaft beider Staaten in der Europäischen Union und im Nordatlantiktakt wie auch im Zuge deren langjähriger bilateraler und multilateraler Kooperation in Frage zu stellen. Ein stabiles und demokratisches Deutschland ist nämlich ein Fundament des Sicherheitsgefüges im heutigen Europa.

Wir haben es also derzeit mit einer realistischeren und freundschaftlicheren Sicht Deutschlands zu tun. In der jungen Generation dominiert die Überzeugung, dass schmerzhaftes Geschehnisse aus der Geschichte nicht vergessen werden dürfen, sie sollten aber auch kein Hindernis bei der Suche nach all dem sein, was die beiden Nationen und Staaten verbindet und zur Schaffung von deren Wohlstand beitragen kann.

(Übers. von Tomasz G. Pszczółkowski)

KIRSTE DOMINIQUE

# Ein Spaziergang durch Pułtusk

Im Juli 2015 reiste ich für zwei Wochen auf Einladung von Professor Karol Czejarek nach Pułtusk – eine Stadt in Masowien, rund 50 Kilometer von Warschau entfernt. Ich wohnte im Studentenheim der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“. Doktor Marta Milewska, eine Mitarbeiterin von Professor Czejarek, unterrichtete mich in der polnischen Sprache. An den Nachmittagen und am Wochenende machte Marta mit mir Ausflüge in die Umgebung – unter anderen besichtigten wir die Städte Płock und Ciechanów. Außerdem besuchten wir an einem Wochenende die malerische Stadt Mikołajki in der Wojewodschaft Ermland-Masuren. Ich habe viel gesehen und erlebt in diesen zwei Wochen, und alle Orte und Sehenswürdigkeiten, die mir Marta zeigte, haben ihre besonderen historischen Begebenheiten, durch welche man einen Zugang zu Polen – seiner Kultur und seiner Geschichte – gewinnt.

Hier möchte ich die Gelegenheit nutzen, auf Pułtusk einzugehen. Diese Stadt haben wir schon oft im Zusammenhang unserer Projekte erwähnt – allerdings bisher viel zu flüchtig und beiläufig. Pułtusk ist aber ein besonderer Ort – nicht nur, weil sich hier der Hauptsitz der Akademie „Aleksander Gieysztor“ befindet – sondern auch weil man in dieser Stadt an vielen Stellen die wechselvolle Geschichte Polens nachempfinden kann. So lade ich dazu ein, mich auf einen Spaziergang durch die Stadt zu begleiten und mit mir die Atmosphäre dieser traditionsreichen Stadt zu erleben. Bevor es wirklich losgeht, setze ich mich noch kurz in den Garten des Wohnheimes auf eine Bank, um mich noch einmal in die historischen Daten, die ich zusammengetragen habe, zu vertiefen.

Die Gründung der Stadt geht bis ins 10. Jahrhundert zurück. In dieser Zeit galt dieser Ort als strategisch wichtiger Punkt, um Masowien gegen Angriffe zu schützen. Die Stadt überwand im 13. und im 14. Jahrhundert mehrere Überfälle der Litauer, die die Stadt zerstörten und in Brand steckten. Die Union von Krewo im Jahr 1385 setzte diesen Angriffen ein Ende,

Pułusk erholte sich und erreichte im 15. und 16. Jahrhundert als wichtige und gefragte Handelsstadt einen gewissen Wohlstand.

Der Wechsel von friedvollen, ertragreichen und kriegerischen, entbehrungsreichen Zeiten setzte sich durch die Jahrhunderte fort. 1703 fand in Pułusk eine Schlacht im Zuge des großen Nordischen Krieges statt. Die siegreichen Schweden zerstörten und besetzten die Stadt. 1806 wurde Pułusk abermals Schauplatz einer Schlacht – dieses Mal zwischen dem französischen und dem preußisch-russischen Heer. Napoleon soll anschließend eine Weile in einem Haus am Marktplatz gewohnt haben. Er verbuchte diese Schlacht als einen Sieg, und so wird Pułusk auf dem Arc de Triomphe erwähnt. In den folgenden Jahrzehnten lehnten sich die Bewohner mehrmals gegen die russische Besetzung auf. Nach dem Januaraufstand 1863 zerstörten die Russen die Stadt – viele prominente Bürger wurden nach Sibirien deportiert. 1920 war Pułusk Schlachtfeld im Zuge des Polnisch-Sowjetischen Krieges. 1939 besetzten die Deutschen die Stadt, die sie nun Ostenburg nannten. In den Jahren unter deutscher Besetzung wurden 50 Prozent der Pułusker ermordet oder gewaltsam deportiert.

Nun erlebt die Stadt schon seit einer ganzen Weile friedvolle Zeiten. Eines der Mittelpunkte der Stadt bildet die Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“, die jungen Menschen ein breites Spektrum an Studienfächern anbietet. Hier gibt es großartige Möglichkeiten, sich gemeinsam zu erarbeiten, was die Gesellschaft und jeder Einzelne für ein friedvolles und demokratisches Zusammenleben leisten muss. Und genau hier beginnt nun unser Rundgang.

Um das Studentenheim gibt es für Liebhaber von Wohnbauarchitektur jede Menge zu entdecken. In diesem Viertel sind im Laufe der Jahrzehnte mehrere Wohnsiedlungen entstanden. Einige stammen aus den 20er oder 30er Jahren, andere entstanden um die 60er und 70er Jahre. Jetzt im Sommer treffen sich die Bewohner im Freien. Es gibt zwischen den Häusern genug Grünflächen, sodass die Kinder Platz zum Spielen und Toben haben.

Ich habe mir die Wohnsiedlungen schon ausgiebig angeschaut und sie auch fotografiert. Heute steht etwas anderes auf dem Programm. Die erste Etappe führt mich zu einem Gedenkort, der an den ehemaligen jüdischen Friedhof der Stadt und so auch an die einst in Pułusk lebenden Juden erinnert. Dieser Gedenkort befindet sich nicht weit von der Akademie in der *Ulica Jana Pawła II*.

In Pułusk gab es bis zum Einmarsch der deutschen Truppen eine blühende jüdische Gemeinde. Anfang der dreißiger Jahre lebten hier über 6000 Juden – sie machten fast die Hälfte der Bevölkerung aus. Sie wurden im September 1939 gewaltsam aus Pułusk in den von der Sowjetunion besetzten Teil Polens vertrieben. Ein großer Teil von Ihnen wurde 1940 – im Zuge der Deportationen der polnischen Bevölkerung durch die Sowjetu-

nion – in das Innere der Sowjetunion deportiert. Ein anderer Teil fiel in die Hände der Nazis und wurde von ihnen ermordet.

1939 wurde der Friedhof fast vollständig durch die Deutschen zerstört. In den Jahrzehnten nach 1945 erinnerten sich nur noch die älteren Bewohner der Stadt an die jüdische Ruhestätte. Vor drei Jahren schließlich entstand durch Bemühungen der Akademie „Aleksander Gieysztor“ (und des Bauunternehmens Isbud) diese Gedenkstätte. Grabsteine, die erhalten geblieben sind, wurden übereinander und nebeneinander in drei Wände eingelassen, zwischen den Wänden befinden sich zwei Gedenksteine.

Am 5. Juli 2012 wurde das Denkmal in einer ergreifenden Zeremonie enthüllt. Die teilnehmenden Gäste stammten aus Pułtusk, Israel, New York und anderen Teilen der Welt. Durchgeführt wurde die Feier von Professor Adam Koseski, Rektor der Akademie, Michael Schudrich, Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde Polens, Joseph Malovany, Kantor einer jüdischen Gemeinde von New York und weltweit bekannter Sänger, sowie Zafira Malovany-Shmuckler, Präsidentin der israelischen Gesellschaft der Pułtusker Juden. Die Vorfahren von Joseph Malowany und Zafira Malowany lebten in Pułtusk.

Mein Weg ins Zentrum führt mich noch an die zweite Gedenkstätte, die in der Stadt an die Pułtusker Juden erinnert. Hierzu geht es die *Ulica Jana Pawła II* wieder zurück – bis zur *Ulica Adama Mickiewicza*. In diese Straße biege ich rechts ein, sie führt geradewegs ins Stadtzentrum. Dort erreiche ich nach kurzer Zeit einen Seitenarm der Narew, dem ich einige Meter folge. Das historische Zentrum der Stadt wird von der Narew und von Seitenarmen dieses Flusses umschlungen – das Zentrum von Pułtusk ist also so etwas wie eine Insel.

Dann biege ich links ab und komme zur *Ulica Kotlarska*. Hier befand sich einst eine Synagoge. Jetzt erinnert ein Gedenkstein an die Juden, die über die Jahrhunderte hinweg in Pułtusk lebten.

Nun laufe ich die *Aleja Polonii* bis zum Marktplatz (auf Polnisch *Rynek*), der mit einer Länge von 400 Meter der längste gepflasterte Marktplatz Europas und das Herzstück der Stadt Pułtusk ist. Hier begegnen sich würdige architektonische Zeitzeugen, die bereits mehrere Jahrhunderte die Geschichte der Stadt erleben. Außerdem ist der Marktplatz beliebter Treffpunkt – sowohl der Touristen als auch der alteingesessenen Pułtusker.

Der Marktplatz ist zu beiden Längsseiten von zweigeschossigen Häusern umgeben, zum Teil haben sich die Fassaden klassizistischer Bürgerhäuser aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten. Heute sind in diesen Häusern Einzelhandelsläden mit sehr unterschiedlichem Sortiment, Cafés, Restaurants und kleine Lebensmittelgeschäfte untergebracht. Wie eingangs kurz erwähnt, soll hier am Marktplatz Napoleon gewohnt haben.

Ich gehe nun nach links und erreiche bald darauf das nördliche Ende des Platzes. Dort befindet sich die *Basilika Mariä Verkündigung und zum Heiligem Matthäus*. Die gotische Kirche wurde 1443 auf Befehl von Bi-

schof Paweł Giżycki erbaut. Hundert Jahre später, auf Antrag von Bischof Andrzej Nowakowski, baute der Architekt Jan Baptist aus Venedig eine Seitenkapelle dazu. Außerdem veränderte Jan Baptist das Gewölbe im Hauptschiff. Es lohnt sich sehr, die Kirche zu besuchen. Das von Baptist gestaltete Gewölbe – ein geometrisches Netz zusammengebundener Kreise – ist etwas Außergewöhnliches. Kunsthistoriker kennen es unter dem Namen „Pułusk-Gewölbe“. Die Ausstattung der Kirche wird von barocken Formen dominiert. Unter anderem gibt es fünfzehn Altäre. Von außen besticht der Sakralbau durch eine schlichte strahlend weiße Fassade mit dezentem Schmuck im Stile der Renaissance.

Ich umrunde den Sakralbau und laufe nun zum anderen Längsende des Marktplatzes. Nach etwa 200 Metern erreiche ich das Rathaus. Es setzt sich zusammen aus einem Neubau im neoklassizistischen Stil und aus einem 30 Meter hohen unverputzten gotischen Turm aus Backsteinen, der im 15. Jahrhundert entstand. Es gibt die Möglichkeit, den Turm zu besteigen, um von oben die Aussicht auf die Stadt zu genießen. In dem Turm befindet sich das Regionalmuseum. Zu sehen sind hier übrigens auch die Meteoritsplitter, die 1868 in einem Meteoritenregen auf die Felder um die Stadt gefallen sind. Schätzungsweise sind damals ca. 9 Tonnen Material mit hohem Anteil an Eisen gefallen.

Am südlichen Ende des Marktplatzes gibt es einen großen Brunnen, der bei der sommerlichen Hitze vor allem von den Kindern freudig zum Planschen genutzt wird.

Ich lasse nun den bunten Marktplatz hinter mir, um die Burg – einst Sommerresidenz der Bischöfe der nahegelegenen Stadt Płock – zu besuchen. Die erste, gotische Burg entstand im 14. Jahrhundert. Im Laufe der Zeit wurde sie mehrmals zerstört und wiederaufgebaut. Das heutige Gebäude mit klassizistischer Fassade in Form eines vieleckigen Hufeisens stammt aus dem 20. Jahrhundert. Zur Burg führt eine Brücke aus dem 17. Jahrhundert. Hinter der Burg erstrecken sich Gärten, die bis zum Wasser reichen.

Im Jahr 1989 konnte die Burg dem Verein „Die polnische Gemeinschaft“ (polnisch: *Stowarzyszenie „Wspólnota Polska“*) zur Nutzung als Sitz des Hauses der Auslandspolen in Pułusk (polnisch: *Dom Polonii w Pułusku*) übergeben werden. Außer einem gewerblichen Hotel mit Gastronomieeinrichtungen wird hier auch das Dokumentationszentrum der polnischen Emigration (polnisch: *Ośrodek Dokumentacji Wychodźstwa Polskiego*) geführt.

Gründungen wie das *Dom Polonii* und die *Wspólnota Polska* machen bewusst, dass im Laufe der Geschichte die polnische Bevölkerung immer wieder Fremdherrschaft, Besatzung, Gewalt und Verfolgung erleiden musste und dass viele Polen gezwungen waren, ihr Land zu verlassen. So befinden sich heute in der ganzen Welt Menschen mit polnischem Ursprung, die, auch wenn sie schon seit mehreren Generationen eine neue Heimat gefunden haben, eine tiefe Sehnsucht nach Polen in sich tragen.

Über die Gartenanlagen erreiche ich einen Hafen. Hier gibt es die Möglichkeit, Wassersport zu betreiben oder sich ein Tretboot auszuleihen. Viel mehr zu empfehlen ist es jedoch, mit einer Gondel über die Narew in den Abend reinzufahren. Bei den letzten Biografiegesprächen ließ es sich Professor Czeżarek nicht nehmen, den Teilnehmern dieses Erlebnis zu ermöglichen. Und auch ich wurde im Sommer von Marta und Bogdan Twardolech (der unter anderem das Pułtusker Jugendorchester leitet) zu einer Gondelfahrt eingeladen. Zu beiden Seiten der Narew erstrecken sich Wälder und Felder – eine wunderbare weite Landschaft.

Ich denke wieder an die vielen Polen, die ihr Land verlassen mussten und oftmals nie wieder zurückkehrten. Beschließen möchte ich meinen Bericht mit den Worten von Refael Moshe Sachs, der seine Liebe zu Pułtusk im *Sefer Zikaron*, dem Erinnerungsbuch zum jüdischen Leben in Pułtusk, festgehalten hat:

„Wir lebten in einer jüdischen Umgebung, aber wir waren der polnischen Landschaft, ihren Weiten, ihren Räumen, ihren Flüssen und Wäldern verbunden. Im Kaleidoskop von Weizen und Korn, reicher, fruchtbarer Erde, Windmühlen und Schmieden, hatte unsere Stadt einen besonderen Charme. Sie war einzigartig und einer der schönsten Orte – nicht nur von Masowien – nein, von ganz Polen.“<sup>55</sup>

---

<sup>55</sup> Refael Moshe Sach, *Pułtusk-City Life, an Overview*, in: *Pułtusk. Sefer Zikaron*, Published in Tel Aviv, Pułtusk Society, 1971 (H,Y) Übersetzung vom Jiddischen ins Englische von Chaim Meiersdorf in: <http://www.jewishgen.org/Yizkor/pultusk/pul053.html> S. 55: "We lived in a Jewish atmosphere, but we were still connected to the Polish landscape, to its ends, spaces, to the rivers and forests. In this kaleidoscope of wheat and grain, rich fertile earth, windmills and factory chimneys, our town had a particular charm about it. It was considered to be unique, and one of the most beautiful places not only in the entire Mazovia District, but all of Poland."



ADAM KOESKI

# Polen – Deutschland: Gedächtnis oder Geschichtspolitik

Die mehr als 1000-jährige Nachbarschaft von Polen und Deutschland hat in vielen Fällen sowohl positive als auch leider meist negative Stereotypen über das Nachbarland gestaltet und geprägt. Deutschland war früher – heutzutage hat sich die Situation diesbezüglich beträchtlich geändert – in der polnischen Wahrnehmung Symbol eines aggressiven, dominanten, imperialen Staates. Polen wurde dagegen, besonders nach dem Ersten Weltkrieg, als ein repressiver, den nationalen und ethnischen Minderheiten gegenüber feindlich eingestellter Saisonstaat dargestellt, seine Bewohner als leichtsinnige, labile, faule und alkoholsüchtige Menschen. Interessanterweise hat Marschall Józef Piłsudski die Bezeichnung „Saisonstaat“ übernommen und sie in Bezug auf die Tschechoslowakei angewandt.

Ich gehe davon aus, dass das Bewusstsein die Fähigkeit der Menschen, Gesellschaften und Nationen zu einer kritischen, objektiven Beurteilung der Vergangenheit, die Bestimmung des Wissens über die eigene Existenz, eigene Handlungen und die Außenwelt bedeutet. Ich berücksichtige hier nur das Problem des nationalen Bewusstseins, lasse Fragen des Klassen- und Gesellschaftsbewusstseins aus, das aber, wie es scheint, einen schwer zu bestimmenden Einfluss auf die nationale oder religiöse Identität hat.

Es gibt keine Gemeinschaft, deren Geschichte nur durch ehrenvolle und heroische Taten geprägt wird. Aggressive Handlungen gegen nachbarschaftliche Nationen und Staaten werden oft übergangen oder aus dem Gedächtnis verdrängt. Es gibt also keine Staaten und Nationen, die keine Fehler begehen, es kommt nur darauf an, die Fehler nicht zu wiederholen und die Nachbarn für eigene Fehler nicht verantwortlich zu machen.

Das Stereotyp wird im historischen Entwicklungsprozess von Staaten und Nationen gestaltet, es dringt ins Bewusstsein der Menschen, und sie

lassen sich von ihm in ihrem Verhalten und in ihren Einstellungen häufig leiten. Besonders stark prägen die Vorstellung von den Nachbarn sowohl Kriege, gegenseitige Konflikte zwischen ihnen, die Rivalität um Einflüsse, Prestige und Position auf der internationalen Bühne als auch die wirtschaftliche Zusammenarbeit und der Kulturaustausch sowie die mehr oder weniger dauerhaften Bündnisse. In vielen Fällen nehmen die Stereotypen eine karikierte und beleidigende Form an, wie z.B. die *Polish jokes* in den USA. Die meistens deftigen Witze über die Nachbarn kursieren unter Deutschen und Polen, Russen und Ukrainern, Litauern und Tschechen und werden mitunter unbedacht von einer Generation zur anderen weitergegeben.

Die Stereotypen über die Deutschen wurden durch die polnische Literatur verbreitet, unter anderem durch die Werke des Nobelpreisträgers Henryk Sienkiewicz, besonders in seinem historischen Roman „Die Kreuzritter“ oder in seiner Novelle „Sieger Bartek“, deren Handlung während des preußisch-französischen Krieges 1870/71 spielt. Ein polnischer Bauer, Bartek aus dem preußischen Teilungsgebiet, der zur preußischen Armee einberufen wurde, sieht nicht ein, gegen die französischen Soldaten kämpfen zu müssen und fragt: „Was ist das für eine Nation, diese Franzosen?“ Und er bekommt die Antwort: „Sie sind so wie die Deutschen, nur noch schlimmer.“ Um sozusagen die Waage zu halten, merkt Sienkiewicz in dem Roman „Ohne Dogma“ an: „Sowohl Deutsche als auch Engländer sind positive Menschen, die wissen, was sie wollen.“ Ein positives Bild von den Deutschen vermittelt Maria Rodziewiczówna (1863–1944) in ihrem Roman „Zwischen den Lippen und dem Rand des Pokals“.

Kritische Urteile über die Deutschen sind präsent in den Werken von Teofil Lenartowicz (1822–1893), Maria Konopnicka (1842–1910) und Zygmunt Krasiński (1812–1859), der eine erstaunliche Redewendung benutzt hat: „Du bist ein idealer Moskauer – du musst wohl ein Deutscher sein“, wie auch Aleksander Fredro (1793–1876), dessen Worte: „Eher wird er den Thron auf dem Mond besteigen, als dass ein Deutscher einem Polen zum Freund wird“ von den nächsten Generationen fast sprichwörtlich wiederholt wurden, obwohl die Phrase heutzutage ad acta gelegt wird. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben die Verbrechen des Dritten Reiches Zofia Nałkowska (1884–1954) in der Erzählung „Medaillons“ und Tadeusz Borowski (1922–1951), Häftling in Dachau und Auschwitz, in seiner Erzählung „Die steinerne Welt“ eindringlich dargestellt. Die geistig-moralischen Probleme der Sieger und Besiegten hat Leon Kruczkowski (1900–1962) in den Dramen „Der erste Tag der Freiheit“ und „Die Sonnenbrucks“ geschildert.

Die Jahrhunderte der polnisch-deutschen Nachbarschaft waren Zeiten verschiedenartiger politischer Beziehungen sowie wirtschaftlicher, kultureller und religiöser Wechselwirkungen. Eine Chance für freundschaftliche Beziehungen zwischen Polen und Deutschland gab es dank der Politik des Kaisers Otto III., der im Jahre 1000 auf Einladung von Bolesław I. zum

Grab des heiligen Adalbert pilgerte. Die Pilgerfahrt hatte nicht nur erbaulich-religiösen, sondern vor allem politischen Charakter. Der Kaiser wollte seine Idee eines universalen Kaisertums durchsetzen, für die er den künftigen König von Polen gewinnen wollte, indem er ihm seine Erlaubnis zur Krönung und zur Schaffung des Erzbistums in Gniezno (Gnesen) erteilte.

Spätere polnisch-deutsche Konflikte hielten sich – bis zur Teilung der polnischen Adelsrepublik – im Rahmen der internationalen Politik der europäischen Mächte, zu denen auch Polen zählte. Preußen, das an den Teilungen Polens in den Jahren 1772, 1793 und 1775 aktiv beteiligt war, führte auf dem geraubten Territorium eine intensive Germanisierungspolitik. Gerade damals wurde unter den Deutschen auf Betreiben Friedrichs II. das Bild Polens und seiner Menschen in schwarzen Farben gemalt. Die Polen sahen daraufhin das Bild des Königreichs Preußen im Zerrspiegel. Besonders sichtbar war die antipolnische Politik in der Tätigkeit des Kanzlers des Deutschen Reiches Otto von Bismarck (1815–1898). Es wird jedoch vergessen, dass er der Urheber und Ausführende des Konzepts des Sozialstaates war, also der Renten- und Gesundheitsversicherungen für die Massen, des öffentlichen Schulwesens und der Säkularisierung des öffentlichen Lebens. Seine Reformen haben auch die Polen in dem annektierten Gebiet erfasst und wurden später erfolgreich in der Zeit der Zweiten Polnischen Republik (1918–1939) eingeführt.

Wir erinnern uns selten daran, dass wir in Polen viele deutsche Muster aus den Bereichen Wirtschaft, Städteorganisation (z.B. das Magdeburger und Kulmer Recht), Arbeitsethos, Kultur und Sprache übernommen haben. Ein Beweis dafür ist, dass in der polnischen Sprache viele deutsche Wörter und Termini bis heute funktionieren.

Die Erlangung der Unabhängigkeit durch Polen und die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg haben weder die gegenseitigen Verhältnisse verbessert noch die stereotypischen Vorstellungen der Polen über die Deutschen und der Deutschen über die Polen überwunden. Das tragischste Kapitel in der Geschichte der beiden Nationen war der Aufstieg Hitlers zur Macht und die Aggression gegen die Zweite Polnische Republik am 1. September 1939. Dieses Datum markiert den Anfang des Zweiten Weltkrieges. Den Krieg haben mehr als 6 Millionen polnische Staatsbürger nicht überlebt, darunter etwa 3 Millionen Juden – rund 18% der Gesamtbevölkerung. Die Niederlage des Deutschen Reiches bedeutete die Teilung Deutschlands durch die Siegermächte und eine Zeit des Leidens der deutschen Nation, deren großer Teil den Faschismus entweder aktiv unterstützte oder sich ihm nicht wirksam widersetzte. Die Alliierten, vor allem die Sowjetunion, haben die römische Regel „Gewalt darf mit Gewalt abgewehrt werden“ (*Vim vi repellere fas est*) angewandt. Geschädigt und umgesiedelt oder ausgesiedelt wurden nach diesem Grundsatz Deutsche aus Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien, Ungarn. Sie haben die Worte

„Weh den Besiegten“ (*Vae victis*) am eigenen Leib erfahren. Bis heute werden die Entscheidungen der Alliierten von Politikern und Aktivisten, die den Begriff Geschichtspolitik verwenden, kritisiert.

Der Weg zur polnisch-deutschen Aussöhnung war lang – bis zum Abschluss des Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit im Jahre 1991. Es geschah infolge der Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990, nachdem die DDR der BRD beigetreten war. Das frühere Bestehen von zwei deutschen Staaten hat die endgültige Lösung von territorialen und Entschädigungsproblemen, die für Polen wichtig waren, unmöglich gemacht. Ein Beispiel ist der Fall von Szczecin (Stettin), das sich nach dem Ende des Krieges dreimal in deutschen Händen befand, und das noch im Juni 1945 von 54.000 Deutschen und nur von 1.500 Polen bewohnt wurde. Letzten Endes entschied Stalin darüber, dass die Stadt zu Polen gehören sollte, und so wurde sie am 5. Juli 1945 dem polnischen Staat einverleibt. Die Entscheidung hat später die DDR in Frage gestellt, und ihre Regierung hat die Möglichkeiten und Chancen, die Stadt wiederzugewinnen, stets geprüft. Es hätte auch zu einem militärischen Konflikt wegen der Pommerschen Bucht kommen können.

Einen großen Einfluss auf den Versöhnungsprozess hatte der Hirtenbrief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder vom November 1965, dessen Inhalt jedoch mit der polnischen Regierung nicht konsultiert wurde. Auf Kritik stießen nicht nur die Initiative der polnischen Bischöfe, sondern auch die Worte: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Die Formulierung ließ den Verdacht aufkommen, vielleicht entgegen den Absichten des Episkopats, dass sich die deutschen und die polnischen Schulden die Waage halten.

Ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Änderung des Bewusstseins der Polen war der Besuch von Bundeskanzler Willy Brandt im Dezember 1970 in Warschau. Damals wurde der Normalisierungsvertrag mit Polen unterzeichnet. Ein Akt der Demut und eine Bitte um Vergebung für die Schuld der Deutschen wird für immer der Kniefall des Kanzlers am Warschauer Ghetto-Ehrenmal bleiben, das an den heldenhaften militärischen Kampf der jüdischen Bevölkerung im April 1943 erinnert. Den Weg zu diesem Akt ebnete der Brief der 36 polnischen Bischöfe vom 18. November 1965 an die deutschen Bischöfe mit den historischen Versöhnungsworten „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Die Antwort der katholischen Würdenträger vom 5. Dezember 1965 stieß auf gemäßigte Befürwortung, die protestantischen Geistlichen nahmen den Brief im Geiste der christlichen Demut und verständnisvoll an.

Der NATO-Beitritt (1990) und die Aufnahme Polens in die Europäische Union (2004) ermöglichten es, die polnisch-deutschen Beziehungen auf der Grundlage des gegenseitigen Verständnisses zu gestalten, obwohl, was verständlich ist, nicht ohne Auseinandersetzungen und Kontroversen. Es ist schwer, alle Beschuldigungen und den Groll gegen das Nachbarland während

des Lebens von nur einer Generation zu beschwichtigen. Zumeist ist es der Groll.

Einen schlechten Ruf hat in Polen der Bund der Vertriebenen, dem bis vor kurzem Erika Steinbach, Mitglied des Bundestages, vorsah. Der neue Vorsitzende des BdV, der in Siebenbürgen (Rumänien) in einer deutschen Familie geborene Bernd Fabritius, hat angekündigt, dass er nach Beilegung der alten Auseinandersetzungen und nach Milderung des Kurses des BdV streben werde. Es wird nicht einfach sein. Unter den heutigen Gegebenheiten sind eine Änderung der bestehenden Grenzen und die Rückkehr zu einer Lage wie vor 1939–1945 unmöglich. Die nationalsozialistischen Verbrechen auf polnischem Boden, Massendeportationen und die Vernichtung der Einwohner von Warschau, Gdynia (Gdingen) und dem Gebiet um Zamość überragen um das Mehrfache die an Deutschen verübten gesetzlosen Handlungen. Das bedeutet nicht, dass man mit denselben Mitteln der Rache und Vergeltung auf den Feind reagieren sollte, insbesondere gegen die unbewaffnete Zivilbevölkerung, Frauen und Kinder. Ein Teil von ihnen wurde vertrieben, aber die meisten haben versucht, sich durch Massenflicht vor der heranziehenden Roten Armee in Sicherheit zu bringen, oder sie wurden auf Grund der Entscheidung der Großmächte aus- oder umgesiedelt. Solchen häufig verwendeten Begriffen wie Flucht, Umsiedlung, Aussiedlung und Vertreibung sollte mehr Beachtung geschenkt werden, damit sie präzise und richtig gebraucht werden. Polen ist heute in nationaler Hinsicht fast einheitlich, während vor dem Krieg die polnische Bevölkerung ca. 66% der Einwohner des Landes ausmachten. Man kann und sollte sogar die Gefühle der Deutschen verstehen, besonders derjenigen Generation, die ihre Heimat, in der sie bis zum Jahr 1945 lebte, verlor. Die Kinder der Umgesiedelten haben einen Anspruch auf Erinnerung an deren Heimat.

Es ist aber schwer, sich den Ansprüchen und Forderungen der Preußischen Treuhänder, von denen sich B. Fabritius distanziert hat, dass nämlich die Polen den Deutschen für ihr in Polen verlorenes Vermögen Entschädigungszahlungen leisten sollten, nicht zu widersetzen. Die Polen können, vermute ich, mit den unschuldigen Opfern auf deutscher Seite Mitleid haben, besonders mit Mitgliedern der antifaschistischen Gruppen. Das sehen auch Deutsche ein, die keine Forderungen gegenüber der Russischen Föderation bezüglich Königsbergs (seit 1946 Kaliningrad) stellen.

Ein Grund für die Auseinandersetzungen und Polemiken ist auch der Bau des Museums der Vertriebenen in Berlin. Polen befürchten, dass dabei Geschichte manipuliert und Geschichtspolitik betrieben wird. Mitunter sind es keine unbegründeten, obgleich überaus häufig hochgespielten Befürchtungen.

Versöhnung, historisches Gedächtnis und Geschichtsbewusstsein sind keine einmaligen Akte des Vergebens, sondern ein kontinuierlicher Prozess. Er erfordert eine aufmerksame Interpretation von Gefühlen und Anschauungen, er darf nicht zu konjunkturellen Zwecken durch politische

Parteien genutzt werden. Wir haben damit leider sowohl in Berlin als auch in Warschau zu tun, in letzter Zeit sogar mehr in der Hauptstadt Polens als in Deutschland.

Die mehr als 1000-jährige Geschichte der schwierigen polnisch-deutschen Nachbarschaft befindet sich in einer Zeit des Umbruchs. Die historische Korrektheit sollte nicht auf dem Streben nach Bewahrung des „Gleichgewichtes der Schuld“ beruhen. Es ist gut, dass mit wenigen Ausnahmen die Regel gilt, nicht zu viel über die deutsche und nicht zu wenig über die polnische Schuld zu sprechen. Dramatische, oft sogar tragische Ereignisse aus der Geschichte der beiden Nationen dürfen keine Waffe in den Händen mancher verantwortungslosen Politiker werden.

Schließlich möchte ich darauf hinweisen, dass die Politik des „Drangs nach Osten“, die den Deutschen jahrhundertlang zur Last gelegt wurde, nicht zu derartigen territorialen Verlusten geführt hat, welche Polen infolge des Drangs des Großfürstentums Moskau, des zaristischen Russlands und der UdSSR erlitten hatte. Ich spreche mich entschieden für die Beseitigung von Aktivitäten aus, die mit dem Begriff der Geschichtspolitik getarnt werden. Sie dient weder der Ergründung der Vergangenheit noch dem Aufbau von geordneten Beziehungen zwischen den Völkern. Der Begriff wird von Politikern zur Verwirklichung von kurzfristigen Zielen, wie dem Wahlerfolg, verwendet und weckt Gefühle des Nationalismus und der Ausländerfeindlichkeit. Stattdessen unterstütze ich stark den Begriff des historischen Gedenkens und Gedächtnisses, der nach meiner Überzeugung die nationale Identität, die Tradition des Humanismus und die Verständigung über die bestehenden Teilungen hinaus fördert.

(Übers. von Katarzyna Gawor und Tomasz G. Pszczółkowski)

MARTA MILEWSKA

# Bikulturalität in der Geschichtsdidaktik

Die Multikulturalität als gesellschaftliches Phänomen stellt die Bildung und Erziehung vor eine neue Aufgabe: die junge Generation für einen Dialog mit unterschiedlichen Kulturen vorzubereiten, bei gleichzeitiger Achtung der eigenen Tradition und Offenheit gegenüber der Unterschiedlichkeit verschiedener Kulturen und ethnischer Gruppen. Die besagte Aufgabe ist nicht leicht, weil für eine friedliche internationale Zusammenarbeit eine nur auf Politik und Wirtschaft fokussierte Integration nicht ausreichend ist und auch von einer kulturellen Integration begleitet werden muss. Der interkulturelle Dialog setzt nicht nur die Kenntnis der eigenen Wurzeln, sondern auch die Bereitschaft zum Verständnis des Anderen voraus. Die Offenheit der Gesellschaften ist eine notwendige Bedingung für die Beseitigung von Konfliktquellen und Ursachen für Vorurteile, die zwischen den Völkern bestehen. Deshalb ist eine „Bildung und Erziehung für die Zukunft“ erforderlich, die die Probleme der Welt von morgen berücksichtigt<sup>1</sup>. Übergeordnetes Ziel der Bildung und Erziehung sollte es sein, den Schülern die Gesellschaften als miteinander koexistierende, einander begegnende und die Grenzen ihrer Eigenständigkeit und ihres Andersseins überschreitende Gruppen zu zeigen<sup>2</sup>.

Multikulturalität als Idee in Bildung und Erziehung sowie die Vorbereitung der jungen Generation auf Akzeptanz einer kulturdifferenten Gesellschaft können nicht ihrem eigenen Lauf überlassen bleiben<sup>3</sup>. Da, wo das

---

<sup>1</sup> B. Świdorski, *Jak zmienić szkołę?*, Kraków 1998, S. 289.

<sup>2</sup> J. Nikitorowicz, *Wymiary edukacji w dobie globalizacji (edukacja regionalna, wielokulturowa, międzykulturowa)*, in: J. Gajda (Hg.) *O nowy humanizm w edukacji*, Kraków 2000, S. 48.

<sup>3</sup> K. Ferenz, *Patriotyzm i europejskość jako fundamentalne wartości w kształtowa-*

Problem der Multikulturalität in Erscheinung tritt, müssen auch entsprechende Curricula entwickelt werden. Beunruhigend ist jedoch die Tatsache, dass die methodologische Verbesserung von Curricula in den polnischen Schulen mit der Erkennung von Kulturunterschieden nicht einhergeht. Eine Belastung aus der vergangenen Epoche ist die nach wie vor lancierte Losung von der Einheitlichkeit des polnischen Staates, der die Multikulturalität als etwas Zwangläufiges und Zeitgemäßes gegenübersteht. Fragen der Multikulturalität sollten in der Bildung und Erziehung nicht nur thematisiert, sondern auch in die Curricula aufgenommen werden<sup>4</sup>. Von daher ist die Schaffung von Bildungs- und Erziehungsprogrammen notwendig, die es der jungen Generation ermöglichen sollen, vom Monolog zum Dialog in der Kultur überzugehen<sup>5</sup>. Für die Berücksichtigung von Kulturunterschieden in Lehrprogrammen spricht auch unser Wunsch, in einer Welt mitzuwirken, in der die Kulturunterschiede nicht nur erkennbar, sondern auch toleriert und akzeptiert werden. In Lehrprogrammen, denen die derzeit an polnischen Schulen geführte historische Bildung zugrunde liegt, macht sich bemerkbar, dass die mit Multikulturalität zusammenhängenden Informationen weit zurückliegenden Epochen gelten, und je näher sie an der Gegenwart liegt, um so weniger Inhalte und Beispiele gibt es, die den universalen Charakter der beobachteten Geschichtsvorgänge bezeugen. Infolge dessen bietet eine oberflächliche Behandlung von Fragen der Multikulturalität in der historischen Bildung den Schülern kein fundiertes Wissen über diesen Bereich und ist ihrer ausprägenden Einstellung der Offenheit gegenüber dem Anderen nicht förderlich.

Während ihrer schulischen Bildung lernen die Schüler ihre eigenen Wurzeln und ihre Kultur kennen, bilden sich ihre Identität und ihr Wert- und Ehrgefühl heraus. Eine wichtige Rolle spielt hierbei die historische Bildung, insbesondere die auf den in kultureller Hinsicht Anderen bezogene. Aus diesem Grund sollte die historische Bildung der Schüler insbesondere folgende Aspekte berücksichtigen: die Herausbildung von Fertigkeiten zur Verständigung mit Menschen unterschiedlicher Rassen, Sprachen und Religionen; die Überwindung von Stereotypen; das Ankämpfen gegen jegliche Formen der Diskriminierung und des Rassismus sowie die Einbeziehung von Schülern in Aktivitäten zur Propagierung von Frieden und Sicherheit in der Welt. Ein Geschichtsunterricht, in dem den Schülern die in der Kultur anderer Nationen enthaltenen Werte aufgezeigt werden und ihnen bewusst gemacht wird, dass das kulturell Andere kein Problem, sondern ein Reichtum ist, macht es möglich, die gemeinsamen Wurzeln und Leistungen

---

*niu nowego obywatela*, in: A. Szerlag (Hg.), *Wielokulturowość – międzykulturowość obszarami edukacyjnych odniesień*, Kraków 2005, S. 45.

<sup>4</sup> J. Rusaczyk, *Wielokulturowość w edukacji*, „Nowa szkoła”, 2005, Nr. 5, S. 4.

<sup>5</sup> K. Dyba, *Szukać podobieństw, rozumieć różnice – edukacja międzykulturowa w szkole. Jakiej edukacji nam potrzeba?*, „Dyrektor szkoły”, 2002, Nr. 6, S. 11.

zu entdecken. Derartige Aktivitäten sind besonders in Bezug auf Kinder aus jüngeren Grundschulklassen wichtig, weil sie eigentlich frei von Vorurteilen und gegenüber dem Neuen und Interessanten aufgeschlossen sind. Das können die Lehrer ausnutzen, die selber nicht nur offen sein, sondern auch ihr Wissen kompetent einsetzen müssen, um bei den Schülern Offenheit für das Andere auszubilden.

Der Druck auf Vermittlung von Unterrichtsinhalten, die in der Programmgrundlage vorgeschrieben sind, und das Bestreben, die Schüler mit konkretem Wissen auszustatten, verursachen es, dass den Lehrern für die Behandlung von interkulturellen Fragen im Unterricht die Zeit fehlt. An dieser Stelle sei angemerkt, dass alle Lehrer bei der Herausbildung von interkultureller Kompetenz der Schüler eine wichtige Rolle spielen, dass aber den Geschichtslehrern dabei eine besondere Aufgabe zufällt. Den Schülern ihre nationale Identität bewusst zu machen, sie auf friedliches Funktionieren in multikulturellen Gesellschaften und auf friedliche Lösung von Problemen vorzubereiten, ihre Sensibilisierung für das Andere als einer Eigenheit, die sie bereichert und nicht bedroht, sind Fähigkeiten, die im Geschichtsunterricht herausgebildet werden. Es darf aber nicht vergessen werden, dass es in der interkulturellen Bildung und Erziehung nicht nur darum geht, das Anderssein zu tolerieren, sondern dass man es auch versteht, anerkennt und wertschätzt<sup>6</sup>. Zu diesem Zweck sollte man im Geschichtsunterricht in der Schulklasse, in die der Schüler aus einer binationalen deutsch-polnischen Ehe geht, an Probleme anknüpfen, die beide Nationalitäten angehen und auf seine eigenen Erfahrungen mit Vorurteilen eingehen. So kann den Schülern nicht nur die Funktionsweise der Stereotypen aufgezeigt werden, sondern sie können auch zu Kontakten mit Menschen aus anderen Kulturen inspiriert werden<sup>7</sup>. Eine gemeinsame Bildung und Erziehung von mono- und bikulturellen Kindern ist der Herausbildung des Bewusstseins der Gleichwertigkeit aller Kulturen, der Entwicklung von Verhandlungsfähigkeiten förderlich und lehrt die Kinder tolerant zu sein. Es sollte also darauf hingewiesen werden, dass ein Kind aus einer kulturdifferenten Familie oder eines bikulturellen Ehepaars sein eigenständiges Stück Kulturerbe in die polnische Schule einbringt, das nicht übergangen werden darf.

Die Schule als Ort, an dem Distanzen und Stereotypen beseitigt werden, darf die Bedürfnisse von Schülern, die die Sprache ihres Aufenthaltslandes nicht fließend beherrschen, nicht ignorieren. Das Fehlen eines Bildungs- und Erziehungsprogramms für zweisprachige Schüler kann zu deren Isolation und Unterbewertung führen. Von daher ist es Aufgabe der Schule, den

<sup>6</sup> W. Żłobicki, *Wielokulturowość a szkoła. O międzykulturowych kompetencjach pedagogów*, in: *Wielokulturowość – międzykulturowość ...*, S. 187.

<sup>7</sup> I. Idziak, *Stereotyp kulturowy w edukacji*, „Edukacja i Dialog”, 2005, Nr. 2, S. 21–22.

Schülern nicht nur eine entsprechende Sprachbildung, sondern auch eine Geschichtsbildung zukommen zu lassen, wobei die Kultur des Volkes, aus dem sie stammen, geachtet werden sollte. Zu diesem Zweck sind zweisprachige Bildungsprogramme notwendig, die in der Praxis effektiver sind, weil die in der von ihnen beherrschten Zweitsprache unterrichteten bikulturellen Schüler bessere Lernerfolge erzielen und sich schneller in die neue Gesellschaft einleben<sup>8</sup>. Zweisprachigkeit und Bikulturalität der Schüler sind als Vorteil, als Potential und nicht als Bildungshemmnis zu betrachten.

Die Einstellung der Polen zu anderen Nationen ist in hohem Maße vom Stand des in der Schulbildung erworbenen Geschichtswissens abhängig. Die Beschränkung des schulischen Geschichtsunterrichts lediglich auf politische Fragestellungen kann letzten Endes zur Entstehung von Stereotypen, Intoleranz und Konfliktsituationen führen. In der historischen Bildung kommt es darauf an, nicht nur das zu zeigen, was uns von anderen Nationen trennt, sondern auch das, was uns mit ihnen verbindet – eine einseitige Betrachtung der Beziehungen mit Nachbarn sollte überwunden werden. Aufgabe der historischen Bildung ist es deshalb einerseits, den Schülern zu helfen, Menschen aus andersartigen Kulturen zu verstehen, andererseits sollten kulturdivergente Personen an unsere Wertvorstellungen herangeführt werden<sup>9</sup>. Wichtig ist, dass im Unterrichtsprozess der historischen Wahrheit Rechnung getragen wird, dass über das einst Unterscheidende gesprochen und das Universelle betont wird<sup>10</sup>, dass statt Themen aus der politischen Geschichte die Kulturproblematik in den Mittelpunkt der Bildung rückt. Man sollte sich jedoch darüber im Klaren sein, dass die nach wie vor bestehenden Stereotypen, die in verschiedenen Geschichtsepochen verwurzelt sind, weiterhin funktionieren, so dass nicht alle Kapitel unserer gemeinsamen polnisch-deutschen Geschichte als geschlossen betrachtet werden können. Es lohnt sich aber, darüber nachzudenken, ob es ein aktuelles Ziel der Bildung ist, über die Hürden der Vergangenheit zu sinnieren oder über die Zukunft nachzudenken. Es sollte deshalb nicht nur über die historische Bildung reflektiert, sondern auch über ihr Konzept nachgedacht werden, das sich an mono- und bikulturelle Schüler wendet und auf Ereignisse aus der Geschichte beider Länder und Völker zurückgreift.

Multikulturelle Bildung und Erziehung ist ein langfristiger Prozess. Ihr Ziel ist nicht der Verzicht auf das, was eigen ist, sondern auch das Erkennen und die Akzeptanz von Unterschieden und in Zukunft auch die Schaffung einer konfliktfreien Wirklichkeit. Die Schaffung eines solchen Modells der

<sup>8</sup> S.M. Sadecka, *Dwujęzyczni uczniowie*, „Edukacja i Dialog”, 2006, Nr. 4, S. 50–52.

<sup>9</sup> J. Maternicki, *Kryteria doboru treści nauczania historii*, „Wiadomości Historyczne”, 1992, Nr. 5, S. 290.

<sup>10</sup> A. Suchoński, *Nauczanie historii na terenach zróżnicowanych etnicznie*, in: *Wielokulturowość w nauczaniu historii*, hrsg. von B. Burda, B. Halczak, Zielona Góra 2004, S. 28.

historischen Bildung, das die Jugendlichen auf ein Leben in einer national differenzierten Gesellschaft vorbereiten würde, ist nicht leicht. Von besagter Bildung sollten folglich gleichermaßen Schüler mit einheitlicher wie unterschiedlicher Kultur erfasst werden. Das Innovative an dem als interkulturelle historische Bildung bezeichneten Bildungsmodell sollte darauf beruhen, dass Aktivitäten unternommen werden, die beide Seiten gleichermaßen bereichern werden, d.h. sowohl Schüler, die einer nationalen Minderheit angehören, als auch solche, die zur nationalen Mehrheit gerechnet werden. Es steht jedoch außer Zweifel, dass zur Verwirklichung der abgesteckten Ziele nicht nur entsprechende Programme des Geschichtsunterrichts, sondern auch Lehrwerke, ergänzendes Lehrmaterial und Koeditionen von Quellentexten notwendig sein werden.

Eine wichtige Rolle spielt in der interkulturellen Bildung auch die autobiographische Literatur. Vielen Stellen etwa in Tagebuchaufzeichnungen geben darüber Aufschluss, wie die Kulturen einander durchdringen, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen und wie sie einander bereichern. Autobiografien sind in einer leicht verständlichen Sprache verfasst und sind für Schüler in allen Stufen der historischen Bildung attraktiv. Die geschilderten Erlebnisse lehren Offenheit gegenüber Problemen des Gemeinwesens, sie können aber auch subjektiv dargestellt sein, so dass ein Vergleich der in den Autobiografien enthaltenen Informationen mit anderen Wissensquellen wichtig ist. Tagebuchaufzeichnungen können eine unterschiedliche didaktische Funktion erfüllen, sie können in verschiedenen Phasen des Unterrichts genutzt werden – bei der Einführung des neuen Lehrstoffes, in der Aufbauphase, in der Zusammenfassung oder als Hausaufgabe.

Eine Analyse der Geschichtslehrwerke zeigt, dass der Prozess der Erweiterung von Informationen über ethnische Gruppen, die auf die Kulturleistungen unseres Staates einen Einfluss hatten, sicherst in der Anfangsphase befindet. Im Geschichtsunterricht wird nach wie vor Ähnlichkeiten im Alltag, gemeinsamen Kulturbestandteilen und der friedlichen Koexistenz der Völker wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die Vergangenheit wird weiterhin aus der Perspektive der Rivalität zwischen Völkern und Staaten dargestellt<sup>11</sup>. Ein Nachteil der polnischen Geschichtslehrwerke ist, dass sie die Probleme einseitig, aus polnischer Sicht darstellen, was zur Folge hat, dass es den Schülern später schwerfällt, die historischen Ereignisse breiter zu sehen und sie aus der Perspektive anderer Ethnien oder Staaten einzuschätzen<sup>12</sup>. Eine auf Lehrwerke gestützte historische Bildung darf sich nicht auf Vermittlung von fertigen Thesen allein beschränken, sondern sie sollte auch Diskussionen und ungezwungenen Einschätzungen Raum

---

<sup>11</sup> M. Strzelecka, *Wybrane elementy wielokulturowości w podręcznikach historii do szkoły podstawowej i gimnazjum*, in: *Wielokulturowość ...*, S. 287.

<sup>12</sup> J. Rulka, *Współczesne problemy edukacji historycznej*, Toruń 2002, S. 17.

geben. In Anbetracht der steigenden Zahl von Schülern aus binationalen Ehen sowie angesichts der tragischen Ereignisse aus der Geschichte Polens und Deutschlands kommt der Erarbeitung eines polnisch-deutschen Geschichtslehrbuches, das von nationalen Wertungskriterien frei wäre, eine besondere Bedeutung zu. Ein solches Geschichtslehrbuch sollte vor allem mit Rücksicht auf Schüler mit heterogener Kulturalität entwickelt werden.

Als neuartig erwies sich eine Idee, die bei einer von mehreren polnisch-deutschen Begegnungen im Rahmen des vom Interfakultären Zentrum für Deutschlandstudien der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk und vom ost-west-forum Gut Gödelitz e.V. seit 2011 regelmäßig geführten Projekts „Polnisch-deutsche Biographiegespräche“ entstanden ist. Die Idee bestand darin, Biographien seiner Teilnehmerinnen und Teilnehmer in Buchform herauszugeben. Heute kann das Buch „Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographien“<sup>13</sup> als eine sehr gute Quelle betrachtet werden, vor allem für Geschichtsdidaktik und interkulturelle Bildung und Erziehung. Die darin enthaltenen 38 Texte sind Biographien der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der besagten Biographiegespräche. Das Besondere an dem Buch ist nicht nur dies, dass es zweisprachig ist, d.h. dass es in einem Band Texte in Polnisch und in Deutsch versammelt, sondern vor allem die Tatsache, dass es durch die Biographien sog. einfacher Leute den Lesern bewusst macht, dass der beste Weg zur Fortentwicklung der Völker deren Offenheit und interkultureller Dialog sind. Die Lektüre des Buches regt nicht nur zu Überlegungen über die schwierige Vergangenheit Polens und Deutschlands an, sie hilft die zwischen Deutschen und Polen bestehenden Vorurteile zu überwinden, sie macht auch die universellen Kulturbestandteile deutlich, so dass das Buch als didaktisches Material im Geschichtsunterricht verwendet werden kann.

Verfasser der einzelnen Biographien sind Menschen unterschiedlichen Alters aus verschiedenen Kreisen: Wissenschaftler diverser Fachgebiete, Lehrer, Journalisten, Ärzte, Künstler, Unternehmer u.a., die auf dem Territorium Polens oder Deutschlands leben. Ihre Lebensgeschichten zeigen zum einen den Einfluss politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Faktoren auf den Einzelnen und seine Geschicke, zum anderen führt die Analyse der im Buch veröffentlichten Biographien, die häufig einander ähneln, zu denselben Schlussfolgerungen und macht es möglich, die Geschichte Polens und Deutschlands aus einer jeweils anderen Perspektive zu betrachten.

---

<sup>13</sup> *Historia pamięcią pisana. Biografie polsko-niemieckie*, hrsg. von K. Czejarek u. K. Garczewski / *Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographien*, hrsg. von A. Warakomska unter Mitwirkung von T.G. Pszczołkowski, Verlag der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk und ost-west-forum Gut Gödelitz, Pułtusk 2014.

Das Kennenlernen der Geschichte unseres Landes und der unserer Nachbarländer mit Hilfe von Biographien ist auf jeder Bildungsstufe möglich. In den ersten drei Klassen der Grundschule können Auszüge aus dem Buch zum Wecken von gesellschaftlich-moralischen Gefühlen dienen. In der Praxis stellt sich heraus, dass die Kinder schneller die Erlebnisse konkreter Personen als die Geschehnisse einer menschlichen Gemeinschaft im Gedächtnis behalten. Das Buch kann aber auch in der zweiten Unterrichtsstufe, in den Klassen 4 bis 6, im Fach „Geschichte und Gesellschaft“ verwendet werden. Ausgewählte Biographien können bei der Erörterung von Fragen genutzt werden, die mit dem Zweiten Weltkrieg zusammenhängen, insbesondere bei der Charakteristik des Lebens der Bevölkerung im besetzten Polen, bei der Besprechung von Formen des Widerstands gegen die Besatzer und der Einstellung der Zivilbevölkerung. Auch bei der Erläuterung von Wandlungen in Polen nach 1989 kann auf Auszüge aus dem Buch zurückgegriffen werden.

Lehrer, die das Lehrprogramm im polnischen Gymnasium, der dritten Bildungsstufe, realisieren (in den Klassen 7 bis 9 – Anm. d. Übers.), können bei der Erörterung von Fragen aus der Geschichte des 19. Jh. diejenigen Stellen aus den Biographien durchnehmen, in denen von polnischen Gebieten im ehemaligen preußischen Teilungsgebiet, von preußischen Wirtschaften und von deutscher Ansiedlung auf polnischem Boden die Rede ist. Das besagte Buch mit den polnisch-deutschen Biographien, vor allem denjenigen, die von jüngeren Personen verfasst wurden, eignet sich hervorragend als Arbeitsmaterial für Gymnasiasten im Fach Sozialkunde. Auf Biographien im Buch kann bei der Charakteristik der heutigen polnischen Gesellschaft, insbesondere bei der Beschäftigung mit Problemen und Perspektiven des Lebens junger Polen, zurückgegriffen werden. In Anlehnung an das Buch können auch Beispiele genannt werden, wie die im Ausland lebenden Polen ihre Beziehungen mit der Heimat pflegen.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass das Buch „Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographien“ ein didaktisches Mittel ist, das hauptsächlich im Geschichtsunterricht in der vierten Bildungsstufe genutzt werden kann. Ausgewählte Textpassagen können bei der Erörterung von politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Folgen des Zweiten Weltkrieges sowie der Methoden deutscher Politik im besetzten Polen genutzt werden. In den veröffentlichten Biographien können ferner zahlreiche Informationen über Ereignisse nach 1945, die Folgen der Entstehung der beiden deutschen Staaten, der Wiedervereinigung Deutschlands sowie des Zerfalls des kommunistischen Systems und der in Polen nach 1989 vollzogenen Wandlungen gefunden werden.

Die in dem Buch „Erlebte und erinnerte Geschichte“ veröffentlichten Biographien können den Lehrern bei ihrer Arbeit in Schulen im Fach Geschichte und Gesellschaft helfen. In Anlehnung an ausgewählte Biogra-

phien kann mit den Schülern über das Familienmodell und den Sittenwandel in der westlichen Welt im 20. Jh. sowie in der heutigen multikulturellen Gesellschaft gesprochen werden.

Die oben angeführten Beispiele zeigen, dass das Buch „Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographien“ ein ausgezeichnetes Hilfsmaterial im Geschichtsunterricht ist, so das man hoffen kann, dass es nicht nur das erste auf der Grundlage der Biographien entstandene Werk ist, sondern zugleich das erste ist, das eine neue Qualität beim Denken über die interkulturelle Bildung bilden wird, die nicht nur der gegenseitigen kulturellen Bereicherung, der Betrachtung von Problemen aus unterschiedlichen Perspektiven, sondern auch einem besseren Verständnis der Vergangenheit und der bestehenden Realität dienen wird.

(Übers. von Tomasz G. Pszczółkowski)

JÖRG PETERSEN

# Ein biographischer Rückblick

Mein Weg zum ost-west-forum Gut Gödelitz und zu den Biographiegesprächen nahm im Dezember 2015 seinen Anfang mit einem Reisevortrag über eine Fahrradtour von Danzig durch Teile des ehemaligen Westpreußens, das Ermland und Masuren. Natürlich gab es wunderschöne Bilder und interessante Informationen. Was meine etwa 100 Gäste allerdings besonders berührte, war die Schilderung der Gefühle und Erwartungen, mit denen meine Frau und ich August 2015 nach Danzig aufbrachen und wie dann die Erlebnisse und Eindrücke der Reise unser „Polenbild“ umkrempten.

Zitat aus der Einführung zu meinem Vortrag:

„Diese Reise mit dem Auto bis Danzig und dann weiter mit dem Fahrrad durch das Ermland und Masuren war schon etwas anders als andere Reisen. Wir wussten viel zu wenig über Polen und waren manchen Vorurteilen aufgesessen. Wir brachen mit Neugier und Spannung auf, Ostpreußen kennenzulernen.

Das Ostpreußen, das so unendlich weit weg schien, für alle Zeiten verloren, beschrieben von großen Literaten oder Mitmenschen, die einst dort ihre Heimat hatten. Obwohl wir keine familiären Bindungen in diesen Teil Europas hatten, hat sich in unseren Köpfen ein verklärtes Bild von Ostpreußen gebildet. Wilde Natur, Kopfsteinpflaster, Pferdefuhrwerke, Sandwege, Alleen, Seenlandschaft, verträumte Dörfchen und Kleinstädte ....

Idylle pur, ein Bild aus der Konserve!

Wir haben von allem etwas angetroffen. Darüber hinaus haben wir aber mit großem Erstaunen ein Land vorgefunden, das nur einen Autoreisetag von uns entfernt ist und in vieler Hinsicht den Anschluss an das moderne Europa gefunden hat. Ein schönes Land, sehr vergleichbar mit Ostholstein oder der Müritz in Mecklenburg. Wir sind mit einem anderen Bild zurückgekehrt, als dem, das uns noch nach Polen begleitet hatte. Dem Bild von einem Land, das den dort lebenden Menschen zur Heimat geworden ist und das sie mit

Fleiß und Liebe für sich und ihre Kinder gestalten. Wir haben das Bild der Vergangenheit verloren, die Gegenwart erlebt und eine Ahnung von der Zukunft dieses Teiles des ehemaligen Ostpreußens mitgebracht.“

Dieses Polen hat ein ganz neues Interesse für unsere Nachbarn im Osten geweckt.

Eine gute Bekannte besuchte meinen Vortrag. Sie hatte bereits vor Jahren an deutsch-deutschen Biographiegesprächen auf Gut Gödelitz teilgenommen und machte mich darauf aufmerksam, dass das Gödelitzer „Erfolgsmodell“ inzwischen auch auf den deutsch-polnischen Dialog übertragen worden sei. Ich informierte mich auf der Homepage des ost-west-forums Gut Gödelitz e.V. über die deutsch-polnischen Biographiegespräche. Zwei Gründe haben mich veranlasst, mich per E-Mail als Gesprächsteilnehmer zu bewerben:

1. Mich überzeugte die Idee, Gegensätze und Vorurteile durch Kennenlernen des Gegenübers zu überwinden. Aufregung und Neugierde darüber, wie ich wohl in dieses Format passen könnte, begleiteten mich bis nach Pułtusk.
2. Meine wenigen Kontakte nach Polen haben mir offenbart, wie wenig ich doch über das Land jenseits der Oder und seine Bewohner wusste. Mit einer möglichen Teilnahme an den deutsch-polnischen Biographiegesprächen verband sich die Hoffnung, mehr über unsere östlichen Nachbarn zu erfahren, meinen kleinen Beitrag zu einem besseren gegenseitigen Verstehen beider Völker zu leisten.

Nur wenige Tage, nachdem ich meine Mail abgesandt hatte, erhielt ich einen Anruf von Axel Schmidt-Gödelitz. Nach kurzer Unterhaltung wollte er wissen, wie spontan ich sei, ob ich in vier Wochen nach Pułtusk bei Warschau zum deutsch-polnischen Biographiegespräch mitreisen wolle.

So kam es dazu, dass ich nicht einmal acht Wochen, nachdem ich zum ersten Mal von den Biographiegesprächen erfahren hatte, selber nach Polen reiste. Die „positive Aufgeregtheit“, die ich seit meiner Teilnahmezusage verspürte, verließ mich weder in Polen noch in den nächsten Wochen nach der Rückkehr. Ich erlebte spannende Tage mit interessanten Menschen, die durch ihre Biographien tiefe Einblicke in ihr Leben zuließen. Als Mensch, der gerne Geschichten erzählt und hört, war ich von Anbeginn gefangen von den unterschiedlichen Schicksalen und Erfahrungen. Mich faszinierte die Offenheit aller TeilnehmerInnen und ich war überrascht von den Emotionen, die diese fremden Biographien, und sogar meine eigene, bei mir auslösten.

Von meinen Landsleuten hatte ich irgendwie erwartet, dass sie überzeugte Europäer sind. Die polnischen GesprächsteilnehmerInnen haben mich überrascht mit ihrem ungeteilten Bekenntnis für ein grenzenfreies, weltoffenes und tolerantes Europa. Weniger überrascht war ich von ihrer

Verbundenheit mit Deutschland. Schließlich war die Teilnahme am Biographiegespräch von polnischer Seite verknüpft mit guten Deutschkenntnissen, und wer lernt schon gerne eine Sprache, wenn er nicht eine gewisse Sympathie und Achtung für die Kultur der Menschen empfindet, deren Sprache er erlernt. Die aktuelle Politik hat keine (für mich zumindest kaum wahrnehmbare) Rolle im Dialog der TeilnehmerInnen gespielt. Allerdings lässt die immer wieder geäußerte Freude über den Prozess der „Europäisierung“ Polens schnell den Umkehrschluss zu, wie schmerzhaft die aktuelle polnische Politik mit der zunehmenden Besinnung auf nationale Interessen von ihnen wahrgenommen werden muss.

Ich fühle mich als überzeugter Europäer und Demokrat. Mit Sorge betrachte ich die überall in Europa einsetzende Rückbesinnung auf längst überwunden geglaubtes Nationaldenken, auf kleinstaatlerische Egoismen. Für mich ist es keine Frage, dass ich bereit bin, mit meinen Mitteln und Möglichkeiten diesen Entwicklungen entgegenzuwirken. Die deutsch-polnischen Biographiegespräche bilden eine Möglichkeit, den Europagedanken zu verbreiten und zu leben. Unseren polnischen Partnern können die staatenübergreifenden Begegnungen Mut machen, nicht in ihrem Bemühen nachzulassen, ein gefestigtes Europa zu gestalten, in dem alle Menschen die Möglichkeit haben, in Frieden, Freiheit und Wohlstand zu leben.

Mit meiner Teilnahme an den Biographiegesprächen habe ich einen ersten aktiven Schritt getan, Gegensätze und Vorurteile zu überwinden. Aufgebrochen bin ich mit Erwartungen, die sich mehr als erfüllt haben. Die Biographiegespräche haben sich für mich als ein interessantes und sinnvolles Instrument zur Überwindung von Schranken und Grenzen in den Köpfen von Menschen mit den unterschiedlichsten Sozialisationen erwiesen. Ich wünsche mir, dass noch viele Menschen so positive Erfahrungen machen können, wie ich.

Irgendwo auf den Internetseiten des ost-west-forums habe ich gelesen, dass die Initiatoren der Gespräche sich wünschen, dass TeilnehmerInnen als MultiplikatorInnen die Idee der Biographiegespräche weitertragen. Noch unter dem Eindruck meiner Erlebnisse in Pułtusk habe ich in meinem Heimatdorf zu einer Informationsveranstaltung über die Biographiegespräche in unser örtliches Zentrum für Soziokultur eingeladen. Axel Schmidt-Gödelitz hat sich zu meiner großen Freude von Berlin auf den Weg an die Unterelbe gemacht, um hier in meinem Dorf Freiburg über die Arbeit des ost-west-forums Gut Gödelitz e.V. zu referieren. Außer mir standen noch zwei weitere TeilnehmerInnen von Biographiegesprächen mit ihren persönlichen Erfahrungen für Fragen des Publikums zur Verfügung. Für dörfliche Verhältnisse sehr zahlreich, haben 80 Personen Interesse für das Thema des Abends gezeigt. Die Diskussion und auch die vielen positiven Rückmeldungen nach der Veranstaltung haben mir gezeigt, dass es uns gelungen ist, unser Anliegen in die Köpfe und Herzen unserer Zuhörerschaft zu bringen.

Zum Schluss möchte ich Axel Schmidt-Gödelitz und ganz besonders Professor Karol Czejarek für die Organisation der deutsch-polnischen (oder polnisch-deutschen) Biographiegespräche danken. Karol Czejarek war nicht nur ein Toporganisator. Er und seine KollegInnen haben uns TeilnehmerInnen aus Deutschland mit einer beispiellosen Gastfreundschaft verwöhnt.

ROMAN SCHAFFNER

## Polen: (R)eine Ansichtssache

Als Deutscher, Jahrgang 1968 und einem Viertel ungarischen Migrationshintergrund, habe ich zu Polen per se nur einen mangelhaften Bezug. Und dennoch hat mich dieses Land seit meiner Kindheit auf seltsame Weise begleitet. Heute ist das anders. Meine Frau ist Polin. Nun weiß ich, dass nahezu alle positiven Errungenschaften polnischen Ursprungs sind. Da ich sie liebe, will ich das mal mit einem Augenzwinkern glauben. Sogar die Bluesmusik hätte ohne einen Polen nicht den weltweiten Stellenwert, den sie heute genießt.

Meine erste Erinnerung an dieses Land reicht bis in die 1970er Jahre zurück. Im Fernsehen lief ein Kriegsfilm, in dem polnische Kavallerie gegen deutsche Panzer ritt. Als ca. 8-jähriger Naseweis war ich schwer beeindruckt. Ich wünschte mir so sehr, dass die polnischen Reiter gewinnen. Schließlich mochte ich auch Indianer, die in Western für gewöhnlich zu Pferd unterwegs waren. Es war für mich als Kind nicht akzeptabel, dass Blauröcke und Bleichgesichter die Indianer in der Regel besiegten. Irgendwie sah ich wohl eine Parallele zwischen den Indianern und den mutigen Polen, die mit Lanzen Panzer attackierten. Bei der kindlichen Reflexion dieser Geschehnisse, im Spiel, wurde der Gerechtigkeit zum Sieg verholfen. Ich gelobe, dass sowohl Indianer als auch die polnische Kavallerie unbesiegbar waren. Einen Fauxpas muss ich im Zusammenhang mit meinem kindlichen Fernsehkonsum noch eingestehen: Irrtümlicherweise habe ich meine beiden Helden Bolek & Lolek der tschechischen Kreativität zugeschrieben. Dank meiner Frau wurde dieser Irrglaube beseitigt.

Eine Weile später sah man im deutschen Fernsehen sehr regelmäßig einen Mann mit Knautschgesicht, schütterem Haar und einer, aus Kindersicht, unfassbar großen Brille. Der Mann hieß General Jaruzelski. Ich war enttäuscht. Dieser Mann hatte nichts Heroisches. Absolut nichts Gemeinsames mit den Soldaten aus dem Film. Dass er dafür in Farbe zu sehen war, konnte die Enttäuschung nicht wettmachen. Dieser Mann war mir nicht

sympathisch. Mittlerweile wusste ich auch, dass ich inmitten des „Kalten Krieges“ lebte, um Berlin eine Mauer gezogen war und dass es einen Warschauer Pakt gab. Die Russen und überhaupt der gesamte Ostblock war der Feind. Alles war sehr klar strukturiert. Wir sind die Guten. Die hinterm Zaun sind die Bösen. Nur für die Ungarn machten wir innerfamiliär eine Ausnahme. Schließlich hatten wir dort Verwandtschaft, der wir zu Weihnachten und Ostern Päckchen mit Nivea Creme schickten.

Jaruzelski war Dauerbrenner im Fernsehen. Polen musste ein enorm wichtiges Land sein, wenn man einen Pakt nach dessen Hauptstadt benennt. Zu dieser Zeit tauchten weitere Namen und Begriffe in den Nachrichten auf. Wałęsa, Danzig, Solidarność ... Die Bilder zeigten Menschen an einem Zaun in der Danziger Werft und auf den Straßen. Polizei, Wasserwerfer, gepanzerte Fahrzeuge und immer wieder Kirchen. Ich konnte soweit folgen, dass Jaruzelski diese Gewerkschaft (was auch immer das sein mochte) Solidarność samt diesen Schnauzbarträger Wałęsa zum Teufel jagen wollte. Meine kindliche Sympathie gehörte von da an Solidarność und Lech Wałęsa. Ich verspürte Unbehagen, als irgendwann die Rede von „Kriegsrecht“ war. Dass Polen direkt an Deutschland grenzt, wenn auch „nur“ an die DDR, war mir klar. 1979 war Russland in Afghanistan einmarschiert. Es herrschte Krieg, der irgendwo weit weg stattfand. Jedoch war es das erste Mal, dass ich die Dimension eines Krieges, einigermaßen erfassen konnte. Nun war die Rede von Kriegsrecht vor der eigenen Haustür. Die Worte „Krieg“ und „Recht“ miteinander zu verbinden, mutete seltsam an. Gibt es ein Recht auf Krieg? „Wofür soll das gut sein?“ – fragte ich mich öfter mal. Die ständige Präsenz der Rote Armee Fraktion, Terrorismus, Geiselnahmen und der schwelende Ost-West-Konflikt haben rückblickend gesehen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ich denke, dass letztendlich hierdurch auch meine politische und persönliche Prägung beeinflusst wurden.

Die einsetzende Pubertät ließ mich Polen und überhaupt auch das meiste Andere aus den Augen verlieren. Der polnische Papst ist in meinem jugendlichen Gedächtnis eine Randerscheinung. Erst der Name Popiełuszko setzt wieder lebhaftere Erinnerungen frei. Seine Ermordung nahm ich als 15- oder 16-Jähriger sehr wohl wahr.

Die Welt drang stärker in mein Bewusstsein. Kindliche Sichtweisen verschwanden. Anti-Atomkraft, Friedensbewegung und nach wie vor Kalter Krieg. In Russland gaben sich die Generalsekretäre die Klinke in die Hand. Und Polen? Der General mit der dicken Brille starrte Mitte der 80er immer noch aus dem Fernsehgerät.

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten nahm ich Polen in seiner Entwicklung nicht wahr. Allenfalls erlebte ich dieses Land in einem geschichtlichen Kontext. Musik, Literatur, bildende Kunst, die Menschen im Hier und Jetzt waren für mich nicht existent. Meine gespeicherten Assoziationen zu Polen lauteten Auschwitz, Ghetto, Treblinka und Warschauer Pakt, später

ergänzt um das Positivum Frédéric Chopin, von dem ich annahm, dass er Franzose sei. Ich bitte auch dies nachzusehen, da meine musikalische Sozialisation nicht in der Klassik stattfand. Polen war ein Synonym des Unbehagens und der Scham. Ein Zustand, mit dem man sich arrangieren kann, denn man selbst trug keine unmittelbare Schuld. Auch der polnische Papst konnte an meinem Desinteresse nichts ändern. Seine Auslegung des Katholizismus hielt meine Sympathie in engen Grenzen. Leider wurde auch Lech Wałęsa immer sonderlicher und gefiel sich in seiner Rolle als Patriarch. Ein allzu trauriges Beispiel, wie Macht korrumpiert und dazu verleitet, sich seiner Ideale und alter Weggefährten zu entledigen.

Das Leben schreitet voran. Und Polen kam zurück. Es mag nach einem profanen Zufall klingen – aber letztendlich ist dieser Umstand der Liebe geschuldet. Polen zu lieben fällt nicht schwer. Die Menschen dort machten es mir leicht. Ein gutes Gefühl – im Prinzip. Aber wieso ist die Sprache so, wie sie ist? Eine Herausforderung, vor der ich noch immer kapituliere. Es ist hart für einen gemächlichen Niederbayern, sich an die Worttaktung im Polnischen zu gewöhnen. Für mich ist es auch nach wie vor ein Phänomen, so viele Konsonanten aneinander zu reihen, die dann wider Erwarten aussprechbare Wörter ergeben. Seit dem ersten Schultag dachte ich, deutsche Grammatik sei kompliziert. Nun weiß ich, dass diese Annahme völlig lächerlich ist. Sogar das durchschnittliche Lungenvolumen eines Polen muss viel umfassender sein als – na ja – zumindest das meine. Unendlich lange Sätze, ohne dazwischen Luft zu holen ... mir fehlen die Worte. Für positiv hielt ich zunächst den Umstand, dass Polnisch ohne Umlaute auskommt. Leider gibt es dafür aber andere phonetische Kapriolen, die (zumindest für mich) alles andere als einfach zu meistern sind. Nun ja, ich taste mich im Schneckentempo an die Sprache heran. Auch wenn mir das gelegentlich die eher spöttische Kritik meiner Frau einbringt. Zugegeben – das Niederbairische ist für eine Polin auch nah am Wahnsinn.

Durch berufliche Konstellationen, sich überschneidende Interessen sowie unendlich viele weitere Fügungen begannen meine Frau und ich, gemeinsame Projekte zu organisieren. Letztendlich führte dieser Umstand auch zu meiner ersten Reise nach Polen. Noch bevor sich die Gelegenheit ergab, Iwonas Eltern kennenzulernen, wurden wir von ihrem Onkel Aleksander nach Warschau eingeladen. Im Rahmen des Welttags der Poesie sollten meine Band und ich verschiedene Auftritte absolvieren. Wir hatten uns zuvor bei der Veranstaltung „Poetry, Sound & Vision“ kennengelernt, die Iwona (so heißt meine Frau) initiiert hatte. Dort begleiteten wir diverse Lyriker musikalisch. So unerwartet das Angebot nach Warschau zu reisen kam, so spontan erfolgte unsere Zusage. Es dauerte ein paar Tage, zu realisieren, was das hieß. Zweifel über die Richtigkeit der Entscheidung kamen hoch. Die Frage, die mich am meisten beschäftigte, war, wie die Menschen in Polen auf uns reagieren würden. Der Umstand, dass meine

Kollegen Österreicher sind, machte es nicht besser. Zudem sind unsere Texte auch noch Mundart – also in Niederbairisch, das bekanntlich etwas vom Hochdeutschen entfernt ist.

Wie umgehen mit der Schuld und der Scham in einem Land, dem durch meine Landsleute so viel Leid widerfahren ist? Das Argument, dass man ja keine unmittelbare Schuld trägt, beruhigte mich nur teilweise. Sicherlich müssen massive Ressentiments hinsichtlich der Deutschen vorherrschen. Eine Welle der Abneigung würde uns entgegenschlagen und die Tour würde zum Fiasko ausarten. Ich war mir dessen sicher. Schleunigst lernte ich ein paar Sätze Polnisch, um wenigstens die Begrüßung in der Landessprache zu beherrschen. Unsere Homepage wurde ins Polnische übersetzt und auch die Inhalte unserer Lieder würden durch Iwonas Übersetzung bei den Konzerten nachvollziehbar gemacht. Ich war sehr nervös, als wir uns schließlich auf die Reise machten. Unsere erste Etappe führte uns nach Krakau, da wir erst am nächsten Tag in Warschau sein mussten. Krakau – klar, die Stadt aus „Schindlers Liste“. In der Nachbetrachtung sehr peinlich – ich weiß. Wir kamen erst bei Dunkelheit an. Aber das was wir sahen, machte Lust auf mehr. Später am Abend schlenderten wir über den *Rynek* und waren vom mediterranen Flair im ehemaligen „Ostblock“ hingerissen. Ein junger Mann lotste uns in ein Lokal, was perfekt mit unserem Hungergefühl harmonierte. Aus dem Keller drang immer wieder lautes Schreien und Toben. Es war Champions League Abend. Dortmund trat gegen Malaga an, und uns wurde schnell klar, dass das Spiel übertragen wurde. Wir gesellten uns dazu. Niemand nahm Notiz. Das Stigma der vermeintlichen Nazis führte auch bei der Getränkebestellung in englischer Sprache zu keinen Komplikationen. Ich persönlich interessiere mich nicht sonderlich für Fußball. So hatte ich ausreichend Gelegenheit, die Leute zu beobachten. Verwundert registrierte ich, dass die Sympathien der Zuschauer bei Borussia Dortmund und nicht bei Malaga zu liegen scheinen. Irritation machte sich breit. Womöglich waren wir in einer Touristenkneipe mit Dortmund-Fans gelandet. Dem widersprachen jedoch die eindeutig polnischen Wortfetzen, die ich vernehmen konnte. Die Lage erschien mir völlig paradox. Polen befeuern voller Enthusiasmus einen deutschen Fußballverein. Als Dortmund das Spiel nach Rückstand wie durch ein Wunder für sich entscheiden konnte, brach unbeschreiblicher Jubel aus. „Würde ich an deren Stelle nie machen“, gestand ich mir leise ein. „Müssen wohl völlig unaufgeklärte Geschichtsignoranten sein“, war mein vorläufiges Fazit. Als Fußballalphabet wusste ich natürlich nicht, dass Robert Lewandowski bei Dortmund spielte. Verwirrt von diesem Erlebnis ging es am nächsten Tag weiter nach Warschau.

Während der Fahrt trainierte ich eifrig meine paar Brocken Polnisch und hatte Probleme mit der Konsonantenakrobatik. Aleksander und Iwona nahmen uns in Empfang. Ein strammer Zeitplan erwartete uns. Kennenlernen der „Graphomanen“, wie sie Aleksander augenzwinkernd nannte,

Programm und Auftrittsorte durchgehen, schnelles Abendessen, Smalltalk, Schlafengehen. Tags darauf sollte um elf Uhr die feierliche Eröffnungsveranstaltung im Adam-Mickiewicz-Museum stattfinden. Ich war ziemlich nervös, schlief schlecht und zog um kurz vor sieben vom Hotel *Literatka* (offizieller Name: *Hotel Dom Literatury* – Anm. d. Übers.) aus los, um mich ein wenig umzusehen. Wir befanden uns schließlich im Zentrum Warschaws, direkt neben der ehemaligen Königsresidenz. Der Gedanke, die Morgenstimmung mit der Fotokamera festzuhalten, gefiel mir. Außerdem war klar, dass aufgrund der Termindichte nicht viel Zeit blieb, um eigene Eindrücke zu sammeln. Unschwer also, mit Kamera als Tourist identifiziert zu werden, zog ich los. Die Straßen und Plätze waren fast noch menschenleer, nur leicht durchsetzt vom erwachenden Berufsverkehr. Leichter Nebel lag in der Luft, aber es war schon erkennbar, dass es ein sonniger Tag werden würde. Ich bog links um die Ecke und folgte dem Weg entlang des *Barbakan*. Ganz in der Nähe musste sich das Denkmal des „Kleinen Partisanen“ befinden, wie ich von Iwona wusste. Keine fünf Minuten später hatte ich es gefunden. Mein Erfolgserlebnis währte nur Sekunden, denn ich wusste, wofür es stand. So ließ ich mich nieder und versuchte irgendwas zu denken. Dieser Ort erschien mir der richtige zu sein, um dieser Stadt meine Freundschaft anzubieten. Innerlich redete ich mit dieser Statue in Kindergestalt mit viel zu großem Helm und Maschinenpistole und empfand nach einiger Zeit ein friedliches Gefühl. Sicherlich kann man darüber streiten, ob die Darstellung des Kindes, dem Ereignis, wofür es steht, in dieser Form gerecht wird. Der Eindringlichkeit dieses Jungen kann man sich jedoch nur schwer entziehen.

Instinktiv ging ich wieder die Straße hoch, bog nach rechts, und kurze Zeit später tauchte vor mir das Monument zum Gedenken an den Warschauer Aufstand auf. Dieser Anblick traf mich völlig unerwartet und machte überdeutlich, was wir Deutschen der Stadt und den Menschen hier angetan haben. Vielleicht hat mich ja der Kleine mit dem großen Helm hierher geschickt, um meinem Freundschaftsschwur ein wenig mehr Nachhaltigkeit zu verleihen. Geradema! etwas mehr als zwölf Stunden waren seit der Ankunft vergangen. Es war bisher nicht möglich, irgendetwas differenziert wahrzunehmen. Nun landete ich ausgerechnet an diesen beiden Orten. Wohl eine Art von *self-fulfilling prophecy*. In diesem Moment war ich froh, alleine unterwegs zu sein. Das verschaffte mir Zeit zum Nachdenken und um meine Gedanken zu sortieren. Gibt es nun Zufälle, oder gibt es sie nicht?

Gegen neun Uhr machten wir uns gemeinsam auf den Weg zum Adam-Mickiewicz-Museum, das nur einen Katzensprung vom *Literatka* entfernt liegt. Ich bat darum, bitte noch in Ruhe eine Zigarette rauchen zu dürfen. Iwona und ich unterhielten uns auf Deutsch. Plötzlich steuert ein fremder Mann geradewegs auf uns zu, dem dies wohl aufgefallen war. Ich dachte

nur: „So, das war’s dann jetzt wohl ...“ Innerlich bereitete ich mich schon auf eine Konfrontation vor. Der Typ würde mich mit einer Salve polnischer Schimpfwörter attackieren. Und ich würde in typisch deutscher Manier zurückbellern. Das war’s dann wohl mit der Völkerverständigung im ersten Selbstversuch. Eigentlich eine glasklare Angelegenheit, wenn nicht alles sowieso immer anders käme als gedacht. Der Mann war natürlich Pole und darüber hinaus Dortmund Fan. Er würde dort auch regelmäßig Spiele besuchen, erzählte er. Als er fragte, aus welcher Gegend in Deutschland ich käme, antwortete ich spontan und ehrlich: „Bayern“. Der Mann zuckte leicht mit den Augenbrauen und der Redeschwall stoppte. Mir war nicht ganz klar, wie ich das Signal zu deuten habe. Der Dortmund Fan aus Warschau setzte zur nächsten Frage an: „Bist du FC Bayern München Fan?“ Mit voller Überzeugung und wahrheitsgetreu konnte ich entgegnen: „Nein, ich kann diesen Verein nicht leiden!“ Iwona übersetzte die mit Spannung erwartete Antwort ins Polnische. Die Mine unseres neuen Bekannten geriet zum Sonnenschein. Spontan nahm er mich in die Arme und drückte mich innig. Ich hätte es dabei belassen sollen und mir die Aussage, dass ich mir generell nicht so viel aus Fußball mache, verkniffen. Dieser taktisch unkluge Satz kostete mich einen Teil der gerade gewonnenen Integrität. Ich war trotzdem glücklich. Schon diese eine Begegnung war die Reise wert. Sie hat bis heute ungeheure Symbolkraft.

Pünktlich trafen wir im Adam-Mickiewicz-Museum ein. Mir gingen die vorangegangenen Stunden nicht aus dem Kopf. Die neue Szenerie schuf ein völlig anderes Wechselbad der Gefühle. „Wie zum Teufel waren wir unter diese renommierte und augenscheinlich hoch honorige Partie von Dichtern geraten?“ – frage ich mich noch heute. Eine Tatarenprinzessin in prächtiger Robe und der Vizepräsident von Jakutien nahmen auf ehrwürdigen Stühlen in dem noch ehrwürdigeren Haus Platz. Wir starteten uns immer wieder nur ungläubig an. Wir hier, mit Poeten, Professoren und Honoratioren, der Sprache nicht mächtig, dem Geschehen nicht folgen könnend und endlos amüsiert über die Exaltiertheit dieser Zunft. Die Reise nahm langsam etwas surreale Züge an. Jetzt half nur noch Bodenhaftung eine Prise Humor weiter. „Die würden uns niemals für voll nehmen ...“. Wir waren dennoch im Vorteil. Wir sind eine Band. Wir sind fünf! Und die alle müssen ihre Gedichte alleine aufsagen. Witzigerweise war der ebenfalls anwesende deutsche Kulturattaché ein Bayer. Um auch mit etwas mehr als nur unserer Musik glänzen zu können, stellten wir unseren Begleiter Rudi als österreichischen Kulturminister vor. So wurde es dann auch kundgetan. Rudi freute sich über seine Beförderung, denn bisher war er „nur“ Leiter des Kulturreferats des Magistrats Wels.

Unser kleines Akustikset wurde wohlwollend goutiert. Aleksander (mittlerweile hieß er bandintern Zarewitsch), Vizepräsident und Tatarenprinzessin nickten gönnerhaft. Und – na ja – applaudierten. Wobei diese ex-

plizite Form des Applauses mir (uns) nicht geläufig war. Man lässt hierbei nicht einfach die Innenflächen der Hände unkontrolliert und laut aufeinander platschen. Vielmehr tätschelt eine der Handinnenflächen distinguiert rhythmisch den Handrücken der anderen Hand.

Der weitere Verlauf unseres musikalischen Unterfangens, im Schlepptau der Literaten, verlief hervorragend. Das Eis war gebrochen, meine eigenen Barrieren im Kopf beseitigt. Wir spielten an den unterschiedlichsten Orten, wie dem „Palast unterm Blech“, in Kulturhäusern und Schulen, vor stets wechselndem Publikum. Das Altersspektrum erstreckte sich von ca. 14 bis 75 Jahren. An jedem Ort waren sowohl der Empfang als auch der Abschied herzlich und mit guten Wünschen versehen. Den tiefsten Eindruck hinterließ ein Auftritt vor Schulklassen in Łomianki. Die Jugendlichen stellten uns nach dem Konzert viele Fragen, die wir gewissenhaft beantworteten. Mit einiger Verblüffung registrierten wir, dass für uns ein Poesiekontest in deutscher Sprache stattfinden sollte, bei dem wir einen Teil der Jury bilden durften. Allesamt waren wir tief bewegt. Jeder der jungen Poeten bekam als besonderen Dank unser Album geschenkt, das wir signieren durften. Die beiden letzten Auftritte absolvierten wir in Staszów und Kozienice. Dort war der Empfang nicht weniger herzlich. Sogar ein regionaler Fernsehsender war anwesend, um das Konzert in Staszów zu filmen. Wir wussten nicht, wie uns geschah.

Fünf intensive Tage lagen hinter uns. Nur fünf an der Zahl, jedoch sicherlich prägend für den Rest meines Lebens und nur der Beginn eines Prozesses der neuerlichen Auseinandersetzung mit Polen. Diese Fünf Tage sind ein Schatz, voller herzlicher Begegnungen, bewegender Momente und Anekdoten, die wir uns immer wieder erzählen.

Nur drei Monate lagen zwischen der ersten Reise nach Polen und dem nächsten Aufenthalt. Die Zeit war reif, für die erste Begegnung mit Iwonas Familie, „ihrer Stadt“ Tychy und Ryszard Riedel, dem leider viel zu früh verstorbenen Sänger der Band *Dżem*. Eine Zeitreise in die Vergangenheit der Frau, die ich liebe. Was kann es Spannenderes geben? Leicht bedrückend fand ich nur die Frage, ob ich den sicher hohen Ansprüchen der Familie genügen könne. Meine vorhandenen Polnischkenntnisse als rudimentär zu bezeichnen, wäre nach wie vor eine maßlose Übertreibung. Mittlerweile kann ich zumindest diverse Getränke bestellen sowie höflich nach einem Aschenbecher fragen.

Der mit einiger Aufregung verbundene Empfang war überwältigend. Ich muss dagestanden haben wie ein Idiot, der nicht weiß, wie ihm geschieht. Kanonaden von warmherzigen Worten prasselten nieder, die ab und an etwas Deutschsprachiges enthielten. Bei einer dieser Gelegenheiten wurde ich gefragt, wie's mir denn so ginge. Dank zweier Hörbücher von Steffen Möller konnte ich lässig *stara bieda* entgegnen. An den folgenden Tagen erkundeten wir die Stadt, die mitten im Kohlrevier auf dem Reißbrett entworfen und

hingeklotzt wurde. Zuvor hatte ich mir Bilder mit Luftaufnahmen angesehen, die die streng geometrischen Grundformen Tychys sehr gut erkennbar machten. Sozialistische Architektur, wie man sie sich vorstellt und eben auch nicht. Ich war begeistert von den vielen Grünflächen und Parks. Offensichtlich hatte man die Menschen bei der Planung nicht vergessen, so wie man es von deutschen Großstädten nur zu gut kennt. Mir gefiel es hier, zwischen alten Arbeitersiedlungen aus den fünfziger Jahren und den Plattenbauten der späteren Jahre. Das Café an einer der Hauptachsen der Stadt trägt seither den Namen „Zentrale“. Einer der ersten Wege nach Ankunft in Tychy führt stets unweigerlich dorthin. Bedauerlicherweise stellte ich schmerzlich fest, dass sich polnisches Essen und im Speziellen die Konditorwaren aufgrund ihrer Unwiderstehlichkeit für einen Diabetiker wie mich extrem lebensverkürzend auswirken dürften.

Tychy liegt nur etwa 25 Kilometer von Auschwitz entfernt. Für mich ein Muss, mich mit diesem Ort auseinanderzusetzen und den Opfern die Ehre und den Respekt zu erweisen. Die Ungerechtigkeiten diesem Ort, dieser Stadt gegenüber setzen sich bis heute fort. Das Wort Auschwitz ist Synonym für millionenfachen Mord. Oświęcim hingegen steht für das Davor und Danach. Leider wird es von der Welt nicht wahrgenommen. Es ist bedauerlich, dass man die Stadt auf ein ehemaliges Konzentrationslager reduziert und ihr somit die Solidarität verweigert. Einen persönlichen Versuch der Annäherung habe ich vor einiger Zeit in einem kurzen Text beschrieben:

Auschwitz – Birkenau als Paradoxon zu bezeichnen macht für mich persönlich Sinn. Dieser Ort ist ein unauflöslicher Widerspruch in vielerlei Hinsicht. Mehr als 70 Jahre nach der Befreiung ist das bis zur letzten Konsequenz getriebene Entmenschlichende spürbar. Wo sonst wird das Banale, das uns für gewöhnlich vor sich her treibt, so schonungslos getilgt? Dimension, Akribie und Organisiertheit der Tötungsmaschine sind monströs. Und dennoch von Menschenhirnen erdacht, mit Menschenwillen erschaffen und mit Menschengewalt „organisiert“. Und Menschen kommen dort hin. Sie kommen mit Bussen, stapfen über das Areal mit Kopfhörern und richten ihre Blicke beflissen auf die Dinge, die ihnen der Guide mit dem Regenschirm dirigiert. Vielleicht vorher noch eine Wegzehrung vom Imbissstand in Auschwitz I besorgt. Oder doch lieber ein Picknick auf dem Parkplatz, im Schatten? Vom Klappstuhl bis hin zur randvollen Tupperware ist alles dabei. Der Pragmatismus beim Holocaust-Hopping ist irgendwie schrecklich plausibel. Was ich mir weder mit Pragmatismus noch einer Vokabel zusammenreimen kann, ist das Empfinden, wenn man vom neu gebauten Eigenheim auf die ehemalige Todesmaschinerie blickt. Jedes Mal versuche ich das Gefühl zu erahnen. Es gelingt mir nicht. Ich muss es erfragen. Das nächste Mal.

Die Frage von Leben und Tod kollidiert wohl an wenigen Orten so ungebremst wie in dieser, an und für sich eher beschaulichen Gegend Kleinpolens. Sicherlich ein Desaster für das Tourismusmanagement von Oświęcim,

wie Auschwitz ja eigentlich heißt. „Nichts wie weg“ dürfte wohl die Devise der meisten Besucher lauten. Und dennoch fühlt sich die Stadt seltsam normal an. Einkaufszentrum, KFC, McDonald's, Bahnhof, lachende Menschen, genervte Autofahrer ... Der hiesige Eishockeyclub ist erstklassig und war mehrfach polnischer Meister. Man ist fast geneigt zu vergessen, wo man sich befindet. Aber nur fast. Und wenn, dann nur ganz kurz. Typisch deutsch? Die Last der Geschichte? „War mal eben noch kurz bei „Mäckie“ in – hüstel, hüstel – Auschwitz“ klingt irgendwie bizarr. Ich hab's mir trotzdem erlaubt. Schließlich fährt man heute ja nicht mehr dorthin, um zu sterben.

Die Gedanken schweifen zurück zum Aschensee in Birkenau. Noch nie habe ich so viele Frösche gesehen. Sie leben dort. Trotzdem.

Ich setze den Blinker, da noch ein Second-Hand-Laden günstig auf dem Weg liegt. Muss wohl auch so eine Art von Pragmatismus sein, die Option auf Schnäppchen zu nutzen. Ich finde ein Sakko, schwarz-weiß kariert. Im Innenfutter ist zu lesen: „Made in Israel“. Welch bitter-komische Ironie ...

Man könnte sagen, dass in mir ein Sensibilisierungsprozess gegenüber Polen in Gang gesetzt wurde, der natürlich andauert. Das Hinterfragen eigener Sichtweisen sowie die Analyse aufgesogener Stereotypen, im Kontext zur medialen Darstellung „der Polen“, ergibt ein interessantes Bild. Dies führt mich zu der Frage: „Wie ist die Berichterstattung über Polen in deutschen Medien?“ Aus meiner persönlichen Sicht gewinne ich zunehmend den Eindruck, dass man sich permanent zwischen zwei Extremen hin und her hangelt. Auf der einen Seite finde ich die unablässig hämmernde Schuldthematik, die aus der Zeit des Nationalsozialismus herrührt. Auf der anderen Seite gehört es wohl zum Standard der deutschen Fernsehunterhaltung, Polen zu Raumpflegerinnen, Schlitzohren und Dieben zu degradieren. Hausfrauenpsychologisch betrachtet möchte man fast zu dem Schluss kommen, dass sich dahinter eine Art Revanchismus verborgen hält. Quasi nach der Devise: „Vielleicht war es gar nicht mal so unbegründet, dass Adolf 1939 dort nach dem Rechten schaute.“ Ich weiß, sicher eine böse Unterstellung meinerseits. Was tun aber die Menschen – die polnischen, wenn sie gerade keine Autos klauen, für gut situierte Nichtpolen putzen oder Gott und die Welt über den Tisch ziehen? Gibt es Polen, die über diese gepflegten Vorurteile hinausragen? Obwohl ich noch nicht alle Polen kennenlernen konnte, traue ich mich dennoch festzustellen: Der proportionale Anteil an Dieben und Schlitzohren verhält sich analog zu Deutschland. Für jede andere These würde ich wohl auch von der eigenen Familie an die nächstbeste Tür genagelt. Oder auch nicht. Edek sagt immer: „Fahr dein Auto in meine Garage. In Polen gibt es so viele Diebe“. Bei kurzer Überlegung fällt mir nun doch auf, dass ich einige polnische Putzfrauen mit abgeschlossenem Universitätsstudium kenne, das hier in Deutschland aus fadenscheinigen Gründen nicht anerkannt wird.

Zugegeben, ich bin im Moment etwas ratlos und irritiert, was die derzeitige Entwicklung Polens in mancherlei Bereichen anbelangt. Nun soll derjenige,

der im Glashaus sitzt, bekanntlich ja nicht mit Steinen werfen. So ganz kann ich mich diesem Reiz jedoch nicht entziehen, da ich entsprechenden Entwicklungen auch in Deutschland entgegenetrete. Es scheint, als ob das rechte Maß und auch der Blick für manche Realitäten ins Hintertreffen geraten würde. Der um sich greifende Nationalismus ist beängstigend, der menschenverachtende Umgang mit der Flüchtlingsthematik zutiefst abstoßend. Nun erklären uns Fachleute, dass dies mit der Historie Polens zusammenhänge, mit der Jahrhunderte währenden Nichtexistenz eines polnischen Nationalstaates. Polen sei einfach auch kein Einwanderungsland. Über Jahrhunderte bewegten sich Menschenströme aus Polen weg und nicht auf das Land zu. Das Wort „Solidarität“, mit dem das Land so stark in Verbindung stand, ist heute eine Worthülse. Der europaweite Egozentrismus macht leider auch vor Polen nicht Halt. Im Gegenteil. Das Land ist eines seiner Hauptprotagonisten.

Besonders perfide für mich, als säkular denkenden Menschen, ist die Vermengung aus Nationalismus, Wirtschaftsliberalismus und Katholizismus. Man denke nur an die Deklaration polnischer Ärzte, die sich der Weltanschauung der katholischen Kirche verpflichten. Jeder soll nach seinem Glauben glücklich werden, möchte ich festhalten. Eine Missionierung der Menschen, indem man massiv Einfluss auf Politik, die gesellschaftliche Entwicklung oder den hippokratischen Eid nimmt, ist mit einer demokratischen Grundordnung nach meinem Verständnis schwer vereinbar.

Ich beschäftige mich beruflich mit interkultureller Arbeit, konzipiere Projekte gegen Rechtsextremismus oder gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Als Praktiker verfolge ich die derzeitige Entwicklung vor Ort und in Europa sehr aufmerksam. Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus feiern Konjunktur. Rechte Parteien, Organisationen und Kameradschaften wittern Morgenluft. Jedoch auch aus der Mitte der Gesellschaft entwickeln sich Fremdenhass und Antisemitismus Seite an Seite. Aus einem latent vorhandenen Phänomen ist ein manifester Zustand geworden. Es ist wieder salonfähig, seinen Hass gegen Jedermann, der nicht ins nationalistische Weltbild passt, offen auf den Lippen zu tragen. Der Unterschied: Formulierungen wie sie Herr Kaczyński gebraucht, kommen in Deutschland dem Straftatbestand der Volksverhetzung sehr nahe. Das finde ich beruhigend. Ein weiteres irritierendes Erlebnis: Als ich das erste Mal in Krakau war, staunte ich nicht schlecht: Überall hingen Bilder oder standen Figürchen, die unschwer erkennbar Juden darstellten. Alle waren sie mit den „typischen“ Attributen ausgestattet. Hut, Bart, krumme Nase und ein Sack voll Geld. Wie ist das einzuordnen? Antisemitismus, Pragmatismus, bedarfs- und kundenorientiertes Agieren, Geschmacklosigkeit, schlechter Humor, Dummheit ...?

Polen: Ich liebe, ich genieße, ich leide, ich hoffe, ich glaube!

JANUSZ SZCZEPAŃSKI

# An allem ist der Krieg schuld. Hauländer im Gostyniner Lande

(vom 18. Jh. bis zum Zweiten Weltkrieg)

Polen war im Laufe seiner langen Geschichte, ähnlich wie die Mehrheit europäischer Länder, ein Vielvölkerstaat. In Städten des zentralen Teils der *Rzeczpospolita* (d. h. der polnischen Republik – Anm. d. Übers.) dominierte unter den national-konfessionellen Minderheiten die jüdische Bevölkerung, in ländlichen Gebieten dagegen die deutsche Bevölkerung, meistens lutherischen Glaubens.

Eine Region Masowiens, die einen großen Teil Zentralpolens umfasste und seit zwei Jahrhunderten eines der größten Sammelgebiete der Nachfahren holländischer Siedler und der deutschen Bevölkerung war, war das Gostyniner Land. Im 17. Jh. tauchten hier zunächst holländische Kolonisten auf, die von Żuławy Gdańskie (dt. Danziger Werder) südwärts entlang der Weichsel zogen. Sie waren für erfolgreiche Verfahren bei der Vorbeugung von Überflutung durch Flüsse sowie für Melioration von Feldern und Wiesen bekannt. Sie besaßen die Fähigkeit, scheinbar unbrauchbares Land in blühendes Ackerland zu verwandeln. Sie waren Mitglieder einer protestantischen Glaubensgemeinschaft, die von einem ehemaligen katholischen Pfarrer aus den Niederlanden, Menno Simmons (1496-1561), gegründet wurde. Man nannte die Anhänger seiner religiösen Auffassungen Mennoniten. Sie ließen sich im reiferem Alter, mit zumindest 14 Jahren, durch Eintauchen in Wasser taufen. Die Anhänger dieser neuen Denomination zeichneten sich durch dogmatische Gewaltfreiheit und Pazifismus aus. Sie waren Gegner des Militärdienstes<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> P. Fijałkowski, *Menonici na Mazowszu (od połowy XVIII w. do 1945 r.)*, „Rocznik Mazowiecki”, Bd. XIII, Warszawa 2001, S. 233-235.

Seit Mitte des 18. Jh. begannen ins Gostyniner Land Kolonisten aus den deutschen Ländern einzuwandern. Die örtliche Bevölkerung nannte sie *Oleđrzy* (dt. Hauländer). Aufgrund von Beschlüssen des Sejms der *Rzeczpospolita* aus der 2. Hälfte des 18. Jh. wurde die Niederlassung von Ausländern in Polen begünstigt. Sie erhielten zahlreiche Privilegien. Viele hauländische Dörfer an der mittleren Weichsel entstanden infolge von Anreizen seitens der örtlichen Adligen, die eine Steigerung ihrer Einkünfte aus ihren eigenen Gütern anstrebten, insbesondere solchen, die an wenig erschlossenen Gebieten in der Nähe des Flussbetts der Weichsel lagen. Die Hauländer besiedelten besonders zahlreich die an der Weichsel gelegenen Ländereien, insbesondere nach Hochwasserkatastrophen.

Etliche deutsche Bauern kamen nach der zweiten Teilung der polnischen Adelsrepublik, als der westliche Teil Masowiens unter preußische Fremdherrschaft fiel, in den Raum Gostynin. Um die Wende des 18. und 19. Jh., in einer Zeit verstärkter Kolonisationsaktion preußischer Behörden, siedelten sich im Gostyniner Land viele deutsche Familien aus den überbevölkerten deutschen Ländern Baden, Mecklenburg, Schwaben, Württemberg an. Manche deutsche Siedler hatten sogar Ämter in der preußischen Verwaltung inne, unter anderem in den Nachbarstädten Gąbin und Gostynin<sup>2</sup>.

Die Ansiedlung deutscher Kolonisten im Gostyniner Land wurde in der Zeit des infolge des Wiener Kongresses geschaffenen Königreichs Polen fortgesetzt. Seine Machthaber wussten den großen Einfluss von Ausländern auf die ökonomische Entwicklung der polnischen Gebiete zu schätzen. Eine große Zuwanderung deutscher Bevölkerung auf die Gebiete des Gostyniner Landes wurde in den 20er Jahren des 19. Jh. verzeichnet, als in Gąbin und Gostynin Tuchmachersiedlungen entstanden. In beiden Städten entstanden evangelisch-lutherische Gemeinden, denen deutsche Kolonisten aus den benachbarten Dörfern angehörten<sup>3</sup>. Die mit den deutschen Kolonisten, auch mit den Tuchmachern geschlossenen Verträge sicherten ihnen die Gründung von Pfarreien, den Bau von Kirchen und Pfarrhäusern<sup>4</sup>.

Im Zuge der Ansiedlung deutscher Menschen im Gostyniner Land wurden protestantische Schulen eröffnet, die auch als Konfessions-

---

<sup>2</sup> P. Fijałkowski, *Ewangelicy na południowo-zachodnim Mazowszu w XVIII-XIX w.*, „Przegląd Historyczny”, Bd. 82, 1991, H. 1, S. 125–126; E. Szubska-Bieroń, *Osadnictwo niemieckie na ziemi gostynińskiej w XVIII i XIX wieku*, „Rocznik Gostyniński”, Bd. I, Red.: J. Domagała, Gostynin 2007, S. 260-263.

<sup>3</sup> J. Szczepański, *Osady sukiennicze na zachodnim Mazowszu w dobie Królestwa Kongresowego*, „Rocznik Płocki”, Płock 1983, S.11; B. Gutknecht, *Parafia Gąbińska. Z okazji stulecia poświęcenia kościoła*, Warszawa 1932, S. 9–10.

<sup>4</sup> E. Szubska-Bieroń, *Osadnictwo niemieckie na ziemi gostynińskiej w XVIII i XIX wieku*, a.a.O., S. 274.

schulen bezeichnet wurden. In ihnen wurde ausschließlich in Deutsch unterrichtet<sup>5</sup>.

In dem an der Weichsel gelegenen Teil Masowiens war die Ansiedlung von Mennoniten, die hierher vom Territorium des preußischen Staates zogen, nach wie vor sichtbar. Es sei vermerkt, dass die Mennoniten kraft Anordnungen preußischer Herrscher zur Steuerzahlung und vor allem zum Militärdienst verpflichtet wurden, der ihren religiösen Prinzipien zuwiderlief. Deshalb nahmen sie die Einladungen seitens der Behörden Kongresspolens gerne an, die ihren Arbeitselan und ihre wirtschaftliche Effizienz wie auch ihr Wissen und Können bei der Bekämpfung der Folgen von Flutkatastrophen zu schätzen wussten.

Siedler in diesem Teil Masowiens nannte man nach wie vor Hauländer. Die Mennoniten und die deutschen Kolonisten verbanden ihre Herkunft aus fern liegenden Ländern, ähnliche Sprache, Kultur und Religion – verschiedene Zweige des Protestantismus. Die aus Deutschland strömenden Siedler übernahmen von ihren holländischen Vorgängern ähnliche Verfahren des Wirtschaftens in den an der Weichsel gelegenen sumpfigen Gebieten.

Im Laufe des 19. Jh. verloren die Dörfer an der Weichsel im Gostyniner Land ihre einst homogene ökonomische und ethnische Eigenart. Hierzu sei ein Kenner dieser Problematik, Jerzy Szalygin, zitiert: „Mitglieder der Kolonien waren noch holländische Siedler, es begannen aber auch niederdeutsche und polnische zu dominieren. Die Bezeichnung *Olęder* bekam eine spezifische Bedeutung. Sie hörte auf, in eingepolnischter Form für die Nationalität der Siedler zu stehen, und begann, ein exakt bestimmtes Modell von Wirtschaftsführung und gesellschaftlicher Organisation zu bezeichnen“<sup>6</sup>.

Die deutschen Kolonisten unterlagen dem Polonisierungsprozess nicht. Im Gostyniner Land war man in deutschen Familien bestrebt, seine nationale Identität zu bewahren, indem man unter der jungen Generation Kultur, Sitten und Brauchtum der Deutschen pflegte. Gemischte Ehen wurden für gewöhnlich zwischen Personen derselben Religion geschlossen.

Während der polnischen Nationalaufstände verhielten sich die deutschen Kolonisten den Annexionsmächten gegenüber loyal. In der Zeit des Kościuszko-Aufstands wiegelten die preußischen Behörden die an der Weichsel angesiedelten Hauländer gegen die polnischen Verbände des Generals Jan Henryk Dąbrowski, die den Aufständischen in Wielkopolska zu Hilfe eilten, auf. Darüber informierte am 18. September 1794 r. Józef Wybicki, der sich in einem Militärlager bei Gąbin aufhielt, den Obersten Nationalrat. Wybicki beschloss, sich an die Kolonisten mit dem Appell zu wenden, Neutralität gegenüber den kämpfenden Parteien zu bewahren. An

<sup>5</sup> A. Breyer, *Die Entwicklung des deutschen Schulwesens im Gostyniner Lande (1780–1936)*, „Deutsche Monatshefte in Polen“ 1937, Nr. 2/3, S. 105-106.

<sup>6</sup> J. Szalygin, *Katalog zabytków osadnictwa holenderskiego na Mazowszu*, Warszawa 2004, S. 19.

jenem Tag wurde sein in Deutsch verfasster Aufruf an die im masowischen Weichselraum wohnhafte deutsche Bevölkerung bekannt gemacht; er begann mit folgenden Worten: „An die Bewohner polnischer Gebiete – Bürger Augsburgischer Konfession, für gewöhnlich Hauländer genannt“. Wybicki ließ seinen Aufruf in allen lutherischen Schulen und Kirchen vorlesen. Die preußischen Behörden, die zu Aktivitäten gegen die aufständischen Truppen anfeuerten, verbreiteten Gerüchte, dass „die von Fanatismus und Grausamkeit erfüllten Polen sie bekämpfen werden“<sup>7</sup>.

Der oben genannte Aufruf war ein Beispiel für religiöse und nationale Toleranz. Er ließ allerdings das für die Hauländer wichtige Problem außer Acht, wie die Verpflichtungen und die Höhe der Zahlungen an die Eigentümer von Grund und Boden geregelt werden sollten, und gerade dieses Problem erwies sich als „eigentliches und grundsätzliches Motiv der Ausschreitungen der Hauländer während des Aufstands“<sup>8</sup>.

Die deutschen Siedler aus dem Landkreis Gostynin waren dem Novemberaufstand (1830-1831) abgeneigt. Einige von ihnen, aus Świniary, wurden von der Sicherheitswacht, die vom Bürgermeister der Stadt Iłowo ins Leben gerufen worden war, verletzt<sup>9</sup>.

Viele der an der Weichsel wohnenden deutschen Kolonisten bezeugten ihre Feindschaft gegenüber dem Januaraufstand, indem sie mit den Besatzungsorganen kollaborierten. Es gibt zahlreiche Beweise dafür, dass dies auf die Niederlagen in Schlachten und Gefechten aufständischer Verbände, welche gegen die russischen Truppen kämpften, einen großen Einfluss hatte. Die Aufständischen, die darüber im Bilde waren, verurteilten manche deutschen Kolonisten zum Tode durch Erhängen<sup>10</sup>.

Eine gewisse Stabilisierung des ökonomischen Lebens im Königreich Polen setzte in der Zeit nach dem Januaraufstand (1865-1914) ein. Die im Gostyniner Land lebenden Hauländer spezialisierten sich in Viehzucht und Käseproduktion. Sie waren vor allem für die Herstellung holländischer Käsesorten bekannt. Manche von ihnen verzichteten später auf die Käseherstellung und stellten sich auf Milchviehhaltung um. Milchprodukte wurden überwiegend in die nahe gelegene Stadt Płock geliefert. Kolonisten, die von der Weichsel etwas weiter entfernt wohnten, bauten Weizen sowie Futter- und Zuckerrüben an. Die Zuckerrüben wurden in

<sup>7</sup> Józef Wybicki machte keinen Hehl daraus, dass die Preußen dadurch „zu einem Bürgerkrieg führen und unsere Mitbrüder gegen uns bewaffnen wollten“, „Gazeta Rządowa“ 1794, Nr. 32, S. 326; J. Wąsicki, *Powstanie Kościuszkowskie w Wielkopolsce*, Poznań 1957, S. 126; M. Chudzyński, *Płock i ziemia płocka w Insurekcji Kościuszkowskiej*, in: *Powstanie 1794 roku. Dzieje i tradycja. Studia i szkice w dwustulecie*, hrsg. von H. Szwankowska, Warszawa 1996, S. 11-42.

<sup>8</sup> J. Wąsicki, *Powstanie Kościuszkowskie...*, a.a.O., S. 126.

<sup>9</sup> AGAD (Zentralarchiv für Alte Akten – Anm. d. Übers.), *Władze Centralne Powstania Listopadowego*, Sign. 494 b, S.86.

<sup>10</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, Gąbin – Pułtusk 2013, S.140.

die Zuckerfabrik Leonów in Duninów mit Kähnen über die Weichsel befördert. Viele Kolonisten, insbesondere die Mennoniten, spezialisierten sich im Obstanbau. Obst wurde meistens in Plock und in Warschau verkauft. Es wurde mit Pferdewagen entlang der Weichsel oder mit Kähnen befördert. Obst wurde zu Marmelade und Konfitüre verarbeitet, oder es wurde getrocknet. Frisches und getrocknetes Obst wurde auf Märkten in Warschau verkauft, oder es wurde an feste Abnehmer – Warschauer Feinbäcker – geliefert. Es wurden auch massenweise Weiden gezüchtet; aus ihren Ästen wurden Körbe hergestellt, die beim Häufeln von Rüben, beim Lesen der Kartoffeln und bei der Obsternte benutzt werden. Man nutzte sie auch zur Herstellung von Zäunen, die für die Region typisch waren und die Grenzen zwischen den Gehöften und Weideplätzen markierten<sup>11</sup>.

Wawrzyniec Sikora, ein aufmerksamer Beobachter von landwirtschaftlichen Gütern deutscher Kolonisten, schreibt: „In der Nähe des Hauses muss es einen Blumengarten und einen Obstgarten geben, manche haben sogar ein Stück Feld mit Obstbäumen. Sämtliche Straßen, Feldraine und selbst die quadratisch angeordneten Felder sind mit wildwachsenden Bäumen, vorwiegend mit Weiden bestockt, die ihnen zum Heizen und als Material für Umzäunung dienen, so dass die deutschen Siedlungen meistens eingehegt sind. Das ist lobens- und nachahmenswert – zum einen deshalb, weil der deutsche Kolonist sommers keinen Hirten benötigt, zum anderen deshalb, weil sie durch die Umzäunung einander weniger Schäden zufügen. Deshalb leben sie meistens in Eintracht.“<sup>12</sup>

Die an der Weichsel wohnenden Mennoniten bauten ihre Häuser auf künstlich geschaukelten Hügeln. Das sollte ihre Unterkünfte während des Hochwassers vor Überschwemmung schützen<sup>13</sup>. Markanterweise war die Art und Weise, wie die Nebengebäude auf den Bauernhöfen der deutschen Kolonisten gebaut wurden, von ihren polnischen Nachbarn schwer zu akzeptieren. Der bereits zitierte Sikora schrieb: „Die Siedlungen der Deutschen unterscheiden sich in ihrer Art grundsätzlich von denen der Polen. So, wie sie ihre Wohnhäuser zu bauen angefangen haben, so bauen sie diese (weiterhin). Unter einem Dach fassen sie das Wohnhaus samt Stallungen,

<sup>11</sup> W. Marchlewski, *Przyczynę do dziejów osadnictwa ołędzkiego w środkowym biegu Wisły w XIX–XX w. (do 1945 r.)*, „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej”, Bd. XXXVI, 1988, Nr. 3, S. 505–506; M. Chudzyński, *Kolonizacja holendersko-ołędzka (olenderska) i niemiecka nad środkową Wisłą*, in: *Polska – Mazowsze. Dzieje polityczno-militarne, gospodarcze i kultura*, hrsg von. A. Koseski u. R. Turkowski, Pułtusk 2013, S. 174–175.

<sup>12</sup> W. Sikora, *Monografia osiedli niemieckich* (zum Druck vorbereitet und mit Anmerkungen versehen von T. Kordala), „Nasze Korzenie”, Nr. 1, 2011, S. 38–39.

<sup>13</sup> J. Szałygin, *Osadnictwo holenderskie na terenie obecnego województwa płockiego*, „Mazowsze” 1995, Nr. 6, S. 36.

nur die Scheue steht getrennt [...] Es gibt kein deutsches Gehöft, in dem das Wohnhaus separat stehen würde. Das ist bequem, aber unhygienisch, denn nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter breitet sich in der Wohnung der Stallgeruch aus.“<sup>14</sup>

Eine solche Bauweise von Nebengebäuden in Bauernwirtschaften der Hauländer war allerdings sehr praktisch. Während der kurzen Hochwasserzeiten befand sich ihr ganzes Hab und Gut unter einem Dach – im Dachboden. Die Weichsel spülte beim Durchfließen der überschwemmten Gebäude Verunreinigungen aus den Vieh-, Pferde- und Schweineställen, ohne dass die Wohnungen verunreinigt wurden. Gleichzeitig wurden die umliegenden Felder gedüngt. Kein Wunder also, dass die Mennoniten sich gegen die Bestimmungen der Behörden des Königreichs Polen, welche den Bau von Deichen gegen Hochwasser anordneten, sträubten.

Selbst die der Ansiedlung von Deutschen im Königreich Polen abgeneigten Publizisten betonten die korrekten Beziehungen zwischen den deutschen Kolonisten und der polnischen Bevölkerung<sup>15</sup>, aber die Kontakte zwischen Deutschen und Polen in dem besagten Gebiet waren sporadisch. Die deutsche Bevölkerung bildete nach wie vor geschlossene Enklaven. Um ihre Homogenität zu bewahren, machten die Deutschen Anstrengungen, landwirtschaftliche Güter der Polen aufzukaufen, wenn sie sich in einem der von den Kolonisten bewohnten Dörfer befanden. So wollten z. B. die in Troszyn Niemiecki sesshaften Deutschen, wo nur ein einziger polnischer Landwirt mit 16 Morgen Land wohnte, „ihn aus dem Dorf entfernen, indem sie ihm für seinen Grund und Boden ohne Gebäude 9000 Rubel boten“. Der Bauer „antwortete ihnen, dass er den Deutschen seine Scholle nicht veräußern würde“<sup>16</sup>.

Ein großes Trauma war für die deutschen Kolonisten im Königreich Polen, darunter auch für die im Gostyniner Land lebenden, der Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Im Januar 1915 begannen die zaristischen Behörden mit der Umsiedlung deutscher Kolonisten ins Innere Russlands. Sie wurden als ein „unsicheres Element“ angesehen. Es wurde dabei besonders darauf geachtet, sie aus Gebieten zu entfernen, die in der Nähe von strategischen Objekten gelegen waren, unter anderem aus Ortschaften unweit der Festung Modlin, und dazu gehörten vor allem die Dörfer der Mennoniten in

<sup>14</sup> W. Sikora, *Monografia osiedli niemieckich*, a.a.O., S. 38-39.

<sup>15</sup> H. Wiercieński, *Niemcy w Królestwie Polskim*, „Biblioteka Warszawska“, Bd. 3, 1908, H. 2, S. 217 schrieb: „Trotz Separatismus behaupten die Nachbarn von ihnen, dass sie arbeitsam, ruhig, keineswegs auf Streitigkeiten aus sind [...] mit der örtlichen Bevölkerung unterhalten sie einträchtige Beziehungen, obwohl sie ihr gegenüber misstrauisch sind und einen mitunter boshaften Kritizismus an den Tag legen.“

<sup>16</sup> M. Chudzyński, *Wieś południowo-zachodniego Mazowsza 1864–1907*, Warszawa 1983, S. 168.

Masowien an der Weichsel<sup>17</sup>. Die zaristischen Behörden deportierten die deutschen Kolonisten auf eine überaus brutale Art und Weise: „Man befahl ihnen, die Dörfer binnen eines Tages zu räumen, wobei mit Peitschen nachgeholfen wurde“<sup>18</sup>. In der Chronik einer evangelischen Pfarrei ist Folgendes nachzulesen: „Auf den Straßen, die in Richtung Eisenbahnstation führten, zogen ganze Trecks voller Frauen, Kinder, Greise und Kranke, armselig, ja sogar elend gekleidet, deren einziger Schutz vor Kälte Stroh war, mit dem die Wagen eingestreut waren. Also war ihr Zug bald von zahlreichen Gräbern gezeichnet ...“<sup>19</sup>.

Deutsche Kolonisten, die die Strapazen der Deportation überstanden haben, begannen erst nach Ausbruch der Oktoberrevolution, überwiegend im Frühjahr 1918, nach Beendigung der Kriegshandlungen an der Ostfront, aus Russland nach Masowien zurückzukehren. Meistens trafen sie in ihren Wirtschaften polnische Bauern an, die sie gepachtet und sich das hinterlassene Hab und Gut angeeignet hatten. Den heimkehrenden Kolonisten griffen deutsche Besatzungsorgane unter die Arme, indem sie ihnen Getreide zum Brotbacken, Samen und Saatgut, Pferde und Kühe, also Güter, die den Bewohnern polnischer Dörfer vorher beschlagnahmt worden waren, zur Verfügung stellten. Häufig kam es zu Gerichtsverhandlungen zwischen den aus Russland heimkehrenden Deutschen und den polnischen Bauern<sup>20</sup>.

Die geschilderten Streitigkeiten und die traumatischen Erlebnisse deutscher Kolonisten bei deren Deportation während des Ersten Weltkrieges hatten deren noch größere Isolierung von ihren polnischen „Nachbarn“ zur Folge. Sie machten ihren gerade erst eingeleiteten Assimilierungsprozess unmöglich.

---

<sup>17</sup> J. E. Szczepański, *Działania wojenne na Mazowszu w czasie I wojny światowej*, in: *Dzieje Mazowsza*, Bd. 3. Die Jahre 1795–1918, hrsg. von J. Szczepański, Pułtusk 2012, S.703.

<sup>18</sup> J. Hensel, *Ewakuacja kolonistów niemieckiego pochodzenia z Królestwa Polskiego „w głąb Rosji” w latach 1914–1915*, in: *Polska między Niemcami a Rosją*, red. W. Borodziej, P. Wiczorkiewicz, Warszawa 1997, S. 42-58; J. Szczepański, *Spółczesność Mazowsza wobec wydarzeń I wojny światowej*, in: *Dzieje Mazowsza*, Bd. III. Die Jahre 1795–1918, hrsg. von J. Szczepański, Pułtusk 2012, S. 764.

<sup>19</sup> Zit. n. J. Szczepański, *Deportacja niemieckich kolonistów z Królestwa Polskiego w 1915 r. (przykład Lubelszczyzny, Mazowsza i ziemi radomskiej)*, in: *Ludzie – władza – narody – religie. Lubelszczyzna – Polska – Europa*, hrsg. von Agnieszka Kidzińska-Król, Lublin 2015, S. 179.

<sup>20</sup> M. Przeniosło, *Chłopi Królestwa Polskiego w latach 1914–1918*, Kielce 2003, S. 304-305. Die ins weite Russland verschleppten deutschen Kolonisten schafften es häufig noch, ihren polnischen Nachbarn die in der Wirtschaft benötigten Werkzeuge und Geräte für wenig Geld zu verkaufen. Die Behörden zwangen deshalb die polnischen Bauern, die Sachen wieder zum Kaufpreis abzugeben.

Zur Zeit der Wiedererlangung der Unabhängigkeit durch den polnischen Staat wohnten im Landkreis Gostynin 6000 deutsche Kolonisten (7% der Gesamtbevölkerung), darunter etwa 400 Mennoniten. Der genannte Landkreis bildete damals die größte Ansammlung deutscher Bevölkerung in der Wojewodschaft Warschau. Während der Ersten Allgemeinen Volkszählung vom September 1921 wurde die größte Anzahl von Personen deutscher Nationalität in Gemeinden entlang der Weichsel verzeichnet: in Czeremo, Dobrzyków, Duninów. In der Gemeinde Czeremo waren die Protestanten zahlenmäßig stärker als die römischen Katholiken – es waren ihrer 48 Prozent, die Katholiken bildeten 45 v.H. Die meisten Menschen protestantischer Konfession wohnten in den Dörfern Wiączemin Polski (255 Personen), Świniary (241), Nowosiadło (231), Sady (216), Wiączemin Niemiecki<sup>21</sup> (175) und Wymyśle Niemieckie (70 Mennoniten)<sup>22</sup>.

Während der Wahlen zum Gesetzgebenden Sejm 1919 siegte auf dem Gebiet der Gemeinde Czeremo die Deutsche Volkspartei, auf die ganze 47,6 Prozent der Wähler ihre Stimme abgaben<sup>23</sup>. Die bei den Wahlen zahlreich erschienenen deutschen Kolonisten entschieden über den Sieg ihrer Liste in der Gemeinde Czeremo auch bei den Parlamentswahlen von 1922. Die Liste des Blocks Nationaler Minderheiten wählten in der Gemeinde Czeremo 727 Personen (56,5 Prozent)<sup>24</sup>. Ähnlich war es bei den Sejmwahlen 1928<sup>25</sup>.

In den Folgejahren unterstützten die deutschen Kolonisten aus dem Landkreis Gostynin das Lager der Sanacja von Marschall Józef Piłsudski. Dadurch errang die Liste des Parteilosen Blocks der Regierungsunterstützer (*Bezpartyjny Blok Współpracy z Rządem*) bei den darauffolgenden Wahlen auf dem Gebiet der Gemeinde Czeremo die meisten Stimmen<sup>26</sup>.

Es sei angemerkt, dass die deutschstämmigen Ratsmitglieder der Gemeinde Czeremo im Gemeinderat die Mehrheit errangen. Das beunruhigte die polnischen Stellen. In einem Bericht des Amtes der Wojewodschaft Warschau steht: „Das deutsche Element im Landkreis Gostynin legte während der letzten Wahlen zu den Selbstverwaltungsorganen enorme organisatorische Fortschritte an den Tag, indem es eine Reihe von Mandaten für die

<sup>21</sup> Deutscher Ortsname: Deutsch Gensemin, heutiger Name: Nowy Wiączemin – Anm. d. Übers.

<sup>22</sup> *Skorowidz miejscowości RP*, Bd. I: *M.st. Warszawa, województwo warszawskie* (Tafel der Wojewodschaft), Warszawa 1925, S. 26–34.

<sup>23</sup> *Statystyka wyborów do Sejmu Ustawodawczego*, hrsg. von L. Krzywicki, Warszawa 1921, S. 12–14. Während der Wahlen zum Sejm 1919 errang der Deutsche Volksverband in der Mehrheit der Dorfgemeinden des Landkreises Gostynin den dritten Platz.

<sup>24</sup> *Statystyka wyborów do Sejmu i Senatu odbytych w dniu 5 i 12 listopada 1922 roku*, Warszawa 1926, S. 25.

<sup>25</sup> T. u. K. Rzepeccy, *Sejm i Senat Rzeczypospolitej Polskiej 1928–1933*, Poznań 1938, S.14.

<sup>26</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 428.

Gemeinderäte errang (z.B. haben die Deutschen in der Gemeinde Czerno acht Ratsmitglieder)<sup>27</sup>.

Die Mehrheit der deutschstämmigen Einwohner des an der Weichsel gelegenen Teils Masowiens gehörte dem im Jahre 1924 gegründeten Deutschen Volksverband (DVV) in Polen an. Es war eine nationalistische Organisation, die das Deutschtum in den polnischen Gebieten erhalten wollte, wobei sie sich dem Assimilierungsprozess widersetzte.

Berichte darüber, dass das Dritte Reich in der zweiten Hälfte der Dreißigerjahre des 20. Jh. Erfolge in der Außenpolitik erzielte, stärkten die polenfeindlichen Stimmungen unter den in Masowien an der Weichsel lebendendeutschen Kolonisten. Die DVV-Kreise verstärkten ihre Aktivitäten, es entstanden auch Organisationen der Jungdeutschen Partei in Polen (JDP, poln. Bez.: *Partia Młodoniemiecka*). Die genannten Organisationen führten ihre Bildungsarbeit mit Schwerpunkten deutsche Geschichte und Literatur. Sie widersetzten sich der Einführung des Polnischen in Schulen, in die Kinder deutscher Kolonisten gingen. Antipolnische und zugleich hitlerfreundliche Tendenz hatten die 1938 in Borki, Troszyn Niemiecki, Wymyśle Niemieckie (dt. Name: Deutsch-Wymyschle – Anm. d. Übers.) und Gąbin einberufenen Versammlungen von Mitgliedern beider Organisationen, auf denen die Delegierten ihrer deutschen Dachverbände „die Deutschen dazu aufriefen, sich mit dem Hitlergruß und dem Ruf *Heil* zu begrüßen [...]“. Sie forderten auch, „dass sich in jedem deutschen Haus ein Porträt des Führers des deutschen Volkes und ein Hakenkreuz befanden“<sup>28</sup>. Die Kolonisten in Masowien an der Weichsel nahmen auch massenweise an der Mitgliederversammlung des Deutschen Volksverbands am 12. Juni 1938 in Kępa Wyszogrodzka teil<sup>29</sup>.

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, kam es zu Repressalien polnischer Behörden gegen die zahlreichen in Masowien an der Weichsel lebenden deutschen Kolonisten. Sie wurden als Mitglieder der Fünften Kolonne behandelt, die auf Spionage und Diversion zugunsten des Dritten Reiches ausgerichtet war. Die Mehrheit der deutschen Kolonisten im Alter von 17–65 Jahren, die im Gostyniner Lande lebten, wurde vorsichtshalber verhaftet und nach Warschau und anschließend in die Brester Festung (Brześć Litewski – dt.: Litauisch Brest – Anm. d. Übers.) oder nach Bereza Kartuska abtransportiert, wo sie etlichen Schikanen ausgesetzt worden waren. Die von ihnen hinterlassenen Wirtschaften wurden von polnischen Bauern

<sup>27</sup> Archiwum Państwowe w Warszawie (APW), Urząd Wojewódzki Warszawski (UWW) [Staatsarchiv in Warschau (APW), Wojewodschaftsamt Warschau (UWW)], Sign. 18, k. 110.

<sup>28</sup> Ebd., Sign. 111, k. 53; APW, Komenda Wojewódzka Policji Państwowej w Warszawie, Urząd Śledczy w Warszawie [Wojewodschaftspräsidium der Staatspolizei in Warschau, Untersuchungsamt Warschau], Sign. 2, k. 11.

<sup>29</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 438.

ausgeraubt, und ihre Pferde wurden vorher von der Polnischen Armee requiriert<sup>30</sup>. An einer weiteren Eskalation der gegen die Kolonisten aus der Umgebung von Gąbin gerichteten Ausschreitungen seitens ihrer polnischen Nachbarn, die sich über Nachrichten von der Front aufregten und ärgerten, hinderte sie Pfarrer Dr. Wincenty Helenowski von der Pfarrei Czermno<sup>31</sup>.

Die größten Repressionen trafen aber die Funktionäre politischer Organisationen der deutschen Minderheit. In der Nacht vom 7. zum 8. September 1939 wurde im Wald bei Gąbin aufgrund des Urteils eines Feldgerichts der Pastor der evangelisch-lutherischen Kirche in Gąbin, Bruno Gutknecht, von Gąbiner Polizisten erschossen. Er war Führer einer Ortsgruppe des Deutschen Volksverbands und wurde verdächtigt, im Land Gostynin die Fünfte Kolonne organisiert zu haben<sup>32</sup>.

Der an der Weichsel gelegene Teil Masowiens wurde bald zu einem Gebiet, auf dem heftige Gefechte geführt wurden. Während der Schlacht an der Bzura erlitten polnische Truppen und Zivilbevölkerung durch Angriffe der deutschen Luftwaffe riesige Verluste. In einer solchen Atmosphäre, die das Gefühl der Ratlosigkeit und Panik noch verschärfte, kam es zu immer häufiger werdenden Gewalttätigkeiten gegen die deutschen Kolonisten.

Besonders dramatisch waren die Geschehnisse der Mennoniten in den Dörfern Sady und Kazuń (dt. Name: Deutsch-Kazun – Anm. d. Übers.), die ziemlich nah an der Festung Modlin lagen. Am 7. September 1939, nach einer Bombardierung der Feste, wurde der Vorsteher der Mennonitengemeinde Rudolf Bartel von polnischen Soldaten öffentlich erschossen. Deutschen Tagebüchern zufolge wurde er falsch angeklagt, deutsche Flugzeuge auf polnische Militärziele gelenkt zu haben. Mitte September 1939 wurden in Kazuń und Sady weitere 17 Mitglieder der Mennonitengemeinschaft getötet<sup>33</sup>.

Am 17. September 1939 marschierten deutsche Truppen in die masowischen Gebiete an der Weichsel ein und besetzten das ganze Gostyniner Land, unter anderem die Städte Gostynin und Gąbin. Die deutschen Kolonisten sahen den Einmarsch der Nazitruppen als Befreiung. Edna Schroeder erinnert sich: „Ich konnte es nicht glauben, dass der Krieg zu Ende war. Deutsche Soldaten sind einmarschiert. Das war wunderbar. Sie brachten uns Schokolade, Kekse und stellten in unserem Garten eine Feldküche auf. Sie stationierten eine oder zwei Wochen bei uns und erholten sich. Die Kämpfe auf unserem Gebiet waren beendet“<sup>34</sup>.

<sup>30</sup> Ebd., S. 443; P. Stratenwerth, *Mieliśmy tu raj*, in: *Dwa brzegi. Trochę jak sąsiedzi*, hrsg. von Z. Leszczyński, Bodzanów 2011, S. 24–25.

<sup>31</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 443.

<sup>32</sup> Ibidem; E. Kneifel, *Die Pastoren der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen*, [Eging 1968], S. 99.

<sup>33</sup> W. Marchlewski, *Olędrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze. Mennonici na Mazowszu 1939–1948*, k. 4, in: <http://holland.org.pl>.

<sup>34</sup> Zit. n. W. Marchlewski, *Olędrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna*

Für die Polen bedeutete das den Anfang der deutschen Besatzung, die durch Extermination des polnischen Volkes gezeichnet war. Gleich nach Einmarsch in Gąbin, am 19. September, wurden sechs Eisenbahner und ein Polizist, die in ihre Häuser in Pommern heimkehrten, erschossen. Weitere Repressalien trafen Menschen, die sich an Schikanen und Verhaftungen deutscher Kolonisten im September 1939 beteiligt hatten. Schon gegen Ende dieses Monats wurde ein Dutzend Personen, die wegen Aktivitäten gegen das Dritte Reich angeklagt wurden, zum Tode verurteilt. Im Juni 1941 wurden 86 Polen aus Gąbin und seiner Umgebung verhaftet. Zehn von ihnen wurden am 15. Juni an der Mauer der katholischen Kirche in Gąbin erschossen, die restlichen wurden ins Gefängnis nach Inowrocław gebracht<sup>35</sup>.

Das Gostyniner Land wurde Teil des neu gebildeten Reichsgaus Wartheland, das ins Dritte Reich einverleibt wurde. Sein Statthalter, Gauleiter Artur Greiser, der die Zusammensetzung der Bevölkerung im Wartheland verändern wollte, begann mit der Aussiedlung von Polen und mit der Umsiedlung von Deutschen aus dem Osten – aus Bessarabien, Wolhynien, der Ukraine und Rumänien – in diese Gebiete.

In Übereinstimmung mit der Politik der hitlerdeutschen Besatzungsorgane wurden in den Jahren 1939–1941 aus dem Landkreis Gostynin etwa 8000 polnische Landwirte ausgesiedelt<sup>36</sup>. Ihre Wirtschaften wurden, den geheimen Abmachungen des Ribbentrop-Molotow-Paktes gemäß, unter anderem Kolonisten aus Wolhynien oder Bessarabien übergeben. Die Aussiedlungen aus dem an der Weichsel gelegenen Teil Masowiens wurden von einem eigens zu diesem Zweck errichteten Beamtenapparat vollzogen. Polnische Familien wurden ins Generalgouvernement, vor allem in die Region Lublin, deportiert. Sie durften nur Handgepäck mitnehmen. Die von Polen verlassenen Wirtschaften, deren Eigentümer ausgesiedelt oder zur Zwangsarbeit ins Dritte Reich verschleppt wurden, wurden deutschen Kolonisten übereignet. Gelegentlich kam es auch vor, dass Polen zur Arbeit in Wirtschaften deutscher Kolonisten verpflichtet wurden. Wollte ein Deutscher in seiner Wirtschaft im Zuge alter gutnachbarschaftlicher Beziehungen einen polnischen Nachbarn anstellen, musste er bei der deutschen Besatzungsmacht seine Einstellung beantragen<sup>37</sup>.

Bereits Ende 1939 führten die Nazibehörden eine Volkszählung aller im Landkreis Gostynin wohnhaften Deutschen durch. Im Frühjahr 1940 wurde begonnen, die ethnischen Deutschen in die Volksliste einzutragen. Für die

---

*sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k. 4.

<sup>35</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 450–456.

<sup>36</sup> J. Matuszewski, *Okres II wojny i okupacji hitlerowskiej (1939–1945)*, in: *Dzieje Gostynina i ziemi gostynińskiej*, hrsg. von M. Chudzyński, Warszawa 1990, S. 543.

<sup>37</sup> W. Marchlewski, *Oleńdrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, k.4; Bericht von Józefa Rzepecka geb. Król.

deutschen Kolonisten war ein Eintrag in die Volksliste etwas Natürliches – schließlich sprachen sie zu Hause Deutsch, gingen in eine evangelische oder mennonitische Kirche, in der Deutsch auch die Sprache der Liturgie war. In Gąbin und Gostynin wohnten aber auch ethnische Deutsche – Vertreter der örtlichen Intelligenzschicht, die teilweise polonisiert waren. Sie wollten sich auf ihre Zugehörigkeit zum Dritten Reich nicht festlegen lassen und sträubten sich dagegen, sie in die Volksliste einzutragen. Viele Deutsche aus dem Gostyniner Land, die die Unterzeichnung der Volksliste verweigerten, wurden Repressalien ausgesetzt, darunter Einkerkerungen und Deportationen in Konzentrationslager<sup>38</sup>. Aus Angst vor weiteren Schikanen wurde aber die Gesamtheit der deutschen Bevölkerung, die das Gostyniner Land bewohnte, gezwungen, sich in die Volksliste eintragen zu lassen. Es sei betont, dass die polnische Bevölkerung die Volksdeutschen wegen ihrer hitlerfreundlichen Einstellung verurteilte, besonders im Generalgouvernement<sup>39</sup>.

Kraft Beschlusses der Naziorgane hatten örtliche Deutsche in der Verwaltung des Gostyniner Landes verschiedene Funktionen inne. Viele von ihnen gehörten schon vor dem Krieg der NSDAP an und waren in ihr in leitenden Stellen. Im Herbst 1939 wurde ins Amt des Bürgermeisters von Gąbin ein Mennonit, Erich Ratzlaff, eingesetzt. In der Verwaltung der Stadt Gąbin waren auch ethnische Deutsche evangelischer Konfession: der Totengräber Ferdinand Schneider und der Müller Rhode<sup>40</sup>.

Neben zahlreichen Privilegien hatten die in die Volksliste eingetragenen Personen auch Pflichten. Die wichtigste war der Militärdienst. In der Anfangszeit der deutschen Besatzung wurden Männer von 18 bis 25 Jahren zur Wehrmacht rekrutiert. Die meisten Deutschen aus dem an der Weichsel gelegenen Teil Masowiens wurden in den Jahren 1941–1942 eingezogen. Sie kämpften vor allem an der Ostfront. Nach der Niederlage von Stalingrad wurden auch ältere Männer zur deutschen Armee eingezogen.

Eine weitere Pflicht der Volksdeutschen war, an Aktivitäten von verschiedenen Organisationen teilzunehmen. Die Jugend musste obligatorisch in der Hitlerjugend oder im Bund Deutscher Mädel (BDM) sein. Die Hauptaufgabe dieser Organisationen war die körperliche und geistige Erziehung der Kinder und Jugendlichen im Sinne des Nationalsozialismus. Als Angehörige des BDM waren die deutschen Mädchen Krankenschwestern in Feldlazaretten, oder sie wurden zu diversen Hilfsdiensten herangezogen<sup>41</sup>. Gleichzeitig wurde angeordnet, dass die Angehörigen des BDM auch dann Uniformen tragen mussten, wenn sie in ihre Wohnorte zurückkehren. Ein Teil dieser jungen

<sup>38</sup> J. Matuszewski, *Okres II wojny światowej...*, a.a.O., S. 551–553.

<sup>39</sup> Mehr dazu siehe L. Olejnik, *Zdrójcy narodu? Losy volksdeutschów w Polsce po II wojnie światowej*, Warszawa 2006, S. 51–67.

<sup>40</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 452.

<sup>41</sup> W. Marchlewski, *Oleńdrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k.4–5.

deutschen Mädchen trug ihre Uniformen voller Stolz, worüber auch polnische Einwohner von Wymyśle berichten, die während der Besatzungszeit im Dorf wohnten<sup>42</sup>. Andere zeigten sich, wenn sie nach Hause zurückkehrten, in ihren Uniformen nie. Edna Schroeder erinnert sich: „Ich wollte nicht zeigen, dass ich anders bin als meine Nachbarn, polnische Schulkameraden, und so hing meine Uniform immer im Schrank.“ Ihre Mutter mahnte sie: „Sei gut zu den Polen, mach sie nicht zu deinen Feinden.“<sup>43</sup>

Während des Zweiten Weltkrieges waren die Einstellungen der ethnischen Deutschen im an der Weichsel gelegenen Teil Masowiens gegenüber den Polen sehr unterschiedlich. Edna Schroeder erinnert daran, wie schwer es ihr und ihren Eltern fiel, die von der nationalsozialistischen Besatzungsmacht aufoktroierten Rechte zu akzeptieren. Sie konnten z.B. dem Gesetz über den Umgang mit polnischen Arbeitern nicht nachkommen. Sie durften nicht, wie es Sitte war, mit dem Gutsherrn an einem Tisch essen. Ednas Eltern beachtetten diese Anordnung nicht und setzten sich mit Zosia, der Dienstmagd, und zwei polnischen Arbeitern zum gemeinsamen Essen<sup>44</sup>.

Im Frühjahr 1940 richteten die Volksdeutschen in Gostynin an die nationalsozialistischen Besatzungsorgane eine Eingabe mit der Forderung nach Freilassung von Mitgliedern der Familie Majewski, die ihrer Meinung nach zu Unrecht festgenommen worden waren. Dem Antrag wurde stattgegeben<sup>45</sup>.

Dank dem Einsatz des Bürgermeisters von Gąbin, Erich Ratzlaffs, wurde dem Probst der Pfarrgemeinde Czermno, Wincenty Helenowski, als einzigem katholischem Pfarrer im Landkreis Gostynin gestattet, als Seelsorger zu arbeiten. Es sei daran erinnert, dass Pfr. Wincenty Helenowski die Gläubigen seines Pfarrbezirkes daran zu hindern versuchte, die deutschen Kolonisten in den ersten Septembertagen des Jahres 1939 zu schikanieren<sup>46</sup>.

Manche Volksdeutschen aus dem Gostyniner Lande hatten den Polen nicht nur insgeheim geholfen, sondern sie wagten es sogar auch, deren Tätigkeit in der Widerstandsbewegung zu unterstützen. Einer von ihnen war der Bewohner von Wymyśle Niemieckie, Rainhold Wegert, der während der Nazibesatzung Leiter der Mühle in Sanniki war. Er arbeitete mit Pfr. Wincenty Helenowski zusammen, indem er bei der Besorgung von Lebensmittelpaketen half, die anschließend an Häftlinge in Konzentrationslagern geschickt wurden. Rainhold Wegert, der Beziehungen zu Vertretern der örtlichen deutschen Machtorgane und zur Gestapo hatte – diese kamen häufig nach Sanniki, von wo sie Mehl abholten –, hatte durch Vermittlung des Probstes der Pfarrei Czermno viele Einwohner des Landkreises Gostynin vor drohender

<sup>42</sup> Ebd.; Bericht von Józefa Rzepecka geb. Król.

<sup>43</sup> Zit. n. W. Marchlewski, *Olędrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k.5.

<sup>44</sup> Ebd..

<sup>45</sup> J. Matuszewski, *Okres II wojny światowej*, a.a.O., S. 551–553.

<sup>46</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 453.

Verhaftung gewarnt. Unter Gefährdung seines Lebens führte er viele Polen über die unweit von Sanniki verlaufende Grenze zwischen dem Warthegau und dem Generalgouvernement. Mit dem katholischen Probst der Pfarrei in Czeremo arbeiteten auch andere Einwohner von Wymyśle zusammen: der Müller Erich Ratzlaff und der Lehrer der evangelischen Schule Kuhn<sup>47</sup>.

Die nationalsozialistischen Besatzungsorgane hatten zu den örtlichen Deutschen, die in Gąbin und seiner Umgebung verschiedene Ämter innehatten, nur beschränktes Vertrauen. Ihre Bedenken lagen in dem Verdacht begründet, dass sie die polnische Bevölkerung allzu milde behandelten. Gegen Jahresende 1941 wurde der Bürgermeister von Gąbin, der Mennonit Erich Ratzlaff, seines Amtes enthoben und zur Strafe an die Ostfront geschickt. Bald danach wurde der aus dem Reich angereiste Richard Hacke zum Bürgermeister der Stadt. Auch ein anderer Mennonit aus Wymyśle Niemieckie wurde an die Ostfront beordert, Albert Foth, der vom Herbst 1939 die NSDAP-Organisation in Gąbin leitete. Seine Stellung übernahm ebenfalls Richard Hacke, der für seine eifrige Ausführung jeglicher Anordnungen der Nazibesatzer bekannt war<sup>48</sup>.

Das Gostyniner Land befand sich bis Mitte Januar 1945 unter Nazibesatzung, und die örtlichen Machtorgane waren auf die Evakuierung bereits im Dezember 1944 vorbereitet. Es wurde ein Netz von Etappenstationen bereitgestellt, auf denen die Deutschen bei ihrer Flucht in den Westen Schutz finden sollten. Markanterweise kümmerte man sich anfangs um das Schicksal der deutschen Zivilbevölkerung nicht, ja man hat es ihr sogar empfohlen, ihre Wirtschaften an der Weichsel nicht zu verlassen<sup>49</sup>. Nachrichten von der Front bewirkten, dass Anfang Januar 1945 mit der Evakuierung begonnen wurde. In erster Linie wurden Mütter mit Kleinkindern und anschließend der Rest der deutschen Bevölkerung evakuiert. In jener Zeit hielten sich in den Dörfern an der Weichsel lediglich Schwerbeschädigte, Frauen, Greise und Kinder auf. Männer wurden in die in der Nähe stationierten deutschen Militäreinheiten eingezogen. Die Verreisenden nahmen mit, was ihnen am wertvollsten war. Den Rest ihres Hab und Guts hinterließen sie in Häusern unter der Obhut der bei ihnen arbeitenden Knechte. Die Flüchtlinge wurden über Straßen und Wege evakuiert, die Kolonnen deutscher Truppen zum Rückzug dienten. Häufig wurden sie von vorrückenden russischen Truppen angegriffen, darunter von Fliegern. Man fühlte sich an die Flucht der polnischen Bevölkerung während des Septemberfeldzugs von 1939 erinnert.

Manchen Flüchtlingen gelang es nicht, die Etappenstationen zu erreichen. Ein Teil der Einwohner von Wymyśle Niemieckie – es waren Mennoniten

<sup>47</sup> Ebd., S. 478. Erklärung über die Verdienste von R. Wegert, unterzeichnet von den Nachkriegsbehörden von Gąbin, die Einwohner von Łaziska, Sanniki und Słubice.

<sup>48</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 452.

<sup>49</sup> W. Stankowski, *Obozy i inne miejsca odosobnienia niemieckiej ludności cywilnej w Polsce w latach 1945–1950*, Bydgoszcz 2002.

– wurde von Truppen der Roten Armee gestoppt. Die Russen hatten ihnen jeglichen Besitz geraubt, ließen sie aber zu Fuß in ihre Häuser zurückkehren. Nach einem Marsch von 70 Kilometern bei Minus 30 Grad Frost und heftigem Schneefall kehrten die Mennoniten in ihr Dorf Wymyśle Niemieckie heim. Auch die Flucht der Deutschen aus dem nördlichen Teil des Landkreises Gostynin misslang. Ein Zug voller Flüchtlinge aus Gostynin und Umgebung wurde von russischen Panzern beschossen<sup>50</sup>.

Im Februar 1945 waren die an der Weichsel gelegenen Dörfer des Gostyniner Landes entvölkert. Nach Evakuierung deutscher Kolonisten waren in diesen Dörfern nur alte und sieche Menschen sowie diejenigen geblieben, die es nicht geschafft haben, ihren Wohnort zu verlassen. Unter ihnen befanden sich Menschen, die keine Angst vor Repressionen hatten, weil sie während der Nazibesatzung gute Beziehungen zu Polen unterhielten. Die von den Kolonisten verlassenen Häuser begannen Polen in Besitz zu nehmen – Landwirte, die aus ihren Wirtschaften im Rahmen der von den Nazibehörden durchgeführten Aussiedlungsaktionen vertrieben wurden.

Die von den sowjetischen Kriegskommandanten unterstützten neuen polnischen Behörden machten sich daran, die Vertreter des bisherigen nazistischen Verwaltungsapparats zu inhaftieren. Unter ihnen befanden sich auch Gemeindevorsteher der von den deutschen Kolonisten bewohnten Dörfer. Für die in den Nachbardörfern lebenden Polen verkörperten sie das nazistische Machtsystem. Einer von ihnen war der Vater von Edna Schroeder, der Augenzeugenberichten zufolge wahrscheinlich ermordet oder in die UdSSR verschleppt wurde<sup>51</sup>.

Eine Plage für die Deutschen, die in dem an der Weichsel gelegenen Gostyniner Lande wohnten, und denen es nicht gelang, evakuiert zu werden, waren zuerst sowjetische und mitunter polnische Soldaten. Sie requirierten Pferde, Vieh, Schweine, Geflügel wie auch Hausrat. Nach ihnen kamen Plünderer, die sich aus der Dorfarmut und Kleinbauern rekrutierten. Die damals 18jährige Edna Schroeder erinnert sich: „Wir hatten alles verloren. Mama sagte zu uns, wir sollten uns keine Sorgen machen. Mama hat im Ersten Weltkrieg alles verloren, aber sie hat überlebt. Mama sagte: Bewahrt Ruhe, bleibt still, lasst sie nehmen, was sie nur wollen. Solange sie uns nicht zuleide tun, wird alles in Ordnung sein.“<sup>52</sup>

Die Frage, was mit der deutschen Bevölkerung weiter geschehen sollte, war eine Herausforderung für die sich etablierenden kommunistischen Behörden im Landkreis Gostynin. Gemäß einem Dekret des Polnischen

<sup>50</sup> P. A. Stasiak, *Nowa rzeczywistość lat 1945–1948 w powiatach: kutnowskim, gostynińskim i łowickim*, Kutno 2014, S. 39.

<sup>51</sup> W. Marchlewski, *Olędrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k. 8.

<sup>52</sup> Zit. n. W. Marchlewski, *Olędrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k. 9.

Komitees für Nationale Befreiung (PKWN), der sog. Lubliner Regierung, wurde eine obligatorische Internierung all derer angeordnet, die die deutsche Volksliste unterzeichnet haben. Jeder polnische Staatsbürger, der seine Zugehörigkeit zum deutschen Volks erklärte oder die aus dieser Zugehörigkeit hervorgehenden Rechte und Pflichten in Anspruch genommen hatte, unterlag der Festnahme, der Unterbringung in einem Lager und dem Arbeitszwang<sup>53</sup>.

Nach Beendigung der Kriegshandlungen wurden alle Deutschen kaserniert. Im Landkreis Gostynin entstand ein solches Lager in Gostynin. Ihre eigenen Lager, in denen die Deutschen und Volksdeutschen inhaftiert waren, gründete auch das NKWD. Ein solches Lager entstand wahrscheinlich in Studzieniec. Aus NKWD-Lagern wurden in die UdSSR nahezu alle deutschen Staatsangehörigen verschleppt, die als *Czarnomorcy* (Schwarzmeerdeutsche, Umsiedler aus dem Osten – Anm. d. Übers.) bezeichnet wurden. Im Februar 1945 ordneten die sowjetischen Kriegskommandanten die Mobilisierung der Deutschen im Alter von 17 bis 50 Jahren an, um sie beim Wiederaufbau der zerstörten Bahnlinien, Brücken, Bahnanlagen, befestigten Straßen und Gebäude einzusetzen. Mit der Durchführung der Anordnung wurden die Sicherheitsämter beauftragt, und diese betrauten die Kreiskommandanten der Bürgermiliz (MO – in Volkspolen übliche Bezeichnung für Polizei – Anm. d. Übers.) mit der direkten Realisierung der Aufgabe<sup>54</sup>.

Während der Zwangsarbeit, die als Vergeltung für die in der Zeit der Nazibesatzung erlittenen Repressionen galt, versuchte man, die Volksdeutschen vor allem zu demütigen. Gefangene im Lager Leoncin, die einen Platz aufräumten, auf dem deutsche Truppen stationierten, sollten mit bloßen Händen Pferdemist und andere Abfälle auf Wagen laden und aus dem Dorf fahren. Sie mussten auch mit bloßen Händen Schützengräben und andere Befestigungen im Raum Leoncin und seiner Umgebung beseitigen<sup>55</sup>. Im April 1945 wurden die Deutschen gezwungen, bei der Exhumierung von Leichen der Einwohner von Gąbin und Umgebung, die von den Nazibesatzern ermordet worden waren, mitzuarbeiten<sup>56</sup>.

Der Hass der polnischen Bevölkerung auf die Deutschen richtete sich unter anderem gegen die im masowischen Powiśle verbliebenen Mennoniten. Hierzu ein Bericht: „Viele Frauen und Kinder wurden in tiefes Wasser gejagt. Sie mussten darin untertauchen und anschließend *Deutschland, Deutschland über alles* und andere Nazilieder singen; nach jedem Auftauchen mussten sie auch „Heil Hitler“ rufen. Schließlich wurden sie gezwungen, die polnische Nationalhymne *Jeszcze Polska nie zginęła* (Noch ist Polen

<sup>53</sup> L. Olejnik, *Zdrójcy narodu?*, a.a.O., S. 69-86.

<sup>54</sup> P. A. Stasiak, *Nowa rzeczywistość lat 1945–1948*, a.a.O., S. 42.

<sup>55</sup> W. Marchlewski, *Olędrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k.10.

<sup>56</sup> J. Szczepański, *Dzieje Gąbina i okolic*, a.a.O., S. 499.

nicht verloren) zu singen. Erst dann wurden sie laufen gelassen. Es war eine Schande und Erniedrigung für unsere Menschen, die sich von der Politik so weit wie irgend möglich fernzubleiben versuchten.“<sup>57</sup>

Im Frühjahr 1945 wurden alle Deutschen von den Gemeindevorstehern aus den Lagern geholt und zu Arbeiten in Dörfern und Gutshöfen beordert. Sie arbeiteten in Landgütern, die ihnen oftmals gehörten und in polnisches Staatseigentum überführt worden sind, um es für die Bodenreform zu verwenden. Des Weiteren wurden die deutschen Arbeiter den Repatrianten, die die Güter übernahmen, wie auch den örtlichen Landwirten als Hilfskräfte zur Verfügung gestellt<sup>58</sup>.

Angesichts mangelnder Arbeitskräfte war der Einsatz von Deutschen bei Feldarbeiten in ökonomischer Hinsicht sehr wichtig. Sie nahmen am Wiederaufbau von zerstörten Wirtschaften und bei der Urbarmachung von Feldern, die sowohl von abziehenden deutschen Truppen als auch von vorbeiziehenden Abteilungen der Roten Armee zerstört worden waren, teil. Die Deutschen nahmen auch an der Entrümmerung des zerstörten Warschau teil. Nach einem Bericht von Piotr Stasiak „konnten auch Privatpersonen Deutsche als Hilfskräfte unter der Voraussetzung bekommen, dass sie für deren Rückkehr an den Kasernierungsort bürgten und sich an das Verbot hielten, sich mit den für die Arbeit bereitgestellten Deutschen nicht an einen Tisch zu setzen.“<sup>59</sup>

Die Deutschen wurden auch in Städten des Landkreises Gostynin, in Gąbin und Gostynin, eingestellt, häufig in staatlichen Ämtern, in Sitzen des Sicherheitsdienstes (UB), in Revieren der Bürgermiliz (MO) wie auch in Privathäusern der Bürgermeister und Beamten von UB und MO<sup>60</sup>.

Um die Kontrolle über die Volksdeutschen zu verstärken und deren Fluchten zu verhindern, beschlossen die örtlichen Behörden, die Deutschen „kenntlich zu machen“. Die Organe des Landkreisamtes Gostynin ordneten an, dass alle Deutschen ab dem 5. Lebensjahr, ungeachtet des Geschlechts, auf der linken Seite der Brust den Buchstaben „N“ tragen sollten<sup>61</sup>.

Nach Auffassung der polnischen Behörden versuchten die deutschen Kolonisten, ihrer „Verantwortung“ für die Eintragung in die Volksliste zu entgehen. Eine Bewohnerin von Kępiny bei Gąbin, Anna Bartel, schrieb in

<sup>57</sup> Zit. n. P. Fijałkowski, *Menonici na Mazowszu*, a.a.O., S. 251.

<sup>58</sup> P. Stratenwerth, *Mieliśmy tu raj*, a.a.O., S. 26.

<sup>59</sup> P. A. Stasiak, a.a.O., S. 41–42.

<sup>60</sup> *Niemcy w Polsce 19145–1950. Wybór dokumentów*, hrsg. von W. Borodziej u. H. Lemberg, Bd. II, *Polska centralna. Województwo śląskie*, Auswahl u. Bearb. von Dokumenten: I. Eser u. J. Kochanowski, Warszawa 2000, S. 258.

<sup>61</sup> *Pismo Powiatowego Urzędu Pracy dla Niemców w Gostyninie do Zarządów Gmin powiatu gostynińskiego w sprawie oznaczania Niemców z 23 kwietnia 1945 r.*, (Schreiben des Kreisamtes an die Deutschen in Gostynin über die Kenntlichmachung von Deutschen vom 23. April 1945), in: *Niemcy w Polsce 19145–1950. Wybór dokumentów*, a.a.O., S. 237.

ihrer Erklärung: „Ich gestehe meine Schuld. Ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, weil ich Angst vor dem Gefängnis hatte. Mein Mann war Deutscher und Protestant. Während der Besatzung wurden wir in das Dorf Troszyn umgesiedelt, wo wir ein Anwesen von etwa 30 Morgen bekamen, das einst einem Polen gehörte. Es war größer als das unsrige, das wir früher besaßen. Wir wurden aus Olkusz ausgesiedelt, weil das dortige Gebiet bestockt werden sollte. Polen wurden aus Olkusz nicht ausgesiedelt. Ich habe keiner Organisation angehört. Mein Vater konnte nicht Deutsch. Sämtliche mit der Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft zusammenhängende Angelegenheiten besorgte mein Mann. Er trug das Hakenkreuz seit Anfang der Besatzungszeit. Er war beim Militär und trug eine gelbe Uniform. Aus diesem Grund vertrug ich mich mit meinem Mann schlecht. [...] Meinen Mann und meine zwei Söhne haben die Russen mitgenommen, und von ihnen weiß ich nichts.“<sup>62</sup>

Von den 215 Volksdeutschen aus dem Landkreis Gostynin, die 1946 Anträge auf Rehabilitierung gestellt hatten, wurden lediglich 6 Personen rehabilitiert (unter ihnen gab es die oben genannte Anna Bartel nicht – Anm. des Verf.), teilweise rehabilitiert wurden ebenfalls 6 Personen<sup>63</sup>.

Ehemalige Volksdeutsche, die keine Chance für ihre Rehabilitierung gesehen hatten, flohen über die Grüne Grenze nach Deutschland. 1946 waren solche Fluchten an der Tagesordnung. Die häufigsten Versuche unternahmen diejenigen, die bei den Landwirten auf den Feldern arbeiteten. Der Starost (Leiter des Landkreisamtes) von Gostynin schrieb: „Meldungen aus meinem Landkreis zufolge gelang es einigen Deutschen, die Grenzen der Republik Polen ohne jegliche Ausweise und Bescheinigungen, die für die Ausreise von den Starosten ausgestellt werden sollten, zu passieren.“<sup>64</sup>

Die meisten dieser Fluchten nahmen ein tragisches Ende. Im Januar 1946 starben infolge Kälte während einer Reise mit einem Zug, in dem die Scheiben ausgeschlagen waren, auf der Strecke von Kutno nach Stettin mehrere Angehörige der mennonitischen Familie Peter Stratenwerth<sup>65</sup>.

Es sei betont, dass manche Volksdeutschen sich selber anklagten, weil sie mit einer raschen Entlassung aus polnischer Staatsangehörigkeit und mit ihrer Deportierung nach Deutschland rechneten. In der diesbezüglichen Erklärung von Jan Tober aus Troszyn ist nachzulesen: „Ich bin deutscher Nationalität, vor dem Krieg hatte ich polnische Staatsbürgerschaft. Ich entstamme einer Familie deutscher Kolonisten, bin im deutschen Geiste aufgewachsen und halte mich für einen Deutschen. Troszyn war ein von

<sup>62</sup> Zit n. W. Marchlewski, *Olędry podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k.13.

<sup>63</sup> *Niemcy w Polsce 1945-1950. Wybór dokumentów*, Bd. II, a.a.O., S.254.

<sup>64</sup> Zit. n. P. A. Stasiak, a.a.O., S.51.

<sup>65</sup> P. Stratenwerth, *Mieliśmy tu raj*, a.a.O., S. 26-27.

deutschen Kolonisten gegründetes und überwiegend von deutschen Siedlern bewohntes Dorf.”<sup>66</sup>

Die Behörden des Landkreises Gostynin waren bestrebt, die aus der polnischen Staatsangehörigkeit entlassenen Personen schnellstmöglich nach Deutschland zu deportieren. Auf den ehemals den deutschen Kolonisten gehörenden Grund und Boden sowie auf deren Höfe wartete die landlose Dorfarmut, es warteten darauf aber auch polnische Bauern, die auf eine Vergrößerung ihrer Wirtschaften hofften. Aus Erhebungen von Piotr Artur Stasiak geht hervor, dass sich auf dem Territorium des Landkreises Gostynin 1190 Wirtschaften mit einer Gesamtfläche von 11.308 ha befanden, die eins zu Deutschen gehörten. Die größte Anzahl von ehemals den deutschen Kolonisten gehörenden Wirtschaften gab es in der Gemeinde Gąbin (218). Bis zum 27. Juli 1945 verzogen aus dem Landkreis Gostynin nach Deutschland 3089 Personen, darunter aus Gąbin selbst und aus seiner Umgebung etwa 1000 Personen. Mehr als 200 Deutsche aus Gostynin (dem Landkreis und der Stadt) verzogen 1945 nach Langenfeld im Ruhrgebiet. Unter den Repatriierten gab es sehr viele deutsche Kinder. Zum Transport der deutschen Bevölkerung wurden sowjetische Züge genutzt, die nach Deutschland fuhren<sup>67</sup>.

In den einst zu den ethnischen Deutschen gehörenden Wirtschaften im Landkreis Gostynin wurden 960 Familien von Kleinbauern, Landarbeitern und Pächtern angesiedelt, außerdem 14 Familien von Militärs, 438 Familien von Repatriierten aus anderen Gebieten Polens, darunter aus den ehemals polnischen Gebieten, die an die UdSSR angeschlossen wurden<sup>68</sup>.

Nach und nach fehlte es nicht an Deutschen, die aus dem Landkreis Gostynin in ihr Vaterland zurückkehren wollten. Aus einem Bericht des Landrats von Gostynin (vom September 1947) erfahren wir, das „nur ein geringer Prozentsatz an Deutschen sich um die Wiederherstellung der polnischen Staatsangehörigkeit bewirbt, die Mehrheit erwartet ungeduldig eine Ausreisegenehmigung jenseits der Oder, es gibt aber auch solche, die ohne zu warten von ihrem Arbeitsplatz fliehen, und die Suchaktionen der MO-Organen sind wirkungslos“<sup>69</sup>.

In einem weiteren Bericht des Landkreisamtes in Gostynin, diesmal vom 5. November 1947, lesen wir: „Die Deutschen erhielten im Monat

<sup>66</sup> Zit. n. W. Marchlewski, *Olędrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k.13.

<sup>67</sup> P. A. Stasiak, *Nowa rzeczywistość lat 1945–1948*, a.a.O., S. 39, S. 46. Im Landkreis Gostynin wurde ursprünglich geplant, in den übernommenen, ehemals deutschen Wirtschaften 1350 Kleinbauern und landlose Bauern anzusiedeln.

<sup>68</sup> Ebd., S. 46; J. Maciejewski, *Okres II wojny światowej ...*, a.a.O., S. 589. Zum Beispiel: Die Wirtschaft von Albert Foth aus Wymyśle Niemieckie übernahm der zuvor nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppte landlose Bauer Józef Zieliński.

<sup>69</sup> *Niemcy w Polsce 1945–1950. Wybór dokumentów*, Bd. II, a.a.O., S. 262.

Oktober vom Landkreisamt den Beschluss über ihre Entlassung aus der polnischen Staatsangehörigkeit. Das Landkreisamt hat mehr als 1200 Beschlüsse ausgehändigt. An die Sammelstelle Tuplice wurde ein aus 308 Personen bestehender Transport geschickt, es waren darin überwiegend Frauen mit Kleinkindern und Greise. Auf dem Territorium des Landkreises sind noch über 2000 Personen verblieben. Dass die Transporte mit Deutschen eingestellt wurden, löste bei ihnen große Verbitterung aus, denn etwa 80 Prozent warten ungeduldig auf Ausreise.<sup>70</sup>

Derselbe Beamte schrieb nach zwei Monaten: „Ein sehr wichtiges Anliegen ist für den Landkreis die deutsche Minderheit, etwa 3000 Personen an der Zahl. Es sind dies vorwiegend Mütter mit Minderjährigen, weil Männer zwischen 18 und 45 Jahren im Februar 1945 von hier zum Arbeitseinsatz abtransportiert wurden. Die übrigen Arbeitskräfte, d.h. Mütter mit Kinder, sind fast ohne Kleidung und Schuhwerk – woher sollte man also die Mittel für die Einkäufe nehmen? Aus diesem Grund sollte man die Repatriierung beschleunigen.“<sup>71</sup>

Im Jahre 1948 ist die Zahl der deutschen Bevölkerung, die gezwungen war, auf dem Territorium des Landkreises Gostynin zu bleiben, geringfügig zurückgegangen. Unter den 2225 sich im Landkreis aufhaltenden Deutschen wurden 23 Kinder ohne Betreuung, 92 Greise, Schwerbeschädigte und Kranke sowie 157 Begleitpersonen verzeichnet<sup>72</sup>.

Am 9. November 1948 wurden aus Wymyśle Niemieckie (das nun den Zusatz Nowe – Neu bekam) die letzten Mennoniten deportiert. In der 52 Deutsche zählenden Gruppe waren Mitglieder von zwei mennonitischen Familien: Schroeder und Prochnau aus Wymyśle. Sie wurden mit Lastkraftwagen zur Bahnstation Warszawa-Zachodnia und von dort in das Durchgangslager in Gronau gebracht<sup>73</sup>.

Beschränkte Möglichkeiten der Ausreise von Deutschen aus dem Landkreis Gostynin wurden nach Abschluss des polnisch-sowjetischen Vertrages im Jahre 1949 geschaffen, aufgrund dessen 24.000 Personen aus Polen in die sowjetische Besatzungszone in Deutschland ausgesiedelt wurden. 1949 waren aus der Wojewodschaft Warschau in 16 Transporten nur 515 Personen nach Deutschland ausgereist.<sup>74</sup>

<sup>70</sup> Ebd., S. 262–263.

<sup>71</sup> J. Kochanowski, *Losy Niemców w Polsce Centralnej w latach 1945–1950 na przykładzie województw łódzkiego, warszawskiego i krakowskiego (powiat Biła)*, in: *Niemcy w Polsce 19145–1950. Wybór dokumentów*, hrsg. von W. Borodziej u. H. Lemberg, Bd. II, *Polska centralna. Województwo śląskie*, Auswahl u. Bearb. der Dokumente: I. Eser u. J. Kochanowski, Warszawa 2000, S. 64.

<sup>72</sup> APW, UWW – Wydział Społeczno-Polityczny [Gesellschaftspolitische Abteilung], Sign. 274, k. 26.

<sup>73</sup> W. Marchlewski, *Oleńdrzy podczas II wojny światowej i ich powojenna sytuacja – zagadnienia społeczne, polityczne i gospodarcze*, a.a.O., k. 1.

<sup>74</sup> J. Kochanowski, a.a.O., S. 68.

Von sehr großer Bedeutung für die weiteren Geschehnisse der deutschen Bevölkerung im Landkreis Gostynin war der bereits mit der DDR unterzeichnete Vertrag über Repatriierung vom 2. Januar 1950. Der Vertrag fügte sich ins offizielle Bild von der Freundschaft zwischen der Volksrepublik Polen und den anderen Ländern der Volksdemokratie. Nach Unterzeichnung des Vertrags in Görlitz am 20. Juli 1950 verabschiedete der polnische Sejm ein Gesetz über Aufhebung von Sanktionen und Einschränkungen gegenüber Bürgern, die ihre Zugehörigkeit zum deutschen Volk erklärten. Formell wurde auch das Problem der Volksdeutschen beendet. Das Gesetz über Repatriierung von 1950 galt sowohl für Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft als auch solche, die aus polnischer Staatsbürgerschaft entlassen worden waren. Auch sollten sich die Bedingungen für die Ausreise von Deutschen aus Polen wesentlich verbessern<sup>75</sup>.

Die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges hatten für die polnischen Gebiete politische Folgen – die völlige Aussiedlung von Einwohnern deutscher Nationalität (Hauländer genannt) aus dem an der Weichsel gelegenen Gostyniner Lande. Unter ihnen befanden sich auch Mennoniten, die dank Unterstützung verschiedener mennonitischer Organisationen in der Welt sich meistens in Kanada niederließen.

Die masowischen Hauländer haben über zweihundert Jahre lang am sozialökonomischen und religiösen Leben der am mittleren Lauf der Weichsel gelegenen Ortschaften teilgenommen. Sie waren ein beredtes Beispiel für einträchtige Wechselwirkung von Mensch und Umwelt. Sie hatten aber keine Chance, sich den tragischen Folgen des Zweiten Weltkrieges wirksam entgegenzusetzen und wurden gezwungen, ihrer polnischen Heimat den Rücken zu kehren.

Überbleibsel des Aufenthalts der Hauländer auf dem Territorium des Landkreises Gostynin sind im Allgemeinen deren ehemalige, nun im Ruin liegende Bauten, Kirchen und Friedhöfe. Die jetzigen Bewohner des an der Weichsel gelegenen Masowiens assoziieren sie vor allem mit der Tragödie der Nazibesatzung.

(Übers. von Tomasz G. Pszczołkowski)

<sup>75</sup> Ebd., S. 68–69; L. Olejnik, a.a.O., S. 210–222.



DARIUSZ WOJTASZYN

# Fußball, DDR und Wiedergewonnene Gebiete

Dank der Einladung zum Projekt, für die ich mich bei seinen Initiatoren sowie den Herausgebern des Bandes herzlich bedanke, hatte ich die Gelegenheit, meine persönliche Einstellung zum Land des westlichen Nachbarn einmal zu durchdenken. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich selbst nach biografischen und geographischen Gründen und Bedingungen meiner Haltung zum Thema „Deutschland“ gefragt.

Von Anfang an war meine persönliche Haltung zu Deutschland von drei teilweise voneinander unabhängigen Faktoren geprägt: dem Fußball (in deutscher Ausführung), der direkten Nachbarschaft zu einem der deutschen Staaten – der DDR und von meiner Kindheit und Jugendzeit in den sogenannten Wiedergewonnenen Gebieten (*Ziemie Odzyskane*)<sup>1</sup>.

Eine ganze Reihe von vielschichtigen und oft verwickelten Fragen, die in diesem Kontext berücksichtigt werden sollen, verursacht, dass ich meine Betrachtungen von ihrem Anfang, also von meiner Geburt an anstellen sollte. Ich bin 1974 geboren, in einem Jahr, das – aus sportlicher Perspektive – reich an internationalen Sportveranstaltungen war. Von großer Relevanz war vor allem die 10. Fußball-Weltmeisterschaft, die in der Bundesrepublik Deutschland stattfand. Es war die erste Weltmeisterschaft, an der die polnische Nationalmannschaft mit ihrem sagenumwobenen Vereinstrainer Kazimierz Górski teilgenommen hat. Das war aber auch die erste Weltmeisterschaft, die ich (angeblich) im Fernsehen sah. Aus naheliegenden Gründen kann ich mich zwar an diese Veranstaltung nicht erinnern, sie nahm aber

---

<sup>1</sup> Der Terminus wurde in der Volksrepublik Polen für die östlichen Gebiete des Deutschen Reiches geschaffen, die nach dem 2. Weltkrieg an Polen gefallen sind.

wahrscheinlich – unterschwellig – auf meine späteren Interessen Einfluss. So, wie sich meine Eltern daran erinnern, beobachtete ich – als einige Monate altes Baby – mit besonderem Interesse vor allem die bekannte „Wasserschlacht“ von Frankfurt am Main zwischen den Nationalmannschaften Polens und der BRD, die über den Meisterschafts-Finaleinzug entschied. Von meinen Familienmitgliedern gewogen und geschaukelt, die beim Fußballschauen sehr emotional wurden, startete ich angeblich ganze 90 Minuten ruhig, ohne Weinen und Schreien in den Fernseher. Wahrscheinlich wurde mir auf diese Weise sozusagen ein Fußballbazillus eingepflicht, und ich wurde bald als der größte Fußballfan in der Familie betrachtet.

Die nächste Weltmeisterschaft, die in Argentinien 1978 stattfand, hinterließ leider keine Spuren in meiner Erinnerung, obwohl auch da die polnische Nationalmannschaft gegen die westdeutschen Fußballer spielte. Mein erstes – bewusst erlebtes – Fußballereignis war erst die Weltmeisterschaft 1982 in Spanien. Mit gerötetem Gesicht sah ich mir jedes Spiel der polnischen Mannschaft an – bis heute erinnere ich mich genau an alle Ergebnisse von Antoni Piechniczeks Jungs. In Erinnerung behalte ich auch zwei deutsche Spieler, die an der WM'82 teilgenommen haben: Stürmer Karl-Heinz Rummenigge (dessen Namen lernte ich korrekt auszusprechen, was für ein 8-jähriges Kind nicht leicht war) und Torwart Harald „Toni“ Schumacher (der sich durch genauso schwierigen Namen und ... Boxerfähigkeiten auszeichnete, die er bei dem Halbfinalspiel gegen Frankreich an den Tag legte). Das waren die ersten Deutschen, die in meinem Bewusstsein erschienen – natürlich in einem positiven Kontext.

Der zweite Faktor, der meine späteren Interessen an Deutschland beeinflusste, war ohne Zweifel mein Geburtsort. Ich bin in Trzcianka geboren, einer Kleinstadt (17.000 Einwohner), die im nördlichen Großpolen (*Wielkopolska*) liegt und etwa 90 km von Posen (Poznań) entfernt ist. Es war aber vor dem Krieg eine Stadt, die – als Schönlanke – zu Deutschland gehörte, und die nach 1945 fast völligen Bevölkerungsaustausch erlebte. Meine Großeltern kamen aus verschiedenen Gebieten nach Westpolen (die Region wurde oft in den Familienerzählungen als „wilder Westen“ bezeichnet): aus Nowy Sącz, Częstochowa und auch aus Lwów, Tarnopol, Czortków. Ihre Kinder – meine Eltern – sind schon im Westen geboren, darum bin ich und meine Brüder erst die zweite Generation, die in den „Wiedergewonnenen Gebieten“ geboren ist. Die Bezeichnung „Wiedergewonnene Gebiete“ funktionierte – soweit ich mich erinnere – sowohl in der alltäglichen Kommunikation als auch in der Schulbildung.

In der Schule und zu Hause teilte man uns mit, dass Trzcianka am 27. Januar 1945 durch sowjetische Truppen von den Faschisten befreit wurde. Und gerade seit diesem Moment begann für mich und für meine Altersgenossen die Geschichte unserer Heimatstadt. Einer Stadt ohne Geschichte...

Es gab aber etwas, was uns beunruhigte: andere Städte – wovon wir im Geschichts- und Polnischunterricht erfuhren – hatten eine jahrhundertalte, ruhmvolle Tradition, zu der z.B. Trachten gehörten. Während des Unterrichts in der Grundschule lernten wir einzelne Trachten aus den verschiedenen Regionen Polens erkennen, und niemand konnte (oder wollte) mir damals erklären, warum meine Heimatregion keine eigene Tracht hatte. Wir kannten nicht nur die Geschichte unserer Stadt, sondern auch die der einzelnen Gebäude nicht: wer da vorher wohnte, welche Institution im Schulgebäude funktionierte, was die Freskogemälde und Flachreliefs bedeuteten, die die Fassaden mancher kommunaler Gebäude verzierten, usw. Interessant waren für uns gut erhaltene deutsche Denkmäler auf den Friedhöfen. Alle diese Fragen erschwerten die Entstehung des Lokalpatriotismus, es fehlte der historische Kontext der Heimat.

Gleichzeitig waren wir Nachkommen von Menschen, die in den Westen aus allen Teilen des Vorkriegspolens kamen: aus Großpolen (*Wielkopolska*), Masowien (*Mazowsze*), Klempolen (*Małopolska*) und vorwiegend von jenseits des Flusses Bug. Die Schule schwieg zu diesem Thema. In vielen Schulen waren in den Achtzigerjahren der sog. Repatriierungsprozess und die Vertreibung der deutschen Bevölkerung zwar nicht tabuisiert, aber sie wurden von vielen Lehrern nicht thematisiert. Vertreibung wurde oft als logische Konsequenz des von den Nazis ausgelösten Krieges dargestellt. Informationen über die Nachkriegsschicksale unserer Verwandten bekamen wir als eine Familiensaga – durch faszinierende Erzählungen unserer Großmütter und Großväter, die wir uns mit großem Interesse anhörten. Für kleine Kinder war es manchmal schwer zu begreifen, was unsere Großeltern vor dem Krieg auf dem Gebiet der Sowjetunion machten (in den Personalausweisen der Flüchtlinge aus den früheren polnischen Ostgebieten stand als Geburtsort der Vermerk: UdSSR).

Auf diese Weise erhielten wir auch – im Vergleich zum Schulunterricht – eine alternative Informationsquelle und gleichzeitig eine alternative Sicht der Geschichte, weil die Großeltern viele Vorkriegs- und Nachkriegsereignisse oft anders als im offiziellen Diskurs interpretierten. Erzogen (indoktriniert?) im Geiste von populären Kriegsfilmen, unter anderem durch die bei den Kindern beliebten Reihen *Cztery pancerni i pies* (dt. Titel „Vier Panzersoldaten und ein Hund“) und *Stawka większa niż życie* (dt. Titel „Sekunden entscheiden“), konnte ich die extrem negative Haltung meines Großvaters gegenüber dem Kommunismus und der Sowjetunion nicht begreifen. Der Großvater zog dabei eindeutige Grenzen: Es handelte sich nicht um Russen als Volk, sondern um die Sowjetunion als Staat und den Kommunismus als politisches System. Seine Haltung war um so schwerer zu verstehen, als sie zum offiziellen, von Fernsehen und Schulbüchern kreierten Diskurs im Widerspruch stand.

Das Deutschen- und Deutschlandbild in den Schulbüchern, die ich in der Schule benutzte, stimmte mit einem Schema überein, nach dem die deutsch-polnischen Beziehungen eine 1000-jährige Rivalität darstellten, deren Höhepunkt der 2. Weltkrieg und ihre Konsequenz: „Wiedergewinnung der Piastengebiete“ durch Polen war. Das negative Bild wurde durch die Vorstellung von Grausamkeiten der Nazis im besetzten Polen ergänzt. In diesem Kontext muss ich aber betonen, dass ich Glück und immer gute Lehrer hatte, sowohl in der Grundschule als auch – vor allem – im Lyzeum, das ich in der politischen Wendezeit besuchte. Sie teilten die antideutschen Ressentiments nicht und brachten sie auch den Schülern nicht bei. Leider war der Fremdsprachenunterricht nur auf obligatorisches Russisch (von der 5. Klasse der Grundschule an) beschränkt. Der Deutschunterricht, außer gelegentlichen und fakultativen Stunden in der Grundschule, fing erst im Lyzeum an.

Das Interesse an Deutschland – neben der Faszination für (west)deutschen Fußball – erregten bei mir darüber hinaus Spuren der deutschen Vergangenheit in meiner Heimatstadt. Vernachlässigte, aber noch erhaltene und lesbare Denkmäler auf Friedhöfen erweckten eine Idee: recherchieren und erfahren, wer die Bürger von Vorkriegs-Trzcianka waren. Eine in einem Keller gefundene alte deutsche Karte erregte die kindliche Phantasie und wurde als Requisite bei den „Kriegs- und Piraten-Spielen“ benutzt. Gleichzeitig lehrte sie die ehemaligen deutschen Namen der umliegenden Städte und Dörfer.

Weitere Facetten, die meine Haltung und mein Interesse an Deutschland geprägt haben, waren direkte Kontakte mit beiden deutschen Staaten und ihren Einwohnern. Leider erinnere ich mich kaum an meine erste Auslandsreise. Sie fand Ende der Siebzigerjahre statt, und ihre Richtung war damals selbstverständlich: Deutsche Demokratische Republik. Sie fand also in der Zeit der Entspannungspolitik zwischen der Volksrepublik Polen und der DDR, nach einem Wechsel an der Führungsspitze in beiden Ländern statt: Władysław Gomułka wurde von Edward Gierek und Walter Ulbricht von Erich Honecker ersetzt. Ein Zeichen des Wechsels in den gegenseitigen Beziehungen war die Entscheidung über die Öffnung der Grenze zwischen Polen und der DDR für einen pass- und visafreien Reiseverkehr seit dem 1. Januar 1972. Jahr für Jahr passierten Millionen von Bewohnern der DDR und Polens die Oder-Neiße-Grenze. Zu den größten Nutznießern der „offenen Grenze“ gehörten Bürger der westlichen Teile Polens, also der „Wiedergewonnenen Gebiete“. Für Mitglieder meiner Generation und die Generation meiner Eltern war es oft die erste Möglichkeit, legal ins Ausland zu fahren.

Diese Möglichkeit nutzten auch meine Eltern, die sich auf ihre erste Auslandsreise mit einem weißen PKW der Marke „Warszawa“ auf den Weg machten. Da ich als 4- oder 5-jähriges Kind daran teilgenommen habe, erinnere ich mich kaum an das Abenteuer. Ich weiß lediglich, dass die Reise – aus Kinderperspektive – sehr lang und langweilig war. Ich bemerkte darü-

ber hinaus die Nervosität meiner Eltern und Großeltern an der Grenze. Für Großeltern, die den 2. Weltkrieg erlebt und überlebt haben, war es der erste Kontakt mit dem ehemaligen Feind – dem deutschen Besatzer. Und die Uniformen der DDR-Grenzsoldaten erinnerten da an die Uniformen der Wehrmachtsoldaten. In meiner Erinnerung blieben auch die Bilder der Einkäufe – einer von den wichtigsten Gründen der DDR-Reisen polnischer Bürger. Wegen der wirtschaftlichen Krise in Polen und der Verschlechterung der Versorgung konnte die Bevölkerung der Grenzregion den Markt des Nachbarlandes nutzen und an der besseren Versorgung mit Lebensmitteln und Industriegütern in der DDR partizipieren. Für mich hatte der Kauf von Spielwaren, besonders von Zinn- und Plastiksoldaten, größte Bedeutung. In Erinnerung habe ich auch kleine weiße Sportschuhe (ein bisschen zu groß, „für später“ gekauft), richtige Adidas-Schuhe, die man in der DDR kaufen konnte, dank dem innerdeutschen Handel.

Meine nächste – diesmal bewusste – Reise nach Deutschland fand in den Achtzigerjahren statt und führte durch die DDR nach West-Berlin. Die Autos auf den Straßen, die vorher lediglich in der „Matchbox“-Spielzeugreihe und in Katalogen von Autofirmen zu sehen waren, die Schaufenster der Kaufhäuser und die Regale voller Waren, deren Qualität besser als in den polnischen „Pewex“-Läden<sup>2</sup> war: Pracht und Luxus – das waren die wichtigsten Eindrücke von der Reise. Ein Erlebnis, das länger in meiner Erinnerung blieb, war die Möglichkeit, an die mit Graffiti bedeckte Berliner Mauer heranzukommen und von einer speziellen Aussichtsplattform aus, die im Westen aufgestellt war, gemeinsam mit vielen aus Westeuropa kommenden Touristen zu beobachten, wie das Leben in Ost-Berlin aussah. Es war ein schockierender Vergleich für einen jungen Mann, der im Ostblock erzogen wurde.

Eine direkte Berührung mit der Welt des Westens und der Vergleich mit dem schlichten Realsozialismus in der Volksrepublik Polen (und in der DDR) beeinflussten immer stärker mein Bewusstsein, sie ließen mich an den Regeln des kommunistischen Systems zweifeln und nahmen mir die Hoffnung auf dessen Verbesserung.

In den späten Achtzigerjahren geschah etwas, was – symbolischerweise – verschiedene Aspekte meines aufkeimenden Interesses an Deutschland verband. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich die Möglichkeit, live an einem internationalen Spiel teilzunehmen. Es fand im Stadion in Piła (dt. Schneidemühl – Anm. d. Übers.) statt, das in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhundert entstand und dann in der Zeit der Volksrepublik Polen zu einer Kapazität von 35.000 Zuschauern erweitert wurde. Gegner der polnischen

---

<sup>2</sup> Pewex steht als Abkürzung für *Przedsiębiorstwo Eksportu Wewnętrzznego*, d.h. Unternehmen für Binnenexport, in dem gegen westliche Devisen Mangelware, vor allem aus dem westlichen Ausland, gekauft werden konnte. Eine Entsprechung dieser polnischen Handelskette war in der DDR der Intershop. Anm. d. Übers.

olympischen Fußballmannschaft war die olympische Nationalmannschaft ... der DDR. Das Spiel, das ich in einem breiten Kreis von Lech-Poznań-Fans erlebte, endete mit einem 1:1 unentschieden. Mir gelang dabei eine Jagd auf Autogramme von zwei bekannten polnischen Fußballspielern. Die Fußballer der DDR entschieden sich aber nicht, zu den jungen polnischen Autogrammjägern zu kommen.

Von großer Relevanz für die Entwicklung meines Interesses für die deutsche Problematik war die Zeit meines Studiums. Ich habe an der Historischen Fakultät der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen (Poznań) studiert. Dort hatte ich die Möglichkeit, mein Interesse in diesem Bereich zu entfalten. Schon im ersten Semester nahm ich an einer Studienreise zum Pergamonmuseum und zum Ägyptischen Museum in Berlin teil. Sehr wichtig war für mich darüber hinaus die Teilnahme an einer wissenschaftlichen Tagung der Ost-Akademie Lüneburg (Niedersachsen), dank Doktor (heute Professor) Jerzy Kołacki. In Lüneburg hielt ich mein erstes Referat auf Deutsch. In der Studienzeit knüpfte ich auch Kontakte mit deutschen Studenten, die an den in Posen organisierten Seminaren und Tagungen teilnahmen.

Eine Krönung der Entfaltung meiner Interessen im Studium war die Erforschung des Themas Wiedervereinigung Deutschlands 1990 im Rahmen des Magisterseminars. Während der Recherche hatte ich die Möglichkeit, unter anderem die für mich interessante Thematik der Situation in der DDR zu berücksichtigen.

Nach dem Studium begann ich als Lehrer in verschiedenen Schultypen in meiner Heimatstadt zu arbeiten. Meine spätere Liebesbeziehung und anschließend meine Ehe waren mit einem Umzug ins Teschener Schlesien verbunden, wo ich meine Lehrertätigkeit fortsetzte. Eine andere, regional-spezifische Rezeption der deutschen und österreichischen Vergangenheit und ihres Erbes, deren Zeichen ich in Schlesien entdeckte, beeinflusste meine Wahrnehmung der deutschen Frage. Die Lehrertätigkeit machte mir Spaß, aber die ganze Zeit über hatte ich vor, mich der weiteren Erforschung der deutschen Problematik zu widmen.

Die Verwirklichung dieser Pläne wurde erst 2003 möglich, dank Prof. Dr. Marek Zybura, der der Doktorvater meiner Dissertation war. Meine Dissertation *Obraz Polski i Polaków w prasie i literaturze NRD w okresie Solidarności i stanu wojennego* (Das Polenbild in der Presse und Literatur der DDR in Zeit der Solidarność und des Kriegsrechts) wurde 2007 im Historischen Institut der Universität Wrocław (Breslau) angenommen und verteidigt. Sie erschien als Buch 2007 im Verlag der Universität Wrocław. Während meiner Forschungen hielt ich mich unter anderem im Deutschen Polen-Institut in Darmstadt auf. Die da geknüpften Kontakte und Freundschaften pflege ich bis heute.

Die Arbeit an der Dissertation, Diskussionen mit meinem Doktorvater Prof. Zybura und Gespräche mit meiner Frau überzeugten mich selbst

davon, dass ich mich in meinem Leben der wissenschaftlichen Tätigkeit widmen möchte. Das Resultat dieser Entscheidung war eine Anstellung im Willy Brandt Zentrum für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław (Breslau). Die Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter und die Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Krzysztof Ruchniewicz und anderen Wissenschaftlern – Mitarbeitern des Willy Brandt Zentrums – ermöglichten mir die Fortsetzung meines Interesses und die Realisierung meiner Forschungspläne. Zu den wichtigsten Erfahrungen gehörten in jener Zeit unter anderem ein Stipendium des Katholischen Akademischen Ausländer-Dienstes (KAAD), meine Teilnahme an vielen internationalen Tagungen und Konferenzen in Polen, Deutschland, Österreich, Tschechien, Litauen und an verschiedenen, im Willy Brandt Zentrum geführten wissenschaftlichen Projekten. Ich hatte darüber hinaus die Möglichkeit, an der Arbeit des Präsidiums der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission (als wissenschaftlicher Sekretär) teilzunehmen und als Mitglied der Expertengruppe des Projektes „Deutsch-Polnisches Geschichtsbuch“ tätig zu sein. Im Rahmen des Projektes kann ich meine wissenschaftlichen Fähigkeiten mit praktischen Erfahrungen, die ich während meiner Arbeit an Schulen in Trzcianka, Piła und Cieszyn sammelte, verbinden.

Die Projekte, die ich im Rahmen meiner wissenschaftlichen Tätigkeit durchführte, waren von meinen Kindheitserlebnissen und -erfahrungen inspiriert: Geschichte Deutschlands und der deutsch-polnischen Beziehungen, unter besonderer Berücksichtigung der DDR, imagologische Aspekte des deutsch-polnischen Verhältnisses und Geschichte des deutschen Sports. Ein Ergebnis des letzteren Projektes war die Veröffentlichung der Monographie *Sport w cieniu polityki. Instrumentalizacja sportu w NRD* (Sport im Schatten der Politik. Instrumentalisierung des Sports in der DDR, ATUT Verlag, Wrocław 2011), des ersten Buches in Polen, das dem Funktionieren des DDR-Sports gewidmet wurde. Ich habe auch Forschungen zu gesellschaftlichen Aspekten des ostdeutschen Sports geführt, deren Ergebnis eine andere Veröffentlichung war: *Kibice w socjalizmie. Trybuny piłkarskie w NRD – studium historyczno-społeczne* (Fans im Sozialismus. Die Fußball-Tribüne in der DDR – eine sozialhistorische Studie, ATUT Verlag, Wrocław 2013). Das Buch war auch meine Habilitationsschrift. Das Habilitationsverfahren endete 2014 mit einem positiven Ergebnis. Die Veröffentlichung beider Monographien und die Vorstellung der Forschungsergebnisse auf internationalen Sportkonferenzen verursachten, dass auch der deutsche Sportforscherkreis meine Forschungen positiv rezipiert hat. Darum wurde ich (als einziger Ausländer) zum Expertenrat für Geschichte des DDR-Fußballs des Deutschen Fußball-Bundes eingeladen. Ich leite zusammen mit Kollegen aus Münster und Berlin ein wissenschaftliches Projekt, „Kultur- und Alltagsgeschichte des DDR-Fußballs“. Ich wurde darüber hinaus Mitglied des internationalen wissenschaftlichen Netzes „Integration und

Desintegration: Sozial- und Kulturgeschichte des osteuropäischen Sports im internationalen Vergleich” und Mitglied des österreichischen Netzes SPORHISTNET. Meine Tätigkeit in diesem Bereich ist wahrscheinlich – wenn man es aus längerer Zeitperspektive einschätzt – ein Zeichen meiner ersten Faszination vom deutschen Fußball.

Da ich mir dessen bewusst bin, welche Bedeutung direkte Kontakte für die gegenseitige Verständigung zwischen jungen Polen und Deutschen haben, versuche ich heute, mich für die Unterstützung von Forschungsaufenthalten polnischer Nachwuchswissenschaftler in Deutschland aktiv einzusetzen. Seit 2013 bin ich als einer von den Koordinatoren des Stipendienprogramms des KAAD tätig und nehme an der Arbeit der Stipendien-Auswahlkommission des Deutschen Akademischen Austauschdiensts (DAAD) teil.

Auf diese Weise spiegeln sich meine ersten persönlichen Kontakte mit Kultur, Sport und Geschichte des westlichen Nachbarn in den Interessen und Passionen wider, die ich im Rahmen meiner wissenschaftlichen Tätigkeit realisieren kann. Ich bin also eine „lebende Exemplifikation“ der Tatsache, dass Erfahrungen eines Kindes in Verbindung mit entsprechenden Zufällen und dem Treffen von entsprechenden Personen auf dem Lebensweg auf ein ganzes Leben einwirken können. Darum – wenn ich heute mit meinem Sohn ein Fußballspiel im Fernsehen sehe – habe ich nichts dagegen, dass er statt der polnischen Liga die Bundesliga sehen will ...

## IV. Weitere Projekte



TOMASZ G. PSZCZÓŁKOWSKI

# Projekt „Erinnerungskultur in Deutschland und in Polen” (im Rahmen deutsch-polnischer vergleichender Forschungen)

„E rinnerungskultur” ist seit einigen Jahren ein in diversen Geistes- und Sozialwissenschaften präsender Begriff: in der Kulturwissenschaft, Geschichte, Literaturwissenschaft, Psychologie, Soziologie u.a. Die „Erinnerungskultur” umfasst verschiedene Formen des Umgangs mit der Vergangenheit und wird sowohl von Individuen (z. B. in Augenzeugenberichten, Erinnerungen und Tagebüchern) als auch von Institutionen (z. B. in Form von Geschichtslehrbüchern, Filmen, Publikationen, Museumsarbeit) reflektiert. Institutionelle Äquivalente der „Erinnerungskultur” sind kollektives Gedächtnis, Vergangenheitspolitik und Geschichtskultur. All diese Begriffe beziehen sich auf den Umgang von Individuen und Gemeinschaften mit der Vergangenheit, namentlich mit der jüngsten, die Teil des Gedächtnisses der Menschen ist.

Deutsche und Polen sehen ihre jüngste Vergangenheit anders, denn ihre Geschicke sind sehr verschieden. Obwohl sie seit über tausend Jahren Nachbarn sind, unterscheiden sie sich in vielerlei Hinsicht: durch ihre Sprachen, in denen es aber auch Entlehnungen gibt (zahlreiche Germanismen im Polnischen, vereinzelte Polonismen im Deutschen); durch ihre politischen Systeme (z.B. ein zentralisiertes Königtum Polen und ein aus mehreren hundert Staaten bestehendes Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation); durch religiöse Unterschiedlichkeit, bedingt durch verschiedene Strömungen im Rahmen des Christentums (z.B. der Vorherrschaft der katholischen Religion in Polen und des konfessionellen Pluralismus nach

der Reformation in Deutschland); der Gesellschaftsstruktur und der daraus resultierenden nationalen Kultur (des Übergewichts des bürgerlichen und proletarischen Elements in Deutschland und des adeligen und bäuerlichen in Polen). Es sind dies nur ausgewählte Bereiche der Kultur, in denen bis heute die Unterschiede zwischen Deutschen und Polen in Erscheinung treten, obgleich es auch manche Ähnlichkeiten gibt. Die Untersuchung des Einflusses dieser Besonderheiten auf die „Erinnerungskultur“ ist eine der Aufgaben, die im Rahmen des hier vorgestellten Projekts realisiert werden sollen. Das Wissen um die Kulturunterschiede, die sich aus unterschiedlichen historischen Erfahrungen ergeben, kann dazu beitragen, dass manche Phänomene auch aus der jüngsten Vergangenheit für den jeweiligen Nachbarn verständlicher werden. Es können hierbei solche Phänomene genannt werden, wie z. B. die Einstellung der Polen und der Deutschen zum Zweiten Weltkrieg und zur Besatzungszeit – beide Völker spielten damals sehr unterschiedliche Rollen; die Zeit der Vertreibungen und Umsiedlungen der Deutschen und Polen aus ihren ehemaligen Ostgebieten – Ähnlichkeiten und Unterschiede bei der Verwirklichung dieses unmenschlichen Prozedere; die Art und Weise der Einführung und Festigung der sozialistischen Gesellschaftsordnung in Ostdeutschland und in Polen sowie die Einstellung der Bewohner beider Länder zu diesem Prozess, aber auch gegenüber dem sozialökonomischen und politischen System in der Volksrepublik Polen und in der DDR; die Entnazifizierung in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und die Entkommunisierung in Polen nach 1989 und im wiedervereinigten Deutschland. Dies sind zwar schon teilweise erforschte und aus Literatur, Publizistik und Film bekannte Fragen, aber es lohnt sich, sie aus vergleichender Perspektive zu betrachten, weil ihr Vergleich die Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutlich macht und der gegenseitigen Verständigung der Deutschen und Polen dienlich sein kann.

Die Forschungen zu den obigen Fragen werden in beiden Ländern grundsätzlich ohne Bezug auf die Perspektive der jeweils anderen Seite geführt. Diese Lücke sollen die parallel geführten vergleichenden Forschungen füllen. Zwar können sie von den polnischen und deutschen Wissenschaftlern im Alleingang geführt werden, aber deren Zusammenarbeit kann die Forschungshorizonte um Phänomene erweitern, die durch die eine Seite unberücksichtigt blieben. Darüber hinaus kann eine solche Zusammenarbeit dazu beitragen, Verständnis für die Standpunkte der jeweiligen Seite und vielleicht sogar auch eine Verständigungsebene zu finden.

Vergleichende Forschungen sollten Antworten auf solche Fragen geben wie der Einfluss der jüngsten Vergangenheit auf die sozialen Einstellungen in beiden Ländern (inwiefern bestimmt die Geschichte das Denken und Handeln der Menschen?); die Art und Weise des Umgangs mit Geschichte (in Literatur, Publizistik, Film); der Einfluss der Medien auf die Einstellungen der Menschen gegenüber der Vergangenheit und ihre Reaktionen

auf Herausforderungen, die sich aus politischen und medialen Aktivitäten ergeben (z.B. auf Aktivitäten von Politikern wie Erika Steinbach, oder auf Filmvorführungen wie „Unsere Mütter, unsere Väter“).

Die Reflexion der Geistes- und Sozialwissenschaftler über die obigen wie auch über andere Fragen, die von den zur Mitwirkung an der Verwirklichung des Projekts eingeladenen Wissenschaftlern vorgeschlagen werden, hat nicht nur großen erkenntnismäßigen, sondern auch praktischen Wert. Die Initiatoren und Mitwirkenden am Projekt – unter anderem Wissenschaftler von der Universität Warschau und der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk, wie auch ihre deutschen Partner – erwarten nicht nur, dass Wissen über die untersuchten Phänomene gesammelt wird, sondern dass es auch der interessierten Öffentlichkeit in Form von Publikationen und Aktivitäten im Bildungs- und Erziehungsbereich in Deutschland und in Polen vermittelt wird, wobei unterschiedliche Altersgruppen angesprochen werden sollen. Dank dem Wissen über die untersuchten und der Öffentlichkeit vermittelten Fragen und Phänomene wird es möglich sein, dass Deutsche und Polen, die in verschiedenen Beziehungen zueinander stehen, z. B. in Wissenschaft, Business, Kultur u.a., interkulturelle Kompetenz erwerben.

Die genannten Forschungen und die Erschließung von deren Ergebnissen für eine breite Öffentlichkeit in beiden Ländern sollten von dem Wissenschaftlerteam, für die außer dem Wissenserwerb auch dessen Popularisierung wichtig sein soll, sukzessive geführt werden. Der praktische Aspekt der wissenschaftlichen Aktivitäten sollte stets präsent sein. Die ersten Ergebnisse des für etwa 3 bis 4 Jahre konzipierten Projekts sollten nicht nur in Form von Einzelveröffentlichungen in wissenschaftlichen Zeitschriften und Büchern, sondern auch auf einer eigens für das Projekt geschaffenen Webseite einsehbar sein. Ferner sollten Kurse und Schulungen im Bereich der untersuchten Probleme wie auch zu den Kulturunterschieden zwischen den beiden Völkern geführt werden.

Projektleiter und -koordinator ist Prof. Tomasz G. Pszczołkowski, Mitwirkende sollen polnische und deutsche Wissenschaftler der einzelnen Disziplinen sowie Praktiker sein.



ANNA WARAKOMSKA

# Das Phänomen der binationalen Ehen als Raum für Erforschung von Kulturdifferenzen. Beschreibung und Zielsetzung eines Forschungsprojekts

## 1. Einleitung

In den Geisteswissenschaften braucht man heute wohl niemanden über die Vorteile der komparatistischen Untersuchung von Kulturen zu überzeugen. Auf der Suche nach adäquaten Forschungsmethoden sprechen sich die Forscher auch immer öfter für Interdisziplinarität aus, also für die Verbindung diverser Wissensgebiete und Forschungsansätze – sowohl bei der Herausarbeitung der wissenschaftlichen Methodologie als auch später in der Praxis, d.i. während der geführten Analysen<sup>1</sup>. Ich teile diese Meinung und versuche daher im Folgenden die Anhaltspunkte eines neuen Forschungsprojektes zu skizzieren, das die Potenziale verschiedener Wissenschaftszweige wie auch das Engagement unterschiedlicher Forscher verbinden sowie der Diagnose eines ausgesprochen interessanten und wichtigen Lebensbereiches moderner Gesellschaften dienen soll.

---

<sup>1</sup> Vgl. Tomasz G. Pszczółkowski, *Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich. Eine komparatistische Untersuchung*, Warszawa 2013, S. 117–166, korrigierte Fassung unter dem Titel *Deutschland – Polen: Eine kulturkomparatistische Untersuchung*, transcript Verlag Bielefeld 2015, S. 107–151. Mehr über diese Studie vgl. Anna Warakomska, *Tomasz G. Pszczółkowski: Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich. Eine komparatistische Untersuchung. Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego. Warszawa 2013, ss. 252*, in: Edward Białek, Katarzyna Lisowska und Jan Pacholski (Hg.), „Orbis Linguarum”, Institut für Germanische Philologie der Universität Wrocław, Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT Dresden 2015, S. 606–608.

Es geht um das Projekt *Das Phänomen der binationalen Ehen als Raum für Erforschung von Kulturdifferenzen*, das bereits im Januar 2015 entworfen wurde, dessen Ausführung jedoch aus unterschiedlichen Gründen (meistens wegen Verpflichtungen in anderen wissenschaftlichen Unternehmungen) immer wieder zeitlich verschoben wurde. Den Impuls zum Aufgreifen von einem solchen Thema bildeten Gespräche über seine etwaigen Vorteile und vor allem ein Workshop über deutsch-polnische Ehen, an dem ich im Februar 2014 an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk teilgenommen habe<sup>2</sup>. Kurz danach wurde ich gebeten, das besagte Projekt zu entwerfen, was ich gerne tat.

Bei dem Workshop hielt ich auch einen Vortrag unter dem Titel: *Deutsch-türkische Ehen in Deutschland und ihre gesellschaftlichen Konsequenzen. Differenzen, Interkulturalität, Integration*, der aus von mir unabhängigen Gründen bis heute nicht veröffentlicht wurde. Er hatte zum Ziel, die kulturellen Implikationen der binationalen Ehen, insbesondere von der statistischen und soziologischen Seite her, zu präsentieren. Die Präsentation fokussierte sich damals zwar auf spezifische Probleme von Menschen mit manchmal sehr voneinander abweichenden Gewohnheiten, Meinungen, Vorstellungen, Kulturen. Dieses Beispiel schien mir jedoch als Vorlage geeignet zu sein, um an ihm auch andere Modelle einer komparatistischen Untersuchung aufzubauen und es bei anderen binationalen Konstellationen zu nutzen. Ich hoffe sehr, dass der Gedanke vom kulturwissenschaftlichen Nutzen eines solchen Projektes viele Forscher zur Zusammenarbeit anregen wird, wozu ich hiermit herzlich einlade.

## 2. Zielsetzung des Forschungsprojekts

Das 21. Jahrhundert als eine Zeit der Globalisierung und des schnellen kulturellen Transfers wird immer undurchsichtiger. Die raschen Veränderungen in vielen Lebensbereichen spielen sich vor unseren Augen eigentlich in allen Richtungen und in einem immer größer werdenden Tempo ab. Dieses Tempo erschwert oft die Diagnose der eintretenden Entwicklungen und verhindert ferner die Reflexion über ihre Konsequenzen. Und diese können wiederum für die Existenz moderner Gesellschaften von Belang sein: Anscheinend kleine Umgestaltungen können zum Abbau von vermeintlich fundamentalen kulturellen oder rechtlichen Ordnungen wie auch zur Inanspruchnahme von neuen Alternativen beitragen, was unser bisheriges Begreifen der Kultur schlechthin umwandeln kann.

---

<sup>2</sup> Dieses Treffen wurde von den Fakultäten der Pädagogik und Polonistik sowie dem Interfakultären Zentrum für Deutschlandstudien an der dortigen Akademie unter dem Titel: *Die Problematik der (deutsch-polnischen) Mischehen. Wissenschaftliche Erkundung* organisiert und hat am 15. Februar 2014 im Senatssaal der Humanistischen Akademie in Pultusk stattgefunden.

In diesem Kontext scheinen Ehen von Personen mit diverser ethnischer Herkunft oder verschiedenen Staatsangehörigkeiten, die heute immer öfter sowohl in Westeuropa wie auch in anderen Teilen der Erdkugel geschlossen werden, ein wichtiges Phänomen für die Untersuchung des kulturellen Transfers zu sein. Ihr Habitus ist relativ konstant – die Veränderungen, die in der Makroskala wenig beachtet werden, werden bei solchen Familien im Zeitumfang des Lebens von etwa einer Generation sichtbar, und die Form der stattfindenden Neuerungen kann man induktiv auf die kulturellen Transformationen in größeren sozialen Räumen übertragen.

Meiner Ansicht nach können Analysen von ausgewählten Aspekten des Lebens in solchen Familien, die hier *binationale Ehen* genannt werden, zu sehr interessanten Befunden führen – sie können die kulturellen Veränderungen diagnostizieren und Prognosen für die nächste Zukunft erlauben. Allerdings müsste das Projekt früher auf eine verhältnismäßig große Resonanz bei den Forschern stoßen.

Germanisten könnten in der ersten Phase der Arbeit ihr Interesse nur auf deutsch-polnische Ehen konzentrieren. Falls das Projekt auch von weiteren Forschern aus anderen Fachbereichen realisiert werden sollte, wäre es sinnvoll, es um andere Nationalitäten (und Ehen unter ihnen) zu erweitern. Es entsteht hier die grundsätzliche Frage, ob für die theoretische bzw. inhaltliche Fundierung der Analysen auch die Vergangenheit berücksichtigt werden sollte. Die Postulate innerhalb der *Cultural Studies* überzeugen seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, dass dies überlegenswert wäre, nur um die heutigen Veränderungen gut ermessen zu können<sup>3</sup>. Ein solcher Grund scheint gegeben. Ich schlage daher vor, das Konzept in drei Teile einzuteilen, die von Repräsentanten diverser Wissenschaftszweige realisiert werden würden:

1. Geschichte (seit dem Mittelalter bis in die Gegenwart, mit Berücksichtigung solcher Phänomene, wie z.B. deutsch-polnische diplomatische Ehen; Stigmatisierung der sog. Mischehen in Zeiten des Dritten Reiches; Erfahrungen der deutsch-polnischen Ehen in beiden Ländern nach dem Zweiten Weltkrieg; deutsch-polnische binationale Ehen unserer Zeitgenossen);
2. Kunst (deutsch-polnische Ehen unter berühmten Künstlern) und Literatur (kulturelle Unterschiede in den binationalen Ehen anhand von Analysen der dargestellten Welten).

---

<sup>3</sup> Vgl. Franziska Schöbler unter Mitarbeit von Christine Bähr, *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen und Basel: A. Francke, S. 28–36; Moritz Baßler, 'New Historicism, Cultural Materialism und Cultural Studies'. In: Nünning, A. und Nünning, V. (Hg.): *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Stuttgart: Metzler 2003, S. 132–155.

Den zweiten Teil des Projektes sollten dann Untersuchungen der heutigen Lage bilden und folgende Fragen umfassen:

### 3. Migrationen in Europa und Beziehungen (Ehen/Partnerschaften) unter Menschen aus unterschiedlichen Kulturen

- kulturelle Differenzen
- Wahrnehmung der Kultur des Partners vor und nach der Eheschließung
- diverse Traditionen (Heirat, Sitten und Bräuche, Alltag)
- Kindererziehung
- Religion
- historisches Bewusstsein, Einstellung zur Geschichte
- Sprache: Bilingualismus?
- Hybridisierung der Identität neuer Generationen (neue Verhaltensmuster)
- Rechtsfragen, z.B. Jugendämter, Scheidung, Eigentumsrecht usw.
- andere Probleme, aber auch Chancen/Vorteile der binationalen Ehen.

Gesellschaften und ihre Kulturen können nach verschiedenen Strategien untersucht werden. Im Horizont des vorliegenden interdisziplinären Projektes steht die Anwendung der Errungenschaften vieler Wissenschaftszweige – einerseits von Soziologie, Demographie, Pädagogik und Rechtswissenschaften, andererseits von Geschichte, Literatur- und Kulturwissenschaften. Diese Zweige – jeder in ihm jeweils eigener Art – bieten Mittel zur Analyse eines sehr sensiblen Geflechtes von gesellschaftlichen Bedingungen des menschlichen Handelns an. Während die ersten von den genannten Teilbereichen die Makroskala der Erscheinungen zu erforschen versuchen, beschreiben die zweitgenannten die einzelnen Phänomene und beziehen sich auf die in den Naturwissenschaften wenig greifbaren Größen, wie z.B. Gefühle, konkrete Einstellungsmuster usw., und diese spielen bei Begegnungen von Protagonisten diverser Kulturen eine wesentliche, wenn nicht eine fundamentale Rolle.

Polnische und deutsche/ausländische Mitarbeiter des Projektes sollten das bei ihren Analysen gesammelte Wissen bekanntmachen. Praktische Befunde könnten sie dem Publikum in Form von Konferenzen, Workshops, wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationen mitteilen. Eine wichtige Rolle sollte hier darüber hinaus die Didaktik auf unterschiedlichen Unterrichtsstufen sowie die Sorge um eine angemessene Bildung in Toleranz für kulturelle Differenzen spielen.

Viele Argumente sprechen dafür, beim Projekt der *binationalen Ehen* sich nur auf Statistiken zu stützen und die kulturwissenschaftlichen Aspekte oder Artefakte der Kunst aus der geplanten Forschung auszuschließen. Entgegen einer gängigen Meinung machen künstlerische Werke – Film, Theater, Literatur – jedoch einen wesentlichen Teil unserer Existenz aus.

Im Unterschied zur Statistik oder zu soziologischen Analysen werden sie zum Vehikel wichtiger kultureller Narrative. Es sind eben die Kunst und ihre Artefakte (Filme, Bilder, Romane), aber auch die Sachliteratur, die unser Leben – ob wir das wollen oder nicht – kreieren, die Stereotype stärken bzw. abbauen und unsere Wirklichkeit auf diese Weise gestalten. Sie formen nämlich das kollektive Bewusstsein und fordern dank ihrer großen Wirkungskraft manchmal sogar zu grenzübergreifenden Diskussionen heraus. Ihre Erforschung bringt daher konkretes Wissen mit sich, z.B. über die gegenseitige Wahrnehmung der Nachbarn. In Bezug auf Fragen der binationalen Ehen sehe ich hier ein großes wissenschaftliches Potenzial wie auch eine reale Möglichkeit der Umsetzung der Befunde in die Praxis. Bei der Erforschung von Belletristik kann man, wie auch bei anderen Analysen des gesellschaftlichen Lebens, zu Schlussfolgerungen darüber kommen, was uns (Nationen, Kulturen, Gemeinschaften) unterscheidet, und was uns verbindet. Mit diesem Wissen ausgestattet, werden wir im außerliterarischen Leben wohl besser miteinander auskommen.

Zusammenfassend muss betont werden, dass das vorliegende Projekt für sein grundsätzliches Ziel folgende Entitäten erklärt: Zusammentragung und Erneuerung des Wissens über deutsch-polnische Ehen in der Geschichte in Form einer Monographie; Sammeln von Wissen über ähnliche Partnerschaften in der Gegenwart; Auswertung von Daten und Diagnosen komparatistischer Art. Wie eingangs erwähnt, können die Vergleiche erweitert werden, und man kann sie auf andere binationale Konstellationen übertragen. Die im Projekt erwogenen Probleme sollten in nächster Zukunft Antworten auf folgende Fragen geben:

- Unterlag die gegenseitige Wahrnehmung der Nachbarn (Deutschen und Polen) in der Geschichte Veränderungen, und wenn ja, dann welchen?
- Welche kulturellen Differenzen zwischen Deutschen und Polen kann man beobachten, und was folgt daraus für die binationalen Ehen?
- Was folgt aus Gesetzesunterschieden und aus Erfüllung der rechtlichen Pflichten für Personen aus binationalen Ehen und für ihre Kinder?
- In welcher Weise beeinflussen verschiedene Kulturen der Eheleute in binationalen Ehen einander?
- Wie kann man Problemen, die von grundlegenden Unterschieden in den Traditionen beider Eheleute herrühren, in multinationalen/multiethnischen Familien vorbeugen?
- Wie sollten interkulturelle Kompetenzen den Lernenden beigebracht werden?
- Welche Bedeutung haben binationale Ehen für die Entwicklung der Kultur in modernen Gesellschaften?

## Literatur

- Moritz Baßler, 'New Historicism, Cultural Materialism und Cultural Studies', in: Nünning, A., Nünning, V. (Hg.), *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Stuttgart 2003, S. 132–155.
- Tomasz G. Pszczółkowski, *Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich. Eine komparatistische Untersuchung*, Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego, Warszawa 2013.
- Tomasz G. Pszczółkowski, *Deutschland – Polen: Eine kulturkomparatistische Untersuchung*, Bielefeld 2015.
- Franziska Schößler unter Mitarbeit von Christine Bähr, *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung*, Tübingen und Basel 2006, S. 28–36.
- Anna Warakomska, *Tomasz G. Pszczółkowski: Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich. Eine komparatistische Untersuchung*. Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego. Warszawa 2013, ss. 252, in: Edward Białek, Katarzyna Lisowska und Jan Pacholski (ed.): „Orbis Linguarum”. Institut für Germanische Philologie der Universität Wrocław, Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT, Dresden 2015, S. 606–608.

# V. Varia



# Bericht über die zwei letzten deutsch-polnischen Biographiegesprächsrunden vom 17. bis 19. Juli 2015 in Gut Gödelitz in Sachsen und vom 31. März bis 2. April 2016 in der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk

## Einleitung

Wie geplant fanden zwei Biographieveranstaltungen statt. Die Veranstaltung in Deutschland wurde im Sommer 2015, vom 17. bis zum 19. Juli, durchgeführt. Neben den beiden Moderatoren – Axel Schmidt-Gödelitz und Professor Karol Czejarek – nahmen daran fünf Polen und fünf Deutsche teil.

Die Biographierunde in Pułtusk wurde vom Herbst 2015 auf den 31. März bis 2. April 2016 verschoben. An den Biografiegesprächen in Pułtusk nahmen einschließlich der Moderatoren elf Personen (sechs Deutsche und fünf Polen) teil. In Pułtusk gab es außerdem ein Rahmenprogramm, an welchem insgesamt 19 Personen teilnahmen.

## Zusammenarbeit und Engagement der Partner

Vorbereitung und Organisation der Biographierunden übernahmen jeweils die Gastgeber, in Pułtusk Professor Czejarek und seine Mitarbeiter, für Gödelitz Axel Schmidt-Gödelitz und sein Team. Die große Begeisterung und die damit verbundene tatkräftige Unterstützung durch die Projektbeteiligten war eine wichtige Voraussetzung, um das Projekt zu realisieren. Besonders hervorzuheben ist das Engagement von Dr. Marta Milewska (Organisation und Gästebetreuung), Dr. Katarzyna Gawor (Übersetzung und Gästebetreuung) und Magdalena Czejarek (inhaltliche und organisatorische Unterstützung) sowie von Dr. Andreas Wang (Organisation der Buchpräsentation) und Dr. Helmut Bauer (Gästebetreuung in Berlin, er führte Professor Koseski, den Rektor der Humanistischen Akademie, zu dem Ort, an dem Professor Koseski im Zweiten Weltkrieg als mit seiner Mutter und Schwester Verschleppter untergebracht war. Der Besuch dieser Stelle war für Professor Koseski sehr wichtig).

Beide Partner waren für die Gewinnung der Teilnehmer zuständig, die Zusammenstellung der Biographierunden erfolgte in gemeinsamer Absprache.

Professor Czejarek und seine Mitarbeiter sorgten dafür, dass alle Teilnehmer pünktlich zur Veranstaltung nach Pułtusk kamen bzw. auch wieder rechtzeitig zum Warschauer Flughafen oder Warschauer Bahnhof gelangten,

um die Heimreise antreten zu können. Für die Gödelitzer Veranstaltung übernahm es Axel Schmidt-Gödelitz, die polnischen Teilnehmer vom Berliner Bahnhof nach Gödelitz und von Gödelitz wieder zum Berliner Bahnhof zu bringen.

## Buchvorstellung „Erlebte und erinnerte Geschichte – Deutsch-polnische Biografien“

Am 16.7.2015. stellten wir das Buch „Erlebte und erinnerte Geschichte – Deutsch-polnische Biografien“ in der polnischen Buchhandlung in Berlin-Neukölln vor. Gäste aus Polen waren Prof. Adam Koseski und Prof. Karol Czejarek, aus Berlin – Axel Schmidt-Gödelitz und Dr. Andreas Wang, der die Präsentation auch moderierte. Die ca. 70 Besucher nahmen die Informationen mit großem Interesse entgegen und beteiligten sich intensiv an dem anschließenden Gespräch. Alle freuten sich sehr, dass ein zweiter Band zu den deutsch-polnischen Biografien entstehen wird.

## Verlauf der Biographiegespräche auf Gut Gödelitz

Die Biographieveranstaltung begann am Freitag gegen 17.00 Uhr auf Gut Gödelitz. Die Teilnehmer wurden mit Kaffee und Tee begrüßt. Nach dem gemeinsamen Abendessen gab es eine Vorstellungsrunde und anschließend ein lockeres Beisammensein beim Wein. Die Biographiegespräche begannen am Samstagmorgen. Sie fanden in vier Blöcken – Samstagvormittag, Samstagnachmittag, Samstagabend und Sonntagmorgen – statt. Das Programm war mit zwölf Biografien sehr dicht – für jeden Teilnehmer nahm sich die Gruppe 45 Minuten Zeit. Nach der Schilderung der Lebensgeschichte gab es Gelegenheit, vertiefende Fragen und Verständnisfragen zu stellen, die einen Gedankenaustausch ermöglichten. Zwischen jeder Präsentation gab es eine Kaffeepause, in der die Gespräche individuell fortgesetzt werden konnten.

Nach dem Mittagessen machten die Teilnehmer einen gemeinsamen Spaziergang über das Gut Gödelitz. Auch der Samstagabend endete nach dem Abendessen im lockeren Beisammensein. Am Sonntag, bevor die Veranstaltung mit dem gemeinsamen Mittagessen beendet wurde, gab es eine Feedbackrunde. Der offizielle Teil der Veranstaltung fand in deutscher Sprache statt – alle polnischen Teilnehmer beherrschten die deutsche Sprache. Zwei der deutschen Teilnehmer verfügten über Polnischkenntnisse, die sie in den privaten Gesprächen während der Pausen anwandten.

## Verlauf der Biografiegespräche in Pułtusk

In Pułtusk wurde die Biographieveranstaltung durch ein Begrüßungswort des Rektors Adam Koseski und durch die Moderatoren Professor Czerejarek und Axel Schmidt-Gödelitz eröffnet. Anschließend stellten sich alle Teilnehmer vor.

Am ersten Abend fand ein kleines Konzert durch das Pułtusker Jugendorchester statt, es wurde auch eine Fotoausstellung, „Pułtusk in der Nacht“, eröffnet. Nach Rückkehr der Teilnehmer in das Studentenwohnheim, wo sie untergebracht waren, gab es die Möglichkeit, sich bei einem Glas Wein zu unterhalten. Die Biografiegespräche wurden den ganzen Samstag lang geführt. Nach dem Mittagessen gab es eine längere Pause, die die Stadtbesichtigung ermöglichte. Die Teilnehmer lernten unter anderem die Mariä-Verkündigung-Basilika kennen, die ein Symbol von Geschichte und Entwicklung der Stadt Pułtusk ist. Außerdem besuchten sie das Schloss, das Museum der Stadt und eine Gedenkstätte für die Opfer des Holocaust.

Am Abend lud die Akademie zu einem feierlichen Abendessen ein, an welchem weitere Mitarbeiter der Humanistischen Akademie teilnahmen.

Am Samstagmorgen hatten die Teilnehmer die Möglichkeit, ihre Eindrücke, Anregungen und Kritik zu der Veranstaltung zu äußern. Außerdem tauschten sie sich über das aktuelle deutsch-polnische Verhältnis und über mögliche Perspektiven und Entwicklungen der deutsch-polnischen Beziehungen aus. In diesen Zusammenhang stellten zwei Dozenten der Akademie ihre Forschungsprojekte und bisherigen Ergebnisse hierzu vor, die durch das „Interfakultäre Zentrum für Deutschlandforschungen“ (*Centrum Badań Niemcoznawczych*) der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ und durch das ost-west-forum Gut Gödelitz e.V. realisiert werden sollen. Prof. Dr. rer. pol. habil. Tomasz Pszczołkowski sprach über sein Projekt „Erinnerungskultur in Polen und Deutschland“, Dr. Kamińska arbeitet zu dem Thema „Bikulturelle Ehen“.

## Motivation der Teilnehmer

Die Biografiegespräche wurden über die Netzwerke des ost-west-forums und der Humanistischen Akademie beworben. Außerdem gab es eine Warteliste mit Interessierten, die sich schon für frühere Veranstaltungen beworben hatten, aber aufgrund der begrenzten Teilnehmerzahl bisher nicht teilnehmen konnten. Bei beiden Veranstaltungen gab es eine gleichmäßige Verteilung zwischen Männern und Frauen und zwischen Deutschen und Polen. Wie geplant, setzen sich die Gruppen aus unterschiedlichen Altersstufen zusammen. Die jüngsten Teilnehmer waren Anfang dreißig, der älteste Teilnehmer war über achtzig Jahre alt.

Acht der polnischen und drei der deutschen Teilnehmer arbeiten an Universitäten oder bei universitären Projekten zum deutsch-polnischen Verhältnis. Erfahrungsgemäß melden sich vor allem Akademiker aus eigener Initiative zu den Biographiegesprächen an. Teilnehmer ohne akademischen Hintergrund werden meistens über die Empfehlungen früherer Teilnehmer gewonnen. Professor Czejarek sprach dieses Mal gezielt Akademiker an – weil diese durch ihre Kontakte zur Bekanntmachung der deutsch-polnischen Biografiegespräche beitragen sollen. Außerdem nahmen drei Lehrer, zwei Schriftsteller, ein Journalist, ein Diplomlandwirt, ein Kriminologe, eine Museumspädagogin und eine Angestellte teil.

Wie schon in den vorangegangenen Veranstaltungen fühlten sich die meisten Teilnehmer dem jeweilig anderen Land sehr verbunden – durch familiäre Bindungen oder durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland bzw. in Polen. Trotzdem hatten sie das Gefühl, nicht genug über die Menschen aus Polen oder aus Deutschland zu wissen. Diese Lücke aufzufüllen, war eine der Motivationen, an der Veranstaltung teilzunehmen – verbunden mit der Hoffnung, persönliche Kontakte zu Polen bzw. Deutschen knüpfen zu können.

Die Motivation der Teilnehmer der Biographierunden ist auch wichtig, um sich in die deutsch-polnischen Biographien und in die Festigung des deutsch-polnischen Dialogs im Geiste der Verständigung und Aussöhnung direkt zu engagieren.

## Projektziele und Projektergebnisse

Ziel der Biographiebegegnungen ist es, Deutsche und Polen einander näher zu bringen, Kenntnisse zu vermitteln, Vorurteile abzubauen und nachhaltige Kontakte zu knüpfen. Die Teilnehmer sollen ihre durch die Biographiegespräche gewonnenen Erfahrungen in ihr privates und berufliches Umfeld tragen. Um einen größeren Personenkreis zu erreichen und um die Lebensgeschichten für die nachfolgenden Generationen festzuhalten, werden die Biographien außerdem veröffentlicht.

Wie bereits in den vorangegangenen Veranstaltungen verfügten auch die Teilnehmer dieser Biographierunden bereits über viel Wissen zu dem deutschen bzw. zu dem polnischen Nachbarn. Trotzdem bekannten die Teilnehmer, dass sich durch die Veranstaltung ihre Kenntnisse erweitert hatten und sie einige ihrer bisherigen Vorstellungen korrigieren mussten.

Durch die persönlichen Lebensgeschichten hatten sich die deutschen Teilnehmer bewusstgemacht, dass es Bereiche im deutsch-polnischen Verhältnis gibt, denen sie bisher zu wenig Beachtung und Sensibilität entgegengebracht hatten. Die Zeit der deutschen Besatzung zwischen 1939 bis 1945 ist im polnischen Gedächtnis sehr präsent – auch unter den jungen Generationen. Auf deutscher Seite ist die Erinnerung an diese Jahre weniger ausgeprägt. Unter den jungen Deutschen ist nur denjenigen, die sich

aktiv mit diesem Teil der Geschichte auseinandersetzen, bewusst, welches Leid durch die Deutschen in Polen verursacht wurde.

Ein anderes wichtiges Thema, über welches sich die Teilnehmer der Biographierunden austauschten, waren die Animositäten und Missverständnisse, die sich zwischen der DDR und der einstigen Volksrepublik Polen gebildet hatten und zum Teil bis heute nachwirken.

Die Biographieschilderungen tragen dazu bei, über das heutige Polenbild in Deutschland und das Deutschlandbild in Polen zu diskutieren.

So ist das Bild, das sich Polen von den Deutschen machen, teilweise noch immer durch den Zweiten Weltkrieg und die Erinnerungen an diese Zeit geprägt. Zwei der jüngeren polnischen Teilnehmer gaben an, dass es ihnen erst mit Hilfe von persönlichen Kontakten gelungen war, ihre negativen Assoziationen, die sie mit Deutschland verbanden, zu überwinden. Viele Deutsche halten ihr polnisches Nachbarland für weniger modern und weniger europäisch, als es in der Realität der Fall ist. In der Konsequenz entsteht in Polen der Eindruck, dass sich ein großer Teil der Deutschen wenig Mühe macht, die wirtschaftlichen Leistungen des Nachbarn anzuerkennen.

In der Abschlussrunde sagten die Teilnehmer, dass es ihnen durch das Hineinversetzen in die persönlichen Lebenswege gelungen war, das deutsch-polnische Verhältnis aus unterschiedlichen deutschen und polnischen Perspektiven zu sehen.

Alle Teilnehmer betonten, dass die Biographiegespräche einen nachhaltigen Beitrag zum deutsch-polnischen Verhältnis leisten und fortgesetzt werden sollten. Die Zukunft der deutsch-polnischen Beziehungen wird durch die jungen Generationen gestaltet werden. Aus diesem Grund ist es ein Ziel, künftig verstärkter als bisher, junge Menschen als Teilnehmer der Biographiegespräche zu gewinnen.

Die Teilnehmer waren sich einig, dass es für die deutsch-polnischen Beziehungen auch künftig wichtig bleibt, sich mit der deutsch-polnischen Vergangenheit zu befassen. Für eine bleibende Annäherung ist es aber auch wichtig, zu wissen, wie sich die Lebenswege in der Gegenwart gestalten und wie das aktuelle politische Geschehen die Wünsche und Pläne einzelner Menschen beeinflusst.

Um dies für möglichst viele Menschen erfahrbar zu machen, werden die Biographien – nach dem Muster des bereits erschienenen Buches „Erlebte und erinnerte Geschichte“ – veröffentlicht.

## Liste der bisherigen Teilnehmer der deutsch-polnischen Biographiegespräche

Helmuth BAUER	Frank KUTZNER
Peter BRANDT	Cornelia LÖHLEIN
Erhard BRÖDNER	Robert MAŁECKI
Maria BRYSCH	Anna MASTALEREK
Andreas BUCHWALD	Mariusz MEDEŃSKI
Jan CHRIST	Stefan MICHAELSEN
Lech CHYBOWSKI	Marta MILEWSKA
Karol CZEJAREK	Bogdan MROZIEWICZ
Dominika DEJ	Wolfgang NICHT
Iwona DOBKOWSKA	Agnieszka OZDARSKA
Marian DYGO	Jörg PETERSEN
Krzysztof GARCZEWSKI	Christian PFEIFFER
Katarzyna GAWOR	Tomasz G. PSZCZÓŁKOWSKI
Anna GÓRAJEK	Piotr ROGUSKI
Mirosław Tadeusz GÓRNY	Ewelina SARNECKA
Teresa GRAUER	Ursula SAX
Kurt HEIMANN	Bernhard SCHAWOHL
Siegfried HERZIG	Axel SCHMIDT-GÖDELITZ
Barbara HICKETHIER	Julia SCHUCH
Walter HUNGER	Felicitas SÖHNER
Beata JANKOWSKA	Halina STANO
Renata KACZKOWSKA	Hans Ulrich SUDEK
Krystyna KAMIŃSKA	Marta Sofia SZUSTER
Rolf KARBAUM	Hartmut TOPF
Adam KOSESKI	Anna WARAKOMSKA
Albert KOTOWSKI	Eckart WEIßER
Josef KRÖGER	Dariusz WOJTASZYN
Michał KULIK	

## Vereinbarung über Zusammenarbeit zwischen dem „ost-west-forum Gut Gödelitz“ e.V. und der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ Pułtusk

Beide Seiten vereinbaren nach einigen Jahren Zusammenarbeit und eingedenk ihrer guten Ergebnisse, ihre wechselseitigen Kontakte fortzusetzen und zu erweitern, indem sie

1. Seminare und wissenschaftliche Konferenzen veranstalten und zweisprachige Publikationen wie die zuvor gemeinsam herausgegebenen Bücher „Polen zwischen Deutschland und Russland“ sowie „Erlebte und erinnerte Geschichte“ herausgeben;
2. vergleichende Forschungen im Bereich „Erinnerungskultur in Polen und in Deutschland“ initiieren;
3. die Problematik „binationaler Ehen“ und des heutigen Verständnisses der „nationalen Identität“ aufgreifen.

Darüber hinauf vereinbaren beide Seiten:

4. sich systematisch zu treffen, um ihre gemeinsamen Aktivitäten auszuwerten;
5. die zur Realisierung der obigen Vorhaben nötigen finanziellen Mittel gemeinsam zu gewinnen;
6. einmal im Jahr die Fortschritte bei der Realisierung der gemeinsamen Vorhaben zu bilanzieren;
7. im Jahr 2015 zwei weitere deutsch-polnische „Biographiegespräche“ (in Gödelitz und in Pułtusk) zu organisieren;
8. die Formen der Kooperation mit der ständigen Vertretung des ost-west-forums in Warschau zu vervollkommen.
9. Die Seiten beschließen außerdem, dem ost-west-forum Gödelitz 200 Exemplare des Buches „Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographiegespräche“ zum Verkauf in Deutschland (zum Stückpreis von 23,00 Euro) zu liefern. Die Abrechnung dieses Verkaufs wird bis Ende Oktober 2015 erfolgen.

Von der Richtigkeit der unternommenen Aktivitäten überzeugt, die der Vertiefung der für beide Seiten günstigen Kontakte und der deutsch-polnischen Beziehungen dienen, wird die vorliegende Vereinbarung unterschrieben von:

**Axel Schmidt Gödelitz, Adam Koseski**  
**Pułtusk – Gut Gödelitz, Januar 2015**



Ireneusz J. Kamiński: *Życie i twórczość Pauliny Lemke* \* *Leben und Werk der Paulina Lemke*, Oficyna Wydawniczo-Poligraficzna „ADAM”, Warszawa 2014.

## Karol Czejarek empfiehlt einen Bildband über Leben und Werk der Paulina Lemke

Jemand könnte fragen, warum ich beschlossen habe, in den „Deutsch-polnischen Biographien“ über dieses Buch zu schreiben. Hierzu meine Antwort: Weil es eine Art „Brücke“ zwischen den Kulturen der Polen und Deutschen bildet, die Stereotypen überwindet und selbst eine Biographie ist.

Paulina Lemke (eine Person von mehr als 90 Jahren) ist nicht nur herausragende Malerin, wovon der sehr schöne Bildband zeugt, sondern sie hat ihre unermüdliche Aktivität bei der Aufnahme von Kontakten zwischen Polen und Deutschen bewiesen, und dies noch bevor unsere beiden Länder im Rahmen der Europäischen Union auf der Grundlage des Vertrags über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit miteinander partnerschaftlich zusammenzuarbeiten begannen. Paulina Lemke wurde 1943 zur Sklavenarbeit bei den Deutschen gezwungen. (Übrigens, es ist zu betonen, dass die Fakten von damals immer noch einer redlichen Beschreibung und Beurteilung harren, bar aller Vorurteile und politischer Verbissenheit.) Sie ist 1924 in Polanówka in der Region Lublin geboren und wohnt seit Jahrzehnten in Düsseldorf. (Ihr Buch erschien auch in Deutsch, auf Betreiben des Sohnes der Malerin, Henryk J. Dechnik. Der Urheber des Buches ist der namhafte Kenner der polnischen Kultur im Ausland, Professor der Maria-Curie-Skłodowska-Universität und der Katholischen Universität Lublin Ireneusz Kamiński.)

Wer ist Paulina Lemke?

Es ist eine Frau der „Renaissance“! Ein Mensch und eine Institution zugleich! Krankenschwester, Lehrerin, Zeichnerin, Kunstmalerin, Chorsängerin, Aktivistin einer Organisation der Polen in Deutschland. Sie hat im pol-

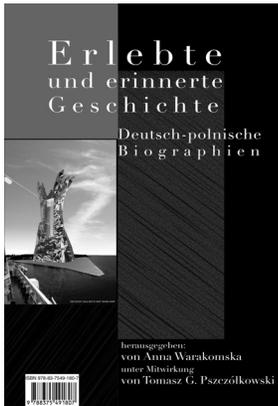
nischen Geist auch ihren Sohn und ihre Tochter großgezogen. Sie ist eine Person, die in ihrem Leben in Deutschland auf ihre polnische Herkunft stolz war. Meine Frau lernte sie während einer Bahnfahrt von Hannover nach Warschau kennen, sie war auch Gast bei uns zu Hause. Für einen von meinen ehemaligen Studenten des Instituts für Angewandte Linguistik, Leszek Wróbel, ist sie eine Tante (wie klein ist doch die Welt, könnte man sagen). Das alles sind die Gründe, weshalb ich hier so herzlich ihr menschliches Porträt aufzeichne. Ehre sei der Künstlerin nicht nur wegen ihrer Kunst, sondern besonders wegen ihres Polentums, das sie ihr Leben lang unter Deutschen pflegt. Sie initiierte eine Reihe von gesellschaftlichen Aktivitäten, unter anderem eine Spendensammlung für das Kindergesundheitszentrum und das Königsschloss in Warschau, für das Krankenhaus „Mutter Polin“ in Łódź, das Haus der Auslandspolen in Pułtusk!

Ihre Malerei ist ein geistiger Schmaus. Sie ist schön und rührend. Sie besticht durch ihre Farben – besonders bei Blumen und Landschaften, auch bei Häusern und den porträtierten Menschen. Die Künstlerin bringt dem Betrachter eine Welt näher, die wir in der täglichen Eile nicht sehen. Sie hat in ihrem Leben mehrere Hundert Bilder gemalt, darunter sehr viele mit Bezug zu ihrem geliebten Krakau, zu anderen polnischen, aber auch zu deutschen Städten. Mich persönlich haben die im Bildband abgebildeten Gemälde „Winter in Nałęczów“, „Blühende Bäume in Polanówka“, „Der See in Krynica und die umliegenden Felder“, „Jahrmarkt in Kazimierz Dolny“ und „Selbstbildnis im Spiegel von 1949“ beeindruckt.

Wenn Prof. Ireneusz J. Kamiński (der Autor des Bandes) die Künstlerin zum Pantheon der bedeutendsten polnischen Koloristinnen gezählt hat – neben Eibisch, Pronaszko, Rzepiński, so kann ich dazu nichts mehr hinzufügen. Ich kann lediglich meinen Beifall spenden! Es ist eine Malerei (und ein Leben), das Freude, Entzückung, aber auch eine große Sehnsucht nach und ein große Liebe zu Polen zum Ausdruck bringt.

(Übers. von Tomasz G. Pszczółkowski)

Koeditionen der AH und des OWF  
 Erlebte und erinnerte Geschichte ...  
 (der I. Teil der deutsch-polnischen Biographien) ...



*Historia pamięcią pisana. Biografie polsko-niemieckie \* Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographien*, herausgegeben von Karol Czejarek und Krzysztof Garczewski (polnischsprachiger Teil) sowie von Anna Warakomska (deutschsprachiger Teil) unter Mitwirkung von Tomasz G. Pszczółkowski, Pułtusk 2014, mehr als 700 Seiten, Harteinband, Großhandelspreis PLN 45.00.

... ist auf jeden Fall ein lesenswertes Buch! Es enthält 38 „deutsch-polnische“ Biographien (im Vorwort ist seine Entstehung beschrieben). Eine Einschätzung des wissenschaftlichen Wertes dieser im Buch enthaltenen Biographien unternahm der Germanist und Politologe Prof. Tomasz G. Pszczółkowski, und die deutsche Fassung besorgte Dr. habil. Anna Warakomska vom Institut für Germanistik der Universität Warschau. Das Buch erschien in zwei Sprachen: in Deutsch und in Polnisch.

Alle (absolut alle!) im Buch gesammelten Texte überliefern auf einmalige Art und Weise historische Fakten, ohne deren Verständnis die heutige Aussöhnung mit Deutschland (im Rahmen der EU und der gutnachbarschaftlichen Zusammenarbeit) nicht möglich wäre.

Das Buch erschien zum 75. Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges (es ehrt auch den 20. Jahrestag der Entstehung der Humanistischen Akademie). Im Vorwort ist unter anderen zu lesen, dass wir in Polen den Überfall Hitlerdeutschlands auf Polen 1939, mit dem der Zweite Weltkrieg

begann, in Erinnerung bewahren. Wir erinnern uns an die brutale Vernichtung des polnischen Volkes (nicht nur des jüdischen Volkes) zwischen 1939 und 1945, an die Besetzung Polens, das aufgrund eines Befehls Hitlers in ein Generalgouvernement verwandelt und dem Erdboden gleichgemacht werden sollte; wir erinnern uns an die de facto durchgeführte vierte Teilung Polens (aufgrund eines Geheimabkommens zwischen Ribbentrop und Molotow) und an die Gewaltverbrechen, die an der Zivilbevölkerung begangen wurden; wir erinnern uns an die Errichtung des deutschen Vernichtungslagers in Auschwitz und an die der anderen Lager an anderen Orten im besetzten Polen; wir erinnern uns an die totale Zerstörung Warschaus, an die Vertreibung von deren Einwohnern und an deren Verschleppung in Konzentrations- und Zwangsarbeitslager in Deutschland (nach der Niederlage des Warschauer Aufstandes). Das alles bedeutet aber nicht, dass wir die heutige Normalität in den Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern nicht wertschätzen.

Ich bringe auch meine Auffassung über die Frage der „Vergebung und Aussöhnung“ auf den Punkt: Deutschland ist heute ein anderes Land als vor 65 Jahren, es ist eine modellhafte, von Grund auf redlich aufgebaute Demokratie. Deutschland ist heute nicht nur der größte Handelspartner Polens, sondern es unterstützte auch die Bewerbung Polens um seine Mitgliedschaft in der EU, und es trug dazu bei, dass Polen Mittel aus dem EU-Haushalt für die Jahre 2006-2013 und 2014-2020 erhielt, so dass Polen nicht nur seine zivilisatorische Rückständigkeit überwunden hat, sondern heute auch den Anspruch hat, zu den meist entwickelten Staaten in der Welt zu gehören.

Das Wesentlichste jedoch an dem Buch ist, dass es unter anderem dokumentiert, wie die jahrhundertlang bestehenden Vorurteile zwischen Deutschen und Polen überwunden werden können, wie die Dynamik der partnerschaftlichen Kontakte entwickelt werden kann, vor allem in der Wirtschaft, aber auch in anderen Bereichen; dass es gelungen ist, die beiderseitigen Beziehungen zu normalisieren, namentlich in der jungen Generation, die von der Vergangenheit nicht belastet ist, obwohl der „Ideal-Zustand“ noch nicht in Sicht ist. Aber gerade deshalb hat die Herausgabe von Büchern wie „Erlebte und erinnerte Geschichte“ einen Sinn, denn dieser positive Normalisierungsprozess der beiderseits vorteilhaften Beziehungen zwischen Deutschland und Polen muss fortgesetzt werden. Diese Überlegung lag auch den deutsch-polnischen Biographiegesprächen zugrunde, aus denen heraus nicht nur das hier vorgestellte, sondern auch das nun vorliegende Buch, eine Fortsetzung des ersteren, entstanden ist. Es sei hinzugefügt, dass die AUSSÖHNUNG VON POLEN UND DEUTSCHEN FÜR DEN FRIEDEN IN EUROPA UND IN DER WELT WICHTIG IST.

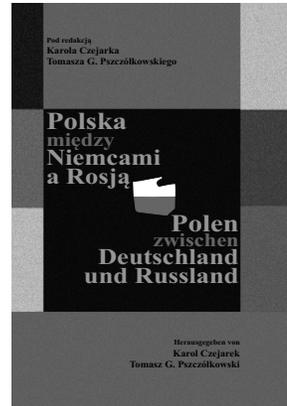
Die im Buch zusammengetragenen Texte sind alphabetisch nach Namen angeordnet, und deren Autorinnen und Autoren sind Menschen unterschiedlicher Berufe (nicht nur Wissenschaftler). Sie gehören verschiedenen Generationen an. Die Bekenntnisse der einzelnen Personen sind authen-

tisch und ehrlich, mitunter hautnah, und sind mit den Vor- und Nachnamen der Verfasser gezeichnet. Sie sind historische Zeitdokumente nicht nur aus der Kriegszeit, sondern auch aus Zeiten der Transformation, von der sowohl Polen als auch Deutschland betroffen worden sind. Sie sind ein Dokument des Wissens über Menschen, die von dem tragischsten aller Kriege betroffen sind. Sie sind eine Stimme für die Verteidigung des Friedens, des Aufbaus gegenseitiger Beziehungen, gestützt auf Toleranz, Demokratie und Menschenrechte; sie brechen mit Stereotypen, die nach wie vor gefährlich sind und die Trennungen und Spaltungen begünstigen, denn sie bedürfen keiner Beweise.

Was die Äußerungen von Deutschen betrifft, stammen sie von Jung und Alt, von denjenigen, die den Krieg überlebten und solchen, die erst nach seinem Ende geboren wurden und den historischen Wandel „von der Feindschaft zur Normalität“ zwischen unseren Völkern miterlebt und ohne weiteres die „Brücke“ der Aussöhnung und Zusammenarbeit betreten haben, die Last der Schuld in sich tragend. Es schrieben ihre Beiträge einfache Menschen und Künstler, Schriftsteller, ein katholischer Pfarrer, ein Lehrer, Hochschulprofessoren. Jeder Beitrag ist mit einer Notiz über seinen Verfasser versehen. Alle Beiträge zusammen liest man wie einen Roman. Er handelt über die Erlebnisse der Schreibenden.

Das zweisprachig herausgegebene Buch ist sowohl auf dem polnischen als auch auf dem deutschen Markt erhältlich. Es ist eine Quelle des Wissens und kann zu weiteren Forschungen über die Geschichte der Menschen und deren Erlebnisse anregen.

*Polen zwischen Deutschland und Russland \**  
*Polska między Niemcami a Rosją,*  
 herausgegeben von Karol Czejarek und Tomasz  
 G. Pszczółkowski, Humanistische Akademie  
 „Aleksander Gieysztor”,  
 408 Seiten, Harteinband, Pułtusk 2011.



## Polen zwischen Deutschland und Russland

Das mehr als 400 Seiten starke Buch erschien im Verlag der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor” im September 2011 und entstand im Ergebnis von Kolloquien, die in Deutschland (Gödelitz) und in Polen (Pułtusk) vom Ost-West-Forum (ost-west-forum Gut Gödelitz e.V.) und der besagten Akademie veranstaltet wurden.

Übergeordnetes Anliegen der Kolloquien war es, Formen von Aktivitäten unter Mitwirkung von Wissenschaftlern und Journalisten sowie von Politikern und Kulturschaffenden herauszuarbeiten, die sich mit der im Titel genannten Fragestellung befassen, damit die Beziehungen im Dreieck Polen – Deutschland – Russland besser werden, die nach wie vor bestehenden Stereotype überwunden werden und dem Aufbau von gegenseitigen Beziehungen gemäß den Prinzipien von Partnerschaft und Vertrauen dienlich sein können. Dies gilt insbesondere für gemeinsame wissenschaftliche Forschung und Lehre in den Geisteswissenschaften, für den Fremdsprachenunterricht, die Annäherung Russlands an die Europäische Union, die Präsenz der Kultur aller drei Länder in Polen, Deutschland und in Russland.

Deutschland und Russland sind die größten Nachbarn Polens, von daher wurde in dem Buch der Versuch unternommen, den aktuellen Stand der polnisch-deutsch-russischen Beziehungen nach 1990 zu beurteilen, die Komplexität der Frage „Deutschland und Russland” in der polnischen Geschichtspolitik darzustellen und die polnisch-deutsche Zusammenarbeit in der EU sowie in der von der Union geführten Ostpolitik gegenüber Russland zu erörtern.

Das Buch, das parallel in Deutsch und in Polnisch erschienen ist, besteht aus einer Reihe herausragender Beiträge, darunter zu folgenden Themen: Polen zwischen Deutschland und Russland – Fluch der Geschichte? (Dariusz Wojtaszyn); Polen im russischen geschichtspolitischen Diskurs seit dem 18. Jahrhundert bis heute (Ekaterina Makhotina); Die deutsch-polnischen Beziehungen bis 1990 unter Mitberücksichtigung der deutsch-russischen Beziehungen” (Peter Brandt); Die Auswirkungen der Energiepolitik Deutschlands und Russlands in Polen (Adam Koseski); Gemeinsame Lehrbücher als Mittel der Überwindung ethnozentrischer Geschichtsperspektiven (Tomasz G. Pszczółkowski); Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung” als politisches Problem in den deutsch-polnischen Beziehungen (Krzysztof Garczewski); Die russisch-polnisch-deutschen Beziehungen und die Entwicklung eines neuen Formats der „Ostpartnerschaft” (Nikolay Mezhevich); Die deutsch-polnischen Beziehungen aus der Sicht des „kleinen Mannes” (Anna Górajek). Die Liste der gegenseitigen Vorurteile, deren Wurzeln tief in der Vergangenheit liegen und sich auf die gegenwärtigen Beziehungen als „Normalität” auswirken, ist lang. Das Buch will die Komplexität dieses Problems zeigen und Wege zu seiner Lösung abstecken, damit die gegenwärtigen Beziehungen immer besser werden und nicht von der mythischen Bedrohung durch den Verlust von Souveränität durch den polnischen Staat belastet bleiben, (obwohl dies in der Vergangenheit der Fall war, wobei viel Böses in dieser Hinsicht die tragischen Ereignisse des Zweiten Weltkrieges hinterlassen haben).

An der Entstehung der Publikation haben sich einige Professoren von der Humanistischen Akademie in Pułtusk mit ihrem Rektor, Prof. Dr. habil. Adam Koseski, aktiv beteiligt, indem sie darin die Ergebnisse ihrer Forschungen veröffentlicht haben. Es sind dies außer dem genannten Prof. Adam Koseski unter anderem folgende Professoren: Marian Dygo, Zbigniew Leszczyński, Tomasz G. Pszczółkowski, Piotr Roguski und Karol Czejarek. Es sei auch auf den Beitrag eines der Mitveranstalter der Kolloquien, Axel Schmidt-Gödelitz, hingewiesen, der seinen Beitrag als „Brückenbau zwischen Polen und Deutschen am Beispiel gemeinsamer Lebensgeschichte” überschrieben hat. Diesen „Brückenbau” zwischen Polen und Deutschen, aber auch zwischen Polen und Russen versucht die besagte Publikation zu dokumentieren und zu festigen.

Tomasz G. Pszczółkowski, *Deutschland – Polen: Eine kulturkomparatistische Untersuchung*, transcript Verlag Bielefeld  
 2015, 240 Seiten, kart.,  
 ISBN 978-3-8376-3273-6,  
 Print und E-Book 32,99 €,  
<http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3273-6/deutschland-polen-eine-kulturkomparatistische-untersuchung>



## Buchempfehlung

### Deutschland – Polen: Eine kulturkomparatistische Untersuchung

**K**omparatistik wird zumeist mit den philologischen Disziplinen Linguistik und Literaturwissenschaft assoziiert. Tatsächlich aber wenden alle Geistes- und Sozialwissenschaften vergleichende Methoden an, die sich besonders in den Länderstudien als ergiebig erweisen. Tomasz G. Pszczółkowski unternimmt methodologisch-terminologische Betrachtungen über den Kulturvergleich sowie dessen Exemplifikationen im sprachlichen, historischen, gesellschaftlichen und politischen Umfeld der Deutschen und Polen. Er entwickelt eine originäre Systematik der Kulturvergleichsfelder, die als Anregung für weitere deutsch-polnische kulturkomparatistische Untersuchungen genutzt werden kann.

Der Komparatistik-Begriff wurde von Literaturwissenschaftlern und Sprachwissenschaftlern für vergleichende Studien anektiert, in deren Mittelpunkt Untersuchungen zu Literaturen und Sprachen verschiedener Kulturen stehen. Pszczółkowskis Begriff der Kulturkomparatistik geht über dieses enge Verständnis hinaus und umfasst so gut wie alle Geistes- und Sozialwissenschaften, in denen vergleichende Untersuchungen zu Deutschland und Polen geführt werden bzw. lohnend sind.

Das Neue an dem Buch ist, dass es die vorwiegend auf die Literaturwissenschaft eingeschränkte Perspektive der Komparatistik überwindet und stattdessen eine Kulturkomparatistik anstrebt. Es soll eine Anregung zum Nachdenken über eigene und fremde Werte, Traditionen, historische Er-

fahrungen, gesellschaftliche Entwicklungen und aktuelle politische Fragen für all diejenigen sein, die nicht nur vergleichende Länderstudien betreiben, sondern auch an deren Umsetzung in die Praxis der beiderseitigen Beziehungen der Deutschen und Polen interessiert sind.

Die Grundidee zum Buch lautet: Man sollte vom Nachbarn lernen und sich von ihm womöglich inspirieren lassen! Es knüpft an keine Forschungsdebatten zum Thema Kulturkomparatistik an, weil diese sich auf die literaturwissenschaftliche Komparatistik beziehen und das, was die nicht-literaturwissenschaftliche Kulturkomparatistik ausmacht, also Vergleiche in Wirtschaft und Gesellschaft, Politik und Erziehung, Recht und Religion usw. ausklammern. Im Buch werden diese Kulturvergleichsfelder thematisiert.

Das Buch wendet sich an einen breiten Leserkreis: an Deutschland- und Polenforscher, an Lehrer und alle am deutsch-polnischen Kulturvergleich interessierten Menschen, auch an Praktiker des gesellschaftlichen und politischen Lebens in beiden Ländern, an politische Entscheidungsträger, die häufig um originäre Lösungen ringen, während sie im Nachbarland bereits erfolgreich ausprobiert worden sind. Den Letzteren dies bewusst zu machen, war eines der Grundanliegen des Autors.

Das Buch will die Facetten der deutsch-polnischen vergleichenden Länderstudien in ihrer Vielfalt umreißen.

## VI. Über die Autoren

**Antonina ABRAMIUK**, geb. am 3.12.1928 in Frankreich, seit 1932 wohnhaft in Polen, von wo aus 1940 sie nach Deutschland deportiert wurde. Ingenieurin, seit 1982 im Vorruhestand. Vereidigte Übersetzerin. Sie ist eine unverbesserliche Optimistin, stets neugierig auf die Welt und die Menschen. Leidenschaftliche Büchersammlerin. Seit jeher „verschlingt“ sie etliche Bücher in Polnisch und in Deutsch. Sie hat vielfältige Interessen, darunter ziemlich ausgefallene wie z.B. Parapsychologie und Radiestäsie. Sie ist alleinstehend und wohnt in Szczecin (Stettin).

**Helmuth Julius BAUER** wurde am 18. Juni 1943 in Ulm an der Donau geboren, im vierten Kriegssommer, nach Stalingrad. Der Vater Julius Christian Bauer war von 1941 bis zum Kriegsende in einer Sanitäts-Kompanie an der Ostfront, bei der Geburt seines Sohnes als Feldweibel. Die Mutter Hedwig Maria geborene Winkler überlebte mit Helmuth und der 1937 geborenen Tochter Christa Maria die schweren Bombenangriffe auf Ulm durch vorherige Evakuierung auf die Schwäbische Alb. 1946 wurde der jüngere Sohn Frieder Waldemar geboren.

Nach dem Abitur in Ulm 1962 Studium der Literaturwissenschaft und praktische Theaterarbeit in Freiburg, Zürich und Westberlin. Promotion 1972 bei Walter Höllerer (TU Berlin) mit einer Dissertation über *Lage und Kämpfe der Bauern, Handwerker und Arbeiter und ihre Darstellung in deutscher Literatur 1770–1850*. Danach Ausbildung zum Facharbeiter, 1981 bis 1985 Fabrikarbeit als Maschinenschlosser bei Daimler-Benz im Stammwerk Stuttgart-Untertürkheim.

1987 Mitautor bei *Das Daimler-Benz Buch. Ein Rüstungskonzern im Tausendjährigen Reich*. Ab 1989 Filme und Ausstellungen zu Kriegsproduktion und KZ-Zwangsarbeit bei Daimler-Benz, besonders im Flugmotorenwerk Ludwigsfelde/Genshagen. Dort mussten 1100 Frauen aus dem KZ-Ravensbrück, darunter 725 deportierte Polinnen aus dem Warschauer Aufstand, unter verheerenden Bedingungen und der Peitsche der SS-Aufseherinnen Montagearbeiten leisten.

Nachdem Helmuth Bauer seit 1990 noch 50 überlebende Genshagen-Frauen in Polen, Ungarn, Serbien, der Slowakei, der Ukraine, Frankreich, England und Deutschland gefunden hatte, gelang es, den Daimler-Benz-Konzern in einem Pilotprojekt zur Aufarbeitung seiner eigenen Kriegsgeschichte im Rahmen einer KZ-Gedenkstätte heranzuziehen. Als Dokument seiner Lebensarbeit erschien 2011 Bauers Buch: *Innere Bilder wird man nicht los. Die Frauen im KZ-Außenlager Daimler-Benz-Genshagen*. (704 Seiten, 723 Abbildungen).

Im März 2015 wurde Helmuth Bauer mit einem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Aktuell arbeitet er an einem Antrag an die DAIMLER AG, Teilausgaben

seines Buchs in polnischer, ungarischer und französischer Sprache (mit-)herauszugeben. Seit 1998 lebt er in Berlin-Pankow. Helmuth Bauer hat zwei Töchter, Lena Hedwig und Jule Lisa, und inzwischen drei Enkelkinder, Yumi Elisa, Nilson Yuma und Kaya Emilia. Einen umfassenden Einblick in seine Lebensarbeit gibt die webseite [www.gesichter-der-kz-zwangsarbeit.de](http://www.gesichter-der-kz-zwangsarbeit.de).

**Peter BRANDT**, geboren 1948 in Berlin und dort aufgewachsen. Im Anschluss an das Studium der Geschichte und der Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin Promotion (1973) mit einer Studie über den Wiederaufbau der deutschen Arbeiterbewegung 1945/46 am Beispiel der Stadt Bremen und nach der Tätigkeit als Hochschulassistent am Institut für Geschichtswissenschaft der Technischen Universität Berlin Habilitation (1988) mit einer Untersuchung über die Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Burschenschaft im frühen 19. Jahrhundert. Diverse Buch- und Zeitschriftenpublikationen zu Themen der deutschen und europäischen Geschichte des 18.-20. Jahrhunderts. Arbeitsgebiete: Vergleichende europäische Verfassungsgeschichte seit dem 18. Jh. (Mitherausgeber des auf 9 Bände angelegten Handbuchs mit zugehörigen Quellen-CD-ROMs zur europäischen Verfassungsgeschichte (erscheint seit 2004/06); Nationalismus und bürgerlicher Wandel seit 1750; Geschichte Preußens seit dem 17. Jahrhundert; Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus; die „deutsche Frage“, insbesondere nach 1945. Von 1989 bis 2014 Professor für Neuere deutsche und europäische Geschichte an der Fernuniversität in Hagen, seit 2003 Direktor des interdisziplinären Dimitris-Tsatsos-Instituts für europäische Verfassungswissenschaften ebenda. Diverse Ehrenämter, u.a. im Vorstand der Friedrich-Ebert-Stiftung und als Mitglied der Deutsch-Russischen Historikerkommission, Träger des Bundesverdienstkreuzes am Bande. Seit Mitte der 60er Jahre auf der Linken politisch engagiert, in den 70er und 80er Jahren u.a. mit starker Betonung der Unterstützung für die Opposition in Osteuropa, seit 1994 Mitglied der SPD, dort in der Historischen Kommission beim Parteivorstand. Neben der wissenschaftlichen Arbeit und akademischer Vortragstätigkeit im In- und Ausland politische Publizistik und Bemühen um niveauvolle Popularisierung historischer Themen in Schrift und Wort. Herausgeber des Online-Magazins Globkult. Verheiratet, zwei Kinder, drei Enkelkinder.

**Erhard BRÖDNER**, geb. 1937 in Berlin, aufgewachsen in Polen, dort Abitur. 1958 Rückkehr nach Berlin. Studium der Rechtswissenschaften, abgeschlossen in Köln, Assessor. Nach langjähriger Tätigkeit im Versicherungswesen als Rentner Studium der Osteuropäischen und Neueren Geschichte sowie Slawistik, Magister. Anschließend 5-jährige Tätigkeit als Lehrbeauftragter am Slawischen Institut der Universität zu Köln. Veröffentlichungen im deutsch-polnischen Kulturmagazin *Zarys* sowie in der polnischen historisch-soziologischen Zeitschrift *Bunt Młodych Duchem*. Übersetzer.

**Maria BRYSCH** wurde am 11.03.1978 in Beuthen (Bytom) im heutigen Polen geboren. 1988 zog sie mit ihrer Familie nach Deutschland. Sie arbeitet seit 2008 als Lehrerin für Deutsch als Fremdsprache, zurzeit unter anderem an der Universität Paderborn.

**Andreas H. BUCHWALD**, geb. 1957, Schriftsteller (Autodidakt); aufgewachsen als Einwohner eines nicht mehr existenten Dorfes im Südraum von Leipzig; 1973 Ausbildung zum Schriftsetzer in Leipzig; 1975 bis 2000 Schriftsetzer in verschiedenen Systemen bei GG Interdruck und Offizin Andersen Nexö, dazwischen – vom November 1983 bis April 1985 – Bausoldat der Nationalen Volksarmee (Wehrersatzdienst); 1991 bis 1996 freie Mitarbeit bei *amnesty international*; 2000 bis 2008 Arbeitslosigkeit und Neuorientierung, u. a. Beginn des Schreibens; seit 2001 selbstständig in verschiedenen Tätigkeiten. Veröffentlichungen von Romanen und Erzählungen (Erstherausgabe in Digitaldruckfassung im Engelsdorfer Verlag Leipzig): 2002 „Stiefel Stuben Stoppelfelder“, 1. Buch der Trilogie „Die Kohle ist es nicht allein ...“ (nach Herausgabe des vierten Zyklus-Romans in „Die Kohle Saga“ umbenannt); 2003 „Kühe Küsse Konfirmanden“, 2. Buch der „Kohle Saga“; 2004 „Soldaten unterm Spaten – Ein Abenteuer wider Willen“; 2005 „Genossen Gammler Geisterhäuser“, 3. Buch der „Kohle Saga“.

2008 Lebenskrise und Trennung von Ehefrau; 2009 Pilgerweg nach Santiago de Compostela und Neubeginn; 2010 Gründung des AndreBuchVerlages und weitere Veröffentlichungen: 2010 „Geschichten aus der Jakobsmuschel“, 1. Teil; 2012 „Geschichten aus der Jakobsmuschel“, 2. u. 3. Teil; 2013 „Das Labyrinth der rasenden Zeit / Wo einst das Land der Kohle war“ (4. Buch der „Kohle Saga“); 2016 „Wo das Gras grüner ist / Der Tangozigeuner / Abrahams Irrtum“; Herausgabe von Werken anderer Autoren.

Seit Januar 2015 zusätzlich tätig als Lehrer für Deutsch als Fremdsprache am Haus International in Kempten/Allgäu; seit Mai 2015 wohnhaft in Greith, Gemeinde Halblech, im Ostallgäu.

**Jan CHRIST**, geb. am 28. Juni 1934 als Christian Hoffmann in Genthin, ist ein deutscher Schriftsteller. Er wuchs während des Zweiten Weltkrieges in Polen und nach 1945 in Ostdeutschland auf. Bis zu seiner Flucht nach Westdeutschland im Jahre 1957 arbeitete er in der DDR als Schauspieler und Buchhändler. In der Bundesrepublik absolvierte er auf dem zweiten Bildungsweg an der Pädagogischen Hochschule in Göttingen ein Studium der Pädagogik. Von 1962 bis 1974 war er im niedersächsischen Schuldienst beschäftigt.

Seit 1974 ist er unter dem Pseudonym Jan Christ freier Schriftsteller und veröffentlicht erzählende Werke, Hörspiele, Lyrik und Theaterstücke. Seinen Roman „Anna Wentscher“ (Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1995), dessen Handlung in Masuren und Thorn spielt, möchte er gerne auch in Polen veröffentlichen.

**Krzysztof CZAJKA** – geboren 1949 in Warschau, unweit vom polnischen Parlament, dem Sejm, und das hat seine Kindheit und Jugend geprägt, weil er sie im Schatten der großen Politik verbrachte. Schon im Kindesalter rannte er als Cowboy verkleidet mit einem Blech-Colt in der Hand hin und her in den Gärten des damals sozialistischen Parlaments. Manche der Schulmädchen im Lyzeum waren Promitöchter der Nomenklatura, mit ihnen verbrachte er nette Nachmittage in der Eisdielen „Palermo“. Schon in seiner frühen Jugend wollte er Filme machen, aber die Eltern haben ihn überzeugt, dass er ein Fach studieren soll, das finanzielle Sicherheit gewährleistet, also Jura. Während des Studiums besuchte er in seiner Freizeit

Vorlesungen über Soziologie, Literatur-, Kunst- und Theatergeschichte, und das hat ihn endgültig davon abgehalten, Jurist zu werden. Seiner inneren Stimme folgend, fing er an, an der Hochschule für Film, Fernsehen und Theater in Łódź Regie zu studieren. 1981 hat er seinen ersten Spielfilm *Książę* („Der Prinz“) im Auftrag der Polnischen Fernsehens TVP fertiggestellt. Der großen Politik ist es zu verdanken, dass er seit der Ausrufung des Kriegsrechts in Polen hauptsächlich für deutsche Fernsehanstalten arbeitet. Er machte für sie mehrere Dokumentarfilme, u.a. „Nicht irgendeine Reise“, „Von Waldbröl nach Majdanek“, „Brückenbau“, „Polen im Umbruch“, „Der Papst, die Polen und die Freiheit“, „Tschüss DDR“. Von Warschau-Mitte zog er nach Berlin-Mitte, wo er seit über 30 Jahren wohnt und arbeitet als Redakteur des deutsch-polnischen Fernsehjournals „Kowalski & Schmidt“, das vom Rundfunk Berlin-Brandenburg und von Telewizja Polska produziert wird. Er hat aber auf seine Wohnung an der Weichsel nie verzichtet. Seit vielen Jahren überschreitet er die Grenzen, auch die deutsch-polnische, und ist Vertretern aller politischen Parteien sehr dankbar dafür, dass sie ihm dieses grenzüberschreitende Leben ermöglichen. Nur ist heute das polnische Parlament leider durch einen streng bewachten Zaun von der Außenwelt abgetrennt, und die Eisdielen „Palermo“ gibt es nicht mehr. Aber es gibt doch so viele andere Möglichkeiten ...

**Karol CZEJAREK**, geb. am 11.8.1939 in Berlin. Germanistikstudium an der Universität in Poznań; Magisterarbeit (1968) über „Retrospektive Elemente in den naturalistischen Dramen von Gerhart Hauptmann“; Doktorgrad (1990) an der Universität in Szczecin (Stettin), errungen mit einer Arbeit über Anna Seghers.

Übersetzer u.a. von Hans Hellmut Kirst (auch Herausgeber seiner gesammelten Werke), Georg Heym, Günter Kunert, Hans Walldorf, Heiner Müller, Günter de Bruyn, Ursula Hörig, Christa Grasmeyer.

Langjähriger Adjunkt im Institut für Angewandte Linguistik der Universität Warschau. Seit 1. Oktober 2011 Professor der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk. Dort auch Generalsekretär des Interfakultären Zentrums für Deutschlandstudien der Akademie. Offizieller Vertreter des ost-west-forums Gut Gödelitz in Warschau.

Verfasser (mit Joanna Słocińska) der „Grammatik der deutschen Sprache“; Autor einer Anthologie mit Erzählungen deutscher Schriftsteller über den Krieg; Mitautor der Darstellung „Polen – Land und Leute“; Autor des Buches „Nazismus, Krieg und das Dritte Reich in den Romanen von Hans Hellmut Kirst“; Herausgeber von zwei Tagungsbänden: „Polen zwischen Deutschland und Russland“ (gemeinsam mit Tomasz Pszczółkowski), und „Erlebte und erinnerte Geschichte. Deutsch-polnische Biographien“ (gemeinsam mit Anna Warakomska, Krzysztof Garczewski und Tomasz Pszczółkowski). Auch (gemeinsam mit Sohn Hubert) Herausgeber von „Collins deutsche Grammatik“ und „Collins deutsche Verben“. Autor einer Monographie über Anna Seghers.

Zahlreiche Artikel in diversen Zeitschriften, u.a. in: Studien zur Deutschkunde, Colloquia Germanica Stetinensia, Annäherungen Polen Deutschland, Fremdsprachen in der Schule.

Vor der Wende (1989) unter anderem Leiter des Departements für Buch- und Verlagswesen und des Departements für Kunst im Kultusministerium; Lei-

ter der Abteilung für Kultur der Stadt Warschau und vorher in Szczecin (Stettin); Mitbegründer der Stettiner Kulturgesellschaft (*Szczecińskie Towarzystwo Kultury*).

Seit 1995 auch vereidigter Übersetzer.

1958 polnischer Meister und 1959 Vizemeister im Radsport auf der Bahn.

**Katarzyna GAWOR** – ihr Abenteuer mit Deutsch fing vor dreißig Jahren an, als sie vier Jahre lang eine deutsche Grundschule besuchte. Sie hat das Germanistikstudium an der Warschauer Universität absolviert. Seit zwanzig Jahren unterrichtet sie Deutsch, außerdem macht sie Übersetzungen (dank Professor Czeżarek auch für dieses Buch) und schreibt historische Texte, die oft mit der Geschichte von Deutschland und Österreich verbunden sind. Sie hat vor kurzem ihre Doktorarbeit „Habsburgerinnen auf dem polnischen Thron in der historischen und literarischen Narration“ beendet. Sie ist Mutter eines achtjährigen Sohnes.

**Teresa GRAUER** wurde 1984 in Tübingen geboren, wo sie auch aufwuchs. Nach einem Austauschjahr in Schweden und dem Abitur (2003) in Tübingen lebte sie sechs Monate in Gdańsk, wo ihr Interesse für Polen und ihr Spaß am Polnischen geweckt wurden. Sie studierte Politikwissenschaft und Skandinavistik in Greifswald und Kraków. Nach dem Studium lebte und arbeitete sie als Kulturmanagerin knapp zwei Jahre (2010-2011) im polnischen Bydgoszcz. Zurzeit lebt sie in Frankfurt am Main und ist in der Wissenschaftsadministration tätig. Das durch die Magisterarbeit geweckte Interesse an der Vergangenheitspolitik ist geblieben, und die deutsch-polnischen Beziehungen zu pflegen, ist ihr ein Anliegen.

**Harald GRÖHLER** – geb. 1938 in Bad Warmbrunn, heute Cieplice Zdrój, Śląsk/Schlesien, lebt in Berlin. Er unternahm früher Tramp-Fahrten (= Auto-Stop-Fahrten), auch hochgefährlicher Art, quer durch Europa und nach Kleinasien. Gröhler studierte Psychologie und Philosophie. Er war Gastprofessor (für Literatursoziologie) an zwei USA-Staatsuniversitäten. Gröhler gründete die *Gruppe Intermedia*<sup>R</sup> (Mitglieder: zwei Buchautoren, ein Komponist, zwei interpretierende Musiker, eine Fotografin, ein Kunstmaler, ein Grafiker), die zwei Jahre öffentlich auftrat. Er ist Träger des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Unter anderem erhielt er bisher dreimal einen 1. Preis: einmal für ein Theaterstück, zweimal für Lyrik (zuletzt den Inge-Czernik-Förderpreis Lyrik 2010). Er bekam vier literarische Aufenthaltsstipendien: Worpsswede, Bettine-von-Arnim-Stipendium Wiepersdorf, Minden und das UNESCO-gestützte Stipendium im *Baltic Centre Visby* in Schweden.

Harald Gröhler gehört dem deutschen P.E.N.-Zentrum an; er ist auch Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Philosophie, Mitglied der französischen *Union des poètes*, Mitglied des internationalen Plesse-Autorenkreises, der Europäischen Autorenvereinigung Kogge, des Verbands deutscher Schriftsteller in ver.di.

Gröhler veröffentlichte bisher 17 Bücher (darunter sechs Gedichtbände; vier der Bücher haben eine 2. Auflage erlebt) und über 100 Beiträge in teils auch fremdsprachigen Anthologien. Einzelne Passagen seines Werks sind bis jetzt in zehn Sprachen übersetzt worden, zum Beispiel ins Polnische oder Georgische. Langjährige Mitarbeit bei der französisch-deutschen Zeitschrift „documents / Dokumente“.

Gedichte von Gröhler sind von zwei Komponisten vertont worden. Über ein Gedicht hat ein Filmregisseur ein Video gemacht (das wurde dann in ICE-Zügen der Deutschen Bahn gezeigt). Gröhler findet man in deutschen und internationalen Who's Who's – nur solchen, in die man sich nicht selber hineinkaufen kann, und er ist bei Wikipedia aufgeführt.

**Olaf HERRMANN**, geb. 1942 in Gotenhafen/Gdynia, wuchs während des Zweiten Weltkriegs und danach in mehreren Krankenhäusern und Kinderheimen, zwi-schendurch bei seinen Großeltern in Thüringen und nach dem Krieg in Oberbay-ern auf. Nach dem Abitur in München leistete Olaf Herrmann als anerkannter Kriegsdienstverweigerer seinen anderthalbjährigen Ersatzdienst im chirurgischen Operationsaal der Uni-Klinik in Bonn. In Bonn und Köln hat er dann auf das Lehramt an Sonderschulen in den Fachbereichen „Schwerhörigenpädagogik“ und „Lernbehindertenpädagogik“ studiert. Die längste Zeit seines aktiven Arbeitsle-bens unterrichtete er in einer Sonderschule in Bitburg, davon die letzten Jahre als Konrektor. Dass ihm die Polen keineswegs feindlich gesinnt entgegentraten, konnte Olaf Herrmann erst im siebten Lebensjahrzehnt auf seinen ausgedehnten Reisen erleben. Überall erfuhr er Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Und das über alle Generationen hinweg. Und so, meint Olaf Herrmann, haben die Polen ihm geholfen, endlich seine Heimat zu finden.

**Barbara HICKETHIER**, geb. am 25. Dezember 1943 in Breslau. Die Familie ihrer Mutter wohnte in Beuthen. Die Flucht aus Oberschlesien im Januar 1945 über die Tschechoslowakei und Österreich endete in Bayern. Schulbesuch auf einer Klosterschule in Günzburg an der Donau. Ausbildung auf einer Werkkunst-schule in Dortmund, zunächst als Grafikerin, dann in freier Malerei, danach ab 1966 in Berlin Studium der Kunstpädagogik. An einem musischen Gymnasium in Berlin Unterricht mit den Schwerpunkten Kunst, Architektur, Fotografie, Pla-katgestaltung, Textile Gestaltung und Darstellendes Spiel. Seit 1973 verheiratet mit dem Medienwissenschaftler Knut Hickethier, zwei Söhne, eine Tochter, alle im Grafikbereich arbeitend. Während und nach dem Schuldienst praktisch-künstleri-sche Arbeit und Mitwirken an künstlerischen Projekten (z.B. Schultheatertreffen, Öffentlichkeitsarbeit in einer Grundschule, Sommerakademie im Wendland, Gar-tengestaltung, Seminare zur Heilsamen Bewegung).

**Klaus HOHMANN**, geb. 10.12.1938, Studiendirektor a. D. Verfasser zahlreicher lokalhistorischer Veröffentlichungen. Schwerpunkte: biographische Aufsätze über Paderborner Personen im 19. und 20. Jahrhundert, architekturgeschichtliche The-men, Geschichte der Friedhöfe seit 1800, Geschichte des Reismann-Gymnasiums.

Publikationen in Auswahl: *Bauten des Historismus in Paderborn 1800–1920*, Paderborn 1990; *Stadt im Aufbruch. Der lange Weg Paderborns zur modernen Stadt*, Paderborn 1998 (als Hrsg. und Autor gemeinsam mit Schülern des Reismann-Gym-nasiums); *Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart*, Paderborn 2008 (als Hrsg. und Autor bzw. Mitautor des überwiegenden Teils der Beiträge); *Der Heimatverein Paderborn 1888 - 2013*, Paderborn 2013.

**Michał Jerzy JAMIOŁKOWSKI**, geb. 1975 in Warschau. Angestellt am Institut für Germanistik der Universität Warschau – in den Jahren 2008-2013 in der Abteilung für den Praktischen Deutschunterricht, ab 2013 in der Abteilung für Länderstudien des deutschsprachigen Raumes. Sein wissenschaftliches Interesse gilt den Wechselbeziehungen der Kulturen, ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten, aber auch dem deutschsprachigen Film und dem deutschsprachigen Theater. Er verfasste über 60 Artikel, Rezensionen und Berichte, die auf diese Thematik zutreffen, ist Mitglied des Polnischen Germanistenverbandes.

**Beata JANKOWSKA** – geb. 1986 in Mrągowo, absolvierte 2010 das Deutschlehrerkolleg in Szczytno und studierte anschließend im Masterstudiengang an der Humanistischen Akademie in Pultusk, den sie erfolgreich im Fach Fremdsprachendidaktik abschloss. Darüber hinaus studierte sie Germanistik an der Warschauer Universität und absolvierte dieses Studium 2014. Sie ist auch Teilnehmerin des Erasmus Programms in Bamberg. Derzeit studiert sie Englisch.

**Jerzy JASKIERNIA** – geb. am 21 März 1950 r. in Kudowa Zdrój, studierte an der Fakultät für Recht und Verwaltung an der Jagiellonen-Universität in Krakau (Magister des Rechts 1972; Doktor der Rechtswissenschaften 1977). Habilitation am Institut für Rechtswissenschaften der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau (1994); Titularprofessor der Rechtswissenschaften (2000, Beschluss des Staatspräsidenten der Republik Polen); ordentlicher Professor der Jan-Kochanowski-Universität in Kielce an der Fakultät für Recht, Verwaltung und Management, Direktor des Instituts für Recht, Ökonomie und Verwaltung, Leiter der Abteilung für Verwaltungs-, Europäisches und Internationales Öffentliches Recht; Mitglied des Komitees für Politische Wissenschaften der Polnischen Akademie der Wissenschaften; Präsident der Assoziation Polnischer Parlamentarier (seit 2012) und Vizepräsident der Europäischen Assoziation ehemaliger Abgeordneter aus Mitgliedsstaaten des Europarates (*European Association of the Former Members of Parliament of the Council of Europe Member States*) seit 2014; Abgeordneter zum Sejm der Republik Polen der I. und II. Legislaturperiode (Vorsitzender des Gesetzgebungsausschusses), der III. Legislaturperiode (Vizevorsitzender des Ausschusses für Europäische Integration) und der IV. Legislaturperiode (Vorsitzender des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten), Vizevorsitzender (1996-2001) und Vorsitzender (2001-2004) des Fraktion der Demokratischen Linksallianz im Sejm; Vorsitzender der Polnisch-Britischen Parlamentsgruppe (1994-2005); Delegierter zur Parlamentarischen Versammlung des Europarates (1994-2005), I. Vizevorsitzender des Ausschusses für Recht und Menschenrechte, Mitglied des Monitoring-Ausschusses – Berichterstatter für Kroatien und Armenien; Beobachter (2003-2004) und Mitglied des Europaparlaments (2004); Justizminister und Generalstaatsanwalt in der Regierung von Ministerpräsident Józef Oleksy 1995-1996. Verfasser von mehr als 400 wissenschaftlichen Publikationen zum Verfassungsrecht und aus dem Bereich der Politischen Wissenschaften, unter anderem *Zgromadzenie Parlamentarne Rady Europy* (Die Parlamentarische Versammlung des Europarates), Warszawa 2000 (englische Übersetzung 2002). Veranstalter von internationalen wissenschaftlichen Konferenzen über Systeme des Schutzes von Menschenrechten (2009-2016).

Wissenschaftliche Forschungsschwerpunkte: Föderalismus, Gesetzgebungsprozess, Schutz der Menschenrechte, Wahlrecht, europäischer Integrationsprozess, internationale Demokratiestandards.

**Rolf KARBAUM**, Prof. Dr.-Ing., Studium der Schwachstromtechnik an der Technischen Universität Dresden, Fachrichtung Bau- und Raumakustik; Tätigkeit in der Forschung und Entwicklung und bei der Interflug in Berlin auf dem Gebiet der Lärmbekämpfung; seit 1972 Dozent an der Ingenieurschule Görlitz für Automatisierungstechnik, Elektronik und Informationsverarbeitung; 1983 Promotion an der Technischen Hochschule Zittau auf dem Gebiet der Nachrichtenübertragung in Glasfasern (Lichtwellenleiter-Technik); nach der politischen Wende Mitbegründer der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Sozialwesen Zittau-Görlitz, dort 1993 zum Professor für Elektronische Schaltungstechnik berufen; seit 1990 im Stadtrat der Kreisfreien Stadt Görlitz, 1998–2005 Oberbürgermeister von Görlitz; seit 2005 im Ruhestand; 2005 Orden „Ritter der Ehrenlegion“ der Republik Frankreich; 2010–2014 Mitwirkung beim Bau des Europäischen Zentrums für Bildung und Kultur in Zgorzelec (Stalag VIIIA; Meetingpoint Music Messiaen). Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt 2016 „Seid vorsichtig mit der Butter“ – drei Lebensschicksale; zahlreiche enge Verbindungen nach Polen.

**Dominique KIRSTE** studierte von 2001 bis 2008 Zeitgeschichte und Kunstgeschichte an der Technischen Universität Berlin. Ihr besonderes Interesse gilt den Folgen des Antisemitismus vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Darüber hinaus interessiert sie sich für Malerei und Architektur der italienischen Renaissance. Sie schloss ihr Studium mit dem Mastertitel ab. Ab 2009 war sie im Büro des ost-west-forums Gut Gödelitz e.V. in Berlin fest angestellt, ab 2016 koordiniert sie die Arbeit des Büros ehrenamtlich. Sie studiert Betriebswirtschaftslehre an der Technischen Hochschule in Brandenburg.

**Adam Waldemar KOSESKI**, geb. am 12. Oktober 1939 in Warschau. Nach dem Warschauer Aufstand 1944 zusammen mit Mutter und Schwester in ein Lager nach Berlin deportiert, von wo er Anfang Mai 1945 heimkehrte.

Rektor der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułusk, ordentlicher Professor Dr. habil., Historiker und Politikwissenschaftler.

Absolvent der Universität Warschau (1963). Promotion 1972 an der Fakultät für Politische Wissenschaften der Universität Warschau; Habilitation 1979; Titularprofessor seit 1987. Mitbegründer der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ (1994). Erster Prorektor der Akademie (1994-2004) und seit 2004 ihr Rektor. Ehrendoktor der Moskauer Akademie für Ökonomik und Recht (2008) und der Immanuel-Kant-Universität in Kaliningrad (2009). Mitglied des Komitees für Monitoring des Regionalen Operationsprogramms für die Wojewodschaft Masowien für die Jahre 2007-2013. Vorsitzender des Programmrats des Masowischen Museums in Plock und des Museums des Masowischen Adels in Ciechanów.

Betreuer von 29 Promotionen, Gutachter von 11 Habilitationsschriften und zahlreichen Doktorarbeiten. Autor von 21 Büchern und Sammelbänden, mehr als 250 wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Artikeln, Übersetzer der bulgarischen Literatur.

Auszeichnungen: Goldenes Verdienstkreuz (1974), Kavalierskreuz (1983) und Offizierskreuz des Ordens der Wiedergeburt Polens (2003), bulgarischer Orden der Heiligen Kyrill und Methodius 1. Stufe (in Gold; 1976), Medaille der Kommission für Nationale Edukation (2000), Ehrenbürgerschaft der Stadt Pułtusk (2004), Ehrenabzeichen für Verdienste für Masowien (2009), Goldmedaille der Akademie des Polnischen Erfolgs (2010).

**Michał Władysław KULIK**, geb. am 27. September 1954, Doktor der Technischen Wissenschaften, Technische Hochschule Szczecin, 1990, Direktor des Polnisch-Deutschen Software-Hauses (bis 1995). in den Jahren 2000-2010 Hochschullehrer an der Universität Szczecin, seit 2010 Beauftragter für das Erasmus-Programm der EU an der Akademie der Kunst in Szczecin. Mit seinem Bruder, Paweł, Autor von mehreren Dokumentarfilmen: „Missweg – Britta Wuttke“ 1998, „Manfred Schatz – Faszination der Bewegung“ 2000, „Stanisław Lem – Der Literarische Kosmos“ 2002, „Diffusion“ 2010, „Verflechtungen eines Zopfes“ 2012, „Der Garten jenseits des Flusses“ 2014, „Art location“ 2016.

**Ryszard LIPCZUK**, Prof. Dr., geb. 1948. Studium der Germanistik an der Universität Warschau, 1970-1993 an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń tätig, 1990 a.o. Professor für germanistische Linguistik, 2002 Titularprofessor. Seit 1993 an der Universität Szczecin, 1993-1997 und 2005-2012 Direktor des Germanistischen Instituts, seit 1993 Leiter der Abteilung für deutsche Sprache. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen, Fremdwortlexikografie, deutsch-polnische Lexikographie, „falsche Freunde des Übersetzers“. Verfasser von mehreren Monographien, Aufsätzen, Rezensionen, Verfasser bzw. Mitverfasser von deutsch-polnischen Wörterbüchern und Deutschlehrbüchern. Mitherausgeber der Zeitschrift „Colloquia Germanica Stetinensia“ (Szczecin) und der Reihe „Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft“ (Hamburg).

**Ewa ŁASTOWIECKA**, geb. 1940 in Cieszyn. Als sie ihr Arztdiplom in der Medizinischen Akademie Warschau erhielt, war sie Mutter zweier Söhne. Sie arbeitete mehrere Jahre im Gesundheitsdienst für Studenten der Universität Warschau und anschließend im Krankenhaus für Angehörige und Studierende der Warschauer Hochschulen. Die „einzigsten“ Leistungen aus jener Zeit, in der sie gegen unzählige Schwierigkeiten anzukämpfen hatte, waren die Spezialisierung zum Facharzt für Innere Medizin und zwei Bücher: *Zemsta Skorpiona* (Die Rache des Skorpions) und *Limba* (Zirbelkiefer). 1982 verreiste sie mit ihrem Mann in den Irak, wo sie einen Arbeitsauftrag bekam. Im Ergebnis dieser Reise entstanden das Buch *Na Scene Szpitala Al Kindi w Bagdadzie* (Auf der Bühne des Al-Kindi-Krankenhauses in Bagdad). 1986 bekam Ewa Łastowiecka eine feste Anstellung im Kardiologischen Institut, wo sie sich in der Kardiologie spezialisierte und ihre Doktorarbeit verteidigt hat. Sie ist nach wie vor berufstätig. Mitunter beneidet sie die jungen Menschen um ihr Leben, die etlichen Erleichterungen und die Öffnung der Welt, denen sie begegnen. Aber wenn sie die Karte mit aktuellen Ereignissen und die Verzweiflung in den Ruinen von den betroffenen Städten beobachtet, hat sie das Gefühl, dem Schicksal nicht dankbar genug zu sein.

**Marta MILEWSKA** – geboren am 7. April 1979, Doktor der Geisteswissenschaften im Bereich der Geschichte. Studium der Geschichte an der Humanistischen Fakultät der Universität Ermland-Masuren in Olsztyn sowie Postgraduiertenstudium der Geographie in der Hochschule „Paweł Włodkowic“ in Płock. 2010 Dissertation an der Fakultät für Geschichte an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk. Hochschullehrerin an dieser Akademie, derzeit in der Position eines Dr. Adjunkts. Forschungsfelder: Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, deutsch-polnische Beziehungen und Geschichtsdidaktik. Mehrere Publikationen zum Gesundheitswesen und zur medizinischen Versorgung.

**Halina OKOŃ** geborene Pióro (\* 2. Januar 1947 in Gałęzów, Kreis Chełm, Wojewodschaft Lublin). 1953 zogen ihre Eltern nach Chełm um, wo sie die Grundschule und das Stefan-Czarnecki-Lyzeum (1965) absolvierte. 1965 nahm sie ein Studium für Kultur und Bildungswesen in Warschau auf und begann im Kreiskulturhaus in Chełm zu arbeiten. Als Angestellte dieser Einrichtung absolvierte sie ihr Studium und setzte ihre Ausbildung an der Fakultät für Pädagogik und Psychologie an der Maria-Curie-Skłodowska-Universität in Lublin im Bereich Kultur- und Bildungsarbeit fort und machte ihren Abschluss 1979.

Nach der Gründung der Wojewodschaft Chełm arbeitete sie in Chełm im Wojewodchaftskulturhaus, im Garnisonsklub, im Frauenbund, in politischen Organisationen und ab 1984 – nachdem sie ein postgraduales Studium an der Pädagogischen Hochschule Krakau und ein Studium des Managements im Bildungswesen absolviert hatte – im Berufsschulverbund Nr. 5 „Stanisław Staszic“ als Geschichts- und Geographielehrerin sowie Internatsleiterin. Seit 2003, nach 37 Arbeitsjahren, ist sie im Ruhestand.

Sie war Mitglied in einigen gesellschaftlichen Organisationen: dem Polnischen Pfadfinderverband (im Rang einer Pfadfinderleiterin), dem Verein der Freunde des Chelmer Landes, im Mieczysław-Niedźwiecki-Chor des Chelmer Landes „Hejnał“, der Polnischen Gesellschaft für Tourismus und Landeskunde.

Halina Okoń veröffentlichte Beiträge über regionale Themen in der örtlichen Presse, unter anderem in der „Kultura Chelmska“.

1969 heiratete sie Zbigniew Waldemar Okoń, mit dem sie drei Kinder großgezogen hat: die Söhne Paweł und Andrzej sowie die Tochter Katarzyna. Sie haben vier Enkelkinder, die sie öfters in Warschau und Piotrków Trybunalski besuchen.

**Natalia OŁOWSKA-CZAJKA** ist 41, Rechtsanwältin, schloss zuerst ein Jurastudium an der Universität Warschau und zusätzlich, im Rahmen der Fortbildung, Schulen des englischen Rechts und des spanischen Rechts ab. Sie hat ihre Laufbahn in einem großen ausländischen Anwaltskonzern ausprobiert und sich schließlich für ihren eigenen Berufsweg entschieden. Seit 12 Jahren hat sie eine eigene kleine nette polnische Kanzlei. Sie beherrscht Englisch, Spanisch, Russisch und (möglicherweise endlich auch) Deutsch, gemäß dem Glauben, dass (1) jede fremde Sprache dem Menschen ein neues Leben gibt und deshalb sie jetzt fünf Leben hat, und dass (2) die Welt voller guter Menschen ist, so dass es sich lohnt, mit ihnen zu kommunizieren, insbesondere wenn man ihnen helfen will. Das macht sie auch auf internationaler Ebene als Mitglied der *Academy for Family Lawyers* und der *Academia Euroamericana de Derecho de Familia*.

**Agnieszka OZDARSKA**, geb. 1979 in Żagań. Absolventin des Stefan-Banach-Lyzeums in Żagań (1998); 1998-2001 Germanistikstudium am Fremdsprachenkolleg für Lehrerbildung in Ciechanów; 2004 Magisterstudium (Germanistik) an der Universität in Zielona Góra; 2007 postgraduales Studium an der Hochschule für Fremdsprachen in Warschau im Bereich Theorie und Praxis der Übersetzung. Derzeit Deutschlehrerin an einer Oberschule.

**Jörg PETERSEN** wurde 1950 in Neumünster in Schleswig-Holstein geboren. Die ersten neun Jahre wuchs er auf einem Bauernhof auf und musste als Kind den Wechsel vom Dorfleben in die Millionenstadt Hamburg verarbeiten. Hier machte er 1971 sein Abitur und verließ Hamburg, um in Göttingen zu studieren. Nach zwei Semestern Geologiestudium wechselte er an die Pädagogische Hochschule Göttingen, um sich dort für die Unterrichtsfächer Geografie, Geschichte und Biologie ausbilden zu lassen. 1975 trat er seine erste Lehrerstelle an einer Hauptschule in Freiburg/Elbe im Landkreis Stade an. Er gehört zu den Menschen, die nicht nur zuschauen, was andere machen. Er wollte immer mitgestalten – im Beruf ebenso wie in seinem außerberuflichen Umfeld.

Beruflich galten seine Bemühungen der Umsetzung eines möglichst hohen integrativen Ansatzes in seinem pädagogischen Wirken. In seinen letzten zwölf Dienstjahren, inzwischen als Rektor, hat er an seiner Schule gemeinsam mit seinem Kollegium ein Schulmodell entwickelt und erprobt, in dem Haupt- und Realschüler gemeinsam in einer Klasse unterrichtet wurden. Dieses Modell wurde in sehr großen Teilen 2011 als neue Schulform unter dem Namen „Oberschule“ im Niedersächsischen Schulgesetz verankert. Heute gibt es ca. 250 Oberschulen im Land Niedersachsen. Im außerberuflichen Bereich engagierte sich Jörg Petersen 20 Jahre als SPD-Mitglied im Rat seiner Heimatgemeinde Freiburg. Inzwischen längst nicht mehr im Gemeinderat, gestaltet er sein Lebensumfeld aktiv in Vereinen und Arbeitskreisen mit. Er zählt zu den Gründern eines Vereines, der 2004 einen dreigeschossigen, 250 Jahre alten Getreidespeicher vor dem Abriss bewahrt und dann in sein Eigentum übernommen hat. Heute beherbergt das Gebäude ein soziokulturelles Zentrum, das in dieser Form im ländlichen Raum landesweit eine Pilotfunktion hat. Schon immer im Vorstand tätig, hat Jörg Petersen in diesem Jahr den Vorsitz des 760 Personen zählenden Vereines übernommen.

**Christian PFEIFFER**, geb. 1944, Prof. Dr. Studium: Rechtswissenschaften und Kriminologie, Universität München und London School of Economics and Political Science; Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes. 1976–1984 wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Schüler-Springorum, Universität München; 1978 Initiator eines Modellversuchs des Vereins Brücke e. V. für jugendrichterliche Weisungen gegenüber jungen Straftätern, der bundesweit große Ausstrahlungswirkung entfaltete. 1983 Promotion: „Kriminalprävention im Jugendgerichtsverfahren“ (summa cum laude); 1984/85 Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1985 zunächst stellvertretender Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN); 1987 bis 2014 alleiniger Direktor des Instituts; ab 1987 Professur für Kriminologie, Jugendstrafrecht, Strafvollzug an der Universität Hannover; 2000-2003 Justizminister Niedersachsens; 2015 Gastprofessur am John Jay College, New York; seitdem wieder Kriminologe am KFN. 1976

Gründer und ehrenamtlicher Vorsitzender der Bürgerstiftung Hannover (fördert lokale Jugend-, Kultur- und Sozialprojekte), der ersten Stiftung ihrer Art in Deutschland, die seitdem bundesweit zum Vorbild für mehr als 320 entsprechende Stiftungen wurde.

**Tomasz G. PSZCZÓŁKOWSKI**, geboren 1951 in Warschau, Germanist und Politikwissenschaftler, Prof. Dr. rer. pol. habil., arbeitet seit 1974 am Institut für Germanistik der Universität Warschau. Von 1998 bis 2011 war er Professor an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk, 2005/2006 Prof. am Lehrstuhl für Business Communication der Handelshochschule (Warsaw School of Economics). 2007-2013 Professor an der Hochschule Wszechnica Polska in Warschau.

Von 1980 bis 1990 Übersetzer und Leiter der deutschen Ausgabe der Zeitschrift „Polnische Neuerscheinungen“ (*Nowości Wydawnictw Polskich*, Verlag Agpol Warschau). Mitglied des Redaktionskomitees der Zeitschriften „Studia Niemcoznawcze \* Studien zur Deutschkunde“ (Institut für Germanistik, Universität Warschau) und des „Rocznik Katedry Badań Niemcoznawczych Uniwersytetu Łódzkiego“ (Lehrstuhl für Deutschlandforschung der Universität Łódź).

Verfasser von über 150 Publikationen, darunter von Büchern: *Ordoliberalizm. Społeczno-polityczna i gospodarcza doktryna neoliberalizmu w RFN*, Warszawa – Kraków 1990; *Zur Methodologie der Interpretation des Politischen bei Friedrich Nietzsche*, Frankfurt am Main 1996; *Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich*, Warszawa 2013, *Deutschland – Polen: Eine kulturkomparatistische Untersuchung*, Bielefeld 2015.

Mitherausgeber einiger Bücher, unter anderem von *Teksty liberalne* (Texte über den Liberalismus, Warszawa 1993); *Nowoczesny liberalizm und Moderner Liberalismus* (gemeinsam mit Hans-Georg Fleck, Warszawa 1997); *Polska między Niemcami a Rosją \* Polen zwischen Deutschland und Russland* (gemeinsam mit Karol Czejarek, Pułtusk 2011); *Erlebte und erinnerte Geschichte \* Historia pamięcią pisaną*, gemeinsam mit Karol Czejarek, Krzysztof Garczewski und Anna Warakomska, Pułtusk 2014.

Übersetzer von philosophischen, politikwissenschaftlichen und religionswissenschaftlichen Publikationen, darunter von Büchern: Heinrich und Marie Simon, *Filozofia żydowska* (dt. Titel: „Geschichte der jüdischen Philosophie“), Warszawa 1990; Claus Menze, *Wilhelm von Humboldt*; Warszawa 1993; Barthold C. Witte, *Friedrich Naumann. Człowiek i dzieło* (dt. Titel: „Friedrich Naumann. Leben und Werk“), Warszawa 1998; Gerhard J. Bellinger, *Leksykon religii świata* (dt. Titel: „Knaurs großer Religionsführer“), Warszawa 1999 (Mitübersetzer: Tadeusz Kachlak); Dietrich von Hildebrand, *Spustoszona winnica* (dt. Titel: „Der verwüstete Weinberg“), erste Auflage Warszawa 2000, dritte Auflage 2013.

**Piotr ROGUSKI**, Jahrgang 1945. Professor an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk, Professor em. am Slavischen Institut der Universität zu Köln. Im Zusammenhang mit seinen Forschungen zu den deutsch-polnischen Kulturbeziehungen veröffentlichte er unter anderem: *Tulacz polski nad Renem. Literatura i sprawa polska w Niemczech w latach 1831–1845* (1981), *Kuszenie Polaków. Diabeł w świecie dramatu romantycznego* (1993), *Aufsätze zur polnischen und deutschen Romantik* (1996), *Cmentarz polski w Dreźnie* (2000), *Dzielný*

*kosynier i piękna Polka. Powstanie listopadowe w poezji niemieckiej* (2004), *Do przyjaciela wroga. Niemcy w poezji polskiej. Antologia* (2010), *Polnische Literatur als Mentalitätsgeschichte* (2011), *Słodkie imię wolności... Przejście Polaków przez Niemcy po upadku powstania listopadowego* (2011). Piotr Roguski legte darüber hinaus fünf Gedichtbände vor.

**Iwona ROSZKOWSKI**, geb. in Tychy, Mutter von zwei Töchtern. Sie ist ausgebildete Grundschullehrerin. Im Jahr 1988 emigrierte sie nach Deutschland, wo sie heute noch wohnt. Roszkowski ist Verbreiterin der polnischen Kultur in Deutschland, Initiatorin vieler interkultureller Treffen in Straubing (ihrer Heimat), die unter dem Titel „Poetry, Sound & Vision“ stattfinden. In eben diesem Straubing hat sie 2012 die erste „Begegnung mit der Polnischen Dichtung“ organisiert, an der Aleksander und Barbara Nawrocki, die Organisatoren des Warschauer UNESCO-Welttages der Poesie, teilnahmen. Im Jahre 2013 kandidierte sie als Parteilose bei den Stadtratswahlen in Straubing. Seit 2014 leitet sie ein Projekt über Janusz Korczak. Sie arbeitet in einem Heim für Kinder und Jugendliche mit Behinderung, indem sie die Gruppenleitung innehat.

**Roman SCHAFFNER**, geb. 1968 in Straubing (Niederbayern), ist von der Ausbildung staatlich anerkannter Erzieher und seit 2000 Sozialpädagoge. Er arbeitete in einer Wohngruppe mit verhaltensauffälligen Jugendlichen, studierte dann Sozialpädagogik. Schaffner war beim Allgemeinen Sozialdienst – Jugendamt Straubing und dort bis 2009 für die Jugendsozialarbeit an Schulen und anschließend im Kinderschutz Straubing tätig. Seit 2011 war er Integrationsbeauftragter der Stadt Straubing, von 2011 bis 2014 für die Koordination des lokalen Aktionsplans Straubing im Rahmen des Bundesprogramms „Toleranz Fördern – Kompetenz Stärken“ und seit 2014 für die Koordination der Partnerschaften für Demokratie in Straubing im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben! Gemeinsam gegen Rechtsextremismus, Gewalt und Menschenfeindlichkeit“ verantwortlich.

**Axel SCHMIDT-GÖDELITZ**, geboren auf Gut Gödelitz / Sachsen am 6. April 1942. Nach Enteignung des Gutes durch die sowjetische Besatzung Flucht der Familie nach Westdeutschland. Studium der Politischen Wissenschaften und Volkswirtschaft in Berlin und Aix-en-Provence / Frankreich.

Nach dem Ende des Studiums freier Journalist. Von 1976 bis 1981 Mitglied der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der DDR in Berlin (Ost). Danach Koordinator der Entwicklungsprojekte der Friedrich-Ebert-Stiftung in Ägypten und der Volksrepublik China. 1990 Rückkehr nach Deutschland, Leiter der Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin von 1990 bis 2003. Kauf des Gutes Gödelitz von der Treuhand, 1991 Rückkehr der Familie auf das Gut.

Aufbau des Ost-West-Forums mit dem Ziel, Brücken zwischen den beiden Bevölkerungsteilen des wiedervereinigten Deutschland zu errichten – vor allem durch kleine Biographiesprachrunden, an denen mittlerweile mehr als 2600 Menschen teilgenommen haben. Dieses „Gödelitzer Modell“ wird mit großem Erfolg weltweit eingesetzt, um Vorurteile und Spannungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsteilen abzubauen. Daneben wurde unter dem Dach des Gödelitzer Ost-West-Forums eine WerteAkademie für junge Führungseliten gegründet mit

dem Ziel, einer weitgehend wertefreien Funktionselite ein Netzwerk von jungen, werteorientierten Führungskräften entgegenzusetzen.

Axel Schmidt-Gödelitz ist mit einer Ostdeutschen verheiratet und hat zwei Söhne. Er leitet neben dem Ost-West-Forum den landwirtschaftlichen Betrieb des Gutes. Er liest gerne. Für weitere Hobbies findet er keine Zeit.

**Julia SCHUCH**, geborene Sudek (\* 25.10.1972 in Lingen/Ems) wuchs als mittleres von drei Kindern im Emsland auf. Neben vielen anderen Prägungen war ihr das Land Polen von Kindesbeinen an dank ihrer Großmutter väterlicherseits, die in Danzig aufwuchs, und ihrem Vater, der Hilfstransporte und Theaterprojekte organisierte und leitete, sehr nah – ohne aber eine wirkliche Bindung zu haben.

1992 Beginn des Studiums Lehramt an Grund- und Hauptschule, Schwerpunkt Hauptschule an der Universität Koblenz/Landau. Referendariat in der Pfalz, Lehrerin zuerst in Vallendar, dann Koblenz, seit 2012 in Bonn an einer Hauptschule im sozialen Brennpunkt. 2005/06 Zertifizierung zur Antiaggressions- und Coolnesstrainerin beim IKD Hamburg. Seit November 2014 Konrektorin.

**Halina STANO** ist 1954 in Warschau geboren. Ihr ganzes Leben ist mit ihrer Geburtsstadt verbunden. Sie absolvierte das renommierte Tadeusz-Rejtan-Lyzeum und studierte Ökonomie an der Handelshochschule (*Warsaw School of Economics*) in Warschau. Halina Stano arbeitete im Außenhandelsunternehmen Elektrim in Warschau und in seiner Zweigstelle in Peking. Sie ist weiterhin berufstätig und arbeitet bei der WELCOME Airport Services GmbH im Warschauer Flughafen. Sie hat drei Töchter und ist Großmutter von vier Enkelkindern. Ihre Vorlieben sind Reisen und Geschichte. Sie sucht ständig nach der Geschichte ihrer Stadt und versucht sie zu verstehen ...

**Janusz SZCZEPAŃSKI**, geb. 1947. Ordentlicher Professor im Institut für Geschichte der Maria-Curie-Skłodowska-Universität in Lublin und an der Geschichtsfakultät der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk. Historiker der Geschichte Polens im 19. und 20. Jahrhundert, darunter der Geschichte Masowiens. Autor von mehr als zweihundert wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Beiträgen sowie von einigen zehn Büchern über die Geschichte des Kampfes um Unabhängigkeit, insbesondere über den polnisch-bolschewistischen Krieg von 1920 wie auch über Geschichte von Städten, Dörfern, des Schulwesens, der Auswanderung wegen ökonomischer Perspektivlosigkeit und der nationalen und konfessionellen Minderheiten. Redakteur des Bandes III (1795-1918) und des Bandes IV (1918-1939) einer Synthese der „Geschichte Masowiens“ (*Dzieje Mazowsza*).

Die Buchveröffentlichungen oder deren Auszüge sowie die wissenschaftlichen Beiträge von Prof. Janusz Szczepański über die nationalen und konfessionellen Minderheiten auf dem Territorium Masowiens gelten hauptsächlich der jüdischen oder deutschen Bevölkerung im 19. und 20. Jahrhundert (bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges). Darin charakterisiert der Autor unter anderem deren Einstellung gegenüber politischen Ereignissen in Masowien, die polnisch-jüdischen und polnisch-deutschen Beziehungen, in Sonderheit die Beteiligung der jüdischen Bevölkerung und deutscher Siedler in Masowien an der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung auf polnischem Territorium.

**Magdalena ULLRICH**, Jahrgang 1976, geboren in der Region Podkarpackie in Polen, absolvierte u.a. Medienwissenschaften an der Jagiellonen-Universität in Krakau. Seit 2002 lebt sie mit ihrem deutschen Mann und zwei Kindern in der deutsch-polnischen Grenzregion unweit von Stettin und beschäftigt sich seit jeher auch beruflich mit den deutsch-polnischen Verflechtungen.

**Helmut WAGNER**, geb. 1929 in Rastenburg, Ostpreußen, heute Kętrzyn, ist ein Professor emeritus der Freien Universität Berlin. Er ist dort, in Berlin, seit 1964 ansässig. Zuvor hat er in Berlin und Tübingen Politische Wissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert. Er ist 1961 an der Tübinger Eberhard-Karls-Universität von Prof. Theodor Eschenburg promoviert worden, war danach Assistent von Prof. Golo Mann an der Technischen Universität Stuttgart und absolvierte sodann einen Studienaufenthalt in Warschau. Danach, wieder nach Berlin zurückgekehrt, hat er sich 1971 an der Freien Universität Berlin habilitiert und sodann 24 Jahre lang an ihr gelehrt und geforscht. Seine Hauptinteressengebiete waren Politische Ideologien, Osteuropa und die Integration Europas.

In diesem Zeitabschnitt seines Lebens hat er insgesamt 31 Promotionen betreut und über einhundert Publikationen verfasst. Freisemester erlaubten es ihm, sich in der Welt umzusehen. Nicht nur in Polen und Frankreich, sondern auch in den USA, in Japan und Korea wie auch auf Taiwan hat er sich zu Studienzwecken aufgehalten. In seinen beiden „Alterswerken“, die er nach seiner Emeritierung publizierte, hat er sich im ersten, 2012 erschienenen Werk mit dem Titel „Vom Störenfried zum Bürger“ mit der „deutschen Frage“ beschäftigt, in seinem zweiten, 2016 erschienenen Werk mit dem Titel „Unser Europa – Die Konstruktion und Zukunft der Europäischen Union“ der „europäischen Frage“ angenommen. Beide heute noch brennende Fragen sind von ihm, anders als es in der Regel geschieht, neu interpretiert worden.

**Anna WARAKOMSKA**, Dr. habil, seit 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung für Länderstudien des Deutschsprachigen Raums am Institut für Germanistik der Universität Warschau.

Dissertation zum Thema *Der preußische Staat 1850 – 1870 und seine Schriftsteller. Von Realpolitik zum bürgerlichen Realismus*; Habilitation zum Thema *Die Wahrheit der höheren Instanz. Von der Ironie am Beispiel der Prosa von Herbert Rosendorfer*.

Ehemalige DAAD-Stipendiatin, Studienaufenthalte in Deutschland (Universität zu Köln, Freie Universität Berlin), Gastvorträge in der Türkei über die Stereotype in der Literatur (Firat Universität in Elazig, Dicle Universität in Diyarbakir). Mitherausgeberin der deutsch-polnischen Biographien im Rahmen des Projektes unter demselben Namen.

Forschungsschwerpunkte: Wechselwirkungen zwischen Literatur und Politik; Ironie in der Literatur; deutsch-polnische Beziehungen in Politik, Kultur und Literatur; kulturwissenschaftliche Theorien, interkulturelle Literatur, die Literatur der Türkeistämmigen Migranten und ihrer Nachfahren in Deutschland.

Verfasserin von zahlreichen wissenschaftlichen Artikeln und anderen Publikationen zu diesen Themen, zuletzt: Anna Warakomska / Mehmet Öztürk (Hg.): *Man*

*hat Arbeitskräfte gerufen, ... es kamen Schriftsteller. Migranten und ihre Literaturen.* Frankfurt am Main, Bern, New York u.a. 2015, 267 S.

**Eckard WEIßER** hat heute mehr als 100 freundschaftliche Kontakte in Polen. Sein Vater wurde in Inowrocław (vormals Inowrazlaw), seine Mutter in Siemianowice (deutsch: Siemianowitz) geboren. Er wurde 1935 in Nysa (Neisse) geboren. Im Januar 1945 floh seine Mutter mit ihren Kindern vor den Russen und fand Zuflucht in Sachsen, wo er mit seinen drei Geschwistern in einem Kinderheim wohnte. Nach dem Abitur im Jahre 1953 studierte er Landwirtschaft an der Universität Leipzig. Nach dem Studium begann er in einer LPG in Mecklenburg zu arbeiten. Danach arbeitete er im Institut für Agrarökonomik in Neetzow ebenfalls auf dem Lande in Mecklenburg.

Seit 1967 war Eckard Weißer wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hochschule für LPG in Meißen, wo er 1968 promovierte und 1981 wieder in einer LPG, diesmal im Kreis Meißen, arbeitete. Nach 1990 ist er 18 Monate arbeitslos.

Bis 2009 unterrichtet er freiberuflich Buchführung mit einem Honorar von 20 Euro brutto pro Unterrichtsstunde, inklusive Unterrichtsvorbereitung und Fahrtkosten.

Heute beschäftigt er sich mit aktuellen Fragen der Zeitgeschichte, wobei er das Internet nutzt, und hat unter anderem eine Abhandlung über die Transformationsprozesse in Polen und in Ostdeutschland (der ehemaligen DDR) nach 1989 veröffentlicht. Dabei unterstreicht er die wirtschaftlichen Erfolge Polens nach den politischen Umgestaltungen und kritisiert den Transformationsprozess in der ehemaligen DDR.

In Polen ist er besonders vom Katholizismus der Polen und von der Restauration von Denkmälern begeistert.

**Dariusz WOJTASZYN**, Dr habil. Studium der Geschichte an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań/Posen, Promotion und Habilitation an der Universität Wrocław/Breslau. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Zeitgeschichte des Willy-Brandt-Zentrums für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław/Breslau. Bis 2012 wissenschaftlicher Sekretär der Gemeinsamen Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission. Verfasser zahlreicher Publikationen über deutsch-polnische Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg, internationale Schulbuchforschung und Sportgeschichte, unter anderem: *Obraz Polski i Polaków w prasie i literaturze NRD w okresie powstania Solidarności i stanu wojennego* („Das Polenbild in der Presse und Literatur der DDR in der Entstehungszeit der ‚Solidarność‘ und in der Zeit des Kriegsrechts“), 2007; *Sport w cieniu polityki. Instrumentalizacja sportu w NRD* („Sport im Schatten der Politik. Instrumentalisierung des Sports in der DDR“), 2011; *Po dwóch stronach historii* („Zwei Seiten der Geschichte“), hrsg. zusammen mit T. Strobel, 2012; *Kibice w socjalizmie* („Fußballfans im Sozialismus“), 2013; *RFN–NRD–PRL. Zbliżenia* („BRD–DDR–VRP. Annäherungen“), hrsg. zusammen mit K. Ruchniewicz, 2014; *Ideologiczna współpraca. Władze wobec środowisk opiniotwórczych w PRL i NRD* („Ideologische Zusammenarbeit. Die Staatsorgane angesichts meinungsbildender Personengruppen in der VRP und der DDR“), hrsg. zusammen mit S. Ligarski und K. Ruchniewicz, 2016; *Dzieje polskiego i niemieckiego sportu w XIX i XX wieku. Idee, ludzie, polityka i kultura* („Geschichte des deutschen und polnischen Sports im 19. und 20. Jahrhundert. Ideen, Personen, Politik und Kultur“), hrsg. zusammen mit W. Stępiński und J. Eider, 2016.



Von der Humanistischen Akademie herausgegebene Übersetzungen aus dem Deutschen  
 Przekłady z języka niemieckiego wydane przez Akademię Humanistyczną



Von links: Dr. Marta Milewska, Prof. Dr. Karol Czejarek und Axel Schmidt-Gödelitz  
 Od lewej: dr Marta Milewska, prof. dr Karol Czejarek i Axel Schmidt-Gödelitz



Von links: Helmuth Bauer, Beata Jankowska, Maria Brysch und Erhard Brödner  
Od lewej: Helmuth Bauer, Beata Jankowska, Maria Brysch i Erhard Brödner



Von rechts unter anderem Eckart Weißer  
Od prawej m.in. Eckart Weißer